3 1761 09704209 7

Praktische Auslegung des Alten Testaments

von

Friedrich Niebergall

1. Band

Weisheit und Lyrik

Bible
Comment (O.T.)
N

Praktische Auslegung des Alten Testaments

Methodische Anleitung zu seinem Gebrauch in Kirche und Schule. Im Anschluß an „Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl"

von

D Friedrich Niebergall

Professor in Heidelberg

Erster Band:

Weisheit und Lyrik

Mit Namen-, Sach- und Stellenregister

Göttingen ▫ Vandenhoeck & Ruprecht ▫ 1912

295257
10. 1. 34

Printed in Germany

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

Der hochwürdigen theologischen Fakultät zu Berlin

für die ihm bei der hundertjährigen Jubelfeier
der Friedrich-Wilhelms-Universität
verliehene Würde eines Doktors der Theologie

als Zeichen treuen Dankes
in tiefster Ehrerbietung

gewidmet

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/praktischeausleg00nieb

Vorwort.

Unser neues Verständnis des Alten Testamentes, das sich auch der kirchlichen Praxis anbietet, und das Bedürfnis dieser Praxis nach neuen Inhalten und Formen der Verkündigung — in diesem Verhältnis zwischen der Arbeit der Wissenschaft und der der Kirche liegt der Beweggrund zur vorliegenden Praktischen Auslegung des Alten Testaments.

Sie will sich von andern Arten der Auslegung unterscheiden, die der streng wissenschaftlichen zur Seite treten: von der wissenschaftlichen, wie sie „die Schriften des A. T", hrsg. von Greßmann, Gunkel u. A., vertreten, — ihrer bedient sich dankbar die vorliegende Arbeit als ihrer theoretischen Grundlage — durch ihre Absicht, nicht zuerst dem Wissen und Verstehen, sondern der Arbeit an der Erbauung zu dienen; von praktischer Auslegung alter und neuer Zeit, wie etwa dem Dächselschen oder dem Mayerschen Bibelwerk, dadurch, daß sie es nicht mit dem religiösen Konsumenten, sondern dem religiös-theologischen Produzenten zu tun hat. Aber auch von einem Werke, das diesem dienen wollte, wie dem Langeschen Bibelwerk, unterscheidet sich vorliegende Auslegung mannigfaltig. Einmal stellt sie sich auf den Boden des neuen kritischen und religionsgeschichtlichen Verständnisses des A. T., wie dieses auf dem der alten Auffassung stand, und zwar ist sie von dem frohen und festen Glauben getragen, daß dieses Verständnis nicht nur kein Hemmnis für die Erbauung, sondern ihre stärkste Förderung bildet. Dann aber will sie nicht nur dem Prediger dienen, wie dieses, sondern sie möchte das A. T. für den ganzen Umfang der Praxis ausschöpfen; endlich möchte sie nicht nur praktische Predigtgedanken und Dispositionen unmittelbar an die Exegese einer Stelle hängen. Die Absicht unserer Arbeit geht vielmehr vor allem auf eine Methodik, die anleiten will, Altes in den Dienst der Gegenwart zu stellen und Gegenwärtiges durch das Alte beleuchten und gestalten zu helfen.

Es handelt sich also um eine theoretisch und methodisch strengere Arbeit, wenn man will um eine wissenschaftliche Aufgabe. Deren Grundlage ist im ganzen Psychologie; Religionspsychologie soll den innersten Kern der Urkunden erfassen helfen, und Wertungspsychologie die pädagogischen Grundsätze liefern, um den Erwerb der alttestamentlichen Klassiker der Religion dem Geist unserer Zeit zuzuführen.

Eine Methodenlehre mit Beispielen will also das Buch vor allem bieten. Darum ist es mehr für den Pfarrer und Religionslehrer bestimmt, der sich allgemeine Grundgedanken praktischer Art aneignen, als für den, der sich im einzelnen Fall seinen Stoff holen will. Es will nicht Arbeit ersetzen, sondern durch Anregungen, Winke und Beispiele zur Arbeit helfen.

Der vorliegende erste Band vereinigt die sogenannten Lehrbücher des A. T. Will die Behandlung der Weisheitsliteratur vor allem der speziell-praktischen Predigtweise dienen, so die der Psalmen einer festlichen Gestaltung des Gottesdienstes und der Mannigfaltigkeit der seelsorgerlichen Aufgabe. Hiob und Kohelet sind besonders mit dem Blick auf die Probleme des Innenlebens behandelt, wie sie in der Predigt, vor allem aber wieder in der Seelsorge wollen angefaßt sein. Die Berücksichtigung der Unterrichts-Aufgaben zieht sich durch alle Bücher hindurch.

Steht in diesem Band das Einzelleben im Vordergrund, so sollen die beiden folgenden die Propheten und die Geschichtsbücher vor allem unter dem nationalen und sozialen Gesichtspunkt behandeln. Daß dies in dem religiös-sittlichen Geist der Propheten geschieht, versteht sich von selbst; so erfordert es unsere Zeit mit ihren vielen Gedenktagen großer vaterländischer Zeiten, an denen sich die Freude an unserm deutschen Volkstum, an seiner Geschichte und seinem weitern Aufstieg neu entzünden soll, so entspricht es dem Geist, der die Universität ins Leben rief deren theologischer Fakultät dieses Werk gewidmet ist.

Heidelberg, 2. September 1912.

F. Niebergall.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort V

Allgemeine Einleitung 1
1. Einführende Gesichtspunkte 1
2. Das A. T. eine Entwicklung auf das N. T. hin 3
3. Das A. T. eine Ergänzung zum N. T. 16
4. Die Verwertung des A. T. in der Praxis 31
5. Anordnung, Auswahl und Gestaltung 37

Die Spruchweisheit (Sprüche Salomos und Jesus Sirach) 40
Einführung 40
1. Die Weisheit 43
Die Weisheit im Universum 45. Die Vergeltung 48. Die sittliche Weltordnung 58
2. Lebenskunde 62
a) Charakterbildung 62
Wahl des Umgangs 66. Selbstzucht 67. Das rechte Schamgefühl 70. Warnung vor Verführung 72. Meiden der Sünde 73. Kampf gegen die Sinnlichkeit 77. Gottesfurcht, Demut, Gottvertrauen 80. Ehrfurcht vor den Eltern 83. Lebensklugheit 87. Bescheidenheit 89. Festigkeit 92. Heiterkeit des Gemüts 95. Gelassenheit, Maßhalten, nicht grübeln 97. Geduld im Leiden 99. Tugenden im Verhalten gegen Andere 100. Freundlichkeit 103. Edelsinn 106. Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit 109. Verschwiegenheit 112. Gemeinsinn 115. Selbstbehauptung 116. Männliches Auftreten 118. Guter Ruf 119. Rechter Gebrauch der Zunge, Macht des Worts, Kunst der Antwort, Kunst des Schweigens, Vorsicht mit der Zunge 121. Nicht schwören 125. Gegenbild des edlen Charakters 126. Der Einfältige, der Tor, der Spötter 128. Hochmut, Übermut, Gewalttat 131. Jähzorn, Großtun, Lüge 133. Verleumdung, Heimtücke, Falschheit 134
b) Im eignen Haus 136
Ehe 137. Eltern und Kinder 143. Schätzung des Reichtums 149. Wert der Arbeit 157. Freundschaft 161. Gesundheit 164. Fromme Bräuche 169
c) Im öffentlichen Leben 171
Anstandsregeln 171. Vorsicht im Verkehr 175. Bürgerspiegel 179

Die Psalmen 188
I. Gruppe: Hymnen 193
1. Kultische Hymnen 193
a) Prozessionshymnen 193
b) Fest- und Siegeshymnen 199
c) Liturgische Hymnen 208
d) Eschatologische Hymnen 214
2. Individualdichtung, Naturpsalmen 222
II. Gruppe: Gebete 230
1. Dankgebete 230
a) Öffentliche Dankgebete (Chorlyrik) 230
b) Monodische Dankgebete (Individuallyrik) 238

Seite
2. Öffentliche Bittgebete 241
a) Gebete in gemeinsamer Not 241
b) Klagelieder 244
c) Königspsalmen 249
3. Monodische Bittgebete (Individuallyrik) 252
a) Die persönlichen Feinde 252
b) Die Feindschaft als Not 254
c) Die Feindschaft als Strafe 258
Unschuldspsalmen 263
Klagepsalmen 265
Trostgebete 281
III. Gruppe: Lieder 295
a) Geistliche Lieder 295
b) Didaktische Dichtungen 307

Hiob und Kohelet. Gedanken über die Behandlung der Frage nach Glück und Unglück 315
Das Buch Hiob 316
Übersicht über die Behandlung des Buches 316
I. Die literargeschichtliche Frage 318
II. Der Inhalt des Buches 321
1. Die Sage 321
2. Der Dichter der Klage 324
3. Nachträge 333
III. Das Menschenleid 337
IV. Dulder und Tröster 344
Das Ideal des Leidenden 344
Umgang mit Leidenden 349
Trostgedanken 357
V. Das Problem 366
VI. Die Verwertung des Hiob-Buches in der kirchlichen Praxis 369
Der Religionsunterricht 370
Die Predigt 372
Die liturgische Verwertung 375
Der Prediger Salomo (Kohelet) 375
Diagnose 376
Selbsthilfe 386
Heilung 388

Register 395
Sachregister 395
Verwendungsregister 401
Stellenregister 404

Folgende Versehen möge der Leser verbessern, die beim Abdruck des Textes der Sprüche aus den „Schriften des A. T." stehen geblieben sind:

Es ist hinzuzufügen S. 99 Z. 5 von oben die Kapitelzahl 3, S. 128 Z. 7 v. o. die Kapitelzahl 22, S. 147 Z. 5 v. o. hinter J. S. 41,7, Z. 12 v. o. hinter J. S. 7, S. 168 Z. 19 v. u. J. S. 41_{1-4}, S. 174 Z. 16 v. u. 9 hinter J. S.

Es ist zu streichen: S. 45 Z. 22 v. o. die Stellenangabe, S. 145 Z. 21 v. o. J.

Es ist zu lesen: S. 92 Z. 18 v. u. 25_{28}. S. 171 Z. 4 v. u. c) statt b); außerdem S. 161 Z. 16 v. u. jene statt jede; S. 241, Z. 20 v. u. 102 statt 162. S. 312 Z. 7 von oben 32 statt 132.

Allgemeine Einleitung zur praktischen Auslegung des Alten Testaments.

1. Einführende Gesichtspunkte.

Die vorliegende Arbeit soll die religionsgeschichtlichen Ergebnisse der Beschäftigung mit dem A. T. für die Praxis fruchtbar machen. Denn diese sind weit entfernt, dem A. T. seinen Platz in ihr zu rauben; höchstens, wenn man den alten Fehler begehen sollte, seine eigene Weise oder die alte Weise für die Weise und jede andere für Irrtum zu erklären. Dazu müssen wir uns zuerst diese alte Weise klar zu machen suchen. Sie soll nicht an diesem oder jenem Vertreter geschildert werden, sodaß gleich ein anderer Zug an ihm oder ein anderer Vertreter der alten Weise dagegen aufgeführt werden könnte; sondern es handelt sich um den Typus, wie er als wesentliche Auffassung dieses Stückes der Schrift organisch aus einer Gesamtanschauung wächst.

Diese Gesamtanschauung hat das Große an sich, daß sie folgerichtig aus einem Hauptgesichtspunkt erwachsen ist: und das ist das Heil in Christus. Das ist etwas so Großes und Einziges, daß es alle andere Gedanken und Dinge um sich kreisen läßt.

In einer doppelten Beziehung steht zu diesem Heil das A. T.; in einer geschichtlichen und in einer psychologischen. Die geschichtliche ist mit dem Worte Messianismus bezeichnet. Das A. T. hat keinen Eigenwert; es ist bloß die Vorbereitung auf Jesus, ein großer Advent. Alle seine hehren Gestalten leben bloß mit dem nach vorne gerichteten Blick als Figuren in dem großen Weltendrama, der Erlösung. „Was der alten Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen war, und was sie geprophezeit, ist erfüllt in Herrlichkeit." Diese festlich-erbauliche Betrachtung kennt kaum eine geschichtliche Bedeutung der Geschehnisse für sich. Israel hat, wie die Muschel die Perle, so Jesus in sich erzeugt, und damit seine Schuldigkeit getan; denn wozu ist die Muschel sonst da?

Daneben kommt noch das Gesetz in Betracht. Heilsgeschichtlich als untergeordnete Form der Regelung des Verhältnisses zu Gott, psychologisch als Vorbereitung zum Heilsempfang: es soll den Menschen demütigen, damit es ihn der Gnade in die Arme treibe. Der tertius usus legis kennt freilich seine Bedeutung noch für den Wiedergeborenen.

Jener Messianismus und dieser Wert des Gesetzes als des Treibers auf Christus hin — beides ist von Paulus aufgestellt und von der Überlieferung bestätigt. So herrscht das A. T. noch weithin in der Christenheit. —

Die letzten Jahrzehnte haben zwei heftige Angriffe auf das A. T. und seine Verwendung in der Praxis gebracht.

In seiner Schrift „Das Judentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus" (Leipzig 1893) hat Katzer zumal auf die im Vergleich mit dem N. T. so viel niedrigeren Ideale des jüdischen A. T. hingewiesen, mit denen dann natürlich auch niedrigere Vorstellungen von Gott gegeben sind. Wie unsinnig sei es doch, die Kinder zuerst zu Juden und dann erst zu Christen zu machen, statt sie sofort zu Christus hinzuführen! So sei das A. T. nicht nur entbehrlich, sondern auch geradezu gefährlich für den christlichen Religionsunterricht.

Noch ganz anders packt Andersen in seinem Buch „Anticlericus" (Schleswig 1907) das A. T. an. Mit feiner Witterung hat er im A. T. die tiefste, aber auch die verwundbarste Stelle im ganzen alten theologisch-kirchlichen System herausgefunden, das er beseitigen will. Die judozentrische Haltung der Heilsgeschichte, die weit in alles christliche Kirchentum hineinreichende Herrschaft des priesterlich-jüdischen Geistes, die Vergiftung des Kirchentums mit dem hochmütig herrschsüchtigen Klerikalismus des A. T. — das alles beschreibt und verurteilt er in unerbittlicher Wahrhaftigkeit und Folgerichtigkeit.

Gewiß, beide haben die wunde Stelle getroffen: das Judentum fließt durch den alttestamentlichen Unterricht in deutsch-christliches Denken hinein. Aber das hängt mit der herrschenden Verwertung des A. T., nicht mit ihm selbst zusammen, als ob keine andere Wahl denkbar wäre, als entweder das A. T. wie früher zu gebrauchen oder gar nicht.

Diese herrschende Verwertung freilich hat durch beide Kritiker unheilbare Schäden erlitten. Beide haben große Verdienste um die Volkserziehung. Sie haben recht: wir haben zuviel judenzt. Wir haben Israels Ansprüche auf Land und Ruhm als unsere eigenen vertreten, haben all seine Siege als die eigenen mitgefeiert, seine Helden unbesehen verehrt, seine Ideale aufgenommen, weil es ja Bibel und Gottes Wort war. Dieser Helden Schwäche haben wir übersehen oder beschönigt, denn es waren ja heilige Männer, aus deren Nachkommenschaft unser Herr Jesus stammte. Wir haben uns ganz gefangen gegeben dem Geist des Hochmuts gegenüber den Gojim, wir haben mit israelitischen Zügen Gott und den Himmel ausgestattet, haben uns in vielem an die Grundvorstellungen seines Kultus gewöhnt. Es ist uns darum recht schwer geworden, die Geschichte Israels recht zu verstehen; denn auf einmal wurden in ihrem Fortgang aus den idealen Israeliten die Juden, die Jesus gekreuzigt haben.

So ist es ein Verdienst, wenn jene beiden Kritiker uns die Augen geöffnet haben für die Durchdringung unserer Gedanken und Gefühle mit Judaim. Und es ist das natürlichste von der Welt, daß solche Stöße zuerst ganz radikal sind und der Gegensatz zu einem kontradiktorischen Nein wird. Ebenso natürlich ist es aber, daß man dabei nicht beharren kann. Über die These und die Antithesis greift die Synthesis hin und führt die Gedanken weiter. Das Nein bleibt zwar, wo es nötig und richtig war; aber darüber erhebt sich das alte Ja zu neuer Bedeutung. Die religionsgeschichtliche Betrachtung ist es, die zuerst einmal studium und ira überwindet, indem sie mit kühler Sachlichkeit die Dinge beschauen lehrt. Nun gehen allerlei Veränderungen mit dem A. T. vor unseren Blicken vor. Es gewinnt, wie wir glauben, erst jetzt seine eigene Stellung

und Würde. Seine Geschehnisse und Personen sind einmal zuerst für sich selber da. Die Geschichte eines Volkes tritt uns entgegen mit all ihren typischen Auswirkungen. Wir vergessen, daß es das Volk der Verheißung ist, und sehen uns dies Volks- und Menschenleben an, wie es für sich selbst besteht. Wir empfinden fast überall etwas von dem sittlichen Geist, wie er im N. T. herrscht. Menschen- und Volksleben in sittlich religiösem Geist geführt, das ist uns ein wertvolles Geschenk für die Praxis von heute. Denn sicher ist viel daraus zu holen für unsere Arbeit an der Menschen- und Volkserziehung.

Daneben aber ist uns noch eins religionsgeschichtlich klar geworden. Es ist nicht eine feststehende Größe, was wir vor uns sehen, sondern eine, die sich entwickelt. Weithin verfolgen wir diese sittliche Volksreligion in ihre Anfänge zurück. Sehr bald arbeitet sich schon ein ganz klar bestimmter und von anderen unterschiedener Volksgeist heraus: sein Kennzeichen ist eine geistig-sittliche Haltung, die mit monotheistischem Personalismus organisch verbunden ist. Das ist der tiefste Trieb und Keim, das ist die Entelechie dieser Religion. Und dieser Geist entwickelt sich unter mannigfachen Reizen von außen, natürlich auch unter vielen Rückfällen und Seitensprüngen auf das Christentum des N. T. zu. Von diesem aus können wir, wie von der Mündung eines Flusses in den Strom, den Lauf rückwärts verfolgen bis fast an die Quelle. Fremdartige Religionseinflüsse werden bald ausgestoßen, bald eingearbeitet, bald als Reize verwandt; und so kommt es, ohne daß natürlich die Fülle ganz unableitbarer persönlicher Einflüsse, ohne daß vor allem Gottes Leitung außer Rechnung gestellt würde, so kommt es zu dem Großen, das wir neutestamentliches, genauer synoptisches Christentum nennen.

Das sind die beiden Gesichtspunkte, die wir aufstellen: wir haben im A. T. einmal eine große geschichtliche Entwicklung zu finden, die auf das N. T. hinstrebt. Wir haben dann in ihm eine religiöse Welt, die als volkskirchlich-weltliche Ergänzung zum N. T. uns gute Dienste leisten kann. Ohne Wert darauf zu legen, können wir sagen, daß wir mit dem ersten Gedanken die tiefste Idee des alten Messianismus, mit dem zweiten die des tertius usus legis aufnehmen.

2. Das Alte Testament eine Entwicklung auf das Neue Testament hin.

Es ist nicht nötig, den üblichen Messianismus zu kennzeichnen; denn er ist uns schon von den Christbäumen der Kinderschule an vertraut. Welche Gedanken liegen ihm aber zu Grunde? Jesus ist darum Sohn Gottes und Erlöser, weil er schon als solcher im A. T. geweissagt worden ist. Also das A. T. ist der sichere Boden; was sich an ihm rechtfertigen kann, ist richtig und gut. Überhaupt das Alte, das längst vorhanden oder geplant war, das ist bewährt; denn was Wert hat, ist nicht von heute, sondern von Anfang an; nur das Geringe kommt so von gestern her in die Welt herein. Besteht doch für den Juden die Synagoge und die Thora von Ewigkeit her. Dann aber erleuchtet dieser Messianismus uns die Welt mit einem erfreulichen Sinne: die Dinge greifen ineinander; das, was heute kommt, ist vorbereitet, geahnt, geplant; also steht ein Wille dahinter, der

seine ganz besondere Absicht mit ihnen hat. So bekommt das, was in der Gegenwart Wert hat, den beruhigenden Schein, Gegenstand der Fürsorge einer großen Weltleitung zu sein und seine Anker in den Grund der Unendlichkeit zu werfen.

Das ist schon besserer Messianismus, auf den wir nicht verzichten wollen, wenngleich er noch auszubauen und zu vertiefen sein wird. Jener vulgäre aber ist doch zu flach; er steht im Ganzen im Dienst einer oft so öden *Prädikatenreligion*, die es darauf absieht, gewisse alte oder neue Namen Jesu zu rechtfertigen, was man dann heißt „zum Glauben bringen". Fern von einer tiefen Erfassung Jesu, ist man auch fern von einer organischen Erfassung der Schrift: die Prädikate Jesu werden mit Stellen der Schrift gerechtfertigt. Und diese Schrift des A. T. gilt als der sichere Boden. Das aber ist eine Annahme, die wir wieder verstehen müssen, und sie fällt dahin. Das ganze Verfahren stammt nämlich aus dem N. T., genauer aus der Judenmission. Da hatte es seinen Platz; das Schema „Weisfagung und Erfüllung", auf das Verhältnis von A. T. und Jesus bezogen, war eindrucksvoll, solange das A. T. das Bekannte und Feste, und Jesus das Neue und Unsichere war, das durch Zurückführung auf jenes assimiliert, gefestigt und bewiesen werden mußte. Das ist aber nicht mehr der Fall. Uns ist Jesus vertrauter und sicherer als das A. T. Darum müssen wir diesem ganzen ehrwürdigen und stimmungsvollen messianischen System, soweit es ernst gefaßt sein will, den Abschied geben, es also aus Predigt und Unterricht entfernen; wenn man in dogmatisch unverbindlichen liturgischen Feiern die alten schönen Verse von Bethlehem Ephrata hersagen lassen will, so mag man es ja tun. Aber wir können ganz unmöglich noch die holde Fiktion pflegen, daß der alten Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen gerade Jesus war, und was sie prophezeit, nun erfüllt ist in Herrlichkeit. Es geht nicht mehr.

Freilich werden wir doch der tiefsten Richtung, die in jenem Messianismus liegt, Rechnung tragen können. Und diese Richtung heißt: *Entwicklung*. Denn das ist doch der tiefste Gedanke jener Annahme: es ist etwas keimhaft im Alten verborgen, und das entfaltet sich im Neuen: quod in vetere latet, in novo patet. Freilich müssen hier noch einige Sicherungen angebracht werden. Zuerst ist der Gedanke dieser Entwicklung noch nicht ohne weiteres im Sinne des Beweises zu benützen, daß Gott dahinter steht. Er kann ja doch ganz im Sinne eines gott – losen Evolutionismus gebraucht werden. Höchstens ergäbe sich ein Gewinn, wenn wir diesen Gedanken der Entwicklung mit der Voraussetzung verbänden, daß *Gott* sie lenkt. Die Verbindung von *Entwicklung* und *Offenbarung* aber heißt: *Erziehung*. Und das wird der Begriff sein, der die Brücke schlagen hilft von dem geschichtlichen Verständnis des A. T. zur Praxis; er wird uns sehr wertvoll werden: Gott als der Erzieher und unsere Weise, wie wir die Jungen und die Alten zu erziehen haben, wird uns in ein helles Licht treten.

Ferner aber stehts doch sehr fraglich mit dem Begriff der geschichtlichen Entwicklung. Will sie die Herausgestaltung eines Keims zur vollen Höhe der Pflanze sein, so ist das ein teleologisches Verständnis, das von hinten her, und zwar von einem Werte her, in die Vergangenheit hinaufsteigt. Mit anderen Worten: diese Auffassung ist eine *Konstruktion* subjektiv-praktischer Art, also eine Art von Glaubensurteil. Wieder ist die Absicht die: das, was mir wertvoll ist, finde ich als angelegten Sinn in dem Gang der Dinge, und das erbaut mich. Aber je

glatter die Linie dieser Entwicklung ist, desto weniger geschichtlich ist sie in der Regel. Die Geschichte geht selbst noch nicht mal im Zickzack, sie ist ein buntes Hin und Her und Auf und Ab, aus dem einmal ein großer neuer Wert heraus=springt, aber daneben und damit bleiben noch andere Werte stehen. Wir brauchen jedoch eine solche Entwicklungslinie, und darum machen wir sie; und zwar mit voller Einsicht in ihre ganz subjektiv=praktische Bekenntnisart. Wir machen sie, indem wir die aufeinanderfolgenden Zeiten so kräftig zustutzen, wie es uns zusagt und wie wir es brauchen, so daß einem richtigen positivistischen Geschichtler Hören und Sehen vergeht. So machen wir es mit der Geschichte des A. T. und ihrem Ver=hältnis zu Jesus: wir stutzen sie so zu, daß als ihr ganz natürlicher Ertrag Jesus zu erkennen ist. Das ist eine Konstruktion, aber keine bloß gedankliche, sondern eine, die ihren Grund in dem Geschichtsverlauf selbst hat. Wir tun dies ganz zu lehrhaften Zwecken: wir nehmen eine lehrhaft wertvolle Vereinfachung und Vergewaltigung mit der Geschichte vor; denn wir sind die Herren auch der Geschichte. Das tun wir nicht, um Jesus zu beweisen, nein, sondern um Jesus zu verstehen und um zu Jesus zu erziehen. Erziehung ist der beste Beweis. Und das ist er um so mehr, je mehr zum Inhalt des Christentums wirklich die praktischen Dinge, also Werte und Ideale werden, die sonst so oft hinter den Theorien und Dogmen zurücktreten, die doch nur ihre Voraussetzung oder Folgerung sind. Diese Erkenntnis, daß es sich in der Schrift um Güter und Ideale, also um praktische Dinge, handelt, ist der Zentralpunkt aller Praktischen Auslegung und die Brücke zwischen geschichtlicher und Praktischer Theologie. Diese praktischen Dinge müssen dann aber auch im Mittelpunkt unseres Begriffs von der Entwicklung stehen, aus der wir nachher eine Anweisung zur Erziehung machen wollen; dabei soll gedacht werden an unsere Erziehung durch Gott und an unsere Aufgabe, Andere zu Gott zu erziehen. Das ist die Hauptsache. Die monotheistische Arith=metik allein, also die Annahme eines einzigen Gottes statt der vielen Götter, ist uns doch als Ertrag der Entwicklung etwas zu dürftig, wenigstens, wenn sie nur so äußerlich gefaßt wird. Viel tiefer wird diese Entwicklung aufgefaßt, wenn der Übergang von den vielen Göttern zum Einen als Folge und Kenn=zeichen der Erhebung der Religion von den Gütern zu dem Gut, von den Dingen zum persönlichen Geistesleben, genommen wird; denn wie mit der Beto=nung des Ideals der Persönlichkeit die Ehe monoganisch wird, so wird auch zu=gleich mit ihr die Religion monotheistisch.

Wenn wir jene Entwicklung zeichnen, dann stellen wir den Hauptbegriff aller Religion, das Heil, in den Mittelpunkt. Daß das ersehnte Heil ein anderes geworden ist von den vormosaischen Anfängen Israels an bis zu den Geschichten von Nikodemus und der Samariterin, das ist das Entscheidende. Es ist Selbst=täuschung, wenn der vulgäre Messianismus nicht stark genug betont, daß ein großer erheblicher Unterschied besteht zwischen dem Heilsgut, auf das die Patriarchen und noch die Propheten hofften, und dem Heilsgut, das Paulus und Johannes an Jesus aufgegangen ist. Äußerlich ist ja freilich die Form dieselbe: es ist ein Heilsgut, das von der Zukunft erwartet wird, denn die Gegenwart ist stets für ein solches zu klein; alle Religion ist Hoffnung. — Zu jenem Heilsgut tritt dann als zweites Stück noch das Unheil oder der Alltagszustand, aus dem heraus man auf jenes hofft. Und fügt man noch zwischen beiden als drittes die erlösende

Tat Gottes ein, so hat man das religiöse Grundverhältnis: Not — Erlösung — Heil. Dazu gehört viertens dann noch das, was der Mensch zu leisten hat an den Gott der Erlösung, um seine Hilfe hervorzurufen; und dann ist alles beisammen, was nötig ist, um eine Religion oder eine religiöse Zeit zu erfassen.

Wir wollen nun dieses Schema ganz knapp durch die Entwicklung Israels hindurchführen. Wir bekommen also eine Anzahl von Querschnitten durch den Baum übereinander: es ist zwar stets dieselbe Kreisform mit jenen vier übereinstimmenden Punkten, dem Heil, dem Unheil, der Erlösung und der Leistung: aber die Größe des Kreises wechselt immer. Beim Baum zwar wird alles stets kleiner, je höher er hinaufgeht; in der geschichtlichen Entwicklung der israelitischen Religion aber wird alles immer geistiger: das gibt aber später die Anweisung für die von uns erstrebte Erziehung. Unser Entwicklungsmessianismus geht am besten, wie auch der alte Messianismus, von dem erreichten Zielpunkt aus zurück. Dieser ist aber für uns nach dem Gesagten die Höhe und Fülle des Heils selbst, wie es mit Jesus gekommen ist. Also wir achten mehr auf den Inhalt, als es die übliche Prädikatenphraseologie bietet; denn nur im Inhalt, nicht in den Prädikaten liegt die Kraft. Und dieser Inhalt besteht nun im geistig-überweltlichen, sittlich wirksamen Gottesreich. Die Gemeinschaft mit dem geistigen, heiligen Liebesgott, der über der Welt steht seinem Geist und Willen nach, mag er noch so eng mit ihr verflochten sein, diese Gemeinschaft ist das Absolute und Letzte, worin wir Ruhe finden; wir werden von einer List der Natur immer wieder aufgescheucht, wenn wir endlich einmal ein Ziel erreicht haben, in dem wir ruhen wollen. In diesem Gott des Geistes, des Lebens und der Liebe finden wir die Ruhe, die uns der Gott der Natur und der Geschichte verweigert, weil er die Unruhe unserer Herzen braucht, um seine Zwecke zu erreichen. Und doch sind beide eins: derselbe Gott treibt uns durch Natur und Geschichte hindurch zu seiner dauernden Ruhe. In dieser Ruhe liegt alles unter uns, was beunruhigen kann: wir haben dann überwunden. Aber von da aus ergeben sich auch die stärksten sittlichen Kräfte zum Wirken auf Menschen und Dinge; denn wenn einem nicht mehr alles an ihnen liegt, wird man freier und besonnener. Und jene Gottesruhe ist so erfüllt von Güte und Reinheit, daß man gar nicht anders kann, als sie so auswirken, daß man Menschen und Dinge rein und gütig behandelt. So hängen hier Wert und Ideal eng zusammen. Und das ist etwas für alle Menschen: der Himmel fragt nicht nach Hautfarbe und Nation; die Humanität im tiefsten Sinne ist hier verwirklicht. Daß es einen solchen Himmel und ein solches Ideal gibt, das ist Evangelium. Das ist das Heil, das im Mittelpunkt des neutestamentlichen Erlösungskreises steht: zu ihm wird man erlöst aus Sünde und Schuld, aus Not und Tod. Gott erlöst zu ihm hin, und zwar durch Jesus, seinen Sohn. Er tut es aus Gnade; denn solches Heil ist zu hoch, als daß ein Mensch es erreichen könnte: er kann sich nur der Erlösung hingeben, indem er Gott traut und sich an Christus anschließt. Hier ist alles geistig und alles frei gedacht: Gott ist Geist und Christus ist Geist, die Erlösung ist geistig, wie ja auch das Heil geistig ist; so färbt das Gut immer alle Gedanken, die gemäß der religionspsychologischen Typik zum ganzen Gedankenkreis gehören.

Von da aus denken wir ins A. T. zurück und ziehen unsere Linien.

Welches Gut steht hier im Mittelpunkt der religiösen Gedanken und Gefühls-

welt? Es ist die Nation und der Nationalstaat. Es werden sich wenig Gedanken in der mittleren Literatur Israels finden lassen, die nicht diesen Zug aufzeigen. Der Volksstaat ist vor allem die Größe, um deretwillen das Aufgebot der Religion geschieht. Um seinetwillen ist man fromm. „Mit Gott, für König und Vaterland" ist der genaue Ausdruck der Frömmigkeit des A. T., eine Formel, die wir absichtlich wählen, um schon auf die ähnliche Lage in unserer Volksreligion hinzuweisen. Gott und Israel gehören zusammen: Gott sorgt für Israels Gedeihen, und Israel sorgt für Gottes Ehre und besonders für seinen Kult. Und das geht durch beide Schichten religiösen Denkens, die wir in Israel wie überall beobachten können: einmal durch die untere, die besonders Fr. Andersen mit scharfem Auge der Abneigung durchspäht; ja hier ist viel Dünkel, Rassenstolz, Rassenerhaltungstrieb, und die Personifikation dieses zähen Rassenglaubens von Israel heißt Jahwe; aber doch auch durch die obere Schicht, die Andersen weniger berücksichtigt, als es die alttestamentlichen Theologien tun: die ideale führende Schicht. Diese sehe ich nicht ohne weiteres ganz in den Propheten, wie sie sind, aber in dem idealsten Geist, den diese Propheten geäußert haben. Auch die höchsten Gedanken von Deuterojesaia atmen nationalen Geist. So muß man Schichten unterscheiden; wie Andersen das Volk Israel, so kann man jedes Volk, auch das deutsche, herunterziehen. — Israel wird in aller möglichen Weise als Gegenstand der Behandlung Gottes gedacht: er hat es geschaffen, er hegt und pflegt es, er straft es; aber vor allem steht Israel in dem oben geschilderten religiösen Grundverhältnis an der entscheidenden Stelle des Ganzen, es ist nämlich Gegenstand der Erlösung. Denn Gott erlöst Israel aus seinen nationalpolitischen Nöten. Diese bestehen hauptsächlich in der Gefahr, die die Feinde von außen über es bringen, aber auch im Innern gibt es solche Gefahren. Gegen alle diese ist Gott da; er wird Israel erretten und zu Glanz und Herrlichkeit bringen. So entsprechen sich Not und Heil und Gott. Und wofür wird Gott das tun? Er tut es für Kultus und religiöse Treue, aber er tut es vor allem für sittliche Besserung. — So ist dieser Kreis geschlossen, der nationale religiöse Kreis: Not — Heil — Gott — Kultus und Besserung bezeichnen seine Art. Daß er sich in dem Lauf der israelitischen Geschichte nicht gleich bleibt, ist anzunehmen und wird uns noch beschäftigen. Wir machen schon jetzt auf die Kluft aufmerksam, die diesen Gedankenkreis von dem N. T. trennt: es ist derselbe Gott, es ist dieselbe Kraft der Hoffnung, es ist dieselbe formale Begriffswelt; aber es ist im N. T. ein höheres höchstes Gut. Und das ist die einzig kennzeichnende Grenze zwischen alttestamentlichem und neutestamentlichem Geist: hier Himmelreich und dort israelitische Nation. Daneben ist natürlich noch sehr viel A. T. im N. T. Aber das geht uns als Deutsche und Gegenwartsleute gar nichts mehr an: was liegt uns denn an den Juden!

Dies ist das eine Hauptdogma des A. T.: Gott schützt sein Volk gegen Gefahr oder errettet es aus der Not, wenn es zu ihm zurückkehrt. Es ist bekannt, wie dieses Dogma lange den Schlüssel des Verständnisses für alle Vorkommnisse des nationalen und politischen Lebens abgegeben hat.

Aber das ist doch nicht der einzige religiöse Gedankenkreis des A. T. Es gibt noch einen anderen, der das Ich zum Mittelpunkt hat, das Ich, wie es leben und gedeihen will, im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Das Gut ist dabei Ge-

ſundheit, Leben, Reichtum, Ehre uſw. Wieder ſteht dieſes Gut in jenem allgemeinen religiöſen Erlöſungsſchema: das Ich iſt bedroht, oder wenigſtens es erreicht nicht, was es will: da tritt Gott ein oder ſein Eintreten wird erwartet und erbeten. Er tritt ein wieder für Opfer oder für Beſſerung; aber er bedarf auch einer ſolchen Leiſtung. Oder die Leiſtung kommt nach: „Rufe mich an in der Not, ſo will ich dich erretten und du ſollſt mich preiſen."

Es iſt nicht ſo, daß dieſer Gedankenkreis ſich vor dem vorigen, dem nationalen als Vorſtufe fände; nein, geſchichtlich angeſehen, begleitet dieſe Form religiöſen Denkens die ganze israelitiſche Entwicklung; beſonders ſtark iſt dieſer Ton in den Pſalmen und von da aus iſt er auch in unſere Geſangbücher gekommen: „Befiehl du deine Wege". Er herrſcht in ſehr vielen Geſchichten vor, die wir lernen laſſen, er kommt ja der Hoffnung und dem Wunſch nach Leben ſo entgegen, daß er immer wieder die Herzen zu jenen großen und ſchönen Zeugniſſen der Lebenshoffnung hinführt. Um dieſer Hoffnung willen leiſtet man noch immer Gott das Werk des Kultus, leiſtet man Gott das Werk der Beſſerung: nur geſund, nur wieder geachtet, nur errettet! — Dieſem Gedankenkreis haftet ebenſo wie dem erſten, dem nationalen, ein ſtarker partikulariſtiſcher Zug an, der ſich beſonders gegen die Feinde des perſönlichen oder nationalen Wohlſeins richtet: die Pſalmen ſind doch recht voll von Haß. Die Gottesvorſtellung aber, die mit dieſem Wort- und Gedankenkreis verbunden iſt, hat eine ſehr große Geſchichte: ſie erhebt ſich noch im A. T. von der Tiefe des Fetiſchismus und ſteigt von da zu der Höhe des geiſtigen Freundes und Vaters auf, der die Seinen verſorgt, wie ſie es nötig haben. Gott verſorgt, ſchützt und rettet beide, den Einzelnen wie das Volk, um ſeiner Gerechtigkeit und Güte willen; man kann ſich ganz auf ihn verlaſſen, er muß tun, was von ihm erwartet wird. — Das iſt das andere *Hauptdogma* des Alten Bundes, eine Theorie, die den Schlüſſel zu allem Erleben gibt, und zwar nach der poſitiven wie der negativen Seite hin: wer ſich zu ſeinem Gott hält, den hält dieſer Gott auch bei aller Not aufrecht; und umgekehrt: wer von Gott verlaſſen wird, wird auch ihn verlaſſen haben. So beſiegt dieſes Dogma lange die Wirklichkeit. Dann aber wird es von der Wirklichkeit beſiegt. Das gibt die folgenſchwerſten Entwicklungen, von denen nun ausführlich zu reden iſt.

Wir halten immer, um unſere teleologiſche Linie ſicher zu ziehen, das *Ziel*, alſo das geiſtig-perſönlich geartete Himmelreich, im Auge, wie es an keine Nation gebunden, als eine Welt des Friedens und der Kraft in Jeſus offenbar geworden iſt. Der Übergang zu ihm aus dem A. T. wird nun mannigfach angebahnt, und dieſe Übergänge werden uns religiös und homiletiſch-unterrichtlich von größtem Werte ſein. Jene Dogmen zerbrechen nämlich vor der Wirklichkeit. Und zwar beide etwa zu gleicher Zeit. Der Bruch des zweiten Dogmas, daß Gott um ſeiner Gerechtigkeit willen ſeinen Frommen Geſundheit und Glück verbürgen müſſe, zerbricht im Buch *Hiob*. Das iſt an ihm das Allerwichtigſte: der fromme Egoismus oder die egoiſtiſche Frömmigkeit bekommt Unrecht mit ihrem Anſpruch, in Gott ein „Tiſchchen — deck dich" oder gar noch ein „Knüppelchen — aus dem Sack" zu beſitzen. Es wird hier die dogmatiſche Verbindung von Glück und Frömmigkeit wie die von Unglück und Sünde von einem großen Realiſten abgewieſen — das ſind immer die Großen, die dem Dogma zuwider Wirklichkeit ſehen und auch behaupten. Frömmigkeit iſt alſo keine Verſicherung für das irdiſche Glück des Einzelnen.

Aber auch das entsprechende Dogma des Volkslebens zerfällt. Und dieser Zerfall heißt: Exil. Und Exil mit allem, was ihm vorangeht, heißt: Gott ist nicht der gefällige Volksgötze, von dem man für ein paar Opfer und etwas Tugend Sieg und Gedeihen erhält. Auch dies Dogma scheitert an den Tatsachen. Die Propheten legen dem Volke diese Wirklichkeit in der Geschichte aus, wie sie sie gesehen haben: Gott ist nicht für das Volk da. — Nehmen wir noch den Kohelet dazu, dann haben wir den Zusammenbruch der minderwertigen alttestamentlichen Religion, der sich mit einem Satze so ausdrücken läßt: Gott ist nicht dazu da, um seinen Gläubigen das Privat- und Staatsleben bequem zu machen.

Aber in diesem Zusammenbruch erheben sich ganz neue Größen und Werte. Und zwar zunächst und vor allem Gott selbst. Der Mensch ist für Gott da, nicht Gott für den Menschen. Israel ist für Gott da, nicht Gott bloß für Israel. Das ist ein ganz gewaltiger Umschwung. So steckt er im Hiob; und in diesem echt geschichtlichen Inhalt des Hiobbuchs steckt mehr Messianisches als in Hiob 19, 25. Ebenso sind mir alle messianischen Weissagungen in den Propheten feil gegen diese einzigartige große Umwandlung; beidemal wird das Mittel — Gott — zum Zweck, und der Zweck — der Mensch oder das Volk — zum Mittel. Das ist die große Wandlung der Motive, die Heterogonie der Zwecke, die Wundt als allgemeines Kennzeichen der Religionsgeschichte nachgewiesen hat. Das ist etwas, was uns wiederum für unsere praktische Verwendung von Wert sein wird. Nicht nur um das Religiöse, auch um das Sittliche handelt es sich. Dieses steigt nämlich gerade in den Propheten zu eigener Würde und Größe langsam empor. Nicht nur, daß es mit seinem Todfeind, dem selbstsüchtig-mechanischen Kultus, hier zum ersten Mal in einem weltgeschichtlichen Kampf, der stets einen Wechsel des Sieges bringen wird, die Waffen kreuzt; langsam entwächst es auch seiner Stellung, bloß Bedingung für das Glück der Nation zu sein, um seiner eigenen Größe und Weihe als einem Teil der idealen Gotteswelt entgegenzureifen.

Daneben vollziehen sich noch andere folgenschwere Entwicklungen. Der absolute Staats- und Volksgedanke zerbricht unter den Schlägen Assurs und Babels. Und was tritt an die Stelle? Einmal der große Gedanke des Völkerreichs, in dem Israel nicht etwa die erste politische Rolle spielt, sondern in dem es seine göttliche Mitgift, Gotteserkenntnis und damit alle großen geistigen Güter austeilt. Aber die andere Hälfte des Ertrags, den der Staatsgedanke in seinem Zerfall zurückläßt, ist die Wertschätzung des Einzelwesens, der Persönlichkeit. Nicht die Gemeinschaft allein macht jetzt mehr den Hauptwert aus, sondern das Einzelwesen in seiner Vertiefung. Ist der zweite Jesaias der Vertreter des ersten Gedankens, des Völkerreichs, so Jeremia der des zweiten, der Persönlichkeit. Und alles wird ins Geistige, Innerliche und Tiefe gewandt. Das Gesetz hört dann überhaupt auf, wenn das Neue kommt, nicht nur der Vorzug des Kultusgesetzes vor dem Sittlichen.

Das sind die großen Entwicklungen und Übergänge, die uns am A. T. so bedeutsam sind. Die Katastrophen also, die des Einzel- und die des Volkslebens, haben den höchsten Wert. Sie sind die Reize, die das Tiefste der religiösen Anlage aus der Seele des Volkes hervorholen, und zwar durch den Dienst seiner großen Propheten. Natürlich verwirklichen sich nie solche Ideen rein: so ists der übliche Abfall der Idee in die gemeine Wirklichkeit, wenn die Hiobstimmung zum Skep-

tizismus des Kohelet, wenn das geistige Reich der Propheten, das den gewöhnlichen Nationalstaat überwinden will, zum klerikalen Kirchenstaat wird, der seinen übernationalen Zug in Proselytenmacherei betätigt; wenn die von Jeremia geschaute innere Gebundenheit an Gott, welche die Bedingung für äußere Freiheit von Gesetz und Priester sein sollte, der elendesten Gesetzlichkeit und Bindung an priesterliche und schriftgelehrte Autoritäten weicht. Hierin ist nicht der große Zug der Entwicklung, die sich uns noch als Offenbarung und Erziehung Gottes ausweisen wird, sondern die übliche Verpfuschung alles göttlich Großen durch die Menschen zu erblicken, die aber auch ihre, wenn auch nur negativen pädagogischen Vorteile zeigen wird.

So gilt es, sich der Geschichte zu bemächtigen zu Gunsten der Erziehung, die Vergangenheit in den Dienst der Gegenwart und Zukunft zu stellen. Und ist auch jenes keine echte geschichtliche Geschichte, so ist es doch ihr Gerüst oder Gerippe. So sieht sie aus, wenn wir fragen: Was ist denn nun daran? Der Glaube und die Erziehung haben gar nicht historisch im strengen Sinne zu sein, sondern sie haben nur zu fragen, was Gott in der Geschichte sagt und mit der Geschichte will. Das ist Heilsgeschichte in unserem Sinne. So gibts auch einen Messianismus, der sich neben dem alten sehen lassen kann.

Dieser Messianismus achtet gerade auf jene Entwicklung, die wir als den Sinn jener Geschichte unter all ihrem Hin und Her und Auf und Ab erfaßt haben. Er schließt von der Blüte auf die Wurzel, nachdem er die Blüte um der Frucht willen beachten gelernt hat. Mit anderen Worten: In dem großen Prozeß der Vergeistigung und damit in dem Vorgang der Erweiterung der Gedanken über die jüdisch gesetzlichen Grenzen hinaus, in diesem Vorgang liegt das Messianische: es ist die zielstrebige Entwicklung auf den höchsten Wert, das Reich Gottes, hin, das nachher als Schöpfung aus Altem und Neuem von Gott in Christus geschenkt wird. Oder: es wird unter dem Einfluß jener geschichtlichen Reize der innerste Trieb dieser Religion des A. T. ausgelöst, der auf jenes Ziel in Christus hindrängt. Dieser Trieb selbst ist wie alle Triebe metaphysischer Art. Hier haben wir von ihm nur geschichtlich als von einem ganz einzigartigen Geist zu sprechen. Diesen Genius des A. T., der auch der des N. T. wird, bezeichnen wir am besten als ethischen Monotheismus, wobei das *μόνον* weniger arithmetische als ethische Bedeutung hat: es ist Ausdruck für die geistig persönliche und darum allgemein menschliche Bedeutung Gottes.

Um dieses Grundzuges willen ist der Zusammenhang zwischen A. T. und N. T. viel enger als der zwischen jeder anderen Religion und dem Christentum.

So urteilen wir historisch. Wir müssen aber auch religiös urteilen, und das ist das endgiltige Urteil. Dabei verbinden wir jenen Zusammenhang mit dem Begriff „Gott"; wir erkennen in Gott den Urheber jener Entwicklung, die von den niedersten Stufen des religiösen Lebens zu der höchsten, dem geistigen Gottesreiche, hinaufgeht. Gott, der Gott Israels und der Vater Jesu, den wir in diesem geschichtlichen Entwicklungsgang als einen und denselben erkannt haben, dieser Gott ist es, auf den dieser Gang selbst als auf seinen Urheber und Lenker zurückzuführen ist. So beurteilen und deuten wir jenen Geschichtszusammenhang religiös, also mit derselben Deutungsform, die in ihm als sein höchster Erwerb zu Tage getreten ist, nämlich der religiös-teleologischen Geschichtsdeutung, dem eigen-

tümlichen Gut des israelitischen Geistes; wir schleifen den rohen Diamant mit seinem eigenen Staub. Dann wird aus Ursache und Wirkung – Mittel und Zweck oder Weg und Ziel: jenen Geschichtsverlauf macht Gott zum Mittel, um sich in seinem Willen kundzutun. In diesen Begriff der sich entwickelnden Offenbarung nehmen wir den Menschen und seine Ideale mit herein und reden von der *göttlichen Erziehung* in jenem Geschichtsverlauf. Gott erzieht seine Menschheit auf das geistige Reich Gottes hin, indem er zuerst das nationale Königtum als Hauptwert der Religion hinstellt, um die Menschen dann darüber hinauszuführen. Erweitern wir diese Betrachtung mit unserer heutigen Religionswissenschaft, so bekommen wir noch einen anderen Blick. Ja, Gott hat sich sein Volk auserwählt, so lautet es religiös, wenn wir sehen, wie sich langsam der eigentümliche Geist Israels aus dem Mutterschoß der vorderasiatischen Religion freimacht zu eigenem Leben. Gerade diese religionsgeschichtliche und -philosophische Betrachtung ist unterrichtlich, aber auch homiletisch vom größten Wert; denn sie hilft die Eigentümlichkeit des biblischen Geistes scharf im Vergleich und im Gegensatz mit anderen Religionen erfassen – ein Mittel, das uns noch oft in seiner Bedeutung vor Augen zu treten hat.

So arbeitet sich – dürfen wir sagen Gott? – nein, der Gottesbegriff langsam heraus, oder Gott erzieht sich seine Menschheit zu einer besseren Erkenntnis seiner Selbst in der Geschichte. Diese Verbindung zwischen der Weltgeschichte mit ihren Zusammenbrüchen und der fortschreitenden Erkenntnis Gottes ist echt israelitisch-biblisch: Gott, der das höchste Geisteswesen der Welt darstellt, bedient sich der Weltgeschichte als ihr Herr, um sich immer mehr zu entschleiern.

So bekommt die neutestamentliche Geschichte ihre Tiefe und Perspektive, wie sie der alte Messianismus nicht erreichte. Jesu Geschichte wird verankert in der Vergangenheit und Ewigkeit und damit gefestigt und absolut. Jesus wird durch Linien des Glaubens verbunden mit dem höchsten Leiter und dem Sinngeber der Welt.

Das ist der religionsgeschichtliche Ersatz des alten Verheißungsschemas. Aber er führt noch zu weiterem, wenn wir darauf achten, daß wir im A. T. eine klar abgeschlossene, mit dem N. T. in engster Verbindung stehende Geschichte haben. Daher bekommen wir noch zwei Formen von Messianismus, einen *kleinen* und einen ganz *großen*. Der kleine soll darin bestehen. Nehmen wir etwa Jes. 53. Die alte Frömmigkeit freute sich naiv an den übereinstimmenden Zügen zwischen Einst und Jetzt, ohne sich zu fragen, was denn diese Verdoppelung eigentlich solle. Uns aber kommt es weniger auf einen einzelnen antitypischen Fall als vielmehr auf die allgemeine Regel an, die in einem typischen Falle steckt; hier also heißt sie: so gehts einem, der sich im Dienst Gottes den Menschen weiht, um sie höher zu führen, wie es hier Jes. 53 geschrieben ist. Das ist die Regel im Haushalt Gottes, nach ihr mußte auch Jesus sterben, aber nach ihr mußte auch sein Tod das Mittel sein, um seine Sache weiter zu führen. So haben wir Jesu Todesbedeutung mehr unter dem Gesichtspunkt Gottes *begriffen* als nach der alten Weise: nun ist sie unter eine allgemeine Regel, unter ein Gesetz gestellt, und so ist sie ganz klar. Oder: Jesus im Kampf mit den Pharisäern. Wir haben wenig davon, wenn wir lesen, daß dem Messias Kämpfe bevorstehen; aber wir verstehen diesen Kampf der Evangelien, wenn wir ihn hineinstellen in den großen

geschichtlichen Rhythmus, der stets einen bitteren Gegensatz zwischen Propheten und Hütern des Alten, zwischen dem Herold des Sittlichen und den Konservatoren des Kultus zeigt.

So bekommen wir eine Ahnung davon, wie die Geschichte Israels in Jesus gipfelt. Dieser kleine Messianismus aber hängt am großen: Jesus ist die organisch notwendige Vollendung der alttestamentlichen Religionsentwicklung, weil er die in ihr angelegte enge Verbindung von Sittlichkeit und Religion samt der universalistischen Vergeistigung zur Vollendung bringt. Das ist mehr als die alte Weise, die sich freut, ihre Heilstatsachen oder Prädikate Jesu im A. T. angedeutet zu finden. Die Heilstatsachen sind als Sachen noch ganz A. T. oder Heidentum, wie man will: jedenfalls stehen sie noch unter der Schwelle des eigentlichen N. T., das durch die rein geistige persönliche Beziehung zu Gott und Christus bezeichnet wird.

Der umfassendste Messianismus ist nun ganz religionsgeschichtlicher Art: er besagt, daß Gott, so wie er Israel erzogen hat, überhaupt Völker erzieht. So macht es Gott immer. Bei Wundt findet man als religionsgeschichtliche Regel jene allgemeine Entwicklung zur Geistigkeit vor. Jedenfalls ist diese heute nicht überall reines Erzeugnis der Entwicklung, sondern durch die Berührung mit dem Christentum in der Mission mitbedingt. Hier stößt Offenbarungsglaube im alten Sinn und Entwicklungstheorie zusammen. Es hat wenig Zweck, über beider Recht zu streiten; denn die Mission verhindert im Glauben an ihr göttliches Recht die anderen Nationen, die Probe auf jene evolutionistische Lehre zu machen und sie allein ihrer eigenen immanenten Entwicklung zu überlassen, eine Probe, die sicher nicht überall zur Zufriedenheit ausfiele. Damit ist nicht bestritten, daß Gott, wie er Israel auf das geistig persönliche Heil hin erzogen hat, so sich auch immer noch seine Völker zum Verständnis und Empfang dieses Heils zubereitet.

Die praktische Bedeutung dieses ganzen messianischen Gedankenganges ist klar: er hilft auf einen festen Boden, wo der Fuß des Glaubens noch unsicher tritt. Es ist die Absolutheit des Christentums. Diese scheinbar unpraktische, persönliche Heils- und Gottesgewißheit ist das Praktischste, was es in der Welt des Glaubens gibt. Ferner fällt hier eine Art von Gnosis ab, und zwar in der Art der religiösen Geschichtsphilosophie, die dem Glauben ein helles Auge in die Weite schenkt. Endlich gewöhnt er sich so daran, seinen Gott überall in der geschichtlichen Entwicklung auch in der des eigenen Lebens sich spiegeln zu sehen; und ohne dieses Spiegelbild in der Außenwelt, besonders der Geschichte, ist Gott nicht Gott, sondern nur ein Ideal, ein Genius des Guten oder ein Privatheiliger.

Wichtig, wie diese Erkenntnis unserer Erziehung durch Gott in der Geschichte, ist die Aufgabe der Erziehung Anderer zu Gott hin mit Hilfe der Geschichte. Unsere geschichtliche Religion steht doch auf der Überzeugung, daß Gott in der klassischen Vergangenheit uns etwas zu bieten hat für jede Gegenwart und Zukunft. Wie wertvoll gerade für diese Aufgabe das A. T. von jeher gewesen ist, braucht nicht ausgeführt zu werden. Nur wollen wir uns doch auf die grundsätzliche Seite der Sache genau besinnen, um womöglich noch mehr, als bisher üblich war, an erziehlichen Winken zu gewinnen, wobei natürlich diese erziehlichen Winke nicht nur auf den Unterricht, sondern auf die ganze Aufgabe der Gemeindeleitung gehen sollen.

Wir werfen darum zunächst die allgemeine Frage nach der Bedeutung

der Geschichte für die Erziehung auf, die ja für alle unsere Arbeit grundlegend ist. Wir nehmen dabei beide, Geschichte wie auch Erziehung, im weitesten Sinne, also Erziehung in einem Sinne, der nicht nur die Heranbildung des Willens, sondern auch die der Erkenntnis umfaßt.

Gerade diese beiden Seiten sollen es nun sein, auf die wir unser Augenmerk lenken, die Erkenntnis- und die Willensseite am Menschen. Beide sollen gebildet werden, und zwar zu selbständiger Betätigung in dem höchsten Sinn, der uns gerade in der Geschichte aufgegangen ist. So kommt die Ganzheit des Menschen zustande. — Wir behandeln beide Seiten getrennt, obwohl sie natürlich eng zusammengehören. Wir teilen ein in der Weise, daß wir auf der einen Seite Verständnis, auf der anderen Seite Teilnahme am Leben der Gemeinschaft erstreben, wie es Gegenstand der Geschichte ist. Unter Verständnis verstehen wir die Einsicht in das Werden der Dinge, ein Begreifen der Persönlichkeiten und der Ereignisse, das sie gleichsam ganz umfaßt und nach ihren wichtigsten Beziehungen hin in sich aufnimmt. Dazu ist die Denkform: Ursache — Wirkung am besten geeignet. Darauf läuft unser gewöhnliches Geschichtsverständnis meist hinaus: die Personen und Geschehnisse in ein solches Netz von Kausalbeziehungen einzuzeichnen, daß wir jene verstehen; denn wir glauben mit Recht, mit der Einsicht ins Geworden-sein viel vom Sein erfaßt zu haben. Noch höher aber als das Verständnis stelle ich das, was ich einmal Erkenntnis nennen will. Das ist die Einsicht in höhere Zusammenhänge, als es die gewöhnlichen kausalen sind. Dabei ist zu denken an allerlei größere Regeln des Geschehens, typische Gestaltungen, gesetzmäßige Wiederholungen, teleologische Beziehungen, wo also der Anteil der Persönlichkeit schon viel größer ist; so unsicher damit zwar die Sache wird, so interessant ist sie aber auch. Hier liegt der Reiz geschichtlicher Beschäftigung für den denkenden Geist. Wo diese beiden Dinge, Verständnis und Erkenntnis, erstrebt werden, da hat das Wissen um geschichtliche Dinge nur die Stellung der Grundlage und des Mittels, eine Stellung, die es aber leider so gar leicht verliert, um Alles zu werden, weil man sonst nichts hat als das Wissen.

Noch wertvoller ist natürlich für uns die andere Seite, die praktische, in der es auf Erziehung zur Teilnahme an den Gütern und Werten der Geschichte ankommt. Dabei ist es zuerst auf die Gewinnung von Urteilen abgesehen. Beurteilen aber ist eine Fähigkeit, die zwar ganz verstandesmäßig aussieht, aber darum praktischer Art ist, weil ihr Ideale und Maßstäbe zu Grunde liegen müssen. Das ist die Aufgabe darum, diese Ideale, wie sie in der Geschichte erzeugt worden sind, zu ihrer eigenen Verwirklichung in den Geist der Zöglinge einzuführen. Daneben kommt noch folgendes in Betracht: die Geschichte gibt immer gerade in ihren höchsten Stellen die Anschauung von solchen Idealen in Persönlichkeiten, die ganz anders mitreißen als Gebote und abstrakte Ideale. Aber auch die tiefen Stellen der Geschichte sind nicht verloren, wie man oft denkt; denn es gibt kein besseres Mittel zur Anbahnung jener Maßstäbe und Ideale als den Vergleich. An ihm schärft sich das Urteil, an ihm kann auch Zuneigung zu der höheren Erscheinung entstehen, wenn ihr vielleicht bisher als ganz selbstverständlich und gewöhnlich angenommener Wert, durch den Vergleich mit einem geringern, auf einmal lebhaft zum Bewußtsein kommt. So wächst man langsam in große Dinge hinein, nämlich in die Gemeinschaft der Menschheit, die etwas Großes bauen will;

zuerst zwar bloß mit der Phantasie oder dem Begriffsvermögen, aber doch auch langsam mit dem Gefühl, das bewußt oder noch besser unbewußt den Willen leise den großen Interessen zuzuwenden vermag.

So erhebt die Geschichte, aber nicht ohne zugleich zu demütigen; denn sie zeigt die Menschheit in ihrer Größe und den Einzelnen in seiner Kleinheit, weil er nichts anfangen kann, was nicht schon versucht und getan worden ist. So in den großen Zusammenhang des edelsten menschlichen Strebens hineinzuleiten, ist eine große Aufgabe, die allem geschichtlichen Unterricht gestellt ist.

Stellen wir unser A. T. im Verhältnis zum N. T. unter diese allgemeinen Bemerkungen, so ergeben sich uns mancherlei Gesichtspunkte. Zuerst wollen wir noch einmal den Begriff näher auflösen, der uns bisher in der Betrachtung jenes Verhältnisses geleitet hat, den Begriff der Entwicklung. Wir wissen noch, daß er als eine ideelle Konstruktion und nicht als genaue Erkenntnis gefaßt war. In jenem Begriff stecken nun drei Bestandteile, die uns von Wert sein sollen. Wenn wir eine Entwicklung zwischen A. T. und N. T. annehmen, dann werden wir auf Stücke im A. T. rechnen, die ihren Ausgangspunkt bilden und darum möglichst weit von dem N. T. entfernt sind. Ferner werden wir nicht ohne andere Stücke bleiben, die dem N. T. sehr nahe kommen; wie wäre es sonst eine Entwicklung? Und endlich wird uns der eigentliche Übergang in einer ganzen Fülle von Erscheinungen entgegentreten. Um nun einmal gleich Bestimmtes zu nennen, so haben wir Ähnliches oder fast Gleiches in sehr vielen sittlich gerichteten und in sehr vielen rein religiösen Stücken, jenes z. B. in den Propheten und in den Sprüchen, dieses in manchen Psalmen. Ist es dort die Reinheit der Nächstenliebe oder der Sinnenzucht, die dem Gedanken der Persönlichkeit entspricht, so hier die Unbedingtheit eines Gottvertrauens, das wenigstens nicht mehr wie vorher dem sinnlichen oder nationalen Wohle allein gilt, das Gott zu befördern hätte. Ich brauche nicht darauf aufmerksam zu machen, daß es nur wieder die praktischen Beziehungen, also Güter und Ideale, sind, die hier mitsprechen, nicht etwa dogmatische oder theologische Erkenntnisse.

Aber dieser Stellen sind doch nicht so viele, die Gleiches oder Ähnliches wie das N. T. enthalten, die also an die geistig-persönliche Höhenlage des N. T. heranreichen, von dessen transzendenter Haltung noch ganz zu schweigen. Ebenso sind die rein gegensätzlichen Züge stark gemindert; also jene zweite Gruppe von Äußerungen im A. T., die einen dem N. T. entgegengesetzten Geist atmen; und zwar durch die Tätigkeit der verschiedenen Redaktoren, die ein mehr praktisches als geschichtliches, höchstens ein Pietätsinteresse hatten. Aber es ist doch immer noch genug davon da: einmal der Animismus und der damit zusammenhängende Zauber, der Gott zwingen will, etwas zu tun, was nützlich, oder zu sagen, was zukünftig ist; dann sind es zumal wieder sittliche Dinge, die tief unter dem Keuschheits- und Liebesgebot des N. T. stehen, die damals noch als nicht nur erlaubt, sondern als Pflicht und Recht angesehen wurden.

Kurz, hierher gehört alles, um deswillen Kayser und Andersen, sowie die Vielen, deren Sinn sie aussprachen, das A. T. ganz ausscheiden wollen; dabei steht immer noch der alte Gedanke im Hintergrund, daß ein Gottesbuch derartiges nicht haben und die Erziehung zu Gott solche Dinge nicht in den Gebrauch nehmen darf. Dazwischen liegt nun die ganze Breite der eigentlich alttestamentlichen Güter,

Ideale und der dazu gehörigen Vorstellungen von Gott und Erlösung und Gottesdienst, also alles, was sich um Wohlsein von Personen und Familien und Volk bewegt. Darin sehen wir das eigentliche A. T. Diese Stücke werden wir in unserem zweiten Teil unter dem Titel „Ergänzung" noch wohl gebrauchen lernen. Hier stehen sie als ein Übergang, und ordnen sich unserem erziehlichen Gang ein, der hinauf zu Gott, dem Gott Christi führt. — Man kann das Verhältnis zwischen beiden Testamenten auch ausdrücken, indem man auf die Form sieht, in der die Frömmigkeit und Sittlichkeit erscheint. Wir haben im A. T., wenigstens in seinen kennzeichnendsten Teilen, eine Frömmigkeit der Ordnung: der Fromme wandelt *vor* seinem Gott und zwar auf den Wegen, die Gott ihm im Gesetz angegeben hat. Es ist eine heteronome Frömmigkeit und Sittlichkeit. So ist es angebracht in einer Religion, die ein Volksleben regeln will. Darüber hinaus geht eine Frömmigkeit, die sich Gott näher gerückt weiß, die *mit* Gott lebt. Ein engeres Verhältnis verbindet den Gläubigen mit seinem Gott; er geht im Vertrauen und in der Gemeinschaft des Sinnes mit ihm durch das Leben. Noch höher steht der Fromme, der *in* seinem Gotte lebt. Er ist ganz eins mit ihm. Er lebt selig in ihm und heilig aus ihm. Hier tritt jede äußere Vermittlung zurück, und das Verhältnis wird unmittelbar. Gott und die Seele verschmelzen und Gott schenkt sich dem Gläubigen als sein Vater. Daß dies der Höhe- und Zielpunkt der Entwicklung ist, bedarf keiner Erörterung. Die Frage ist nur, ob wir unsere Gemeinde auf diese Höhe bringen können. Einzelne können wir gewiß so heben, daß sie diesen großen Geschichtsverlauf im Kleinen für sich wiederholen. Aber im Ganzen wird die Menge der Gemeinde noch durch die Ordnung gehalten werden müssen. Für sie ist der Grundsatz maßgebend, der die katholische Massenpädagogie beherrscht: serva ordinem et ordo te servabit. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir immer den Versuch machen, jene Höhe zu erreichen. Das wird damit am besten dadurch möglich sein, daß wir jene Entwicklung von der Frömmigkeit der Ordnung zu der der eigenen Gemeinschaft mit Gott vor Augen führen. So wollen wir es nennen, und nicht sagen: erleben lassen; das klingt zu anspruchsvoll. Wir lassen etwas noch nicht erleben, wenn wir es behandeln. Höchstens können wir damit die Keime für eine spätere Entwicklung in die Seele senken, die im Bunde mit anderen Kräften unter günstigen Bedingungen in jene Höhe führen. Mit diesen Bemerkungen haben wir beides betont, die Wahrheit der kulturgeschichtlichen Stufen und den Zoll, den sie wie so manche andere Theorie, an den Illusionismus zu entrichten hatte, der da glaubt, mit den Dingen fertig zu werden, wenn eine neue Formel gefunden ist und angewandt wird.

Das soll nun die zweite, die *praktische* Seite an jener Erziehung sein: Wir können an jenen aufsteigenden Werten und Idealen die Maßstäbe bilden für das, was christlich ist; und zwar mit Hilfe der Denkformen des Vergleiches und des Gegensatzes. Immer wieder wird es heißen, daß wir dazu des A. T. nicht bedürfen, weil uns Gegensatz gegen das Christentum und Minderwertiges im Vergleich mit ihm genug entgegentritt, wohin wir schauen. Aber es handelt sich hier einmal gar nicht mehr um die Rechtfertigung des A. T. in unserem Gebrauch, sondern um den Sinn der Verwendung des A. T. Und dann ist Vergleich und Gegensatz um so reizvoller und fördernder, je mehr man sich dabei auf der Linie einer Entwicklung bewegt, die auch gerade so viel Gleiches enthält. Solches

wird man billig erwarten dürfen von dem alttestamentlichen Unterricht, daß er die Maßstäbe klärt und erhöht. Das ist m. E. der Kern jener kulturgeschichtlichen Stufen, die, wie sie lauten, viel zu gekünstelt und überspannt sind. Aber das Urteil bilden im Vergleich — das läßt sich machen; dabei ist es völlig der Fülle unmeßbarer Einflüsse, die wir „heiliger Geist" nennen, anheimgegeben, was aus solchem Unterricht wird. Zur Erweiterung der ganzen Seele über sich selbst hinaus, zum Gewinn höchster Ideale, die zumal in ihrer heroischen Form die Jugend packen, in die großen Persönlichkeiten einzuführen, das versteht sich von selbst als die schönste Aufgabe dieses Unterrichts. Am höchsten wäre ja diese Aufgabe: die Menschen in „die Religion als Schöpfung", also in die Religionsentwicklung als in die Herausarbeitung einer höheren Gotteswelt, einzuführen, sei es in diesen ganzen großen Vorgang selbst im Sinne von A. Bonus, sei es in seine Nachbildung im Einzelnen und Kleinen. Das berührt sich schon mit dem oben ausgeführten Gedanken, daß die Erziehung, die Gott uns zuteil werden läßt, an jenem Modell und Typ erkannt und angeeignet werden kann.

Ist das die praktische Seite jener Erziehung, so bedarf die theoretische weniger Worte. Verständnis und Erkenntnis im oben dargelegten Sinne finden ihren Gegenstand vollauf an dem Verhältnis zwischen A. T. und N. T., wie es ja auch von uns dargelegt worden ist. Beides hängt innig zusammen: Interesse und Verständnis; jedes von beiden wird durch das andere bedingt und gefördert.

3. Das Alte Testament eine Ergänzung zum Neuen Testament.

Diese Betrachtung des A. T. unter dem Gesichtspunkte einer auf das N. T. hinzielenden Entwicklung, die die Grundidee des Messianismus aufnimmt, ist nicht die einzige Weise, in der wir es verwenden können. Die andere sollte es als Ergänzung zum N. T. ansehen lehren, um dadurch dem Grundgedanken des tertius usus legis ganz selbständig und frei Rechnung zu tragen.

Dann besteht die Ergänzung, die das A. T. dem N. T. bietet, darin: das N. T. ist im ganzen auf eine überirdische Welt gerichtet, die sich in dem Gewinn einer Seele oder in dem Besitz des Geistes Gottes zeigt. Das A. T. aber bringt zu dieser zeitgeschichtlich notwendigen Gestalt der biblischen Religion seine Art hinzu, die eine engere Beziehung zur Welt zeigt. Und damit entspricht es unserer ganzen gegenwärtigen Lage, die eine ähnliche Verflechtung der Religion mit der Welt darstellt, wie sie das A. T. enthält. Diese drei Sätze gilt es nun näher auszuführen.

Wir stellen uns dabei auf den Boden, der uns bei der ersten Betrachtung getragen hatte; auf den der Werte und Ideale, also auf den Boden der Wertschätzung. Hier wird uns das Verhältnis zwischen A. T. und N. T. viel einfacher und klarer, als wenn wir in der alten Weise auf die Wahrheiten achten. So kann man zum oberflächlichen Verständnis den Gegensatz einmal fassen: Werte und Wahrheiten, obwohl die Wahrheit immer einen Wert und der Wert seine Wahrheit haben muß. Aber gemeint ist der Gegensatz von rein theoretischer Wahrheit und lebensnotwendigem Wert oder Gut. Die alte intellektualistische Auffassung sah als das Wesen des N. T. bestimmte Wahrheiten an, heilsnot-

wendige Wahrheiten, wie sie dem dogmatisch bedingten Schriftgebrauch entsprachen; so etwa die Messianität und Gottessohnschaft Jesu, die Genugtuung in seinem Tod und die Erlösung, die er gestiftet hat. An diese Wahrheiten knüpfte man dann in der praktischen Verkündigung die gewöhnlichen Imperative an: Glauben, Hoffen, Vertrauen; denn an jenen Wahrheiten hängt Glück und Seligkeit. Waren jene Wahrheiten auch schon im A. T. angedeutet, so war es um so besser. Sie hatten dann eine Stütze an ihm. Manchmal freilich kam auch der Unterschied zwischen alttestamentlicher und neutestamentlicher Wahrheit in Betracht, je nachdem man die Bedeutung des ganzen biblischen Bodens oder die der besonderen neutestamentlichen Offenbarung betonen wollte.

Dem gegenüber liegt für uns, was sich nach dem im ersten Teil Gesagten von selbst ergibt, der ganze Nachdruck auf den Gütern. Und das Wesen des N. T. ist darin zu finden, daß es ein ganz neues Gut anbietet. Und zwar ein Gut, das sich dadurch von allen anderen unterscheidet, daß es überweltlich ist. Darin, genauer in der Beschaffenheit dieses überweltlichen Gutes, liegt das Besondere der neutestamentlichen Religion. Das Gut, das es bietet, liegt ganz im Jenseitigen; es ist die Gemeinschaft der Seele mit Gott, die Erfüllung des Herzens mit dem Geist Jesu. Besser als die Beschreibung der Sache selbst ist die Darstellung ihrer subjektiven Seite und der an die Sache geknüpften Folgerungen: subjektiv wird jenes Reich in der Seele wirklich, die sich ganz Gott ergibt. Die Transzendenz des Gutes zeigt sich darin, daß nur die Seele, ganz losgelöst von allen äußeren Eigenschaften des Menschen, wie Nation, Geld, Bildung usw., in Betracht kommt. Gottes Reich und die Seele sind Ergänzungsbegriffe. Das Reich Gottes ist da im Anzug, wo einer eine von der Welt losgelöste, über sie erhabene Seele gewinnt; und diese Seele gewinnt man nur durch das Reich Gottes, das einen über alle irdische Dinge erhebt.

So wird das Reich Gottes oder der Himmel Anlaß zur Selbstverleugnung, d. i. zur Aufgabe, das Geringe um des Höheren willen zu opfern, nicht bloß eine geistliche Turnübung vorzunehmen. Der höchste Wert macht gegen alle niederen gleichgültig. In diesem Zusammenhang steht Jesu Forderung, sich zu verleugnen: das Leben muß aufgegeben werden, um das Leben zu gewinnen. So wird der Himmel zum Motiv der Selbstverleugnung und damit der höchsten sittlichen Kraft; er bildet den Punkt des Archimedes in der sittlichen Welt, von dem aus man die Erde bewegen kann. Anderseits ist er auch das stärkste, wenn nicht einzige Quietiv, wenn etwas von irdischen Gütern in Verlust geraten ist: „hab ich doch Christum noch, wer will den mir nehmen?".

Gegenüber diesem höchsten himmlischen Gut verblassen alle anderen irdischen Güter, wie Mond und Sterne vor der Sonne. So z. B. Staat und Familie, Gesundheit und Leben, Reichtum und Ehre, Freude und Freunde, Kunst und Wissenschaft. Das ist alles minderen Rechtes. Dieser Zusammenhang zwischen überweltlichem Gut und dem contemptus mundi ist eine ganz unaufgebbare Grundlinie des N. T. So wird die Transzendenz praktisch, und die höchsten praktischen Worte haben ihre ganz sichere Begründung an dieser Transzendenz. Sie schaut überall aus dem N. T. hervor; ihre gewöhnliche Form ist die Eschatologie: die Welt vergeht, und es kommt die Gnade. Die Erlösung von der Welt ist tatsächlich das höchste und letzte Wort des N. T., weil es ein höheres Gut als die

Welt in den Mittelpunkt stellt. So gewinnt die Eschatologie, die uns, als Erkenntnis der Wahrheit im gewöhnlichen Sinne, sehr zweifelhaft geworden war, tiefe Bedeutung, nämlich als Ausdruck für die Werterkenntnis des Christentums: „die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit". Die Eschatologie hat den festen Glauben zum Inhalt, daß die Überwelt den Sinn der Welt bildet. Als Welt, gegen die der Glaube an die Überwelt gleichgültig macht, wollen wir schon jetzt bestimmen die Natur und die Kultur.

Natürlich wird sich sofort gegen diese einseitige Fassung der neutestamentlichen Religion Widerspruch erheben. Ihm gegenüber sei von vornherein zugestanden, daß es schon eine Reihe von Stellen in dem N. T. gibt, die eine positive Stellung zur Welt ausdrücken. Aber im Ganzen bleibt es bei dem Gesagten: das N. T. ist in seinem eigensten Wesen transzendent und eschatologisch. So zeigt es uns eine streng religionsgeschichtliche Betrachtung, die es nicht sofort, etwa für vermittlungstheologische Auffassung und Arbeit, verwerten, sondern in seinem Wesen und besonders seinem Neuen erkennen und verstehen will. Und so betrachtet ist es ganz reformerisch, nein: revolutionär. Woher wäre auch sonst der Zusammenstoß mit der jüdischen und christlichen Welt gekommen, wenn nicht aus dem revolutionären Gegensatz des Christentums gegen alle Werte der beiden? Denn es stellt sich ja doch das junge Christentum gegen den Staat und die Kirche des A. T., es weiß nichts von der Natur, als daß sie sich sehnt nach der Erlösung; nichts weiß es von der Kultur, als daß sie vor Gott nichts gilt. In dieser ganz einseitigen Sammlung auf das Ewige liegt ja gerade die klassische Bedeutung und die Kraft des N. T., seine hohe und kritische Stellung für alle Zeiten, die immer wieder die Gewissen zwingende Autorität seiner in sich selbst ruhenden Überlegenheit. Darin hängen auch die hohen Ideale der Bergpredigt und der paulinischen Briefe: zum transzendenten Gut gehört das Ideal der Weltüberlegenheit. Das ist das Wesen der neutestamentlichen Schriften, soweit sie als ihr Eigentümliches die Gesinnung der Gemeinde aussprechen, die des Herrn harrt und die Welt verachtet. Das ist das N. T. im N. T.; denn wir haben es doch mit seinem Wesen und nicht mit seinem Umfang als Buch zu tun. Natürlich gibts noch viel A. T. im N. T. Und es gibt auch schon wieder dem A. T. ähnliche neue Gedanken; denn nachher kam es doch ganz anders: der Herr vom Himmel blieb aus, und allmählich suchte die Gemeinde wieder positive Beziehungen zur Welt. Und dabei kommt alles wieder, was man früher zurückgestellt hatte: so z. B. der Kultus und die Kirche, so der Staat und die Politik, so auch Gut und Geld; ferner Wissen, Kunst und Bildung, ferner die Arbeit, und endlich auch, wenn auch mit Einschränkungen, die Natur nach ihren verschiedenen Seiten hin. Natur und Kultur kehren so an die Stelle zurück, von der sie ausgetrieben worden waren. Und das ist die Welt, ohne die es doch nicht geht, mit der man nun einmal sich einrichten muß.

So entsteht dann die große Aufgabe der complexio oppositorum: die Erlösung von der Welt und den Gebrauch der Welt samt der Herrschaft über sie zu vereinigen. Das Christentum wurde verweltlicht oder die Welt vergeistlicht. Welche Rolle dabei das A. T. gespielt hat, ist ohne weiteres deutlich, wenn man an seinen Einfluß etwa auf das sich bildende Priesterwesen denkt. Mit anderen Worten: man trat aus der im ganzen weltfremden Zeit in eine Zeit ein, die

wieder in mancher Weise die Lage des A. T. erneuerte: die Lage einer Kirche, die mit der Welt, dem Staat und allen Kulturbestrebungen Fühlung suchte und fand.

Dabei wurde natürlich das ursprünglich transzendent-asketische Wesen des Christentums nicht verleugnet. Die Lösung jener Schwierigkeit geschah etwa so, daß man im Mönchtum eine Schar abkommandierte, die zur Ausgleichung gegenüber der reichen Beteiligung an der Welt durch die Masse, die Weltverachtung vertreten sollte.

Natürlich ist jene scharfe Abgrenzung zwischen A. T. und N. T. eine Konstruktion. Natürlich hat das A. T. schon Stellen, die sich stark nach dem weltfremden Wesen und nach einem neuen Himmel und einer neuen Erde hinneigen; ohne Zweifel hat das N. T. eine Fülle von Stellen, die frei von eschatologischem und transzendentem Gepräge, einfach die Verhältnisse des Lebens in der Welt ordnen wollen — wie könnten auch geistige Gebilde, die in einer lebendigen Entwicklung entstanden sind, einer Schablone sich fügen? Besonders neigen sich beidemal die abschließenden Teile, also die späteste Literatur beider Testamente, dem entgegengesetzten Geiste zu, also die des A. T. der weltflüchtigen und die des N. T. der weltfrohen Art. Aber ebenso gewiß ist, daß man, um die Dinge zu verstehen und zu beherrschen, auch einmal stark das Wesen herausheben muß, wie es uns eingehendes geschichtliches Verständnis gelehrt hat. Und dann hat jene Unterscheidung ihr Recht.

Geht man weiter der Entwicklung nach, so kommt man im Protestantismus an die Geistesbewegung, die jenen Zug noch stärker betont hat, nämlich die Anerkennung der Welt. Man kann, wenn man einen geschichtsphilosophischen Grundsatz für die Geschichte des Christentums sucht, behaupten, daß er in der, natürlich immer wieder unterbrochenen, Abstreifung des einseitig transzendent-eschatologischen Wesens unsrer Religion zu finden sei. Ganz offenbar sucht die Reformation und die Erneuerung ihrer befreienden Seite, der typische Rationalismus, eine immer stärkere Beziehung zur Welt, natürlich zur Welt im neutralen Sinne des Wortes, also zur Natur und Kultur. Dagegen ist aller typische Pietismus der Versuch, die ursprüngliche Lage der Weltentfremdung beizubehalten und das vormalige Verhältnis zur Welt, wie es geschichtlich erklärbar im N. T. vorliegt dauernd zu machen. Aber auch der Pietismus kann sich ebenso wenig wie der Katholizismus dem Zuge zur Welt ganz entziehen. Das Problem ist vielmehr bei allen dasselbe, besonders spürbar aber da, wo die Welt als Stätte Gottes anerkannt wird. Das Problem lautet noch immer: wie geht die Religion der Erlösung von der Welt mit der Aufgabe, die Welt zu verchristlichen, zusammen? Soll die Welt verchristlicht werden, so muß das Christentum verweltlicht werden; das ist eine praktische Parallele zu dem grundlegenden dogmatischen Satz des Irenaeus: Gott ward Mensch, damit die Menschen vergöttlicht würden.

Das ist ohne Bedenken zuzugeben, daß das Gesagte auf einen Kompromiß zwischen Reich Gottes im ewigen Sinne und der Welt hinauskommt. Aber wir kommen, solange wir hier auf Erden sind, über solche Kompromisse überhaupt nicht hinaus; denn ein solcher bedeutet, daß wir immer wieder versuchen, das Ewige uns so anzueignen, wie es uns nur irgend möglich ist, und daß wir das Zeitliche mit ihm zu durchdringen suchen, soweit dieses es sich gefallen läßt.

Darein müssen wir uns schicken, nachdem uns Gott die Aufgabe gegeben, die Welt weder zu verlassen noch zu lassen, wie sie nun einmal ist.

Wo findet sich nun für diese Aufgabe eine Hilfe? Nun eben im A. T. Es ist eine Religion mit Weltgepräge in ihm niedergelegt, wenn Welt, wie bis jetzt immer, nicht die gottfeindliche Macht, sondern das religiös neutrale Gebiet bezeichnet, wenn Welt das Reich der Schöpfung und der Entwicklung, also Natur und Kultur umfaßt; denn im Mittelpunkt des A. T. steht nicht das jenseitige Reich Gottes in seiner reinen abstrakten Geistigkeit, sondern andere Dinge weltlicher Art: der Hauptwert, um deswillen man im A. T. fromm ist, ist die längste Zeit jener geschichtlichen Entwicklung, die wir A. T. nennen, hindurch der Volksstaat, als das höchste innerweltliche Gut. Und mit ihm ist die Beziehung zum ganzen Umkreis des Lebens und der Welt verbunden. So hat das A. T. etwas Protestantisches und Rationalistisches, etwas ganz Modernes an sich. Freilich kann ich nicht finden, daß diese Beziehung zwischen Protestantismus und A. T. klar erkannt und behauptet worden ist. Die paulinisch-orthodoxe Erfassung seiner Bedeutung unter den Begriffen Gesetz und Verheißung ist so überaus eindrucksvoll gewesen, daß eine andre dagegen kaum aufkommen konnte. Erst unsre undogmatische, objektiv religionsgeschichtliche Betrachtung ist zu solchen Erkenntnissen fähig. Diese aber haben, wie so oft, eine ganz unmittelbare Bereicherung der Praxis im Gefolge; denn nun erkennt man ja vor allem das Eigenleben der früheren Zeiten, und das ist stets durch eigentümliche Werte, Ziele und Ideale, also durch praktische Dinge bestimmt.

Erläutern wir ein wenig die beiden Begriffe, in die für uns die Welt zerfällt, also Natur und Kultur.

Was rechnen wir zur Natur? Vorab natürlich die Natur im eigentlichen Sinne, also Berg und Wald, Feld und Meer, Tiere und Pflanzen; daneben aber auch noch alles, was zur natürlichen Grundlage des Kulturlebens gehört, so etwa die irdischen und leiblichen Güter: Saat und Ernte, Essen, Trinken, Gesundheit, Ehe, Familie, also Weib und Kind; ferner Acker, Vieh und alle Güter. Damit haben wir ja den Inhalt des ersten Artikels und der vierten Bitte, die tatsächlich A. T.-liche Stücke in Luthers Katechismus darstellen, weil sie dem großen idealen Grundzug des paulinischen Christentums, der das N. T. beherrscht, sich nur schwierig anpassen. Gewiß ist es ein niedriger Begriff vom Leben, der bei allen Werten, die in den Rahmen der vierten Bitte und des ersten Artikels fallen, zu Grunde liegt. Aber wer will christlicher sein als Christus, lutherischer als Luther? Gewiß ist jener niedrige Begriff vom Leben im A. T. gar oft Ziel und Zweck der Religion, weil er das Höchste darstellt; gewiß bezeichnet das N. T. ein ganz anderes Ziel und Ideal, das sich, wie es immer geschieht, desselben Wortes „Leben" bedient, um den Gegensatz desto schärfer hervorzuheben — aber es kann nicht beim Gegensatz bleiben zwischen niederem und höherem Leben. Der kontradiktorische Gegensatz ist stets nur die Weise, wie sich etwas Neues anbahnt und durchsetzt; nachher kommt der konträre, also der relative Gegensatz an die Stelle. Schließlich ist der erste Artikel die Grundlage der beiden andern, wie auch die vierte Bitte die der andern Bitten ist. Natürlich wird das nicht leicht sein, die Güter des A. T., die darin als absolut höchste genannt waren, als relative dem N.T.-lichen Gedankenkreis einzuzeichnen.

Also das, was für unsern ersten Hauptgedankengang von der Entwicklung eine Stufe war, die überwunden werden mußte und auch noch überwunden werden soll, wenn sie die höchste sein will, das ist hier etwas, was wieder hereingeholt werden muß, weil des Lebens Aufgabe und Not es so erheischt. Das ist ja gewiß dialektisch leicht zu erfassen und zu begründen, aber praktisch machen läßt es sich schwer. Jedoch es geht nun einmal nicht anders: so verlangt es das Christentum, wie wir es brauchen und haben.

Wie weit es uns nun auch gelingen mag, dialektisch diese Beziehungen zur Natur den höheren Werten und Idealen des N. T. einzuarbeiten, auf jeden Fall freuen wir uns, so oft uns im A. T. der kräftige Erdgeruch entgegenkommt, den es seiner engen Beziehung zur Natur und dem Leben mit ihr verdankt.

Und daneben haben wir die Probleme der Kulturbeziehungen zur Religion. Wir müssen uns als moderne Protestanten nicht nur negativ, sondern auch positiv zu ihr stellen. Dazu gehört z. B. die Arbeit, der Wohlstand, die Ehre bei den Menschen, Haus, Familie, Verwandtschaft, Rasse, alle diese Dinge natürlich nicht von ihrer Naturseite, sondern von ihrer geschichtlichen Seite aus angesehen; ferner gehört hierher der Staat mit all seinen Festen, Ereignissen und Aufgaben; die Politik, also auch die religiöse Behandlung der Politik, besonders aber die Kriegsfrage muß hier behandelt werden; das soziale Leben in seiner Verbindung mit dem sittlichen und religiösen, sowie mit dem nationalen hat hier seine Stelle. Ferner hat das A. T. die kostbare Gabe der religiösen Lyrik in den Psalmen, es hat die Weisheit der Sprüche, es hat auch noch einige Beziehungen zur Kunst und Bildung. Die ganze Breite des sittlichen Lebens tut sich hier vor uns auf, wie es in die Verhältnisse der Welt hineinragt. Der Kultus und die Kirche überhaupt ist endlich ebenso dem A. T. eigentümlich. So haben wir heute viele Interessen mit dem A. T. gemeinsam, die dem N. T., wenn auch nicht fremd, so doch nicht die Hauptsache sind. Wir sind im ganzen in der gleichen Lage wie das A. T. Wir haben wieder eine Volkskirche, wir haben wieder eine Kulturkirche, wir haben auch wieder starke Naturbeziehungen. Und diese gemeinsame Lage beruht auf geschichtlich psychologischer Notwendigkeit: es wirken dieselben Formen des Völkerlebens mit. Es geht ja gar nicht anders, es muß sich eine Religion, wenn sie dauert, in ähnlichen typischen Formen ausprägen, wie es eine ihr verwandte in den entsprechenden Verhältnissen früher getan hat. So rücken die Religionen und die Zeiten oft sehr nahe aneinander. Diese Nähe zu erkennen, das Einst mit dem Jetzt zu verstehen, ist die Aufgabe der Religionswissenschaft, der Religionsgeschichte und der Religionspsychologie. Daran knüpft sich die praktische Aufgabe, das Jetzt mit dem Einst zu gestalten, wenn das Einst als klassische Zeit Ideale und Motive hat, die noch heute uns wertvoll und maßgebend sind; denn klassisch ist, was immer oder immer einmal wieder von vorbildlicher Bedeutung und von schöpferischer Kraft ist. Das ist eine religionsgeschichtlich begründete Praktische Auslegung und Praktische Theologie.

Es ist nun die Frage, ob wir tatsächlich am A. T. solche maßgebenden Ziele und Motive haben. Die parallele Entwicklung allein tut es ja doch nicht. Aber sicher ist es vorab, daß an diesem Punkt unser zweites Interesse am A. T. zu finden ist: es gibt dem N. T. eine Ergänzung, insofern es solche allgemeine

Beziehungen ausgeprägt hat und ausführlich darbietet, wie sie dem Kern des N. T. fremd sind, so sehr sie sich in diesem langsam wieder, teilweise wenigstens, anbahnen. Es ist doch das N. T. eine Religion der Überwelt und der Erlösung von dieser Welt zu jener; es ist aber das A. T. eine richtige Weltreligion. Darum werden wir, weil wir heute wieder eine Welt- und Volksreligion und keine Sekte haben und behalten wollen, zu dem A. T. greifen. Wie eng hängt ja freilich die ganze Frage mit kirchenpolitischen Zielen zusammen! Die Sekte kann sich mit dem N. T., der Urkunde der weltabgeschiedenen Gemeinschaft, begnügen, die auf den Herrn hofft und vor allem die einzelnen Leute auslieft; als Landes- und Volkskirche aber kann unsere Kirche das A. T. nicht entbehren. Wir müssen uns darum als solche mit ihm verwandter fühlen, als wir es meist tun; das einigende Moment ist aber jene enge Beziehung zum Volksganzen und seiner Kultur, die dem N. T. fremd, uns doch wieder notwendig geworden ist.

Aber warum das A. T., warum nicht eine jede andre Religion, die auch solche Beziehungen zu Natur und Kultur, Volk und Welt hat? Ja warum denn das A. T. nicht? Welche käme denn noch in Frage? Die griechische, die germanische? Es kann von keiner andern die Rede sein. Denn: zum mindesten haben wir das A. T. überliefert bekommen als ein religiöses Grundbuch, und wir sollen und dürfen darum mit ihm so verfahren, wie es für uns am meisten abwirft. Der entscheidende Grund ist aber der: es ist das A. T. aus demselben Geist wie das N. T.; es ist der Prophetismus zuhöchst, an dem wir Interesse haben, die religiös-sittliche Geisteswelt, die im universalen Monotheismus ihren verstandesmäßigen Ausdruck gefunden hat. Daß das eine starke Wurzel des N. T. ist, wer will das bezweifeln? Und nun hat dieser selbe Geist alle jene Beziehungen oder wenigstens die wichtigsten zu gestalten versucht: ich erinnere an die nationale, die soziale Seite des Volkslebens, sowie an die Naturbeziehung, vergleiche nur die Schöpfung. Er hat tief in die Menschenseele hineingeleuchtet, er hat auch sein positives Urteil über Kultur und Kirche, über Staat und soziale Gemeinschaft ausgesprochen. So haben wir an ihm eine der unsrigen, der im N. T. gegebenen, verwandte Autorität, die jene allgemeinen Beziehungen regeln will.

Das ist also unser Interesse am A. T., das wir in jene drei Sätze fassen können: 1. Wir haben als Christen Aufgaben in der Welt. 2. Aus einem ähnlichen Geist, wie es unser christlicher ist, ist im A. T. die Welt zu gestalten versucht worden. 3. Also haben wir am A. T. das höchste Interesse.

Ist's auch nicht derselbe Geist überall, so stimmt er doch weithin überein. Wo er nicht stimmt, da haben wir das eben herauszufinden, wie ja auch im N. T. manches ist, was nicht N. T. ist. Dann ist das unsre Aufgabe: im N. T.-lichen Geist die A. T.-lichen Wege zu gehen, also die Güter des A. T. zu pflegen, seine Aufgabe anzufassen, seinen Idealen nachzugehen. Das ist gewiß nicht immer leicht. Denn wie schwer wird's oft zu entscheiden sein, ob N. T.-liche Askese oder A. T.-liche Weltbehauptung zu gelten hat! Man denke nur an den Geschäftsgewinn oder an den Krieg. Ist nicht der Krieg z. B. nach dem A. T. zu rechtfertigen, nämlich als die notwendige Folgerung aus der Geltung des relativen Gutes, des Volksstaates? Aber das N. T. sagt nichts darüber; denn bald vergeht die Welt. — Über solche und ähnliche Dinge können wir hoffen, im A. T. Antwort auf Fragen zu finden, die wir an es stellen. Natürlich steht

es mit der Autorität dieser Antwort so, wie es überhaupt mit der Autorität einer Literatur steht, die das Ergebnis einer Entwicklung ist: es entscheidet die Autorität nicht mehr absolut, wie in dem despotischen Zeitalter der Verbalinspiration, sondern vielmehr ganz konstitutionell, nämlich nur in Übereinstimmung mit dem Parlament unseres Gewissens, das selbst wieder durch die höchste Stufe jener Entwicklung, den Geist Christi, bestimmt ist. Wie weit sich aber dieses Gewissen angesprochen und gebunden fühlt von Idealen und Grundsätzen des A. T., wo irgend es sich um jene Beziehungen handelt, das ist immer im einzelnen Fall auszumachen. Gewiß ist es, daß wir oft weniger Axiome als Probleme finden werden, aber ein Anlaß zur Entscheidung im biblisch-prophetischen Geist bietet sich doch meistens dar.

So bekommen wir eine ganz andere Orientierung, als vorhin: ging bei der ersten Betrachtung der Weg vom A. T. hinauf zum N. T., so haben wir nun dies Verhältnis: das N. T. bildet etwa einen inneren Kreis, der den eigentlichen gesammelten religiösen Glauben an Gott und seine Welt darstellt, wozu dann noch die großen Grundsätze praktischen Verhaltens zu Gott, Mensch und Welt gehören. Das A. T. bildet dann im ganzen einen weiten Umkreis: natürlich entbehrt es desselben streng religiösen Mittelpunktes nicht; hat es doch den Glauben an Gott wie das N. T. als Vertrauen und Gehorsam zu seinem Inhalt. Vor allem bietet es aber eine Fülle von Lebens- und Weltbeziehungen dar, die im Sinne des Glaubens an Gott, im Sinne der Hingebung an eine höchste Macht und Autorität wollen gestaltet sein. So kommt es nicht vor das N. T. zu stehen, wie in dem alten Weissagungs- oder in dem neuen Entwicklungsschema, sondern es kommt gleichsam um das N. T. zu liegen. Das ist eine Anwendung des alten dogmatischen Ausdruckes tertius usus legis. Es handelt sich also um Fragen der Ethik, der religiös gefaßten Sozialethik, es handelt sich um die Frage, wie sich die Güter der Welt mit dem Gut des Himmelreichs, wie sich Weltverleugnung und Weltbeherrschung miteinander verbinden lassen — ein Christenmensch, im Glauben Herr aller Dinge, ist in der Liebe auf den Gebrauch aller Dinge angewiesen. Darauf gibt uns das A. T. ausführlichere Antwort als das N. T., und zwar im ganzen in demselben Geist. Und wenn seine Antworten auch in einem andern oder gar im entgegengesetzten Sinne lauteten, so ist doch immer der Vergleich und der Gegensatz ein wertvolles Mittel der Erkenntnis und Entscheidung. Wir werden zwar nicht immer mit dem A. T. gehen können, denn wir haben Christus zu predigen. Aber ebenso wenig können wir nur immer allein mit dem N. T. auskommen, denn man kann nicht immer nur Christus predigen. Wir freuen uns darum der Fülle von Beispielen, Auskünften, Lösungen, die uns das A. T. gibt; denn an ihnen schärft sich das Urteil, und sie bieten uns eine Auswahl für die reiche Buntheit des Lebens, weil doch vieles in ihm einen typischen Wert, nämlich eine klassische Bedeutung für ähnliche Fälle in unserem Leben besitzt. -- Das sei gegenüber den Bedenken bemerkt, daß es sich ja für uns um eine ganz andre Kultur handle als im A. T., diese sei zuerst semitisch und dann sei sie noch antik dazu. Das unterliegt keinem Zweifel; aber es kommt weniger auf den Inhalt einer Kultur für unsre Frage an als auf die Stellung, die die Frömmigkeit zu ihr einzunehmen hat; dabei ist zwar auch der Kulturinhalt nicht gleichgültig, aber es kommt doch mehr auf seinen ganzen Geist

als auf die einzelnen Bestandteile an. Das A. T. bietet uns nun eine Fülle von Beispielen dafür, wie sich der Geist der biblischen Religion zu verschiedenen Ausprägungen der Kultur gestellt hat. Wir haben nämlich einmal eine Fülle von positiven Beziehungen dieser Art, und zwar überall da, wo nationale oder soziale Formen des Lebens entweder aus jenem Geiste entsprungen sind, wie etwa das nationale Königtum oder die Gesetze über die Sklaven; oder aber wir haben vor allem eine weitgehende Kritik besonders im Prophetismus, die den Erscheinungen des Kulturlebens gilt, welche aus einem andern Geiste, etwa dem phönizischen, herstammen und mit dem biblischen darum nicht verträglich sind. Ferner ist der Zusammenstoß zwischen dem Prophetismus und den Auswüchsen der Kultur, wie sie eine reicher gewordene Zeit hervorbrachte, für uns von höchstem typischen Wert. Ebenso gewährt uns auch schon das große Ereignis der älteren israelitischen Geschichte, die Einwanderung der Israeliten aus der Wüste in das palästinensische Kulturland, das interessante Schauspiel, wie sich eine Religion mit einer ganz anderen Art von Kultur verbindet. War dieses die agrarische Kultur, so haben wir heute eine ähnliche Frage und Aufgabe, nämlich die: unsere biblische Religion von der damals gewonnenen agrarischen Grundlage in Verhältnisse zu überführen, die ganz industriell bedingt sind. Zu all solchen großen praktischen Gegenwartsfragen soll uns die Behandlung des A. T. Anlaß und Winke geben.

So besteht hier die Ergänzung, die das A. T. zum N. T. bildet, darin: War das transzendente Gut des N. T. als das allerhöchste den höchsten Gütern des A. T. zum Teil im absoluten Gegensatz entgegengetreten, so erfordert es unsere kirchengeschichtliche, dem A. T. parallele Entwicklung, daß jene als lebensnotwendig wieder in das christlich-kirchliche Interesse hereingenommen werden. Aber sie als die höchsten aufzunehmen, wäre noch verkehrter, als sie ganz zu vernachlässigen.

Der Gottesgedanke bedarf noch einer besonderen Beleuchtung. Er findet nämlich in demselben Maß ergänzende Züge im A. T., als er mit den eben genannten Dingen der Welt in Zusammenhang steht. An ihm macht es sich besonders geltend, was schon angedeutet worden ist: unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie in einem Fall A geherrscht haben, kehren in einem Fall C Dinge wieder, die in einem gewissen Gegensatz gegen eine Lage B stehen; denn ihre einseitige Betonung in der Zeit A hat die Gegenwirkung in der Lage B hervorgerufen; aber dann macht sich wieder deren Einseitigkeit so geltend, daß die alten Züge aus der Lage A wieder langsam Bedeutung gewinnen, zumal wenn überhaupt die Zeit C der Zeit A ähnlich geworden ist.

Das gilt, um dies eben Gesagte anschaulich darzustellen, vor allem wieder von den Beziehungen Gottes zur Natur und zur Geschichte, und zwar zu dieser als dem Gebiet, in dem sich vor allem die Kulturgeschehnisse bewegen. — Das N. T. bindet Gott im ganzen an eine hervorragende Gestalt der Geschichte, an Jesus, und zwar mit vollem Recht. Gott in Christus, das ist und bleibt darum der unübertreffliche Ausdruck für unsern Gottesbegriff. Darin liegt ein für allemal die Güte und Treue, die Gnade und Heiligkeit Gottes beschlossen. Jesus ist doch das Stück Wirklichkeit für uns Christen, das für uns das Transparent für Gott bildet, wie es in andern Religionen etwa die Sonne ist. Denn unser

Gott als eine Persönlichkeit kann sich nur in einer Persönlichkeit spiegeln. Aber damit wird nicht der ganze Umfang der Gotteserkenntnis erschöpft. Wir brauchen vielmehr noch andre Seiten an ihr. Und mögen diese auch, gemäß dem Zusammenhange zwischen N. und A. T. im N. T. vorhanden sein, in voller Klarheit und Stärke sind sie doch nur im A. T. zu finden. Im ganzen ist nun zuerst zu sagen, daß der eigentliche Begriff von Gott unbedingt in der Hervorhebung der Macht besteht. Liebe und Heiligkeit ist nichts, was ihn allein ausmacht: es gehört vielmehr unbedingt auch die Herrschaft über die Welt dazu; Gott ist Macht. Und darum ist uns das A. T. ganz unentbehrlich, um uns für die Liebesgesinnung Gottes das tragende Gerüst in der Macht zu geben. Denn die Beziehungen zu dem Sein der Welt, die das Soll braucht, um den Rohstoff zum Gottesbegriff herzustellen, sind A. T.-liche Mitgift. So atmet der A. T.-liche Gottesbegriff eine herbe Realistik, die wir oft ganz vorzüglich gebrauchen können. Haben wir oben vor allem an das, was der Mensch auf dem Boden der Natur und der Kultur im Dienst Gottes zu tun hat, also an die Aufgaben, die ihm in der Ehe und auf dem Felde, in Staat und Verkehr erwachsen, gedacht, so ist uns jetzt Gott der, der sich auf beiden Gebieten, zumal dem der Geschichte, geltend macht: Natur und Geschichte werden gedeutet in dem Sinn des sittlichen Gottesglaubens; das Sein wird dabei als dem Soll gehorsam erkannt; Gottes Hand wird überall auf diesem Gebiete gesehen, wo nur ein Ereignis tiefer das Gefühlsleben berührt. Gottes Wirken und Walten gilt es auch hier zu erkennen. Hierher gehört wieder zuerst alles, was das Naturleben angeht: Ernte – Mißernte, Wasser- und Feuersnot, Krankheit – Gesundheit –; entziehen sich diese Gebiete darum der Deutung, Erweise der Gnade und des Zornes Gottes zu sein, weil wir als Christen des N. T. Gott zentral in Jesus und in seinen geistigen Erweisungen sehen? Hört denn Gott darum auf, der Schöpfer zu sein, weil er vor allem der Erlöser ist? Gewinnt nicht gerade die Erlösung durch die Schöpfung an Gewähr für ihre Durchführung, die Schöpfung durch die Erlösung und die Hinführung zum Himmelreich ihren Sinn? Tut es uns nicht gut, Gott wieder auch in der Natur zu erkennen, ohne etwa einer monistischen Mystik anheimzufallen, nämlich als den starken segnenden und zornigen Willen? Wie können wir mit Naturereignissen fertig werden ohne das A. T.? Und bleibt uns auch manch ein Rätsel, bleibt uns auch oft als das Letzte in unserm Nachdenken über die Ereignisse der Eindruck der furchtbaren Gewalt – sind wir dann mit unserer Apologetik viel weiter gekommen als das A. T.? (Messina.) Können wir nicht zufrieden sein, wenn wir jene Naturereignisse auch im Sinne des A. T. noch ethisch-teleologisch gewendet haben? Und steht's auf dem Boden der Geschichte nicht gerade so? Wenn wir, wie wir nicht anders können, als höchstes Verständnis des Geschehens in der Welt wieder eine sittliche Teleologie aufbringen, die teils juristisch als Vergeltung, teils pädagogisch als Erziehung zu stehen kommt, geht das etwa über das A. T. hinaus, oder haben wir nicht gerade an ihm dieses Verständnis gelernt und in ihm eine Fülle von Typen dafür gefunden? Hat doch auch selbst Schleiermacher den Rückzug Napoleons nicht anders als mit A. T.-lichen Worten zu begleiten vermocht.

Und noch eins: man liest mitunter die Klage, zumal bei A. Bonus, daß der „liebe Gott" den Leuten gefährlich werde, indem sie sich von ihm verwöhnen

lassen. Natürlich ist dieser „liebe Gott" etwas anderes als der Gott der Liebe des N. T. Aber sollte es nicht mitunter einmal gut tun, das harte A. T.-liche Gottesbild, gegen das jenes überfreundliche und schwache Bild die Gegenwirkung darstellt, als Ergänzung und Einschränkung heranzuziehen, also gerade den Gott, der da heimsucht die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte Glied? Wer denkt dabei nicht an Syphilis und Trunksucht? Oder den Gott, der die Sünde der Völker Verderben werden läßt, der auch, wie in der Geschichte von dem Turmbau zu Babel, gewisse Schranken zwischen sich und der Menschheit aufgerichtet hat, daß sie ihm nicht zu nahe kommen soll? Ist nicht in dieser Geschichte auch das schon im A. T. gesagt, daß alle Kultur doch nicht zum Himmel aufsteigt, sondern sich bescheiden muß vor dem ehernen Gott? Solch ein harter realistischer Klang tut unserer Predigt von Gott auch einmal gut; und zwar bedürfen wir nicht nur des Wortes vom hypothetischen Zorn Gottes, der durch die Gnade in Jesus beseitigt wird, sondern gerade der Predigt vom harten Gesetz in Natur und Geschichte, das ganz unzweifelhaft einen wichtigen Bestand der Wirklichkeit darstellt, auf den uns oft erst das A. T. wieder aufmerksam machen muß.

Dabei ist es nicht nötig, daß man sich stets ängstlich um einen systematischen Ausgleich zwischen den Aussagen des N. T. und des A. T. über Gott bemüht. Einmal nämlich kommt es nicht darauf an, dem Denken der Hörer immer eine einwandfreie systematische Begriffsform zu geben, sondern das ist das Wichtigste: man muß ihnen das Sein der irdischen Wirklichkeit und das Soll der oberen Welt mit Gott in Verbindung bringen und ihnen dadurch Leben und Welt mit dem Licht Gottes beleuchten. Dazu gehören beide Seiten, die freundliche und die ernste; und zwar die ernste nicht nur zu dem Zweck, die Herzen in das Netz des Evangeliums hineinzuziehen, sondern auch als ein selbständiges Mittel, die Wirklichkeit der Welt zu verstehn. Natürlich dürfen sich diese verschiedenen Seiten nicht widersprechen. Aber das tun sie auch nicht; denn sie sind ja doch, und das ist das zweite, was zu sagen ist, aus demselben Geist der prophetischen Religion Israels hervorgewachsen. Dieser gemeinsame Ursprung ist aber besser als systematische Verbindung. — So gehören die großen Gedanken über Gottes Walten in Natur und Geschichte in den Umkreis der Verkündigung herein; denn sie bilden eine Ergänzung zu den Gedanken über Gott, die im N. T. vorwiegend vertreten sind. Dieser Bedarf könnte ja zur Not aus dem N. T. bestritten werden, aber wer wird sich mit dem Wenigen behelfen, wenn er die Fülle haben kann? Daß alle Gedanken niedriger Art von Gott, wie der der Rache oder der Reue oder naturhafte Vorstellungen von seiner Daseinsweise vom Geist des N. T. ganz anders abgestoßen werden als die eben genannten, versteht sich von selbst.

Dem im A. T. vorherrschenden Gottesbegriff entspricht auch die in ihm vorherrschende Frömmigkeit. Ist Gott ein Gott des Gesetzes, so ist die Frömmigkeit eine solche der Ordnung; ist er der Gott der Macht, so ist die Frömmigkeit eine solche der Ehrfurcht oder auch der Furcht. Nur soweit im Bilde Gottes die Güte erscheint, tritt in der Frömmigkeit Vertrauen und Hingebung auf. Man kann sagen, daß dem Gottesbilde des A. T. eine fromme Haltung entspricht, die man kennzeichnen kann mit den Worten „vor Gott wandeln" oder höchstens „mit Gott wandeln". Zu dem „in Gott leben" führt erst das N. T. empor. Wir werden aber nicht einseitig die N. T.-liche Frömmigkeit zum Schaden der

A. T.-lichen bevorzugen und empfehlen; wie immer tut auch hier oft genug die Besinnung auf die frühere Stufe, gegen die eine spätere aufgetreten ist, gute Dienste, wenn sich an dieser späteren ebenso wie an jener früheren Einseitigkeiten und Schäden geltend gemacht oder vielmehr aus ihr entwickelt haben. So haben wir oft genug auch Züge aus jener Frömmigkeit der Ordnung zu empfehlen und einzuprägen; nicht nur um der Volkskirche, die alle Stufen und Arten der Frömmigkeit umfaßt, sondern auch um manches einzelnen Gläubigen willen auf der N. T.-lichen Stufe selber, damit er sein seelisches Gleichgewicht nicht verliert. — Von dem Wert der Frömmigkeit der Weisheit soll besonders, in der Einleitung zu den Sprüchen Salomonis, die Rede sein.

Überblicken wir noch einmal alles, was über die Bedeutung des A. T. als einer Ergänzung zum N. T. gesagt wurde, so müssen wir uns immer wieder auf den Einwand gefaßt machen, daß unter den aufgeführten Dingen wenige zu finden sind, die sich nicht auch im N. T. auffinden lassen. Das soll nicht bezweifelt werden. Allein damit ist gegen unsere Ausführung etwas Erhebliches nicht gesagt. Es sollte bloß gezeigt werden, daß sich all die genannten Dinge im A. T. finden, nicht daß sie sich nur da finden. Finden sie sich auch im N. T., um so besser, denn dann ist für jeden ihre Verträglichkeit mit dem N. T.-lichen Geiste bewiesen. Damit ist das A. T. nicht überflüssig geworden. Wenn jemand so schließen wollte, dann könnte man mit der Frage antworten, ob es wesentliche, also mit dem wirklichen praktischen Leben der christlichen Frömmigkeit eng zusammenhängende Gedanken gibt, die nicht im A. T. fast bis zu ihrer Vollendung ausgebildet und für uns gegeben sind. Und doch lieben wir das N. T. mehr als das A. T., auch was diese Gedanken angeht. Denn sie sind hier in einer Weise gegeben, die sie uns so ganz besonders lieb macht, weil sie die Gabe einer herzgewinnenden Persönlichkeit sind oder ihrem Geiste entstammen. Sind das im wesentlichen Gedanken über Gott und die Seele, so gilt dagegen für die großen volkspädagogischen und sozialethischen Gedanken, daß wir sie lieber dem A. T. entnehmen, nicht nur weil sie ihm wesentlich sind, sondern auch weil sie in ihm eine besonders gute Form der Erscheinung angenommen haben. Denn sie treten in großer Fülle und in großer Mannigfaltigkeit auf; ganz besonders wertvoll für die Praxis ist es, daß sie so oft in der anschaulichen und darum gefühlsbetonten Weise der Geschichte auftreten. Man denke nur etwa an die Art, wie Elia die phönizische Naturreligion und wie Jesaia die Auswüchse einer üppig gewordenen Kultur angegriffen hat.

Die eingehende Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung und besonders ihrer Gegensätze hilft am besten zur Erfassung des Wesens einer geistigen Erscheinung, wie es der Geist der israelitischen Religion ist; und die anschauliche Darstellung dieser Gegensätze hilft am meisten dazu, diesen besonderen Geist nicht nur verstehen zu lehren, sondern auch lieben und annehmen zu lassen. — Das führt uns auf eine allgemeine Betrachtung, die uns hilft, aus geschichtsphilosophischen Erwägungen praktische Grundsätze zu gewinnen. Diese Betrachtung soll diesen ganzen Teil unserer Einleitung abschließen und zum letzten, dem praktischen, überleiten.

So kann man am besten die Bedeutung des israelitischen Geistes für uns zusammenfassen, wenn man ihn in Verbindung mit dem griechischen Einfluß auf unsere christliche Religion bringt. Dazu bedarf es zuerst eines allgemeinern religionsgeschichtlichen Gedankens.

Aus einem Vergleich zwischen der babylonischen und der israelitischen Form der Sagen und Mythen wird einem sofort die Aufgabe des prophetischen Geistes in der Geschichte und in der Gegenwart völlig klar, und diese Erkenntnis wird durch jede tiefere Betrachtung der religionsgeschichtlichen Entwicklung, zumal im Verhältnis Israels zu Kanaan und Phönizien, bestätigt. Diese Aufgabe war: das wahre Israel sollte der Klärweiher sein, in dem alle Bestandteile der Naturreligion, die groben mythologischen, wie auch die feinen mystisch-spekulativen, aus dem Strom der Religionsentwicklung ausgeschieden wurden, damit der reine geistig-sittliche Glaube an den Einen wahren Gott herausflösse, wie der gereinigte Rhein aus dem Bodensee. Leider hat dieser Klärteich in den ersten christlichen Jahrhunderten versagt; denn es ist damals sehr vieles aus der griechischen Religion, wie die Mystik und die Askese in praktischer, und die Spekulation und die Mythologie in theoretischer Beziehung, dazwischen eingekommen. Das ist aber nur scheinbar nicht mehr zu ändern. In Wirklichkeit heißt es nur, worauf schon zumteil H. Schultz aufmerksam gemacht hat in seiner Schrift „Das A. T. und die ev. Gemeinde" (1893), das A. T. zur Geltung bringen, wenn man gegen jene Ideale und Ausdrucksweisen christlicher Frömmigkeit auftritt, um mit einem strengen sittlichen Gottesglauben jeder durch den griechischen Geist bestimmten Naturspekulation entgegenzutreten. Aber dies läßt sich nicht nur im Kampf gegen die Orthodoxie verwerten, sondern auch in dem gegen die moderne Naturreligiosität, besonders gegen den üblichen Gebrauch des Wortes „Religion", der stets mit einem starken Stich in die Mystik behaftet ist. Ihm gegenüber schenkte uns der Geist Israels den einfachen, klaren, sittlichen Glauben im Sinne eines Vertrauens zu einem starken, guten Willen. Und diese Stellung kann sich sehen lassen und hat ihre sehr große Bedeutung gegen rechts und links. Also das, was man zwar nicht als moderne, aber als Ritschlsche Theologie bezeichnet, hat seine Wurzel mit in dem A. T., wie ja auch neben jener Äußerung von H. Schultz bekannte Worte von A. Ritschl deutlich besagen. So sollen wir also lernen und lehren, mit alttestamentlich geschulten Augen in das N. T. und in das Christentum hineinzuschauen.

Freilich hat das Griechentum auch sein von Gott bestimmtes Recht und seine Aufgabe an der christlichen Religion. Auch es diente als Klärbecken, und zwar, um sie von allen eng nationalen und kultischen Begriffen zu säubern. Denn es hat vom Platonismus her die reine Geistigkeit, von der Stoa her den universalistischen Begriff vom Menschen mit hereingebracht. Dabei ist aber eine merkwürdige Frage entstanden: Ist der Gedanke des Jenseits samt dem der persönlichen Unsterblichkeit griechische Mitgift und darum auszuscheiden, sodaß als höchstes Gut und Ziel der Hoffnung und des Strebens nichts als das herrliche Reich Gottes auf Erden übrig bliebe, wie es ja ohne Zweifel manchen Gedankengängen Jesu entspricht? Oder ist das jener Beitrag, den die christliche Religion nun aus dem Griechentum mit Recht bezogen und behalten hat, sodaß er zu ihrem unveräußerlichen Gut gehört? — Ich meine: die geistige ideale Welt ist der folgerichtige Höhe- und Schlußpunkt der ganzen Entwicklung oder Offenbarung, wie sie im Christentum ihre Höhe findet. Daran klingt sicher etwas an in dem Worte Unsterblichkeit, wenn man weniger auf seine nichts besagende verneinende Wortform als auf den Sinn achtet, den man meistens mit ihm verbindet. Dieser

Sinn, also die Ahnung einer übersinnlichen, idealen Welt, ist die Hauptsache an unsrer Hoffnung, die wir als Christen haben, mag auch die Frage nach Auferstehung oder Unsterblichkeit, als den beiden Wegen, in den vollen Besitz dieser Welt zu kommen, uns noch so viele Gedanken machen. Vielleicht neigt man jetzt viel mehr dazu, sie im griechischen als im spätjüdischen Sinn zu beantworten, also die Fortdauer mehr als die Auferstehung zu betonen. Gerade durch dieses höchste Gut unterscheiden wir uns von dem Reformjudentum, wie es sich in einer viel versandten apologetischen Nummer des Korrespondenzblattes des Verbandes der deutschen Juden, Juli 1909, nicht ohne etwas Schadenfreude an die liberale Theologie heranmacht, weil wir ja doch den Satz vom Gottmenschen Christus nicht mehr aufrecht erhielten und darum ihn „nur als Menschen" betrachteten wie sie auch. Vorab sei eins erwähnt: es sollte der bleibende Erwerb des Internationalen Kongresses für religiösen Fortschritt sein, daß man weniger Wert darauf legte, sich gegen jeden abzugrenzen, als sich „mit der Wahrheit zu freuen", wo man sie findet. Die Frage soll also nicht lauten: Was haben wir vor dir voraus? — sondern: Was ist wahr? Und kommen wir dabei in die Nähe dieses neuen Judentums, so ist das für dieses mehr erfreulich als für uns peinlich und beschämend. Aber es stehn doch, wie zu vermuten, immer noch, wenn uns auch das Reformjudentum in dogmatischer Beziehung, die es als die wichtigste ansehen muß, zur Seite rückt gegenüber der Orthodoxie, es stehen doch noch unsre stets entscheidenden Punkte, Ideal und Gut, dazwischen; das Ideal des geistig-persönlichen Lebens und die große ideale Welt. Wo diese beiden Stücke sich bei jenem durchsetzen, so soll sich unsre Liebe nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit freuen. Eine solche Weite heiliger Mitfreude mit allem, was hinter diesem oder jenem Bretterzaun zum Licht emporstrebt, gebührt sich für uns Christen, die wir Kinder des einen Gottes und Vaters sein wollen. Dagegen jenes engherzige „Nur wir" steht uns gar nicht an. Es ist die Bedeutung jenes lange nicht genug gewürdigten Weltkongresses für freies Christentum und religiösen Fortschritt, dies jedem Willigen gezeigt zu haben. Über der üblichen parteipolitischen Ausschlachtung dieses Kongresses ist natürlich diese Seite an ihm völlig übersehen worden. Wer ein Christ sein will und seines Gottes Sieg über die Welt sehen möchte, kann sich heute noch an vielen Reden freuen, wenn er das Protokoll liest. Zuerst einmal gilt diese Freude den Vertretern des Judentums. Ein solches Judentum läßt man sich gefallen. Prophetischer Geist ist es, den es pflegen will: der eine geistige, heilige und persönliche Gott und der Dienst, der einem solchen gebührt, das klingt dem entgegen, der lieber gemeinsame als entgegengesetzte Töne hören will. Keine Spur mehr ist darin zu finden von dem, was wir Judentum nennen, von jenem engherzigen, kultisch-nationalen Religions- und Lebenssystem, das nur eine Verzerrung des wahren Israel bedeutet. Diesem gegenüber, das sich aber auch, nur unter anderer Flagge, mitten im sogen. Christentum befindet, fühlen wir uns eins mit jenem geistig gerichteten Israel der Gegenwart. Dieses würde heute kaum mehr Jesus ans Kreuz schlagen, während dies von manchen „Christen" zu befürchten wäre, die auf demselben Boden niederer sinnlicher Sucht und kirchlich-nationaler Eitelkeit stehen, wie jene Juden zu Christi Zeit. Das A. T. enthält aber mehrere Schichten; man muß immer genau sagen, welche man meint. Wir werden beide für unsre Verkündigung

nötig haben: die prophetische, um zu zeigen, auf welcher großen Linie Jesus als Höhepunkt steht und was sein Besonderes ist vor den Propheten, und die jüdische, um sein irdisches Ende zu erklären. Beide Beziehungen gilt es darum für die praktische Beeinflussung fruchtbar zu machen: jene, um Zuneigung zu allem Großen zu erwecken, diese, um alles Niedrige unlieb und verhaßt zu machen. Jenes wahre Israel aus dem Geist zeigt uns dann noch, wie der Geist der Propheten gearbeitet hat, um Viele auf die Höhe des A. T. zu bringen. Ob man sich darin eine Rettung für das Volk der Juden versprechen kann? Aber wenigstens hilft dieser Geist, einige, die noch höher wollen, nach Damaskus, zu Christus zu bringen.

Aber die Sache hat noch eine Seite. An zweiter Stelle denken wir an die anderen Religionen, zumal an die Naturreligionen niederer und höherer Ordnung. War der Prophetismus eben in Beziehung gesetzt worden zu einer anderen Art der biblischen Religion, der niederen, sinnlich-kultischen Art, so setzen wir ihn nun zu einer ganz anderen Gattung in Beziehung. Unter der Naturreligion können wir auch zwei Formen begreifen, die uns sehr nahe rücken: einmal die sog. Religion, die auf einen Weltschöpfer mit Intelligenz und Willen nicht verzichtet, und dann ihre schon oben erwähnte Form, in der sich die Seele trunken dem Universum in die Arme stürzt. Wir können diese beiden Formen als Denk- und Stimmungsreligion bezeichnen. Was wir an beiden auszusetzen haben, ist, daß sie darauf verzichten, den höchsten Gedanken, den wir haben, den der Persönlichkeit, auf Gott anzuwenden. Die Denkreligion erreicht zwar eine Intelligenz und einen Willen, aber sie ist doch nicht zur Höhe des persönlichen Lebens mit ihren Gedanken gelangt. Sie hat den persönlichen Gott, aber dies Wort persönlich kommt von Person und nicht von Persönlichkeit. Bezeichnet Person einfach das mit Verstand und Willen begabte Einzelwesen, so das Wort Persönlichkeit die Person als Trägerin hoher Werte. Die andere Form, die Stimmungsreligion, kennt geistig-seelisches Leben als Strebeziel, sie wagt es aber nicht, solches als den Gehalt der Gottesvorstellung auszusprechen. Sie will von dem persönlichen Gott nichts wissen, einmal weil sie auch an dem Begriff Person haftet und alle alttestamentlichen Menschlichkeiten sich dabei in den Sinn kommen läßt, und dann, weil man glaubt, mit unter- oder über- oder unpersönlichen Vorstellungen dem höchsten Wesen näher zu kommen. Das ist ein Irrtum; auch in diesen nehmen die Menschen etwas von sich und malen damit Gott, nur daß sie ihr vegetatives Leben zu nehmen sich begnügen. Aber wir kennen tatsächlich nichts besser als unser Seelen- und Willensleben. Gegen den ganzen pantheistischen Unfug bietet darum die biblische prophetische Religion einen prachtvollen Wall; sie stellt der Denk- und Stimmmungsreligion eine Vertrauens- und Gehorsamsreligion entgegen. Das ist die apologetische, das ist die weltweite Bedeutung des prophetischen Geistes. Wieder gehört es zu den erhebendsten Erscheinungen jenes Kongresses, zu lesen, wie dieses Bild von Gott, das personalistisch-sittlich-überweltliche, weit in andere Religionsäußerungen hineingewirkt hat. Wir werden gewiß vielfach unsre Vorstellungen und Gedanken von Gott im pantheistischen Sinne insofern ändern, als wir ihn nicht mehr in der Luft oder „im Himmel" suchen, sondern ihn näher an die Wirklichkeit der Schöpfung herandenken; aber es bleibt Gott ein Wille von ganz selbständiger Art, dem man vertrauen darf und gehorchen muß.

Das heißt Glauben an Gott, nicht: den Denkgott für vorhanden halten. In jenem Sinn des biblischen Gottesbildes erfüllt es sich, was zu Abraham gesagt ist: „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden."

4. Die Verwertung des Alten Testaments in der Praxis.

Im allgemeinen ist für uns der Gesichtspunkt bei der Verwendung des A. T. maßgebend, der stets die Verwertung einer klassischen Stelle aus einer früheren Urkunde regeln wird, also der der Analogie[1]). Eine solche aufzufinden und fruchtbar zu machen, ist eine feine Kunst; nur gehört dazu die Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse, wie sie ihre Deutung durch religiös-sittliche Gesichtspunkte erwarten, und der maßgebenden Deutungsgesichtspunkte selber, die in jenen Urkunden enthalten sind. Oft gibt es prächtige Beziehungen zwischen Deutungsstoff und Deutungsmittel. So etwa im folgenden Fall. Im Burenkrieg waren viele fromme Gemüter sehr von der Frage bedrückt, warum Gott es zulasse, daß ein so frommes kleines Volk von einem großen ungerechten Volk überwältigt wurde. Wer dafür eine Auskunft suchte, mußte unbedingt die Propheten fragen, die vor einer ähnlichen Frage gestanden haben. Amos z. B. hat sie so beantwortet, daß er den Vorzug irgend eines Volkes vor einem andern ableugnete und gerade Gottes Heimsuchung als ein Zeichen seiner Liebe ansah. Oder der zweite Jesaias hat dem Volke höhere Werte und Wege Gottes gezeigt, als sein Verstand und Glaube ihm bisher gewiesen hatte. So muß man mit solchen Stellen unserm christlichen Volke eine Erkenntnisstufe zu gewinnen ermöglichen, die schon vor zweieinhalbtausend Jahren Israels Propheten erklommen haben. Solcher Analogien gibt es sehr viele.

Welche Weisen kommen aber für die praktische Verwertung des A. T. in Betracht, sobald eine solche unmittelbare Übernahme unmöglich ist? Zunächst tritt hier die Einlegung in ihr Recht; wenn uns der Geist der Stelle nicht neutestamentlich hoch genug ist, können wir doch aus irgend welchen Gründen ein solches Interesse an der Stelle selbst haben, daß wir nicht gern auf sie verzichten. Denn sie kann entweder eine solche Anschaulichkeit und Plastik haben, daß wir sie uns nicht gern für den Volksunterricht entgehen lassen; oder sie hat eine so lapidare poetische Gewandung, daß wir sie nicht entbehren können. Es ist also die Form, die uns eine Stelle wertvoll macht. Darum legen wir in diese Form unsere Inhalte hinein, um sie faßlicher und lieber zu machen. Ich denke etwa an die Geschichte vom brennenden Busch, von der Feuersäule oder an Psalmen und andre große Worte aus dem ganzen A. T. Kommt für letztere die liturgische Verwendung vor allem in Betracht, so für erstere die unterrichtliche, aber auch die homiletische; natürlich ist die drastisch anschauliche Lektion aus dem A. T. selbst dann am Altar angebracht, wenn wir sie so ins Christliche umhören müssen, wie wir es von Jugend an gewöhnt sind.

Der Vergleich ist schon erwähnt. Er macht alles am besten klar, ob er nun zur Ähnlichkeit oder zum Gegensatz führt. Ihn sollte man reichlicher an-

[1]) Vergleiche zu den methodischen Ausführungen dieses Abschnittes die Einleitung zu meiner Praktischen Auslegung des N. T. (Tübingen 1909.)

wenden. Und zwar vor allem im Unterricht; dann aber auch in der Predigt, indem man nicht wie vor alters, den Typ und den Antityp, sondern die niedrige und die höhere Gestalt nebeneinander stellt. Aber auch liturgisch ist der Vergleich zu verwerten, wenn am Altar das immer noch christlich erträgliche Bild aus dem A.T. und auf der Kanzel das volle, ideale aus dem N.T. gezeigt wird. So können wir viele unternormale Stoffe, die sonst unverwertet blieben, mittelbar brauchbar und nützlich machen. Natürlich ist das ein Mittel, das einen stark didaktischen Eindruck macht, aber einen solchen haben wir auch einmal nötig.

Die dritte Weise ist die Anregung. Irgend ein alttestamentlicher Gedanke regt uns an, ihm in der Richtung nachzugehen, in die er zeigt, ohne daß mehr dabei herauskommt. Also es ist keine unmittelbare inhaltliche Erkenntnis, aber ein Anfang zu eigner inhaltlicher Erkenntnis dabei zu gewinnen. Etwa ein Wort, eine Geschichte vom nationalen oder sozialen Gebiet, die einen typischen Wert hat, keinen normativen, kann uns beschäftigen und uns dabei veranlassen, daß wir dem nahekommen, was uns jetzt in unsern Verhältnissen geboten ist.

Die Verwendung des A. T. in der Predigt unterliegt manchen Beschränkungen, die sich aus ihrem ganzen Wesen ergeben. Dahin gehört zuerst einmal, daß die Predigt absolut sein, also nur normale Inhalte des Glaubens und Lebens bieten muß; sie kann nicht bloß berichten, was man einmal von unternormalen Inhalten geglaubt und getan hat. Darum fällt vom A. T. für ihren Hauptinhalt, also für den Text, sehr viel für uns weg, was im Unterricht vortrefflich am Platze ist. Um so mehr freilich wird man den unternormalen Inhalt zum Vergleich heranzuziehen haben oder zur Anknüpfung verwenden. Die prachtvolle Plastik der alttestamentlichen Gestalten mit ihrem religiösen und sittlichen Gehalt soll man sich doch ja nicht so leicht entgehen lassen. Eine zweite Beschränkung liegt in der Notwendigkeit, daß die Predigt eine geschlossene Einheit, und zwar von nicht zu großer Ausdehnung sein soll. Darum geht es nicht an, so große Entwicklungen in ihr zu bieten, wie sie nach unserm ersten Teil ein wesentliches Stück des verwertbaren Stoffes bilden. Stopft man solch eine Entwicklung in eine Predigt hinein, so ist es eben ein vollgestopftes Geisteswerk, das meist wenig befriedigt.

Für solche Aufgaben ist darum die Bibelstunde da, sei es die gemeindlich veranstaltete, sei es die private häusliche, wie sie immer mehr aufkommt, die nämlich einige Personen, meist Damen, um den Pfarrer vereinigt. Ihrem mehr lehrhaften Geist entspricht es auch besser, wenn die großen Linien aufgezeigt werden, die von Anfang an auf Jesus zulaufen. Natürlich ist der „kleine Messianismus“ (s. o. S. 11) dafür um so leichter Gegenstand auch der Predigt, als er einzelne typische oder geschichtliche Punkte umfaßt, in denen das Neue vorgebildet oder keimhaft vorhanden ist. So wird niemand auf Jes. 53 verzichten, um daran die Regel aufzuweisen, nach der Jesus sterben mußte. Freilich ist der bedenkliche Schritt vom Typischen zum Allegorischen nicht weit. Aber man kann wirklich nichts dagegen haben, wenn formal schöne und klare Abschnitte zu Trägern von neutestamentlichen Heilsgedanken gemacht werden; nur darf man nicht so tun, als hätten diese Gedanken von jeher darin gelegen. Überhaupt wird ja stets, wenn auch meist unbewußt, mindestens eine geringe Trans-

ponierung ins Neuteſtamentliche hinauf unvermeidlich ſein; ſo hat jeder Pſalm mit Ausdrücken des Gottvertrauens, wie etwa der 23. oder 37., eine andere Tönung anzunehmen, um unſerm Geiſt gerecht zu werden. Aber iſt das Verfahren mit dem N. T. im Vergleich mit unſerm heutigen Geiſte anders? Das liegt nun einmal im Gefolge unſerer ganzen Predigtart, die ſich an alte Worte von klaſſiſchem Gehalt anſchließen muß.

Beſſer ſteht's im allgemeinen mit unſerer zweiten Gruppe, den Stoffen, die eine Ergänzung zu neuteſtamentlichen Gedanken bieten. Hier iſt vieles ohne weiteres zu übernehmen, ſo etwa das Soziale oder die Weisheit des Volkes; anderes, wie etwa das Politiſch-Nationale, iſt leicht zu übertragen, indem wir die Analogie zu der damaligen Zeit und Lage und den Grundgedanken der klaſſiſchen Äußerung auffinden und auf die heutige anwenden. Dieſes ganze Gebiet harrt in unſerer Zeit mit ihrer Bevorzugung der praktiſchen ſpeziellen Predigtweiſe einer noch größeren Pflege. Wenn z. B. die Jahre 1912 – 15 kommen, wo wir der deutſchen Erhebung vor 100 Jahren gedenken, wie froh werden wir dann über das A. T. ſein; hat doch auch Schleiermacher ſelbſt damals nach dem A. T. gegriffen. Denn hier iſt Wucht und Kraft der Sprache, und leicht erwacht auch in uns der ſtarke Wunſch, in die Welt des nationalen und ſozialen Geſchehens, in die Welt religiöſer Politik einzugreifen; und zwar an der Hand wuchtiger Texte und kräftiger, zum Teil großartiger Gedanken.

Überhaupt, wo nur der Umkreis des Lebens ausführlich berührt werden ſoll, da iſt das A. T. am Platze. Außer jenen genannten Gelegenheiten haben wir oft das Bedürfnis, die Natur, die Familie, den Beruf zu behandeln, ſo etwa am Erntedankfeſt; oder man will das menſchliche Leben an ſeinem Höhepunkt mit einem ſinnigen, ſchönen Glaubens- oder Weisheitswort ſchmücken. Dabei denke man beſonders an die Kaſualreden. Auch hier iſt das A. T. an ſeinem Platz, zumal wenn der feſtlich-ſchöne Klang einem guten Wort noch einen beſonderen Wert für ſolche Gelegenheiten gibt. Oft iſt die Ähnlichkeit der Lage oder der Perſon ſo ſchlagend, daß dadurch wirklich die Verwendung eines Textes gerechtfertigt wird, während er häufig wie eine Fahne im Regen matt und ſchlapp herunterhängt und beſſer fehlen ſollte.

Um das über die Predigt Geſagte zu beſtätigen und zu erläutern, wollen wir noch einen Blick auf zwei Predigtbände über altteſtamentliche Texte tun, ohne den Hinweis auf die umfaſſenden, ſehr feinen Ausführungen, die Franz Hering, Die homilitiſche Behandlung des A. T. (Leipzig, Deichert 1901), über die Art gibt, wie z. B. Nietzſch, Menken u. a. das A. T. behandeln, zu unterlaſſen. Wir achten auf zwei neuere Sammlungen, auf die von H. Cremer „Tröſtet mein Volk!" aus den achtziger Jahren, und auf die Sammlung von C. Stage, Gnade und Freiheit, 1901. Wir finden in beiden folgende drei Weiſen, den Text zu verwenden. Einmal iſt das N. T. Hauptſache, alles im A. T. iſt nur Maske oder Verheißung. Und zwar ſind es die objektiven Sachen, die Heilstatſachen, auf die es ankommt. Dann aber werden Gefühlsausdrücke aus dem altteſtamentlichen Texte, wie etwa Dank, Lob, Vertrauen, Erhebung, ohne weiteres auf neuteſtamentliche Dinge übertragen, alſo auf Jeſus, das Heil im neuen Sinne uſw. Endlich werden Stellen aus dem A. T. von neuteſtamentlicher Höhe, ohne beſondere Beziehung auf Jeſus, alſo in ihrem Selbſtwert dargelegt.

Die erſte Weiſe, alſo die typiſch-allegoriſche Beziehung, herrſcht am meiſten

natürlich bei Cremer vor. Der Text spricht von Moses, Cremer vom wahren Moses, der Text vom Hohenpriester, Cremer vom wahren Hohenpriester; der Text handelt von Isaak, Cremer von dem, der mehr als Isaak ist; der Text von Abel, Cremer spricht über: Besser als Abels Blut. Oder Cremer handelt von Bethlehems Bedeutung für den Glauben. Das ist die folgerichtige Durchführung der alten messianischen Weise. Aber so können wir heute nicht mehr reden. Die zweite Art, also die Übertragung von Tönen und Gefühlen aus dem A. T. auf neutestamentliche Sachen, ist bei beiden zu finden; die alttestamentliche Melodie wird gesungen zu dem neutestamentlichen Text. So wird z. B. der Dank für die Erlösung von der babylonischen Gefangenschaft auf die Enderlösung bezogen, also die historische Umwertung ins Geistige praktisch ausgeführt. Um die dritte Art, die Ausschöpfung des Selbstwertes zu kennzeichnen im Unterschied von der zweiten, dazu diene nur ein Beispiel. Bezieht Cremer Isaaks Opferung auf Jesu Opfertod auf Golgatha, so wird in der Stageschen Sammlung der Text als Vorbild des Opferns im allgemeinen gefaßt. Daß diese dritte Art noch nicht genug ausgebaut ist in der Sammlung von Stage, liegt wohl daran, daß er sich auf die vorgeschriebenen Perikopen beschränkt. Wir harren noch der homiletischen Meister, die nach dieser Seite hin das A. T. besser ausschöpfen lehren. Oder bedarf es dazu gar keines Meisters? Kommt es nicht vielmehr einfach darauf an, welche Gestalten und Einzelzüge aus dem A. T. noch für uns heutige Christen vorbildlich und nachahmenswert, welche Mahnungen und Ideale verbindlich sind? Ohne Zweifel machen jene Gestalten und jene Einzelzüge einen viel größeren Eindruck als diese blasseren Lehrworte; wem es gelingt, etwa Abraham als Typ des Vertrauens in einer Predigt oder in mehreren, herauszuarbeiten, hat damit seiner Gemeinde einen größeren Dienst getan, als wenn er noch so schön das Vertrauen beschriebe oder bestimmte. Wenn man nach dem Typischen in all jenen Gestalten sucht, dann wird man ihnen am besten gerecht. Denn so sind sie von Haus aus gemeint, und so können sie uns am meisten helfen. Statt an die Geschichte glauben zu lehren, wie der alte Glaubensbegriff verlangt, wollen wir mit der Geschichte glauben helfen. So kommt man auch leicht über die Frage: Geschichtlich oder nicht? hinweg; denn es ist tatsächlich gleich, ob die als Mittel dienende Erzählung geschichtlich ganz wahr, halb wahr oder eine Sage ist. — Dasselbe gilt natürlich vor allem für den Unterricht.

Es ist falsch, den Unterricht als Ganzes zu behandeln. Hier sind ganz verschiedene Ideale maßgebend für den Gebrauch des A. T. Wir unterscheiden drei Arten oder Stufen: die naive, die reflektierte, die wissenschaftliche. Auf der naiven Stufe sind im ganzen die üblichen alttestamentlichen Geschichten ganz unentbehrlich. Hier ist jeder ein Pedant, der die räumliche und die zeitliche Entfernung der Gestalten und Geschichten tadelt, ohne ihre anschaulich persönliche Nähe zu loben. Die einfache Klarheit und Größe der Verhältnisse, die familienhafte und natürliche Religiosität, die fest auf dem Boden der Erde steht und sich dabei ganz naiv und fest an Gottes Gesetz und Hilfe hält, die wundervolle Plastik und unvergeßliche künstlerische Kraft, der reiche Wechsel des Lebens, die Energie der Leidenschaften (Kabisch, Wie lehren wir Religion? S. 124) — das alles ist von solch einzigartiger Wucht und darum von solchem Eindruck auf die kindliche Phantasie, daß diesem Stoff kein anderer gleichzustellen ist. Hier prägen sich mit

solchen Anschauungen die einfachsten religiösen und sittlichen Begriffe ein, auf denen unsere christliche Religion und sittliche Kultur beruht. Natürlich darf nichts, was poetisch noch so schön und plastisch ist, den Verlust von solchem Geist zur Folge haben. Also müssen wir diejenigen Geschichten hinaustun, die, wie etwa die Simsongeschichte, nur mit Gewalt eine religiöse Beziehung ertragen, mögen sie auch sonst noch so schön sein. Dazu muß auch die Geschichte von Isaaks Opferung gerechnet werden. Die vielen anderen Geschichten erzähle man ganz naiv christlich: man singe den alttestamentlichen Text nach neutestamentlicher Melodie.

Auf der Mittel- und Oberstufe der Volksschule sowie auf den untern und mittleren Klassen der höheren Schulen kommt es schon auf ein ganz anderes an. Hier kommt der Vergleich zu seinem Recht. Jesus wird gemessen an dem A. T. Das tut Richard Staude in seinem Präparationsbuch, Das A. T. im Lichte des N. T. 1905, vortrefflich. Die Minderwertigkeiten des A. T. sollen zur mittelbaren Kräftigung, seine Vollwertigkeiten zum unmittelbaren Aufbau dienen. So tritt klar und offen Unterchristliches heraus, um Christliches desto stärker zu unterstreichen. Der Gedanke der Erziehung Israels klingt stark dazwischen. So bekommt das Ganze der Bibel eben den Wert eines Ganzen. Die Bibel ist wieder da als ganzes Buch. Es ist klar, wie sehr dieses Verfahren zu unseren Grundsätzen stimmt. Wie es andere Unterrichtslehrer machen, habe ich in meiner Schrift, Biblische Geschichte, Katechismus, Gesangbuch (Tüb. 1910) ausführlich dargelegt. Der Unterricht auf den oberen Klassen der höheren Schulen hüte sich vor allerlei Fehlern. Entweder platzen die Lehrbücher vor Stoff. Dann sind sie oft bloß ein Auszug aus Wellhausen oder Stade ohne jede schulmäßige Zuspitzung. Am besten ist noch Rothsteins Unterricht im A. T. Oder es werden ganz neue kritische Erkenntnisse recht ausführlich fast so vorgetragen, ja diktiert, wie man sie den Studenten der Theologie anbietet. Das ist nicht recht; es handelt sich nur darum, zukünftige Gebildete heranzuziehen, die Bescheid wissen, die verstehen und sich großen Idealen hingeben sollen. Es sollen doch ebenso wenig nun kritische Theologen aus allen Schülern gemacht werden, wie vorher orthodoxe. Daneben gilt es dann noch, Gesichtspunkte, Regeln, Gesetze, Werte und Ideale herauszuarbeiten, wie sie der Entwicklung und ihrem Verständnis entstammen. Aber die gemeine Masse des Stoffes zu bieten, das ist doch zu wenig.

Auf diesen beiden Stufen kann und soll man denn auch solche Stoffe heranziehen, die auf der unteren unerträglich sind: kommt auf der unteren bloß der absolute Gesichtspunkt in Betracht wie in der Predigt, so ist hier der relative möglich und förderlich, ich meine: man darf hier auch einmal zeigen, daß die großen schönen Perlen des A. T. auch in häßlichen, grauen Muscheln gewachsen sind.

Indem so etwas mehr Geist und Leben in den Unterricht gebracht wird, beseitigt man zwei Unarten, die dem üblichen Unterricht im A. T. anhängen: das ist einmal der ganz und gar unangebrachte jüdische Hallelujapatriotismus von Bibelgläubigen, die in den Siegen des jüdischen Volkes ihren eignen und nicht nur des göttlichen Geistes Triumph mitfeiern; daneben ist noch die andre Gefahr überwunden, daß nämlich alles, was nur mit Abraham, Moses und David, und was überhaupt mit Namen biblischer Art zusammenhängt, als heiliger Stoff gilt, den zu wissen und zu behalten nötig und vor Gott verdienstvoll ist. Dahin gehört ja auch die Unart, mit biblischen Rätselspielen eine

Prüfung auf die Kenntnis von fremdartigen Namen, wie Sadrach, Mesach und Abednego anzustellen, um danach die Bibelkenntnis und die Gottseligkeit zu messen. Das ist alles feinerer Götzendienst, der heilige Sachen statt der Person Gottes einsetzt. Demgegenüber ist die Aufgabe, alle biblischen, besonders aber die alttestamentlichen Geschichten und Personen nur als Mittel zur Pflege unserer gegenwärtigen Stellung zu Gott zu verwerten und zu nichts anders. Ein Christenmensch ist ein Herr aller Dinge, auch des A. T.

Noch ein Wort über die hebräischen Namen in den biblischen Geschichten. In seiner sehr lesenswerten Schrift „Die Methoden des biblischen Geschichtsunterrichts" (Päd. Magazin Heft 468, Langensalza 1912) berichtet Arndt Scheller, wie noch vor 30 Jahren in einer thüringischen Schule ein Merkvers über Tubalkain, den Erfinder der Schmiedekunst, abgefragt wurde. Das ist kennzeichnend für jene Auffassung des Religionsunterrichtes, nach der in der Bibel außer den religiösen Stoffen noch solche gegeben sind, die anderes Wissen, also solches geschichtlicher und verwandter Art enthalten. Dazu gehören vor allem natürlich die Namen von Personen und Orten. Mit ihnen ist manches deutsche Kind unnötig gequält worden. Verfolgt man aber die Entwicklung der biblischen Geschichten, so findet man, daß der Namen immer weniger werden; die der Paradiesesflüsse sind beseitigt, die der Söhne Jakobs werden auch nicht mehr überall gelernt, und viele andere sind auf den Aussterbestand gesetzt. Aber es sind ihrer immer noch zu viele. Was soll z. B. der Name der Wüsten Sin und Siph? Warum Amram und Jochbed, warum so viele andre, die gar keine Möglichkeit enthalten, der Vorstellungskraft oder dem Gefühl passende und wertvolle Inhalte zuzuführen? Das sollte der Leitgedanke sein: nur solche Namen werden gelernt, die zur Befestigung einer Gestalt oder einer Geschichte auf dem festen Boden der wirklichen Erde nötig oder die voll wertvollen Anschauungs- und Gemütsinhalts sind; natürlich kommen dazu auch sinnbildlich und übertragen gebrauchte Namen, wie etwa Philister oder Nebo. Aber warum die Namen aller Feinde Israels, warum so viele Namen von Schlachten? Verführt das nicht immer wieder dazu, vermeintlich heiliges Wissen zu übermitteln oder die Religionsstunde zu einer Geschichts- und Geographiestunde herabzusetzen? Je besser wir erkannt haben, was das Wesen des Glaubens und der Kern der Bibel, sowie welches der Weg ins Herz ist, desto mehr lassen wir diese Nebendinge hinter der Hauptsache zurücktreten.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, wie viel für den Kultus und alles liturgische Wesen aus dem A. T. zu gewinnen ist. Wir können es dafür gar nicht entbehren. Steht das N. T. im Gegensatz gegen die Überschätzung des Kultus, so hat es auch in den ersten Anfängen liturgischen Lebens, die es bietet, nicht allzuviel Stoff, um uns genügend auszurüsten. Wir sind darum auf das A. T. angewiesen, das uns vermöge der oft erwähnten Wahlverwandtschaft mit unserer Lage und Aufgabe mehr entgegenkommt. Wie viel Hymnen, die im Gottesdienst wirklich gebraucht worden sind, wie viel Psalmen und Lieder, wie viel Voten und Formeln schenkt es uns! Und daneben vor allem, wie klärt sich an ihm unser liturgischer Geschmack, wie schärft sich an ihm unser Sinn für biblisch-liturgisches Denken und Bauen! Könnten wir liturgische Andachten ohne das A. T. machen? Solches alles wollen wir ja nicht gering schätzen. Jener Kultus birgt doch mehr, als die meisten denken. Es hat etwas an sich,

was beherzigt werden muß, das Wort von den schönen Gottesdiensten des Herrn. Besonders Lektionen sollte man mehr aus dem A. T. nehmen und diese nachher auf der Kanzel irgendwie ein Echo finden lassen. Für den Schmuck der Feste ist das A. T. fast gar nicht zu entbehren. Dabei wird man ja oft den Grundsatz der Einlegung ertragen müssen: in den hohen, festlichen Klang, der nationalen oder niederen Worten gilt, hören wir christliche Seligkeitswerte hinein.

Endlich noch ein Wort über die außerdienstliche Arbeit, also Seelsorge und Volkserziehung. Die Seelsorge hat am A. T. mannigfachen Stoff und Anlaß zur Betätigung. Nicht nur, daß es ihr Mittel zur Verfügung stellt, um am Krankenbett ringende Christen mit frommem Psalmen-Gottvertrauen zu stärken oder mit Hiob sich aufringen zu lassen, sondern seine großen plastischen, klassischen Gestalten leben so tief in der Seele, daß sie leicht auch das Gewissen zu treffen vermögen: Evas Gier und Lüge, Josephs Flucht vor Potiphars Weib, Davids Buße — in all dem ist Licht und Fülle und Kraft enthalten. So mag sich oft beides aneinander klären, das Beispiel aus der Vergangenheit und die innere Not in der Gegenwart. Dann aber ist noch manches im Dienst der Apologetik zu tun; besonders kommt uns stets wieder der Schöpfungsbericht in die Quere. Auf allen Seiten der Theologie und in allen Lagern der kirchlichen Parteien wird man heute Leute finden, die es bedauern, daß man im Dienst der Bibelautorität zu ängstlich mit der Aufklärung über die nicht streng historischen Teile des A. T. gewesen ist. Wir müssen, wenn nicht alles verloren gehen soll, den Mut haben, in dieser Beziehung der Wahrheit die Ehre zu geben, natürlich nicht, ohne zu zeigen, wie sich tiefe religiöse Grundtriebe damals und dort im A. T. so aussprechen mußten, sodaß wir nur die Rückübersetzung in diese eigentliche Sprache des Glaubens vorzunehmen haben, um das Beste nicht zu verlieren, sondern zu behalten.

Gemeindearbeit und Volkserziehung finden hier im A. T. ebenfalls viele Ziele und Hilfen. Ist es doch auch die Urkunde aus einer Zeit, wo Gemeinde und Volk alle Beziehungen religiöser, nationaler und sozialer Art in sich vereinigten. Natürlich wissen wir, wieviel Jahrhunderte dazwischen liegen. Jedoch, es ist für uns jene Form, wie das Verhältnis geregelt wurde, mindestens ein Reiz, über unsre Art, sie zu regeln, nachzudenken. Und mehr noch: oft genug sind es geradezu Winke und Ideale, die uns zumal auf nationalem und sozialem Gebiete hier aufgehn.

Die christlich-sittliche Politik sollte nur sorgen, daß ebenso christlicher Geist in die heutigen Gesetze und die Wirtschaftsordnungen komme, wie es damals prophetischer Geist war, der sie durchdrungen hatte. Ändern sich auch die Zeiten, die großen Typen der Beziehungen im wirklichen Volksleben bleiben dieselben, ebenso bleiben es die großen Forderungen selbst, wie diese typischen Beziehungen zu gestalten sind.

Nach diesen Richtungen hin soll unsre Auslegung versuchen, die Urkunde der israelitischen Geschichte für uns fruchtbar zu machen.

5. Anordnung, Auswahl und Gestaltung.

Es wäre ohne Zweifel in vieler Beziehung das einfachste, wenn wir die Schriften des A. T. in der Reihenfolge besprächen, wie sie in der Lutherschen

Bibelüberſetzung aufeinander folgen. Allein dies Verfahren hätte auch viele Übelſtände im Gefolge: oft wiederholen ſich beſtimmte Geſchichten oder Geſetze, viele Stücke, die dicht beiſammen ſtehen, ſind ihrer inneren Art nach ganz verſchieden von einander, während andere, die räumlich von einander getrennt ſind, inhaltlich ſehr verwandt ſind. Das gibt Anläſſe zu Wiederholungen oder Verweiſungen, die umſo unangenehmer ſind, als man ſich auf die bibliſche Reihenfolge von vornherein eingerichtet hat. – Nun iſt es die Abſicht unſeres Werkes, möglichſt den Nachdruck auf einleitende allgemeine Betrachtungen zu legen; denn wer kann ein ganzes A. T. auslegen, und wer unter den eifrigen und fähigen Pfarrern kann es ertragen, wenn ihm das Futter nur ſo hingeſchnitten wird? Darum iſt die Abſicht in erſter Linie auf die allgemeinen *Einführungen* gerichtet, die einer jeden beſonderen literariſchen Gruppe und in ihr wieder möglichſt vielen kleineren Einheiten vorangehen ſollen. Dann aber muß man die Folgerung ziehen, daß die kanoniſche Reihenfolge einer andern weicht, die mehr der Praxis entſpricht und entgegenkommt, als jene es täte. Ich habe mich nun nicht entſchließen können, dem Rate *Wurſters* zu folgen, den er in ſeiner Beſprechung meiner Praktiſchen Auslegung zum N. T. gegeben hat (Monatsſchrift für Paſtoraltheologie Bd. 5). Dort empfiehlt er eine Zuſammenſtellung der einzelnen bibliſchen Stoffe nach ſyſtematiſchen Geſichtspunkten, um Wiederholungen zu vermeiden und das Ganze überſichtlich zu machen. Dagegen möchte ich folgenden formalen Leitgedanken durchführen, was die Reihenfolge der Bücher anbetrifft.

Praktiſche Auslegung iſt der Verſuch, das *Allgemeine* in einem geſchichtlich gegebenen *beſonderen* Wort oder Bericht zu erfaſſen und es auf die Gegenwart mit ihren Verhältniſſen und Aufgaben zu beziehen. (Siehe die Einleitung zu meiner Auslegung des N. T.) Dies wird umſo leichter geſchehen können, je mehr die geſchichtlich gegebenen Stoffe ſchon die Richtung auf das Allgemeine haben; es wird umſo ſchwerer ſein, je weniger ſie ſelbſt auf dieſes zielen und je mehr ſie rein nur dem Punkt der Vergangenheit angehören, wo ſie entſtanden ſind. Zur erſten Gruppe gehören offenbar die Schriften des A. T., die man als die *Lehrſchriften* zuſammenfaßt; alſo die Pſalmen, die Proverbien, Hiob und Kohelet; ſie wollen Allgemeines ſagen; das liegt in der Natur des Sprichwortes wie auch der Poeſie, beſonders der Lyrik. Natürlich iſt alles, was wir von der Art im A. T. finden, dann und dort entſtanden und trägt darum zeitliche Art an ſich. Aber es reicht doch weithin darüber hinaus. – Am entgegengeſetzten Ende ſtehen offenbar die *geſchichtlichen Berichte* über einzelne Perſonen und Ereigniſſe, die nicht viel mehr als ſolche ſein wollen. Freilich wären ſie nicht in die Bibel aufgenommen worden, wenn ſie nicht irgend eine Richtung auf das Allgemeine, eine „Tendenz“ hätten, aber dieſe iſt in ſehr verſchiedenen Graden ausgeprägt: von der ganz offenbaren und greifbaren Tendenz bis zu einem Mindeſtmaß, das den Einfluß der perſönlichen Überzeugung und Wertſchätzung nur ganz verborgen hinter der Abſicht, einfach zu berichten, erkennen läßt. – Dazwiſchen ſteht nun noch eine Gruppe: es gehören hierher alle ſolche Stücke, die Allgemeines in einer geſchichtlich bedingten Geſtalt geben wollen, alſo für die Zeit, in der ſie entſtanden ſind. Ich rechne dahin einmal die *Geſetze* und die Schriften der *Propheten*. Dieſe fußen ganz feſt in ihrer Zeit und wollen ſie mit allen Gedanken und Regeln deuten und geſtalten helfen. Das iſt

also ein beschränktes Allgemeines, in dem aber doch noch manches für uns wertvolles Allgemeine steckt. Ferner gehören hierher die Sagen und die Mythen, besonders die letzteren. Denn was ist deren Wesen anders, als der Trieb, dem Allgemeinen eine geschichtlich-besondere Form zu geben? Jenes liegt sehr bald hell und blank vor einem, sobald man diese als seine Umhüllung und Einkleidung erkannt und abgestreift hat.

Jede dieser Gruppen soll einen Hauptteil unseres Werkes füllen. Mit den Lehrbüchern wollen wir beginnen, danach mit den an dritter Stelle genannten Stoffen fortfahren und mit den geschichtlichen Berichten schließen. Natürlich ist diese Anordnung vielen Gefahren ausgesetzt: denn was ist Sage, was Geschichte? Wo ist die Grenzlinie zwischen Poesie und Mythus? — Aber es sei einmal so gemacht; der Gewinn wird sein, daß der Grundsatz ganz klar herauskommt: das Allgemeine im Besonderen ist es, was wir suchen, und dies Allgemeine ergibt sich um so schwerer, je mehr wir uns dem rein geschichtlichen Berichte nähern.

Register werden dafür sorgen, daß die gesuchten Stellen möglichst leicht gefunden werden können. Freilich muß eines wieder betont werden, daß der Gebrauch des Buches weniger so gedacht ist, daß einzelne Stellen nachgeschlagen, als daß aus fortlaufendem Studium Anregungen zu rechtem Gebrauch des A. T. in den verschiedenen Zweigen der Praxis gewonnen werden.

In jeder der oben genannten Abteilungen soll auch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die besondere Art der Sprache, die den einzelnen literarischen Gattungen das äußere Gepräge gibt, für uns von praktischem, vorbildlichem Werte ist. Es ist zwar bei der Poesie z. B. zu warnen, daß sich ja nicht die Durchschnittssprache des Predigers auf der Höhe unserer Psalmen bewege, oder daß der Parallelismus der Glieder dazu verführte, alles in der Predigt doppelt oder noch öfter zu sagen. Aber aus den Proverbien und dem Jesus Sirach können wir Plastik und Volkstümlichkeit lernen. Die Mythen und Sagen können wir daraufhin ansehen, welchen Gewinn für die erbauliche Erzählung vor Kindern und bei besonders festlichen Gelegenheiten wir daraus ziehen können. Die historische Schilderung endlich gibt meist ein ganz vortreffliches Beispiel für eine Anschaulichkeit und Belebung der Darstellung, wie sie erst unsre modernen Realisten wieder erreicht haben, man vergleiche etwa nur den einzigartigen Bericht 2. Könige 9, 16–28 über den Überfall Samariens durch Jehu.

Die Spruchweisheit.

(Sprüche Salomos und Jesus Sirach.)

Einführung.

Um eine Einsicht in den Wert und in die Verwertung der Weisheitsliteratur zu bekommen, wollen wir von dem Worte Jesu ausgehn, das er über sich selbst sagt: Hier ist mehr denn Salomo. Wir fragen dabei, was denn bei „Salomo" das Wesentliche ist, warum bei Jesus mehr ist und wie sich demgemäß auf dem Boden des neutestamentlichen Christentums die Verwendung der Spruchweisheit gestaltet.

Wenn wir uns an die in der Allgemeinen Einleitung dargebotenen Begriffe erinnern, so haben wir in der uns vorliegenden Literatur im ganzen Aussprüche, die es mit der Kultur zu tun haben. Es wird wenig Verhältnisse oder Gebiete des Lebens geben, die hier nicht berührt werden: Verkehr und Beruf, Geld und Vergnügen, Familie und Staat, Freundschaft und geselliger Verkehr, Bildung und Wissen. Man kann sagen, daß es das Diesseits ist, das hier in breiter Weise unter das Licht des religiös-sittlichen Urteils gerückt wird. Dabei ist es aber der einzelne, von dessen Gesichtspunkt alles angesehen wird, nicht die politische oder die kirchliche Gemeinschaft. Aber es ist der einzelne in einem ganz gewissen Sinn: nicht der Jude, sondern der Mensch ist es, der hier in den Vordergrund tritt. Damit kommen wir diesem ganzen Gedankenwesen schon auf die Spur: wir gehn nicht irre, wenn wir sagen, daß sich hier der typische Rationalismus zum Ausdruck bringt. Damit hängt dann noch anderes zusammen. Die Autorität der geschichtlichen Gesetzgebung tritt zurück, wie sie lange Jahrhunderte vor der Abfassung oder größten Geltung unsrer Sprüche die Gemüter beherrschte; dafür tritt die Vernunft in den Vordergrund. Mit diesem Wort können wir wohl am besten das Wort „Weisheit" wiedergeben; zugleich drücken wir damit auch die Beziehung an ihm aus, die es zu einem großen Weltprinzip erhöht. Davon soll noch genauer die Rede sein, wenn wir die von der Weisheit selbst handelnden Stücke zu besprechen haben. Darum sollen hier einige allgemeine Bemerkungen genügen. Zuerst sei darauf aufmerksam gemacht, daß eine Reihe von den Regeln, die hier in den vorliegenden Schriften dargeboten werden, weniger als Ausfluß der Weisheit erscheinen, mit welchem Wort wir schon immer die Empfindung von etwas Hohem und Edlem verbinden, als daß sie Ausflüsse der Klugheit und des Verstandes sind. Dieses Organ und seine Zier, die Klugheit, bedeutet, um es kurz zu sagen, die Anwendung des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung auf die Aufgaben des Lebens: ein Handeln,

das üble Folgen hat, wird vermieden, dagegen ein anderes, das gute Folgen hat, wird gewählt. Mit diesen Begriffen stehn wir also gleichsam an einer Stelle in der sittlichen Entwicklung der Menschheit, wo Kant noch sehr entfernt war mit seinem Wort, daß sich keine Neigungen in das sittliche Tun einzumischen haben. Es fehlt noch das Verständnis für den ganz irrationalen Grundzug des Sittlichen, also für die Dinge, die wir den kategorischen Imperativ, das unbedingte Gebot usw. nennen. Solche seelischen Kräfte werden sich ja bilden, wenn das sittliche a priori oder das Unbedingte sich durchsetzt, das wir in der Tiefe der Menschenseele vorhanden glauben; aber auf dem Standpunkt der uns hier gegebenen Literatur ist es noch nicht erfaßt. Ebensowenig ist darum natürlich auch ein Sinn für die Höhe des Sittlichen möglich, die wir im Opfer finden; überhaupt wiegt jene negative Form der Gebote vor, wie sie noch immer das Kennzeichen einer vorsichtigen Klugheit im Umgang mit Welt und Menschen ist. Darum ist es der Philister oder auch das Volk, es ist der Durchschnitt der Leute, was von unsern Spruchdichtern als ihre Gemeinde ins Auge gefaßt wird; und über ein Durchschnittsideal kommt es auch gar nicht hinaus, was sie ihnen zu bieten haben. Man könnte sagen, daß der Geist einer durch Klugheit gemäßigten und aufgeklärten Selbstsucht hier vorwaltet. Weil also das Ideal nicht besonders hoch ist, darum ist auch die Meinung über die Menschen recht optimistisch: wie die höchsten Berge die tiefsten Täler neben sich haben, so ist das höchste Ideal in der Regel organisch mit einem starken Pessimismus in Bezug auf die wirklichen Menschen verbunden, während der Freund niederer Ziele mit den Menschen und zumal mit sich selbst recht zufrieden ist.

So ist es der Geist der Aufklärung, der hier waltet. Eine solche Bewegung findet vielleicht immer in gewissem Kehrwechsel statt: der Ertrag einer größeren geschichtlichen Zeit wird dabei in kleinere Münze umzuwandeln und auszubreiten sein, bis der Widerspruch gegen die dabei leicht entstehende Flachheit wieder ernstere Geister in die Tiefe führt. Jener Geist der Aufklärung pflegt der Jugend am meisten zu gefallen, wie wir ja auch wissen, daß unsere Spruchdichter und Weisheitslehrer, besonders Jesus Sirach, sich ihr vorzüglich gewidmet haben.

Wir brauchen alles, was eben gesagt wurde, nur umzukehren, um die Kennzeichen neutestamentlichen Geistes zu gewinnen. Darum steht vorerst einmal das Jenseits in dem N. T. im Vordergrund statt der Weltkultur des Diesseits. Ferner ist zwar die Einzelpersönlichkeit in ihm vom größten Wert, aber eben als Persönlichkeit, also in der Beziehung zu den höchsten Werten, wozu auch die Gemeinschaft mit den Brüdern gehört. Wenn es auch der Mensch ist, der in dem N. T. statt des Juden und Griechen eintritt, so ist es doch nur der in Jesus Christus wiedergeborene Mensch, das Kind Gottes, das von Wert ist. Statt der Vernunft bildet Jesus und sein Geist die neue geschichtlich und außerhalb des einzelnen gegebene Autorität. Die Vernunft wird darum in dem Sinne abgelehnt, wie sie uns in der Spruchweisheit entgegentritt. Denn es handelt sich um Ziele, die hoch über dem liegen, was Menschenklugheit und -weisheit erreichen kann, um das Ziel, ein Mensch Gottes und ein Bürger der höheren Welt zu sein. Darum steht die Selbstverleugnung an erster Stelle, die in eine ganz andere Welt der Wertschätzung einführt. Jesus stellt ja doch alle üblichen Ideale und Maßstäbe auf den Kopf, indem er das Opfer und den Verzicht verlangt.

Darum wird diese ganze neue Auffassung des Ideals von einem großen, starken Glauben statt von der Vernunft getragen; von dem Glauben, daß das Gebot des Opfers, wie es Jesus will, Gottes Wille ist, der selbst aus großer Liebe heraus seinen Sohn opfert, wie sich auch Jesus selbst zu opfern bereit ist. Nur so ist jenes hohe Ideal möglich, daß es ein Glaube trägt, weil ja kein Vorteil dabei für den Menschen mit dem Verstande ausgespürt werden kann. Darum ist es aber auch auf die Bildung von Heldenseelen und Märtyrern abgesehen; ein heroischer Geist weht durch das N. T. hindurch, der dem Jesus Sirach ein feines, überlegenes Lächeln hätte abnötigen können. Dieser hohe Geist soll aber das innerste Wesen der neuen Menschen ausmachen, indem sie vollkommen zu sein streben wie Gott, oder indem der Geist Gottes von ihnen Besitz nimmt. Damit ist das Unbedingte und Unwillkürliche ihres sittlichen Lebens verbürgt; die Innenwelt der Seele als eine Größe von eignem Wert ist nun aufgegangen und wird gepflegt. Die Naivität soll einkehren statt der klugen und weisen oder gar statt der schlauen Berechnung der Durchschnittsleute. Daß sich mit diesem hohen Ideal wenigstens bei Paulus ein tiefer Pessimismus inbezug auf die Höhe der Menschen verbindet, ist klar. — Und das alles ist „Mehr denn Salomo".

Und doch haben wir keinen Grund, auf diese Spruchweisheit zu verzichten. Einmal finden sich bei Jesus selbst mannigfache Anklänge an sie, weil auch er ein Mann des Volkes war und bei seiner Aufgabe, Jünger und Volk zu erziehen, gar nicht systematisch vorging, sondern die Beweggründe überallher nahm, auch aus der Hand der Klugheit. Dann aber bieten uns unsere Sprüche eine Welt voll sittlichen Geistes und religiöser Stimmung, die, wenn sie auch nicht auf neutestamentlicher Höhe stehen, ebenso heute praktisch und im einzelnen das Christwerden vorbereiten können, wie die Weisheit mannigfaltig im großen geistesgeschichtlichen Weltverlauf dem Christentum vorgearbeitet hat. Man kann darum sagen, daß sie heute helfen kann, eine Luft von Bravheit und Ehrbarkeit zu schaffen oder zu erhalten, in der jener Sinn für das Gute erwacht, der zum Verständnis Jesu Christi befähigt. Gewiß werden immer leidenschaftliche und starke Naturen schnell und durch einen völligen Bruch den Weg zum Heiland und Herrn finden; aber selbst im N. T. ist dieser Weg zwar ein wichtiger, jedoch nicht der einzige Weg. Sicher hat auch in den Menschen, die durch einen Zusammenbruch ihres bisherigen Lebens zu Christus kamen, noch ein Funke sittlich-idealistischen Feuers unter der Asche gelegen. Für eine volkskirchliche Erziehungsarbeit brauchen wir jedenfalls andere Grundlinien als für die Mission: wir wollen uns freuen, wenn wir eine Wärme und Reinheit der Luft erzeugen können, in der es leichter ist, zum persönlichen Christentum durchzudringen als außerhalb ihrer. Aber noch mehr. Wir finden in unseren Sprüchen so manchen Wink, Rat und Befehl, der eine Weise darstellt, wie sich auch unser höchstes Christenleben auswirken sollte. Manchmal müssen wir einem solchen ein anderes Motiv als Seele einhauchen, manchmal aber können wir ihn ohne weiteres übernehmen; und manchen Christen tut es sehr gut, wenn sie auf die einfache, nüchterne Alltagspflicht von ihren übertriebenen Schwärmereien her hingewiesen werden. Und endlich noch eines, von dem ich kaum weiß, ob man es sagen darf; es ist dies. Wenn wir uns und unsere Umgebung vorurteilslos ansehen und prüfen, dann finden wir, daß wir oft sehr zufrieden sind, wenn sie und wir nur einmal nach diesen Regeln

und in diesem Geiste unserer beiden Schriften handeln. Wie unendlich vieles entscheiden und tun wir doch nach solchen Regeln einer anständigen Klugheit, und wie selten spielen eigentlich die hohen Ideale mit herein, die wir so oft beredt zu preisen wissen! Wenn wir ein solches Verhalten mit gutem Gewissen ansehen und ausüben, dann ist eine Folgerung unausweichlich. Unsere Sprüche kommen dann mindestens als sogenanntes zweites Motiv sehr für uns in Betracht; mitunter ist es auch das erste und einzige Motiv. Und selbst dann ist man schon froh, wenn man nur selber keine „Dummheiten" macht und andere keine solchen machen sieht.

Oft aber ist die Grenze zwischen einem Handeln aus Klugheit und einem aus solchen unbewußten Trieben, wie Takt und gutem Charakter, gar nicht zu erkennen. Wie leicht irrt man sich in dieser Beziehung in einem andern Menschen? Wie liebt man es aber auch selber, seine Klugheiten als Sittlichkeit herauszuputzen! Freilich gibt es auch feine, keusche Naturen, die sich schlechter machen, als sie sind, indem sie den Ausfluß ihrer besten Seelenbewegungen vor sich und Andern als eine Maßregel ihrer Klugheit hinstellen, um nicht als Moralhelden vor diesem und als Engel vor sich selber zu erscheinen.

Damit kommen wir noch einen Schritt weiter, der uns aber in sehr bedenkliche Bahnen zu führen scheint. Gibt es nicht tatsächlich eine gewisse Zweischichtigkeit in unsrer Christenheit, wenn wir die wenigen ansehen, die sich durch eigentlich christliche Beweggründe, und die vielen, die sich durch jene durchschnittlichen Beweggründe leiten lassen? Und ist diese Zweischichtigkeit überwindbar auf dem Boden der Landeskirche? Oder auch auf dem der Sekte, der Auswahl der Heiligen? Haben wir nicht zu erziehen, und bedeutet Erziehen nicht dies, daß man einen Menschen auf eine nach der Höhe führende Bahn bringt, nur hinauf, hinauf, wenn es auch nicht bis nach der Spitze hingeht! Wer steht denn auf der Spitze?

So wollen wir uns von dem praktischen und realistischen Geist unsrer Sprüche dazu anregen lassen, daß wir die speziell praktische und dazu noch psychologisch gerichtete Volkspredigt zu pflegen suchen. Um die Lösung dieser Aufgabe zu erleichtern, sollen im folgenden zu jeder Spruchgruppe, wie sie die dankbar benutzte Übersetzung von Professor Volz bietet, ergänzende Erfahrungen aus Welt und Leben, sowie Winke zu ihrer praktischen Verwendung dargeboten werden. Wenn dabei manches Selbstverständliche mit unterläuft, so geschieht das, weil gerade solche selbstverständlichen praktischen Stoffe nicht nur dem Anfänger oft nicht einzufallen pflegen, wenn man sie braucht. Wenigstens merkt man von solchen Gedanken in den Predigten oft sehr wenig. So ist unsre Aufgabe gemeint, der einfachen volkstümlichen Predigt, zumal auch der Dorfpredigt, einen Weg zu weisen. Daß uns dabei die prachtvoll volkstümliche Plastik und Drastik der Sprüche sehr zu Hilfe kommen wird, muß mehr wie einmal betont werden.

1. Die „Weisheit".

Auch den Sinn und die Verwendung der Weisheitsfigur wollen wir uns durch die Heranziehung eines Wortes aus dem N. T. klar machen. Der gekreuzigte Christus ist den Heiden Torheit, den berufenen Christen aber göttliche

Weisheit, durch die sie Gott erretten will. Wir sprechen zuerst vom Inhalt der beiden Gestalten, der „Weisheit" und des gekreuzigten Christus, dann von ihrer Form.

Was bedeutet die „Weisheit"? Sie ist der verpersönlichte Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, soweit das Glück und das Wohl der Menschen in Betracht kommt. Dieses Glück entspringt aus bestimmten Ursachen im menschlichen Verhalten und wird durch andere gestört; darum kann man auch sagen, daß die „Weisheit" die Verbindung zwischen der Wirklichkeit und den Werten, die zum Glück gehören, bezeichnet. Sonst ist es Gott, der als Hort dieser Werte in der Welt der Wirklichkeit gilt; aber diese seine Aufgabe ist hier, gemäß alten mythologischen Erinnerungen, einer besonderen Gestalt übertragen. Darum kann Weisheit sowohl Erkenntnis der Bedingungen menschlichen Glückes als auch Erkenntnis Gottes selber sein, der über ihm und seinen Bedingungen wacht. So kommt in das menschliche Handeln jenes verstandesmäßige Teil hinein, das wir oben als rationalistisch angesprochen haben.

Der gekreuzigte Christus hat es mit ganz anderen Werten zu tun. Durch ihn will Gott erretten; es handelt sich also nicht um das Glück, sondern um die Errettung, nicht um das irdische, sondern um das ewige Leben, nicht um die Person, sondern um die Seele. Vergebung und Befreiung aus der Sündenmacht sowie die Einführung in die Gemeinschaft mit Gott sind die Werte, um die es sich handelt. Da diese alle paradoxer Weise von Gott geschenkt und nicht von den Menschen verdient werden, da sie eine Umkehrung aller bisherigen Maßstäbe von Glück und Tugend bedeuten, so ist auch ein Gekreuzigter entsprechender Weise ihr Träger. So ist die Paradoxie, der Widersinn vollendet; dies alles geht über alle menschliche Weisheit hinaus, weil hier die rationalen Zusammenhänge versagen. Hier muß man also glauben und wagen. Freilich dringt der tiefere Blick wieder in große und verborgene Zusammenhänge hinein, die wiederum Gegenstand einer Weisheit sind: die Gnosis steigt hoch über der Pistis empor, wie diese über die Weltweisheit emporsteigt.

Haben wir in der „Weisheit" ein verpersönlichtes Prinzip, so haben wir n dem gekreuzigten Christus eine zum Prinzip, genauer zu einer geistigen Macht gewordene Persönlichkeit. Beidemal wird darauf gerechnet, daß menschliche Personen stärker durch eine persönliche Gestalt als durch ein abstraktes Prinzip angezogen und bestimmt werden. Freilich ist dies bei dem Gekreuzigten in einzigartigem Maße der Fall. Es gibt kein zweites Bild in der ganzen Kulturwelt, dessen Wirkungen nach Umfang und Kraft der seinigen gleichkommen. Es gibt wenig Menschen, denen diese Gestalt gar keinen Eindruck macht. Freilich mit solchen Menschen müssen wir auch rechnen. Haben wir ein Recht, ihnen die Weisheit oder in ihrer Sprache die Vernunft als kosmisch-praktisches Prinzip anzubieten, um auch ihr Erkennen und ihr Leben zu regeln? Dieses Recht will ich nicht ganz abstreiten; es kommt auf die Gemeinde und es kommt auf den Verkündiger selbst an. Natürlich muß jenes Prinzip religiös gefaßt, also mit Gott in Verbindung gebracht werden. Wenn wir eine Volkskirche haben, so müssen wir auch mit den verschiedenen seelischen Typen rechnen; gibt es nun einmal einen Typ, bei dem die Einsicht in Zusammenhänge mehr einschlägt als die Hingebung an eine Persönlichkeit, so wollen wir uns aus der Bibel mit ihrer Mannigfaltig-

keit der Typen das Recht und den Gedankenstoff holen, um auch ihnen zu dienen. — Mehr Bedenken als diese Form, muß einem der Inhalt, also jene Verbindung von Glück und Tugend, machen. Er bleibt unbedingt viel mehr unter dem, was christlich ist, zurück als jene Form. Aber darum wollen wir diesen Gedankengehalt, wie überhaupt den unsrer Sprüche, nicht ganz verschmähen. Als Gabe an die, die erst in die religiös-sittliche Elementarklasse gebracht werden müssen, empfiehlt er sich ebenso, wie auch als zweites Motiv; sogar für Christen ist er mitunter allein am Platze, wenn es sich um Dinge des gewöhnlichen Lebens handelt, für die man nicht gleich den gekreuzigten Herrn heranziehen will. Ihn wollen wir für die großen seelischen Aufgaben verwahren. Freilich wo sich der Geist einer solchen oberflächlichen Weisheit als höchste und letzte Antwort auf die Fragen der Welt und des Lebens geltend macht, da ist für uns eine religiöse Gemeinschaft und auch eine Wirksamkeit ausgeschlossen. Wir können da bloß eine Stufe sehen, die überwunden werden muß. Dazu pflegt freilich das Leben mit seinen Fragen und Aufgaben mehr beizutragen als eine verstandesmäßige Unterweisung.

Die uns vorliegenden Stücke haben es zu tun teils mit den Weisen und der Weisheit selbst, teils mit ihrer Art, die Welt und die Natur zu erkennen und mit den Menschen umzugehn. Da man voraussichtlich doch keinen großen Gebrauch von diesen Stücken machen wird, begnügen wir uns mit einigen begleitenden Bemerkungen zu den Stellen, die am ersten zur Verwertung geeignet erscheinen.

Die Weisheit im Universum. J. S. 1, 1 – 10.

Die uralte Weisheit. S. 8 22—32.

Dieses Lied kann man verwenden, um den Begriff der Weisheit im geschichtlichen Sinn oder die Stimmung des ihr entsprechenden rationalistischen Optimismus gewinnen zu helfen. Auch der Begriff des Logos oder der Vernunft im tieferen Sinne des Wortes wird hier klar. Soweit uns die Welt von diesen hellen geistigen Kräften durchwaltet erscheint, können wir uns dieses Lied auch selber aneignen und etwa in einer liturgischen Frühlingsandacht verwerten.

Hiob 28.

Höher als alle Kultur der Erde steht die Weisheit, die nur bei Gott zu gewinnen ist. Sie gibt den tiefsten Einblick in die geordnete Welt. So sieht auch vor unserm Blick die Welt weithin aus wie eine Stätte der Ordnung, aber wo wir ihre Tiefen und Abgründe sehen, müssen wir glauben, daß auch dahinter eine Ordnung ist, die sich freilich nach ganz andern Maßstäben, und zwar nach solchen, die den Gewinn eines tieferen Lebensgehaltes ermöglichen, zu richten hat.

Die Weisheit im Universum. J. S. 1, 1 – 10 gibt keinen wesentlich neuen Gedanken im Vergleich mit den vorigen Liedern; nur die Beteiligung des Menschen an der allgemeinen Weisheit tritt uns hier entgegen. Wie alles in der Welt seiner Ordnung von selber folgt, so soll ihr auch der Mensch folgen und ein Leben „In Harmonie mit dem Unendlichen" zu leben trachten.

Die himmlische Weisheit nimmt Wohnung unter den Menschen. J. S. 24.

Die am Schlusse dieses echt pantheistischen Liedes empfohlene Lebensweisheit steht mit diesem seinem Geist in Beziehung; es gehört ebenso eine imperson-

listische Lebensführung zur impersonalistischen Weltauffassung, wie sich die entsprechenden personalistischen Seiten zu einander finden. Ein solches Leben in Harmonie mit dem Unendlichen haben wir zu achten, wenn es wirklich achtungswert ist, aber wir haben es nicht zu pflegen; wir sind als christliche Erziehungsgemeinschaft dem Personalismus verbunden, der das Leben als Wandel vor dem lebendigen Gott und als Nachfolge des Herrn Jesus zu gestalten anweist, ebenso wie wir auch bei der Erklärung der Welt nicht „Es" oder „Sie", sondern „Er" sagen müssen. Es gibt einen ganz andern Ton für die Lebensführung, je nachdem man sie einem „Es", also einem Gesetz oder dem Universum gemäß, ob man sie einer „Sie", also einer Weltvernunft und Weisheit zu Gefallen, oder ob man sie einem „Er" zu Liebe gestaltet; im letzten Fall sind die starken Klänge der Achtung, des Gehorsams und des Vertrauens Motive, die unserem christlichen Typus entsprechen.

Weisheit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit.

Hi. 28 [18]Gott fürchten, das ist Weisheit, das Böse meiden, das ist Verstand.

S. 1 [7]Anfang der Erkenntnis ist Gottesfurcht,
Toren verachten Weisheit und Bildung.

S. 9 [10]Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht,
an den Heiligen sich halten, das ist Verstand.

J. S. 1 14–20.

[14]Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht, den Frommen ist sie angeboren,
[16]Fülle der Weisheit ist Gottesfurcht, mit köstlichen Früchten labt sie,
[18]Krone der Weisheit ist Gottesfurcht, Heil blüht in ihr und frische Kraft,
[20]Wurzel der Weisheit ist Gottesfurcht, ihre Zweige sind langes Leben.

S. 28 [5]Böse Menschen verstehen nicht was recht ist,
Die Gott suchen, verstehen alles.

J. S. 6 37.

[37]Achte auf das Gesetz Gottes, sinne beständig über seine Gebote,
so macht Er dein Herz weise, und lehrt dich alles, was du begehrst.

Diese Sprüche drücken positiv und negativ die Übereinstimmung oder wenigstens das innigste Verhältnis von Gottesfurcht und Weisheit aus. Wir können dies so fassen: die Furcht vor Gott im Sinne der Ehrfurcht oder des Respektes ist der personalistische Ausdruck für die Beachtung des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung oder praktisch genommen zwischen Zweck und Mittel. Dieses personalistische Verhalten ist für viele leichter als das logisch-impersonalistische. Es führt aber das erste in das zweite tief hinein; denn der Gehorsam gegen Gott schließt als Instinkt oder Intuition die Beachtung jener großen Zusammenhänge in Welt und Leben in sich. Man kann aber auch dieses Verhältnis umgekehrt ausdrücken: wer weise leben will, der wird damit der Gottesfurcht als der erprobtesten Weisheit in der genannten personalistischen Form zugeführt und findet bei ihr, was er sucht.

Der schönste Stand. J. S. 38, 24–39.

Dieses stolze Standeslied ist für uns bloß geschichtlich wertvoll, um den Stand der Weisen und auch den der Schriftgelehrten zu zeichnen. Man kann an ihm klar machen, wie mit der Reformation und der neuen Zeit überhaupt auch

die religiöse Würdigung der Arbeit gekommen ist, die uns von dem exklusiven Geiste dieses Stückes weit abgeführt hat.

Jesus Sirach, ein Jünger und Lehrer der Weisheit. J. S. 51, 13–29.

Vielleicht kann man dieses Gedicht als Pfarrer- und Lehrerspiegel bei irgend einem Fest, etwa bei der Einführung oder dem Jubiläum eines Pfarrers und Lehrers gebrauchen; sehr nett zeigt es, wie auf die Lernjahre die Lehrjahre kommen. Wie dieses Lied für den Höhe- oder Endpunkt der Laufbahn eines Dieners der Weisheit paßt, so das folgende

Wählet den Beruf des Weisen! J. S. 14, 20—15, 6 für ihren Beginn. Darum eignet es sich vielleicht für eine Verlesung in einem Prediger- oder Lehrerseminar. Dabei wird man ja auch erwähnen können, daß aus den hier gepriesenen Weisen die Schriftgelehrten wurden, die Jesum kreuzigen halfen.

Gott und Mensch. J. S. 18, 1—14.

Es wird sehr viele Leute geben, die dieses Lied als christlich ansprechen und keinen Unterschied zwischen ihm und hohen neutestamentlichen Tönen finden werden; tatsächlich ist auch die Verwandtschaft sehr groß, weil beide den vergebenden und langmütigen Gott kennen. Nur der eine von Volz richtig erwähnte Punkt ist es, wo der Unterschied liegt; das Selbstgefühl des Frommen ist doch recht gedrückt, und Gott ist doch zu sehr bloß herablassend gezeichnet. Man vergleiche mit diesem Lied das Triumphlied Röm. 8, und man hat in diesem Vergleich, wie so oft, das beste unterrichtliche Mittel, das Alte und das Neue scharf herauszuheben und zu einem Verständnis und Interesse für das Christentum zu erziehen.

Alles dient Gottes Zweck. J. S. 39, 12—35 (ohne 17 und 25 f).

Hier spricht der typische Rationalismus in seiner optimistischen und freundlichen Gestalt. Wie der Mensch edel und gut sein will, so ist auch die Welt vor ihm gut: er sieht seine Güte und seine Freude in sie hinein. Es gibt in der Welt nur eine große Harmonie; diese umfaßt alles, was sie enthält; auch die bösen Geister, Feuer, Hagel und wilde Tiere, dienen Gott bei seinem Werk. Gerade diese Rücksicht auf die bösen Gewalten macht uns das Lied willkommener, als es uns ohne sie wäre; wir können nicht leugnen, daß uns der hier ausgesprochene Wunsch nach Harmonie und der Glaube an ihre Wirklichkeit in der Welt angenehm berührt. Auch wir haben keine höhere Weltauffassung gefunden als eine solche teleologische; und wenn sie noch mit sittlichem Geist so eng verbunden ist wie hier, dann scheint kaum mehr etwas zu fehlen. Allein unser Lehrdichter will zuviel wissen, denn er ist zu schnell in der Anlage von Linien, die das Übel mit dem Bösen verbinden. Wir haben darum gelernt, häufiger von dem uns durch Jesus angeratenen Verzicht auf solche Art der Erklärung Gebrauch zu machen; darum gestalten wir den uns mit diesem Dichter gemeinsamen teleologisch sittlichen Optimismus nicht so immanent, wie er, sondern transzendent, d. h. wir glauben an Ziele, die sich vor unserm Blick noch verhüllen und in das Reich des Unsichtbaren hineinreichen. Damit ist natürlich nicht bestritten, daß ein weites Gebiet der Welt schon durch dieses hier angezündete Licht erhellt werden kann. Manchem Griesgram tut es sicher gut, wenn er seinem Pessimismus und seiner Zufallslehre durch diesen sonnigen Weltglauben entnommen werden kann. Geschichtlich kann man hier den rationalistischen Typus aufzeigen,

der immer einmal wieder auftaucht, bis ein Erdbeben von Lissabon ihn mit in die Tiefe reißt. Ein solches Ereignis scheidet die Geister; die einen verzweifeln überhaupt an einem Sinn des Lebens, weil sie nichts anderes kennen als Welt und Leben, die anderen werden in die Tiefe oder in die Höhe geführt, wie man sagen will.

Frau Weisheit und Frau Torheit laden zu Gast. S. 9, 1–5, 11, 13–18.

Diese reizende poetische Gestaltung des Gedankens von den beiden Wegen wird überall Eindruck machen, wo die Rücksicht auf den Ausgang die Wahl des Weges zu bestimmen hat. Auf unserm christlichen Boden ziehen wir natürlich Jesus als den Weg vor, den wir aus Liebe zu ihm selbst, aber nicht aus kluger Berechnung zu wählen haben; freilich dürfen wir nicht vergessen, daß auch Jesus in den Worten von den beiden Wegen und von den beiden Häusern, die sich in der Bergpredigt finden, ähnliche Gedanken äußert; nur sind sie auf das Endgeschick des Menschen bezogen, was einen großen Unterschied bedeutet. Immerhin wird man jungen Leuten, auch Konfirmanden, natürlich nicht am Konfirmationstage, der sicher viel höhere Klänge erheischt, diese praktische Weisheit anbieten können; wenn wir nur diese jungen Leute einmal so weit hätten, daß sie aus Klugheit die Weisheit wählen und die Torheit verachten. Jedenfalls hat die feine Plastik dieses Liedes die Aussicht auf Behaltbarkeit in sich. Gegen dieses Lied fällt darum das folgende, die

Einladung des Weisheitslehrers S. 4, 1–27

sehr ab. Nur den sehr feinen V. 23 in der hier gebotenen Übersetzung „umstelle dein Herz mit Wachen" würde ich öfter behandeln, dabei aber die einzelnen Wachen aufzählen, um ganz praktisch und seelsorgerlich zu werden. Zu ihnen gehören etwa folgende: Gebet und immer wieder Gebet, regelmäßige Arbeit, gute Gesellschaft, die Angst vor dem kritischen Augenblick, nach dem es schier rettungslos die Bahn der Sünde hinuntergeht usw.

Wert der Weisheit S. 3, 13–18.

Dieser Abschnitt stellt ganz schön ihren Wert dar, indem er die Werte die sie vermittelt, also Leben, Reichtum und Ehre, aufzählt. Anziehender, weil dramatischer ist die

Gerichtspredigt der Weisheit S. 1, 20–33,

die sich gut zur Einführung in diese ganze Art im Unterricht oder in der Bibelstunde eignet. Einer Erhebung zur Höhe christlicher Weisheitsverkündigung widerstrebt aber dieses Wort wie die andern auch; man soll sie auf der Ebene lassen, auf der sie gewachsen sind.

Die Vergeltung.

Zuerst wollen wir ein paar Tatsachen aufzählen, die uns ein Urteil über das menschliche Handeln ermöglichen sollen, das noch durch die Rücksicht auf die Vergeltung bestimmt ist.

Jedes Tun hat Folgen, also auch das gute und das böse Tun. Man kann annehmen, daß gerade die guten Folgen dazu beigetragen haben, ein bestimmtes Tun gut nennen zu lassen, wie die bösen Folgen anderes Handeln als bös kennzeichnen halfen. Wir haben diesen Zusammenhang noch ganz klar in diesen beiden

Begriffspaaren, die wir nannten: gut und gut, bös und bös. Wenn wir sie gebrauchen hören, dann überlegen wir immer noch einen Augenblick, ob sie im sittlichen oder im natürlichen Sinne gebraucht werden. Über den natürlichen Sinn sind wir uns klar: gut ist etwas, das unser oder anderer gewöhnliches Befinden und Behagen fördert, bös ist etwas, das es stört. Mit dieser Beurteilung bewegen wir uns auf der alltäglichen Ebene der Werte. Aber die Begriffe gehen ineinander über; es klingt schon ein Ton aus der moralischen Welt herein, wenn wir gut und bös sagen. Darüber können wir uns diese geschichtlichen Vorstellungen machen: ist unser Geist darauf aus, immer kürzere Bahnen zu wählen, wenn er etwas fassen und bezeichnen will, dann kürzt er auch auf dem von uns genannten Gebiet menschlichen Handelns ab, indem er ein Handeln, das gute oder böse Früchte im bezeichneten Sinn bringt, mit neuer Betonung gut oder bös nennt. Darin bahnt sich eine neue Beurteilungsweise, eben die sittliche, an. Auf einmal ist in der Seele eine neue Wertschätzung entstanden: sie schätzt nicht bloß die guten Folgen und lehnt die bösen ab; sie schätzt vor allem das gute Handeln und verurteilt das böse. Es ist eine ganz andre Welt, wenn man so sagen darf. Es macht sich darin etwas Absolutes geltend, nämlich das Sittengesetz und das Gewissen. Der Weg, auf dem solches hervorkommt, kann der genannte gewesen sein. Man bezeichnet ihn dann mit den Worten „Heterogonie der Zwecke" oder „Motivwandel". Warum kann sich die Offenbarung jener höchsten Werte nicht dieser Leiter ebenso gut bedient haben wie die Schöpfung des Menschen des Weges durch das Tierreich?

Der Zusammenhang zwischen der natürlichen und der sittlichen Beurteilung ist noch recht eng. Zwar ist das Besondere und Große an der neuen Wertschätzung, daß sie an sich nur auf den Inhalt des Sittlichen einzugehen hat. Diese ihre Art ist da auf der Höhe, wo einer aus der sittlichen Beurteilung heraus handelt, obwohl er klaren Auges sieht, daß ihm daraus üble Folgen für seine gewöhnliche Lebenshaltung erwachsen. Aber nicht immer ist das der Fall. Oft genug gehen die sittliche und die natürliche Wertbeurteilung noch Hand in Hand. Das geschieht auf die verschiedenste Weise. Die natürliche bedient sich der sittlichen, um sich deren höhere Kraft und größere Vornehmheit zu Nutze zu machen. Man fordert ein Verhalten oder lehnt ein anderes ab, weil dieses schlecht und jenes gut sei; „moralisch ist, damit ihrs wißt, was mir ein jeder schuldig ist". Hat man selbst zu handeln, so wird man im Durchschnitt so handeln, daß man das „Gute" wählt, das zugleich „gut" ist, und das „Böse" läßt, das zugleich „übel" ist. Meistens weiß man davon nichts, was man wählt und warum man es tut; man handelt im Alltag aus seinem glücklichen Unbewußten heraus, also aus seiner Gewohnheit, aus seinem Wesen, aus Instinkt und Neigung; wer hält es aus, immer bewußt zu leben? Wenn wir es überlegen, was wir tun und warum wir es tun, dann werden wir finden: wir tun so, weil es zugleich gut und gut ist. So sprechen wir mit unsern Angehörigen, so tun wir unsere Amtspflicht, so benehmen wir uns gegen Bekannte und Unbekannte. Etwas anders wird die Sache, wenn wir vor irgend einer nicht allzuschwierigen Aufgabe stehen, die uns zur Überlegung zwingt. Wir sollen uns entscheiden, ob wir etwas übernehmen wollen, was nicht unmittelbar zu unserer Tagesaufgabe gehört; wir sollen unsern Kindern etwas sagen oder etwas versagen, was zu

ihrer Erziehung gehört; man soll irgend einen Besuch bei Bekannten oder Unbekannten machen, der für das gesellige Leben von Bedeutung ist. Wir fassen diese Sache in der Regel nicht vom sittlichen Standpunkt aus an, sondern von dem der Klugheit. Wir überlegen die Folgen für uns und für die andern, mit denen wir zu tun haben, die Folgen, die sich auf der gewöhnlichen Ebene der Werte zeigen werden. Wir finden beim besten Gewissen nichts darin, wenn wir es tun; es wäre uns auch peinlich oder auffallend, wenn wir jemand sähen, der solche Dinge rein nur vom Standpunkt des in der Gewohnheit oder in dem Grundsatz „Man will das so" niedergelegten Sittenspruchs regeln wollte. In der Seelsorge, in der Beratung mit Kollegen und Christen überwiegt in solchen Fällen die Rücksicht auf die Folgen, mag auch feierlich auf dem Dache des Hauses die Fahne des Unbedingten wehen. Dabei ist es in der Regel so, daß kein einzelner Mensch für sich und erst recht nicht etwa ein Ausschuß von mehreren aus einem Beweggrund heraus handelt; es wird immer eine Mischung von Klugheits- und Sittlichkeitsgründen sein, die den Ausschlag gibt. Ja, wir sind gewöhnt, die Berücksichtigung der Folgen aus Sittlichkeit oder aus Gewissensgründen mit hereinzuziehen, wenn wir uns entscheiden. Dabei heiligt ohne Zweifel in gewissem Grad der Zweck die Mittel: das heißt, wenn wir irgend etwas wollen, wie etwa das Gedeihen unserer Haushaltung, besonders unserer Kinder, oder das Blühen einer Anstalt und unserer Gemeinde, so schlagen wir Wege ein, die nach unserer Erfahrung und unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung dazu führen. Diese Beraterinnen werden uns solche Wege meist in der Richtung weisen, die die des sittlichen Lebens ist; denn beides, das Wohl und das Gute, decken sich besonders für das Leben der Gemeinschaft in der Regel fast vollkommen; sind doch die sittlichen Regeln von dem Wohl der Gemeinschaft abgezogen. Darum hat man an den Regeln, die das Gedeihen einer Gemeinschaft aussprechen, meistens eine Stütze für das Sittliche, die niemand aus der Hand schlagen wird.

Ganz anders ist freilich die Sache, wenn Streitfälle entstehen. Solche kommen für gewöhnlich daher, daß es in einem bestimmten Fall nur möglich ist, entweder mir selbst oder den andern und der Gemeinschaft zu helfen und zu dienen. Dann geht für mich, das was „gut" und das was „gut" ist, auseinander. Hier tritt natürlich das sittliche „Du sollst" in sein Recht; manchmal findet es noch seine Unterstützung durch Erwägungen, die ein gefordertes Verhalten als ein solches erweisen, das dem andern oder den andern von Gewinn ist; aber manchmal steht man auch ganz allein auf dem „Du sollst" oder „Du sollst nicht." Dann ist für unsern Standpunkt natürlich kein Zweifel möglich, wie gehandelt werden muß. Man muß leider sagen, daß für gewöhnlich die Entscheidung für das absolute „Du sollst" oder „Du sollst nicht" nicht so einfach und nicht so häufig ist, als man nach der üblichen Rhetorik denken sollte, auch nicht in sittlichen und christlichen Kreisen. Wir haben gar keinen Grund, auf die niedere Moral der Sprüche Salomonis so hinunter zu sehen. Ebenso ist ein Streitfall möglich zwischen dem, was einer kleineren und einer größeren Gemeinschaft ansteht. Man denke etwa an die Selbsteinschätzung, die unserer Familie zugunsten des Staates, der Kirche oder der Stadtgemeinde Geld entziehen wird; man denke an Verhandlungen über Geld zwischen der Kirchengemeinde und dem Staat. Wie selten spielen dabei rein sittliche Beweggründe herein! Wie oft beugt man sich

dabei einfach der Furcht vor bösen Folgen oder dem Zwang des Rechts und den Erwägungen der Klugheit! Aber wenn der Streitfall kommt, dann haben sittliche Erwägungen den Ausschlag zu geben, die ja nicht immer unbedingt zugunsten der größten Gemeinschaft sprechen müssen; aber es sind denn doch sittliche Erwägungen.

Mit diesen Bemerkungen wollten wir zur Beurteilung und zur Verwendung unserer Sprüche über die Vergeltung geholfen haben. Wir stellen uns nicht auf diesen Standpunkt, daß wir uns und andere rein durch die Erwägung der Folgen bestimmen wollen; aber wir lehnen sie auch nicht ab. Wir ziehen sie als sekundär mit herein. Denn es gehört oft ein kräftiger Vorspann dazu, um uns auch über eine kleine Höhe sittlicher Aufgaben hinüber zu helfen, besonders, wenn sie uns neu entgegentreten. Hat es doch Jesus auch nicht verschmäht, solche Beweggründe geltend zu machen. Das müssen wir uns und denen immer sagen, die verächtlich auf solche niederen Gedanken herabblicken, obwohl wir manchmal froh wären, wenn wir oder sie in diesem Sinne handelten. Tatsächlich gebraucht Jesus hier und da auch solche rationalen Motive. Ich habe sie in meinem Buch „Wie predigen wir dem modernen Menschen?" Teil I S. 9 aufgezählt; hier erinnere ich nur an einige der bekannteren. Man soll sich nicht auf den ersten Platz setzen, damit man ihn nicht schimpflich verlassen muß. Man soll sich noch auf dem Wege mit seinem Widersacher vertragen, damit er einen nicht dem Richter überantworte. — Hier wendet sich Jesus an den gesunden Menschenverstand, der genau genommen das Organ bedeutet, mit dem wir uns klar machen, was unser Vorteil und Gewinn und unser Schaden und Nachteil ist. Es handelt sich bei diesem Organ weniger um den Verstand im Gegensatz zu einem andern Organ, etwa der Vernunft; es handelt sich vielmehr um den Sinn für Gewinn und Schaden, und zwar für diese, wie sie auf der Alltagsebene der Wertschätzung liegen; der Verstand hat dabei die Aufgabe, die Folgen zu erwägen, wie ja die Verknüpfung der Dinge als Ursache und Folge seine eigentliche Aufgabe ist.

Diese Verbindung von Grund und Folge wird für das Handeln von dem Verstand so verwertbar gemacht, daß er aus der Folge den Zweck und aus dem Grunde das Mittel macht, das angewandt werden muß, wenn das Ziel erreicht werden soll. Der Verstand arbeitet dabei so, daß er, auf Grund der Erfahrung und mit Berücksichtigung der Gleichheit oder der Ähnlichkeit des neuen vorliegenden Falles mit den in der Erfahrung gegebenen, seine Schlüsse zieht und seine Maßregeln trifft.

Etwas ganz anderes als diese Berechnung der mehr oder weniger unmittelbar aus einem Verhalten entspringenden Folgen ist die andere Art, auf Folgen zu achten, die mehr dem eigentlichen Vergeltungsglauben entspricht. Dabei werden nicht Folgen ins Auge gefaßt, die sich auf der gewöhnlichen Fläche der Zusammenhänge aus einer Handlung ergeben; sondern es wird auf solche gehofft oder es werden solche gefürchtet, die der Wille der Gottheit frei an Handlungen knüpft, die ihr gefallen oder nicht gefallen. Dabei ist die Voraussetzung, daß die Gottheit als eine Ursache eigner Art in den Zusammenhang der menschlichen Dinge eingreifen und verfügen kann, was ihr gut dünkt. Das liegt meist zugrunde, wenn man von göttlicher Belohnung oder Bestrafung spricht. Um dieser freien Stellung willen, die danach der Gottheit im Getriebe der Welt und des Lebens

zukommen muß, sträubt man sich auch gegen die Anerkennung des unbedingten Kausalzusammenhangs; die Gottheit soll, mit Heine zu reden, die Ellenbogen frei haben. – Wir haben uns daran gewöhnt, trotzdem diese Anschauungsweise auch dem N. T. nicht fremd ist, sie als minderwertig anzusehen. Wir tun das sicher dann, wenn die Folgen auf dem Boden der gewöhnlichen sinnlich-selbstsüchtigen Wertschätzung liegen. Wer nur gibt, um bei Gelegenheit wiederzuempfangen, wer bloß deshalb sich zum Geben zwingt, weil er fürchtet, sonst irgendwo und irgendwann auch nichts zu empfangen, wenn er etwas nötig hat, den haben wir uns gewöhnt als sittlich unreif zu betrachten, obwohl dieser Standpunkt immerhin schon als ein nicht ganz geringer unter den Leuten gilt; denn er setzt schon eine Art von Glauben voraus. Wir haben heute weithin nicht mehr das Bedürfnis, das Eingreifen der Gottheit in solchen „zufälligen" Eingriffen zu schauen; wer das Auge für Gott hat, sieht ihn ebenso, wenn er die einfachste, klarste Folge aus einer Ursache sieht, als wenn er vor einem undurchsichtigen Zusammenhang oder vor einem dunklen Gewirre steht. Auf jeden Fall gilt es darum für uns, jeden Versuch, solche mittelbaren Folgen maßgebend für das Handeln zu machen, entweder bewußt zu bekämpfen, oder durch Totschweigen und durch das Angebot eines besseren Ersatzes zu überwinden.

Ehe wir dazu übergehen, aus diesen Voraussetzungen theoretischer Art die Folgen für die praktische Arbeit zu ziehen, wollen wir doch klar und stark aussprechen, daß diese ganze Weise, das Verhalten von den voraussichtlichen Folgen abhängig zu machen, tief unter christlichen Maßstäben steht. Unsere christlichen Ideale verlangen viel mehr Unmittelbarkeit und Herrschaft von gefühlsartigen Mächten in unserm Seelenleben. So soll uns in einfachen, unwichtigen Dingen das Taktgefühl, in wichtigeren das Gewissen und in ganz großen der Gehorsam des Glaubens führen und uns entscheiden helfen; das sind die gefühlsmäßigen Kräfte in aufsteigender Linie. Die entsprechende Reihe auf dem Boden des intellektuellen Lebens heißt: Verständigkeit, Klugheit, Vernunft und Weisheit. In all diesen Tätigkeiten spielt der eigentliche Intellekt für die Fragen, die uns hier angehen, nur eine dienende Rolle; er klärt über die Folgen des Verhaltens auf und stellt dem Willen die von ihm geschauten Möglichkeiten vor. Der Unterschied in den Bezeichnungen, wie wir sie eben aufgezählt haben, kommt von der Höhenlage dieses Willens her: fügen wir noch als unterste Stufe die Schlauheit hinzu, dann wird die Sache klar. Schlau ist der, der mit Hilfe seines Intellekts seine ganz geringen Bedürfnisse, auch auf Kosten der andern, befriedigt; verständig ist, wer sein persönliches bürgerliches und sein Familienleben so praktisch einrichtet, daß er von heute auf morgen und auch noch bis übermorgen durchkommt; klug ist der, der größere Aufgaben, also die seines Berufes oder die der dauernden Sicherung seiner Person und Familie durch Rücksicht auf die vorausgeschauten Folgen richtig anpackt; zur Klugheit gehört z. B. die Reellität des Kaufmanns oder die Vorsicht des Temperenzlers, die Vorsicht des Familien- oder Stadtoberhauptes; weise endlich ist der, der die umfassendsten, höchsten und am weitesten reichenden Interessen in Rechnung zieht. Der Intellekt ist immer bloß der Diener; das Gut, um das es sich handelt, gibt bei der Wertbetonung der angeführten Wörter den Ausschlag, ebenso wie es auch bei Entscheidung über die geplante Handlung den ersten Rang in Anspruch nimmt. Immer ist noch dies vorausgesetzt, daß der Wille von dem

Wert, den der Intellekt aufgespürt hat und dem Gefühl präsentiert, genug ergriffen wird, um in das für ihn bezeichnende Streben überzugehen.

So stehen die beiden Reihen von Beweggründen nebeneinander, die unmittelbaren und die vermittelten. Welche Regeln für das Handeln sollen wir nun daraus gewinnen und in der Verkündigung verbreiten? Von vornherein hat natürlich immer die erste den Vorzug. Jesu Rat „Werdet wie die Kinder", Pauli Kernsatz „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde" und sein Satz von den Früchten des Glaubens sprechen deutlich genug dafür. Es ist immer etwas Schönes, wenn in irgend einer Lage, die nicht ganz einfach und alltäglich ist, sich ein Gefühl unmittelbar aufdrängt und zu einem Handeln drängt, das schlaue oder kluge Bedenken über den Haufen wirft. Dieses Gefühl macht sich dann geltend wie ein Bote, der unmittelbar von Gott gesandt ist. Wer hat noch nicht empfunden, wie schmerzlich es ist, diesem Boten in den Arm zu fallen, wenn er uns oder andere mit sich fortreißen will? Und doch muß das leider oft genug sein. Die Menschen und die Verhältnisse sind selten so, daß wir der klugen Vorsicht nicht bedürften (Goethes Tasso). Wenn wir das volle Herz nicht wahren, verwöhnen wir die Menschen und stiften damit den größten Streit; oder wir plaudern Geheimnisse aus, die unsere Vertrauten gerade so wenig bewahren können als wir; oder wir schenken uns arm und machen andere dadurch leichtsinnig und faul, um zugleich wieder andere zu unserer Unterstützung zu nötigen. Oder wenn wir dem unmittelbaren Gefühl folgen, untergraben wir durch „unverständiges" Schaffen unsere Gesundheit, und was solcher Dinge noch mehr sind. Sind die unbedingt Intellektuellen unangenehm durch ihre Kühle, so fallen die Unmittelbaren oft genug durch ihre Wärme und Hitze sehr lästig.

Darum müssen wir diesen Unmittelbaren, also den Sanguinikern und Cholerikern vor allem, die Berücksichtigung der Folgen anempfehlen. Wir können das natürlich nur mit den zuletzt genannten Sprossen der intellektuellen Leiter, also nur das Verhalten von der Verständigkeit an aufwärts ist dafür von Belang, während die Schlauheit tief unter unserer Beachtung bleiben muß.

Unter dieser Voraussetzung können wir uns nur die Frage vorlegen, was wir mit den von der Vergeltung handelnden Sprüchen anzufangen haben und mit allen ähnlichen Klugheitssprüchen beginnen wollen. Sie haben ohne Zweifel auf christlich-sittlichem Boden nur eine sekundäre Bedeutung. Wenn, wie oben gesagt wurde, die meisten unserer Leute, wie auch wir selber, auf diesem Boden stehen, dann wird sich zuerst einmal mannigfach die Gelegenheit und die Notwendigkeit ergeben, an diese seelische Beschaffenheit anzuknüpfen. Anknüpfen um höher zu führen, ist sicher immer besser als hoch über der seelischen Höhenlage einher zu fahren. Freilich könnte man ja auch sagen, daß die harte und feste Aufstellung der entgegengesetzten absolut kategorischen Maßstäbe unsere Pflicht und auch — das Aussichtsvollste sei. Allein mag das tun, wer will, ich halte mehr von einer langsam vorschreitenden Erziehung. Eine solche hat also die „rationalen" Beweggründe, zu denen kleine und große Kinder neigen, ins Auge zu fassen und sie in Wirksamkeit zu setzen. Sie wird schon absolute darunter mischen und mitunter zeigen, wo nur ein Verständnis dafür möglich ist, daß der Verstand am verständigsten ist, wenn er zur Klugheit, daß die Klugheit am klügsten ist, wenn sie zur Weisheit wird. Mit der Weisheit sind wir schon recht hoch gekommen; wir

können uns dann der Hoffnung hingeben, daß die Ausübung dieser höchsten intellektuellen Tätigkeit langsam den intellektuellen Einschlag ausschalten und zur Disposition oder Neigung werden wird, die wieder gerade so triebartig wirkt, wie es auf dem Boden der ersten anerschaffenen Natur die Triebe tun. Oder: man kann die Rücksicht auf die Folgen, aber immer nur auf einer Höhenlage, die über der der Schlauheit liegt, empfehlen, wenn das unmittelbare Gefühl schweigt oder schwankend geworden ist; oder auch wenn es dem Willen an einem ausschlaggebenden Motive fehlt. Aber auch dies ist nicht von der Hand zu weisen: die Folgen, die eine Handlung nach sich zieht, geben uns eine nachträgliche Kritik, einen nachträglichen Maßstab für sie an die Hand. Natürlich ist dies nur dann von entscheidender Bedeutung, wenn unser sittliches Empfinden uns bestätigt, daß diese Folgen nicht schlecht, also einseitig selbstischer Art und gegen das Recht und den Anspruch anderer gerichtet sind.

Aber es ist uns hier nicht möglich, weiter in dieses Gebiet hineinzuleuchten. Eins müssen wir uns dabei gestehen; aus lauter Scheu vor dem Wort Kasuistik haben wir es zumeist unterlassen, im Unterricht und in der Predigt auf solche feinen und schwierigen Dinge einzugehen. Ohne Zweifel sollten wir häufiger in diese seelischen Schwierigkeiten, die keinem erspart bleiben, hineinleuchten, und unsere Hörer mit Gedanken aus unserm Nachdenken zu eigenem Nachdenken anzuregen suchen. Wir werden dabei immer aufmerksame Hörer finden; denn wer weiß denn, wie er zu leben hat? Stammt nicht die große Verbreitung unserer neueren Lebensbücher daher, daß man wissen will, wie man mit sich fertig werden und das Leben bewältigen kann? Die Nachfrage nach solchen Schriften ist bekanntlich sehr groß; merkwürdig ist, daß es mehr religiös gerichtete sog. Laien als Theologen sind, die sie zu befriedigen wissen. Die Theologen haben, wie es scheint, zu viel mit der Heilsgeschichte und den Problemen theoretischer Art zu tun.

J. S. 7[36]In allem Tun die Folgen bedenk, so wirst du nie einen Fehltritt tun.
S. 9[12]Bist du weise, so bist du dir weise,
bist du ein Spötter, hast du's selbst zu tragen.
S. 12[14]Die Frucht des Mundes kriegt man zu essen,
was die Hand tut, bringt sie auch ein.
S. 11[17]Der Gutherzige tut sich selbst Gutes,
der Hartherzige schneidet ins eigene Fleisch.
J. S. 7[1]Tu nichts Böses, so trifft dich nichts Böses,
[2]meide das Böse, so meidet es dich!
[3]Säe nicht in die Furchen des Unrechts,
du ernteſt es sonst siebenfältig.
S. 26[27].
[27]Wer eine Grube gräbt, fällt hinein, wer einen Stein wälzt, auf den fällt er
J. S. 27[25]Wer einen Stein wirft, auf den fällt er,
wer hinterrücks schlägt, verwundet sich selbst.
[26]Wer eine Grube gräbt, fällt hinein,
wer eine Falle stellt, verfängt sich drin.

S. 21 [13]Wer sein Ohr vor dem Armen verschließt,
wird einmal rufen und kein Gehör finden.
J. S. 41 [10]Was vom Nichts stammt, kehrt zum Nichts,
der Frevler vom Chaos zum Chaos.
S. 10 [16]Der Gerechte erwirbt Leben, der Gottlose erschafft Tod.
J. S. 40 [15]Des Frevels Gewächs hat keinen Trieb,
des Gottlosen Wurzel trifft auf Stein,
[16]wie Riedgras ists auf dem Bergvorsprung,
das vor allem Gras verdorrt.
[17]Frömmigkeit hat Paradiessegen,
Gerechtigkeit steht felsenfest.
S. 10 [7].
[7]Der Gerechte bleibt in gutem Gedenken, dem Gottlosen flucht man noch lange.
S. 14 [34]Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde bringt den Leuten Schande.
S. 19 [3].
[3]Torheit stürzt den Menschen ins Unglück, aber mit Gott hadert man darüber.
J. S. 51 [30]Tut eure Werke vor der Zeit, so lohnt Er euch zu seiner Zeit.

Alle die angeführten Sprüche drücken die für trivial geltende Wahrheit aus, daß alles seine Folgen und alles seine Ursachen hat. Man beobachte sich aber nur einmal selbst, wie wenig man diese Wahrheit auf sich anwendet, auch wenn man es ziemlich genau mit sich nimmt. Man ißt, was einem nicht bekommt, man sagt etwas, was wieder gesagt wird und Ärgernis stiftet, man leiht und bekommt nicht wieder. Und man weiß doch, daß man dabei Regeln nicht beachtet hat, die nun einmal gelten und die man auch so oft erprobt hat. Oder wenn man sie endlich beachtet, wie viel Lehrgeld hat man gezahlt! — So wahr und wichtig diese Gedanken sind, sie gehören darum doch nicht ohne weiteres auf eine evangelische Kanzel. Sicher möchte ich als Text nur einige dieser Sprüche ertragen, von denen noch die Rede sein wird. Dagegen ist ihre mittelbare Bedeutung als Zitate oder als Gegenstand der Anknüpfung nicht gering. In mancher Gemeinde würde die Anführung unseres ersten Spruches J. S. 7, 36 mit den Worten: „wie der weise Jesus Sirach sagt", sofort Aufmerksamkeit erwecken. Man kann damit entweder irgendwelche Mahnungen unterstützen, wo man nun einmal ein philisterhaftes Gemeindepublikum hat; um ein gutes Verhalten als ersten Anfang der sittlich-christlichen Entwicklung zu eröffnen, kann man diesen Satz von den Folgen bringen. Oder man wird unsern Vers unter einer Reihe von andern Gründen auftreten lassen, die auf die Besserung bestimmter einzelner Seiten oder auf die des Ganzen der Seele hinzielen. Wenn man es darauf abgesehen hat, mit Beweggründen wirklich eingreifender Art zu wirken, dann wird auch der Hinweis darauf nicht fehlen dürfen, daß man sich durch die Sünde äußere Nachteile, also den Verlust von Geld, Gesundheit und Ehre, zuzieht, während sich die rechte Lebensart auch durch ebensolche äußere Vorteile zu lohnen pflegt. Noch mehr ist dieser Gedanke kanzelfähig, wenn er die Bedeutung unseres Verhaltens für unser Innenleben oder für das anderer darlegt. Sind wir doch nun einmal als Christen ganz auf das Seelische eingestellt. — Ein anderes ist es, wenn man unsern Vers zur Emporhebung auf

eine andere Höhenlage benutzt. Das geschieht, indem man gleichsam bessere Beweggründe statt der Berechnung der Folgen einzusetzen sucht. Das Gewissen oder die Liebe zu Jesus und Gott arbeiten viel sicherer, als die Berechnung der Folgen. Es gibt auch eine viel freiere und eines Christen würdigere Lebenshaltung, wenn man sich diesen Beweggründen anvertraut; denn nur der ist ein Christ, der Gott, Jesu oder seiner Seele zuliebe sein Leben einrichtet, während der andere nur ein Schlauberger oder ein Philister ist. Ohne Zweifel gibt es viele Gemeinden, denen man in aller Geduld diesen Ton unablässig nahezubringen hat.

Ähnliches gilt von S. 9, 12. Höchstens ist der Gedanke erträglich, daß sich unser Verhalten für unser inneres Werden und Sein von Bedeutung zeigt. Ein solcher Seelen-Individualismus wird manchen ansprechend sein. Besser ist es dagegen, wenn man dem Philister ohne Ironie und Schimpfen die Güter zeigt, denen er sich hingeben soll: der Nächste, die Gemeinde, der Staat, das Reich Gottes, so wie es dieser und jener getan hat. Man muß auch einmal seine Seele vergessen können; man gewinnt sie am meisten, wenn man sie vergißt. Seelen-Individualismus wird leicht zu Seelen-Egoismus. Aber hat man einen stumpfen Menschen in der Seelsorge für sich, so wird jener Beweggrund, der auf die eigne Seele zielt, oft allein einzudringen vermögen. —

Das plastische Wort S. 12, 14 gibt eine gute Verbildlichung zu jeder Predigt über die Zunge oder über das Richten. Der Spötter, der Klatscher oder vielmehr die Klatschbase, wird auch selber Gegenstand des Spottes und des Klatsches. Jeder fällt mit ganz besonderer Freude über einen Menschen mit einer gefürchteten Zunge her. Der zweite Halbvers kann ein Wort über das Handwerk einleiten oder schmücken; auch einer jeden Durchschnitts-Bauerngemeinde würde es sehr behagen, weil der Bauer ausgesprochener Rationalist zu sein pflegt.

S. 11, 17 gibt wohl mehr eine Warnung für den Hartherzigen als eine Aufforderung für den Gutherzigen her. Als Zitat ist darum der Vers nicht ohne Erläuterung zu verwenden. J. S. 7, 1 zeigt die bedeutsame Doppelbedeutung von Böse; V. 2 läßt sich fein und tief einmal rein geistig und ethisch fassen: Widerstehet dem Teufel, so flieht er; wer sich in Versuchung begibt, kommt darin um. V. 3 ist ein prachtvolles Beispiel der uns fehlenden Plastik: ein solches Wort läßt sich wohl auch als Text gebrauchen; eine Predigt darüber würde von Eindruck und unvergeßlich für jede Landgemeinde sein. Der Unrechts-Saat könnte man dann sieben Arten von Unrechts-Ernte entgegenstellen: Verwirrung der Gemeinschaft, Verführung zu gleichem Unrecht, Mißtrauen gegen den Übeltäter, Schädigung seines Geschäftes und Berufs, Unruhe des Gewissens, Rache der Geschädigten oder Strafe von seiten des Staates, Verlust des Lebens in Gottes Gemeinschaft. So sollten wir vor einfacheren Leuten predigen, praktisch und plastisch.

Die Sprüche S. 26, 27 und J. S. 27, 26 von der Grube lassen sich je nach der Größe und Schwere des Schadens, den der Hereingefallene genommen hat, komisch, humoristisch oder tragisch wenden. Nur das letzte gehört natürlich auf die Kanzel. Der üblichen Rachsucht und Bosheit der Leute, auch der Frommen und Kirchlichen, sollte man öfter einmal mit schlagenden Belegen diese Wahrheit entgegenhalten; sie würden lauschen, denn das verstehen sie ganz sicher. Jedem würden viele Beispiele einfallen, wie es — den anderen ergangen ist. Wenn ein temperamentvoller Mann in eine solche Predigt etwas grimmigen Humor mischt,

so tut ihr das keinen Eintrag; sind wir doch alle miteinander viel zu langweilig für die Mehrzahl der Leute, wenn wir ernst und feierlich religiöse Ideale und theologisierende Ideen aussprechen. Wir können von unserer Weisheitsliteratur lernen, wie wir populärer werden sollen. Diese Worte von der Grube und die anderen von dem Stein, dem Schlag auf den Rücken und von der Falle wird man ja dann in eine kurze, treffende Erläuterung des Wortes von der Nächstenliebe um Gotteswillen ausklingen lassen, wenn man es nicht vorzieht, einmal ganz scharf und hart zu schließen.

Mit S. 21, 13 als Altarmotto kann man Kindern in der Kinderkirche die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus oder auch die von dem Mäuseturm erzählen. J. S. 41, 10 empfiehlt sich höchstens für gebildete Gemeinden oder Einzelpersonen: das Böse ist aus dem Nichts, und darum geht der Böse ins Nichts hinein. Die zweite Hälfte des Verses hat den parallelen Gedanken zum Untergrund, daß die sittliche Unordnung den Menschen zerstört, aber die Beachtung der sittlichen Weltordnung ihn erbaut.

S. 10, 16 bewegt sich in jener Allgemeinheit, die mehr ein Nachteil als ein Vorteil ist; die Vergeistigung der Wörter „Leben" und „Tod" und darum auch die Vertiefung der zu ihnen gehörenden Eigenschaftswörter ließe den Vers als Text erträglich werden; etwa am Grabe könnte man ihn in diesem Sinn einmal verwerten. Etwas ausführlicher sagt dasselbe J. S. 40, 15–17. Wenn man am Grab häufig in die Lage kommt, alttestamentliche Worte zu wählen, die allgemeine Gesichtspunkte oder Beziehungen auf Durchschnittsmenschen oder auch auf offenbare Sünder darbieten, so ist auch dieses Wort der Beachtung wert; seine prachtvolle Bildlichkeit verschafft jedem Wort über diesen Text sofort Gehör und Behaltbarkeit. Das Leben eines offenbaren Schwindlers oder eines gescheiterten Schlaubergers läßt sich nicht besser zeichnen. S. 10, 7 ist in seiner ersten Hälfte ebenfalls ein gutes Wort für eine Grabrede und auch für den Grabstein. Es spricht das aus, was eine durchschnittliche Trauerversammlung am Grab eines anständigen Durchschnittsmenschen empfindet – wenn auch die Gerechten bald vergessen werden wie die Schlechten. Immerhin prägen sich kleineren Kreisen die Züge eines trefflichen Vaters oder Bürgers ein und gehen zum Teil in ihr Gewissen über oder werden zu einem Stück von Trost. Das ist eine Art des Fortlebens, wie sie von jedem geglaubt und erstrebt wird; das kann man auch sagen, ohne daß man zu sagen vergißt, daß das nicht die einzige Weise desselben sei. Freilich gehört auch Pietät dazu, um sich wenigstens an Geburts- und Todestagen oder vor einem Bilde die Verstorbenen still und ernst vor Augen zu stellen und ihren geistig-seelischen Kern immer besser zu erfassen. Eine solche heimliche Ecke sollte sich jeder gerade in unserem heutigen wilden Leben verschaffen; denn die Toten sind immer noch mächtiger als die Lebendigen. Unser Wort ist auch nicht ungeeignet, wenn man an einem Totensonntag um seiner selbst oder um einer niedrig gestimmten Gemeinde willen nicht auf die Höhe großer Jesusworte vom Leben hinauffahren mag.

S. 14, 34 ist ein gutes Wort für den Landesbuß- und Bettag, dessen Aufgabe es ja gerade ist, die Landes- und Volksanliegen vor dem Antlitz Gottes zu behandeln. Dazu machen sich gerade darum alttestamentliche Worte um der Ähnlichkeit der Lage und der Aufgabe willen besonders gut. Der Boden eines Volkes

ist ja doch vornehmlich dazu geeignet, die verwüstende Macht der Sünde, aber auch die erhöhende Macht der Gerechtigkeit zu zeigen; denn das Einzelleben ist oft nicht lang und nicht übersichtlich genug dazu. Bei einer solchen Gelegenheit ist es am besten, statt eigener Reflexionen die Geschichte sprechen zu lassen; wofür haben wir sie denn? Gut und klar gestaltet machen solche geschichtlichen Darlegungen immer einen ganz starken Eindruck. Die beiden großen Geschichten, von denen wir uns nähren, also die Israels und die deutsche, bieten Anschauungsstoffe für den Nieder- und den Aufgang eines Volkes genug. In ernsten Zeiten sollte dieses Wort auch den Kirchengästen nicht erlassen werden, die am Geburtstage des Landesherrn zur Kirche zu erscheinen haben, obwohl es zu der ganzen dekorativen Bedeutung dieser Uniformausstellungen nicht sehr gut paßt. Aber gerade desto mehr paßt es, wenn es in allem sachlichen Ernste und im Geiste innigster Liebe zu dem Vaterland behandelt wird.

S. 19, 3 ist wenig bekannt, aber wie scharf geschliffen und wie treffend ist doch dies Wort! Man ruiniert sich selber auf diese oder jene Weise, und nachher kündigt man dafür Gott Glauben und Gehorsam. Dieses kann der allerklügste Mensch oft genug an sich beobachten; denn Klugheit oder vielmehr Gescheitheit hat fast gar keinen Einfluß auf die Lebensführung. Dieses Wort ist auch ein Wort für den Bußtag oder für bestimmte Gelegenheiten, wo an einem Aufsehen erregenden Falle die hier gerügte allgemeine Unart zu Tage trat. Wir sind leichtfertig, wir geraten dadurch in Unglück, und dann soll Gott schuld gewesen sein. Ein etwas anders gestimmter Ton, aber doch fast derselbe Grundgedanke liegt in dem Vers: Du führst ins Leben uns hinein und läßt den Armen schuldig werden; — dieser Vers drückt fromm aus, was von den hier Gemeinten im Zorn gesagt wird: Gott, du bist schuld an unserm Unglück.

Mit J. S. 51, 30 ist wenig anzufangen.

Die sittliche Weltordnung.

Wir haben allen Grund, möglichst oft in ganzen Predigten oder in gelegentlichen Bemerkungen, im Unterricht und in Gesprächen, auf die Bedeutung der sittlichen Weltordnung hinzuweisen. Darunter verstehen wir im allgemeinen dies, daß in dem Sein der Welt das sittliche Soll von der höchsten Bedeutung ist. Der Sinn des Seins liegt im Soll; das Sein dient dem Soll, und das Sein lebt und besteht auch am Ende von der Beobachtung des Soll. Damit ist natürlich auf das schärfste gesagt, daß der Sinn der Welt in dem Menschen liegt. Wer ihn in den Naturgesetzen sieht, dem sind christliche Gedanken völlig unzugänglich. Der Sinn des Menschenlebens aber liegt im Sittlichen; wer ihn in anderen Dingen, wie etwa im Genuß oder im Träumen findet, der ist ebenso wenig für christliche Gedanken zu haben. So ist das Gute auf das allertiefste und festeste dem Grunde des Lebens und der Welt eingestiftet. Das zeigt sich in folgendem:

wer gegen das Gute handelt, also wer Wahrhaftigkeit, Treue, Güte, Reinheit und Demut verletzt, der kann auf die Dauer auch in seinem äußeren Leben nicht bestehen;

wer aber im Sinn des Guten handelt, wer Fleiß und Gediegenheit, Echtheit und herzliche Gesinnung gegen jedermann zu seiner Richtschnur wählt, der ist auf dem Wege zum Gedeihen und zum wahren Glück.

Sollte sich aber im Einzelleben dieser Zusammenhang nicht bewahrheiten, so tritt er ganz bestimmt in dem Leben der Gesamtheit heraus:

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber nicht erst ein Volk, sondern schon eine Familie, eine Freundschaft oder eine andere Gemeinschaft; die Sünde aber ist der Leute Verderben.

Wo sich das äußere Leben des einzelnen oder auch das der Gemeinschaft nicht unmittelbar den Anforderungen des Sittlichen gemäß glücklich und heilvoll gestalten sollte, da bleibt doch eines unerschütterlich wahr:

Die Seele findet allein Frieden und tiefes Glück im Guten.

Der Zusammenhang zwischen dem Leben und der Welt auf der einen Seite und dem Guten auf der andern ist noch viel enger; Leben und Welt nämlich bieten dem, der gut sein will,

immer neue Aufgaben und Ziele dar; denn es läßt sich das ganze Leben in der Welt verstehen als ein Feld von sittlichen Aufgaben; dazu aber bieten sie

immer neue Hilfen und Anregungen; denn dem sittlichen Gewissen eröffnen sich in Glück und Unglück, in jeder eindrucksvollen Begegnung mit Menschen und Geschehnissen solche sittlich wertvollen Ausblicke und Einsichten.

Wir haben Grund, diese Grundsäulen immer wieder in die Erinnerung zu bringen gegenüber

dem Leichtsinn und der kurzsichtigen Verzagtheit,

dem Standpunkt, auf dem das Jenseits von Gut und Böse als das Recht zur Loslösung von den sittlichen Grundgedanken aufgefaßt wird;

dem grundsätzlichen Egoismus und Genießertum,

dem übersittlichen und untersittlichen Ästhetentum, das schwärmen und sich berauschen, aber nichts leisten will,

aber auch gegenüber jeder Auffassung des Evangeliums, als ob die in ihm dargebotene Gnade von dem Sittlichen loslösen könnte; ist doch vielmehr das Evangelium nur ein anderer Weg als das Gesetz, um mittels des Vertrauens zu Gott dem Vater und zu Jesus dem Herrn den Verzweifelnden vor dem sittlichen Untergang zu retten und tiefgegründete sittliche Persönlichkeiten heranzuziehen.

Solche Gesichtspunkte werden im Anschluß an die folgenden Worte oder auch in ihrem Sinn bei allerlei Gelegenheiten in Erinnerung gebracht werden können.

S. 10 [29]Aufrichtigen ist Gottes Walten ein Schutz, Übeltätern ein Schrecken.

S. 26 [2]Wie der Sperling wegfliegt, die Schwalbe flattert,
so trifft unverdienter Fluch nicht ein.

S. 15 [3]Allerorten sind Gottes Augen, überwachen die Guten und die Bösen.

S. 15 [11].

[11]Hades und Unterwelt sind Gott offenbar, wieviel mehr die Menschenherzen.

S. 17 [3]Ein Tigel fürs Silber, ein Ofen fürs Gold, die Herzen aber prüft Gott.

S. 16 [2]Jeder hält sein Tun für recht, aber Gott prüft die Geister.

J. S. 16[24] – 17[32] (gekürzt):

[24]Merket auf mich, hört meinen Rat, achtet auf meine Worte,

[25]ich ergieße meinen Geist mit Macht, verkünde gewichtige Erkenntnis!
[26]Als Gott im Anfang seine Werke schuf, wies er allen ihre Gebiete zu.
[27]Den Gestirnen bestimmte er ihr Tun, den Heerscharen für alle Zeit;
sie werden nicht müde, werden nicht matt und lassen nicht nach in ihrem Lauf,
[28]keins stößt an das andere an und seine Ordnung stören sie nie.
[29]Dann schaute er auf die Erde herab, erfüllte sie mit seinen Gütern,
[30]mit lebenden Wesen bedeckte er sie, die kehren wieder in sie zurück.
17 [1]Den Menschen hat Gott aus Erde gemacht
und läßt ihn wieder zu Erde werden.
[2]Er begrenzte ihre Lebenszeit, gab ihnen Gewalt über die Kreaturen,
[5]er formt' ihnen Zunge, Augen und Ohr,
ein Herz zum Denken gab er ihnen.
[7]mit Verstand und Einsicht erfüllte er sie und zeigte ihnen Gut und Böse,
[11]Er legte ihnen Erkenntnis vor, verlieh ihnen das Gesetz des Lebens,
[12]schloß einen ewigen Bund mit ihnen und seine Gebote lehrte er sie;
[13]ihr Auge sah seine Herrlichkeit, ihr Ort hörte die Macht seiner Stimme,
[14]da sprach er: hütet vor Abfall euch,
seid gegen den Nächsten wie sich's gebührt!
[15]Ihre Wege sind ihm offenbar, vor seinen Augen bleibt nichts verhüllt,
[20]ihre Sünden sind ihm nicht verborgen, all ihre Bosheit weiß er wohl;
[22]doch Guttat hält er wie einen Siegelring, wie einen Augapfel hütet er sie.
[23]Und dann steht er zur Vergeltung auf und zahlt den Lohn einem jeden aus.
[24]Doch wer sich bekehren will, darf es tun;
wenn fast keine Hoffnung ist, spricht er noch zu.
[28]Wie groß ist Gottes Barmherzigkeit, seine Gnade für die, die Buße tun!
[30]Denn Gott ist nicht wie die Menschen sind,
sein Sinn ist nicht hart wie Menschensinn.
[31]Die helle Sonne, selbst sie wird finster,
und vollends der Mensch von Fleisch und Blut!
[32]Mit den Sternen wohl nimmt Gott es streng,
die Menschen aber sind Staub und Asche.

S. 10, 29 ist ein Spruch, dem nichts an den Eigenschaften eines Textes fehlt. Die Aufrichtigkeit als die innere Wahrheit gegen sich selbst und gegen jeden anderen, und die Echtheit des ganzen Wesens sollte allem Scheinwesen gegenüber öfter betont werden. Manche erkennen sich dann mit Schrecken in der Zeichnung des Gegenteils wieder, während andere wiederum nur durch eine solche noch mehr verstockt werden und alles auf den und jenen beziehen. Gelingt es jenen Aufrichtigen auch nicht immer äußerlich, so sind sie doch Gott nahe, und Gott ist ihnen ganz nah. Sie ertragen mit ihrer Wahrhaftigkeit Gottes Nähe und fühlen sich bei ihm, allem Menschengetue gegenüber, wohl. Dagegen ist oft genug in den selbstsüchtigen, boshaften und unwahrhaftigen Gemütern die Angst vor diesem unheimlichen scharfen Gottesauge die Mutter der Gottesleugnung.

S. 26, 2. Gott leiht dem ungerechten Fluch nicht die Exekutive seiner Macht, die er dem verdienten Fluch und dem Segenswunsch zur Verfügung stellt.

Man kann diesen Vers benutzen, um gegen den törichten Aberglauben von dem böſen Blick und der Viehverletzung ein Wort zu ſagen, das ſich auf die tiefſten Überzeugungen unſeres Glaubens von der Güte und Kraft Gottes zu gründen hätte.

S. 15, 3. Nicht nur wenn wir an Gott denken, ſondern auch ſonſt denkt Gott an uns — wir müſſen über einen Subjektivismus hinauskommen, der Gott von uns leben läßt, anſtatt uns von Gott. Nicht nur den Kleinen, ſondern auch immer einmal wieder den Großen muß es eingeprägt werden, daß Gott über uns iſt, der uns mit dem Auge des Gewiſſens in unſer Innerſtes hineinſchaut. Es iſt ja nicht ſehr viel Erfreuliches, was er da ſieht: geheime Schadenfreude, Bosheit, Neid, Eiferſucht, unreine Gedanken — Gott muß viel tragen an ſeinen Menſchen. Wer ein klares, ernſtes Gottesauge von Jugend an auf ſich gerichtet weiß, der hütet ſich vor vielem Böſen, auch vor Heuchelei und Schauſpielerei. Gott ſieht dich, Gott ſieht es — das kann man nicht oft genug einprägen.

S. 15, 11. Hier kann man die bekannte Geſchichte erzählen, wie das Brüderchen das Schweſterchen zum Naſchen verführen will, da die Gelegenheit günſtig iſt. Sie wollen in der Küche naſchen, aber da fürchten ſie die Nachbarsfrau, ſie wollen zuletzt in den Keller gehen, aber da fällt einem von ihnen ein, daß da der liebe Gott hineinſieht. Kabiſch erzählt die Geſchichte in ſeinem Buch „Wie lehren wir Religion?“ (2. Aufl. S. 109). Dieſe Geſchichte in der Kinderkirche den einzelnen Gruppen je nach ihrer Aufnahmefähigkeit erzählen, den Spruch am Altar ganz langſam verleſen — das gibt einen Kindergottesdienſt, wie er mein Ideal darſtellt.

S. 17, 3. Dieſer anſchauungsreiche Spruch eignet ſich dazu, um etwa vor einem Abendmahl oder an einem Bußtag oder bei einer anderen Gelegenheit darauf hinzuweiſen, daß wir einen Richter über uns haben. Gott ſpricht ſein Urteil über uns aus, wenn er uns im äußeren Leben die böſen Folgen unſerer Sünden erleiden oder wenn er uns Glück als Erfolg unſerer Treue ernten läßt. Dieſes letztere wollen wir doch ja nicht vergeſſen — warum muß denn Gottes Prüfung immer mit einem üblen Ergebnis ſchließen? Freut ſich unſer Gott nicht auch daran, daß wir frohe und reiche Tage, den Erwerb unſerer Kraft, als ſeinen Gnadenlohn aus ſeinen Händen nehmen? Wenn ſein Urteil im äußeren Leben auch oft der Klarheit entbehrt, dann haben wir doch immer in unſerer inneren Gemütsſtimmung ein beſſeres Kennzeichen für das Ergebnis der Prüfung Gottes: Heiterkeit und Friede ſind die Merkmale davon, daß Gott mit uns zufrieden iſt; und das iſt der normale Zuſtand eines Chriſten. Gott will frohe Kinder haben, aber keine düſtern und finſtern Geſichter ſehen.

S. 16, 2. Das iſt ein gutes und nötiges Wort: wir haben in Gott eine höchſte Stelle, die die ewigen Maßſtäbe für Gut und Bös in der Hand hat. Es gibt vor ſeinem Angeſicht ſteinerne Tafeln, die mit den Geboten Gottes beſchrieben ſind. Es gibt eine abſolute Wahrheit über das, was gut und böſe iſt. Daran ändert es nichts, daß wir Menſchen ſo verſchieden über beides urteilen; wir haben um ſo mehr die Pflicht, uns dem abſoluten Urteil zu nähern. Und bleiben wir auch immer beſchränkt und an das relative Erkennen gebunden, ſo dürfen wir uns doch von der Überzeugung nicht entfernen, daß Gut und Böſe nicht bloß kondenſierte Klugheitsregeln für einzelne und Gemeinſchaften ſind,

sondern daß uns zuletzt der höchste Sinn einer ewigen Welt darin anspricht. Oft genug freilich kommt uns diese Überzeugung ins Schwanken; wir werden aber ebenso oft bemerken, daß dabei Schwachheit oder ein unreiner Wille als unser geheimer Beweggrund mitspielt. Kein theoretischen Bedenken gegenüber hilft nichts, als kraftvolle Wendung des Willens zu diesem Absoluten und der Blick auf die großen Helden des Guten.

J. S. 16, 24 – 17, 32. Dieses Lied wäre kanzelfähig, wenn es nur kürzer wäre. Im Unterricht und in den Bibelstunden aber läßt es sich wohl verwenden. Es ist ein Lied, in dem sich Evangeliumsklänge mit der besten Mitgift des Alten Bundes, eben der unverrückbaren Geltung des Guten in der Welt, vereinigen. Der Schöpfer ist nach ihm auch der Gesetzgeber, der das Gebot des Guten und den Willen, es zu halten, dem Menschen verliehen hat. So ist das Gute dem Menschen und der Welt aufs tiefste eingegründet. Gott bleibt zwar die sittliche Macht voll ernster Strenge, die über dem Menschen wacht und waltet; aber er läßt dabei doch auch Gnade ergehen. Er gibt Hoffnung auf Bekehrung, auch wo keine mehr berechtigt zu sein scheint; er ist nicht hart wie die Menschen, sondern geduldig mit ihren Fehlern; denn er weiß, daß sie Staub und Asche sind.

Die Milde Gottes gegen die Menschen wird hier in eigenartiger Weise begründet, nämlich mit ihrer Gott so bekannten körperlichen Beschaffenheit. Wir würden heute sagen: er kennt die Gewalt der verschiedenen Triebe, besonders die des sexuellen, den er ja selbst, der Erhalter der Menschheit, in uns hineingelegt hat; er kennt die Macht, die ein zerrüttetes Nervensystem oder auch nur eine schlaflose Nacht, er kennt den Einfluß, den eine kranke Leber oder ein ewig versagendes Verdauungssystem auf unser Gemüt und unser Betragen ausübt. Wie gut, daß wir uns von dem scharfen und bittern Urteil der Menschen auf Einen berufen können, der mit uns und unserer Schwachheit Geduld hat! Wir müßten uns ja fast selbst verachten und dadurch auch wirklich schlecht werden. Die Voraussetzung ist dabei nur die, daß wir es mit uns selber ganz ernst nehmen und uns nicht, wie es uns ja so nahe liegt, Gottes Milde zu Nutze machen. Vielmehr ist die Folge dieser freundlichen Nachsicht Gottes für einen gewissenhaften Menschen immer noch ein größerer Eifer in der Selbstbeherrschung und Besserung. Das eigentliche Evangelium knüpft jene Nachsicht Gottes an Jesu Gestalt an. Dabei kommt einmal die vertrauenerweckende Güte Gottes mehr zur persönlichen Anschauung, dann aber liegt auch in dieser Arznei für zaghafte Herzen ein Gegengift gegen den Trotz und den Leichtsinn der Sünde; denn Jesus ist selbst die beste Hilfe zum sittlichen Kampf und zum Gewinn der sittlichen Persönlichkeit.

2. Lebenskunde.

a) Charakterbildung.

Viel zu selten hört man in den Predigten etwas über Selbsterziehung und Einwirkung auf andere. Wenn einmal eine Bemerkung darüber kommt, dann ist aber auch gleich die Stille groß, mit der solche praktischen Ausführungen angehört werden; denn dann hat jedermann das Gefühl, auf ganz festem Boden zu stehen. Wir sollten darum alles, was uns unsere Selbstbeobachtung und Selbsterziehung sowie die Beobachtung der Menschen, wie sie sich untereinander geben

und beeinflussen, an die Hand gegeben hat, in psychologisch klarer und feiner Weise, dazu auch noch anschaulich und behaltbar, auf die Kanzel bringen. Denn wer hat nicht Last mit sich selber und auch vor allem mit seinen Mitmenschen? Jeder hört gern über diese Dinge ein gutes, kluges Wort. Zu Texten eignen sich die nachfolgenden Worte weniger als zu Anlässen für unser Beobachten und Nachdenken, sowie zu Zitaten, an die wir unsere Ausführungen zu knüpfen haben. Man kann mit ihnen Predigten über die Erziehung und den Verkehr füllen und schmücken, man kann vielleicht auch Schulandachten darüber halten, man kann sie in Vorträgen auf Gemeindeabenden zu Grunde legen oder heranziehen; immer wird ihre sententiöse und plastische Form bei allem Volk viel Beifall finden.

S. 25 12.
Goldner Ring, köstliches Geschmeide ist der weise Erzieher dem eifrigen Ohr.
J. S. 21 19 Fußfessel und Handschelle ist Erziehung dem Toren,
21 Halsschmuck und Armspange ist Erziehung dem Verständigen.
S. 15 32.
Wer Rüge in den Wind schlägt, haßt sich, wer sie annimmt, erwirbt Verstand.
S. 17 10.
Tadel wirkt auf den Verständigen mehr als hundert Streiche auf den Toren.
S. 25 27 Viel Honig essen ist ungesund, drum gibt man nur spärlich Lob.
S. 28 14 Wohl dem der die Ehrfurcht hält, der Trotzige erschwert sich das Leben.

S. 25, 12, J. S. 21, 19, 21. Die Voraussetzung ist der Weise, der weiser werden will, also der Mensch, der über sich hinaus strebt, um ein Charakter zu werden. Zwar wissen wir, daß wir eigentlich nur das auf dem Gebiete der Selbstentfaltung annehmen und uns einverleiben, was wir selber erfahren und gelernt haben; aber wir bleiben dennoch immer auf andere Leute angewiesen, die uns die Richtung geben, in der wir Erfahrungen machen und uns entfalten werden. Jeder hat irgend eine Gestalt, wenn es nicht mehrere sind, die bestimmend auf ihn eingewirkt haben und es noch immer tun, und wäre es auch jetzt nur so, daß sich das Leben im Widerspruch zu ihr vollzieht. *Gewissen* und *Gottesstimme* sind doch oft genug eingekleidet in die mehr oder weniger klare Gestalt gewisser *Personen*, die uns auf dem Gebiete des Heiligen und Hohen entscheidend beeinflußt haben. Davon lebt man, mit ihnen setzt man sich bewußt oder unbewußt auseinander; man fragt, wie sie es in dieser Lage machen, wie sie diesen oder jenen Menschen beurteilen würden. Oder man hat noch immer einen Vater, einen Lehrer, dem man Vertrauen schenkt und der sich für uns erwärmt; wohl dem, der sich zumal in Zeiten der Erregung oder des seelischen Druckes an ihn wendet und sich raten läßt. Oder es bildet die Frau, der Mann die Stelle, wo man sich solchen Rat erholen kann; auf Männer wirken oft edle Frauen sehr tief ein. Nur den Toren beengt solcher Einfluß, denn er ist eingebildet und verachtet die andern. Er ist innerlich gedrückt durch eine Autorität, weil er ihrer nicht mächtig ist und sie auch nicht für sein inneres Leben verwendet, wodurch sie ihren Druck auf ihn verlöre. Dagegen dem Weisen ist ein solcher weiser Erzieher, der sich nicht aufdrängt und mehr anregen als herrschen will, Schmuck und Zier, und die Augen weilen mit Freuden auf seinem Bild, auch wenn der Druck seiner Überlegenheit mitunter einmal der Bequemlichkeit oder Eitelkeit nicht

angenehm ist. Dabei muß auch einmal eine Kritik vertragen werden; freilich wir sind alle so eitel, daß wir ein hartes und scharfes Wort, das unsere Leistungen oder gar unsere Person traf, nicht so leicht vergessen, selbst wenn wir die Rüge als berechtigt anerkennen und den Übelstand abstellen. Wie dann unsere Kritiker diesen ihren Erfolg oft genug mit einer Einbuße an unserer Neigung bezahlen, so müssen auch wir jeden solchen Erfolg bei andern mit etwas von unserer Beliebtheit bei ihnen erkaufen; das ist am bittersten unsern Söhnen und Töchtern, aber auch Schülern und Anhängern gegenüber. Aber schon vor solchen Erfahrungen muß man lernen, Kritik zu vertragen, zumal wenn sie sich von dem Ton des maßlosen Scheltens frei hält, das manchen jungen Menschen für sein ganzes Leben um sein ruhiges, festes Auftreten bringt; langsam wird man sachlicher und kommt über sein geringes Ich hinaus. Dann lernt man nicht bloß in wohlgemeinter, sondern auch in feindlicher Kritik eine Gottesstimme beachten, die einen zur Selbstprüfung aufruft. Dann begreift man, wie es wenigstens Gott, wenn nicht dieser menschliche Kritiker, gut mit uns meint, wenn er uns kritisieren läßt. Den Triumph über sich selbst und häufig genug auch ein solcher über den Kritiker bildet dann der Dank für die Kritik; mit dem ehrlichen und warmen Dank hat man sich selbst überwunden; manchmal bekommt man dann auch von dem Kritiker ein Wort zu hören oder ein Gesicht zu sehen, das voller Verwunderung und Anerkennung für diese Selbstüberwindung ist. Wenn es uns wirklich um unser besseres Ich und um die Sache geht, die wir treiben, dann ist dies der einzige Weg, der uns weiter führt. Und es ist immer ein großer Friede in der Seele, die sich über die nach Anerkennung schielende Eitelkeit zur festen und großen Liebe zur Sache selbst erhoben hat.

S. 17,10, S. 25,27. Ein Wort über Lob und Tadel in der Kindererziehung oder in dem Verkehr der Menschen untereinander ist immer nötig und angebracht. Dabei kann man induktiv, also von den eigenen Erfahrungen der Leute, ausgehen, denn so begreift jeder eine seelische Wahrheit am besten. Vom Tadel ist eben geredet worden. Man kann noch daran erinnern, wie er erteilt werden muß. Ist Lob Honig, so ist Tadel Essig: ein paar Tropfen sind nützlich, aber wer mag einen Becher voll Essig trinken? Gegen das ewige Nörgeln und Schimpfen sträubt sich unser Ehrgefühl und unser Wunsch nach Ruhe. Die Erbitterung vieler Kinder gegen ihre Eltern, oder die der meisten Schüler gegen ihre Lehrer kommt daher, daß sie sich dem ewigen Getadel und Gescheltwerden zu einer Zeit ausgesetzt wußten, da sie wehrlos jedem Ausbruch der Nervosität jener Machtstellen unterworfen waren. Leider entlädt sich dann diese Verbitterung oft nach Jahren in gleicher Weise auf die eigenen Kinder und Schüler, und zwar mit demselben Erfolg. In wie mancher Seele bleibt dann ein Häuflein Ärger und Bitterkeit in der Ecke liegen wie ein Häuflein Schnee im Frühling unter einem Strauch, wohin die Sonne nicht dringt! Daher kommt dann so viel Unzufriedenheit und Gereiztheit, die sich dann wieder als ein unseliges Erbe auf andere weiter entlädt. — Mit dem Honig des Lobes ist es ähnlich, nur umgekehrt. Man lasse sich einmal die Leute besinnen, wie es ihnen war, wenn sie gelobt wurden. Zwar dem Mutlosen und Verkannten tut ein Wort der Anerkennung wohl; der unbekannte oder verkannte Schriftsteller oder Pfarrer vergißt nie das erste Wort aus einem solchen freundlichen Mund; es beflügelt und stärkt den Geist wie

Jonathan sich an dem Tage der Schlacht gegen die Philister an etwas Honig erquickt hat. Aber dann hat das Lob auch seine Gefahren: wer hat noch nicht an sich gemerkt, wie einem seine Arbeit dann gerade am schlechtesten geraten ist, wenn man unmittelbar vorher eine Anerkennung erhalten hat? Oder wie auch der Gewissenhafte nach einem Lob ein langsames Nachlassen der Kraft spürt, oder vielmehr ein solches des Eifers und der Treue, während es nach einer Kritik meistens viel besser damit geht? Und dann noch eins: wie schrecklich ist es doch für einen fein empfindenden Menschen, sich loben zu lassen, womöglich ins Angesicht vor vielen Leuten! Wer mich lobt, stellt sich über mich und behandelt mich als nicht unempfänglich für süße Worte, es kann gräßlich werden, wenn noch dazu von wohlmeinenden oder selber eiteln Leuten seelische Eigenschaften an einem vor allem Volk gelobt werden; die schärfste Kritik ist nicht so peinlich wie diese Lobgetöne; aufspringen und fortlaufen möchte man. Die Toten im Sarg auf dem Friedhof würden es auch unter der Wirkung mancher Leichenrede tun, wenn sie es nur könnten. Wieviel wohler tut dann doch ein Blick oder ein Händedruck, der einem sagt, daß eine Leistung von uns gut war! Seelisches will ja doch am meisten nur still und sinnbildlich berührt sein, wenn es überhaupt sein muß; jedes Wort verletzt oder zerstört. Lächerlich aber ist es geradezu, wenn man dem Lobenden sofort anmerkt, daß er das Lob bloß geliehen hat, um es mit Zinsen wieder zu bekommen. Gegenseitiges Lobhudeln, sei es mündlicher oder schriftlicher und gedruckter Art, gehört zu dem komischsten Schauspiel, das es für Götter und Menschen auf dieser Erde gibt. — Wie sollen wir es nun mit dem Loben und Tadeln unserer Nächsten halten? Nach der Regel Jesu „Alles, was ihr wollt, daß die Leute euch tun, das tut ihr ihnen auch," wobei vorausgesetzt ist, daß die „Ihr" ernste und tiefe Menschen sein oder werden wollen, ergibt es sich ja nun ohne weiteres, wie wir uns andern gegenüber zu verhalten haben.

J. S. 8, 8. 9. Wenn man dieses Wort nicht einer Rede an Studenten oder Kandidaten zu Grunde legen will, so kann man es gelegentlich in einer Predigt oder Rede über die Selbsterziehung und Seelenbildung heranziehen. Wiederum zwar ist nur das wahre Bildung, was selber erworben ist; aber wir bestreiten ihren Erwerb nicht allein mit eignen Mitteln. Wozu haben denn auch die Alten ihre Erfahrungen gemacht, wozu unsere Dichter und Philosophen gedacht und geschrieben, als daß wir es uns aneignen? Es gibt eine Erbweisheit von klassischen Lebenssprüchen und Leitgedanken. Die Form des Aphorismus ist dafür sehr geeignet. Sprüche von Goethe zumal werden dem, der Lebensweisheit lernen will, von einem bestimmten Alter an gute Dienste tun. Die Losungen der Brüdergemeinde haben schon manchem geholfen. Abreißkalender mit einem kurzen ernsten Spruch können nicht nur dem Tag, sondern auch dem Leben ein Gepräge geben. Das alles kann man nicht nur für sich selbst verarbeiten, sondern auch weitergeben; mit solchem Gut kann man sogar vor hohen Herren bestehen und immer das richtige Wort treffen, wobei es nicht bloß auf die eigene Ehre, zu dem Kreise der Gebildeten zu gehören, sondern auf die Wirkung auf jene hohen Herren und auch auf andere ankommt. Welche Aufmerksamkeit fände eine Predigt, die auf solche Sachen eingeht! Wie fern von den wirklichen Bedürfnissen und von einer ernsten, praktischen Seelsorge bewegt sich doch meistenteils unser Kanzelgerede! Seelsorge von der Kanzel herunter treiben, das ist besser

als allgemeine Erörterungen über Glauben und Leben auf seine armen Zuhörer hinabsenden. Wenn einer spürt, daß der Mann da oben ihm helfen, wirklich weiter helfen will, hört er zu und kommt auch wieder.

Wahl des Umgangs.

S. 27[17] Eisen schleift Eisen: ein Mensch schleift den andern.

S. 13[20].

Wer mit Weisen umgeht, wird weise, wer's mit Toren hält, fährt schlecht.

S. 22[24. 25].

[24] Befreunde dich nicht mit Zornmütigen, verkehre nicht mit Leidenschaftlichen,
[25] du nimmst sonst ihre Art an und bringst dich in viel Not.

S. 27, 17. Dieser wenig bekannte plastische Spruch eignet sich vorzüglich zum Text. Jedermann würde aufhorchen, wenn er ihn hörte; oder wenn dieses Wort als Zitat eine sonst theologenhafte, abstrakte Predigt unterbräche, so würde auch der tiefste Kirchenschläfer erwachen. Als Text könnte man ja unser Wort auch mit einem Wort aus dem N. T. zusammenstellen, wenn man gegen seinen sprichwortartigen Klang Bedenken hat; so etwa mit Röm. 14, 19 „Lasset uns dem nachsinnen, was zum Frieden und zur Besserung unter einander dient," oder mit Röm. 15, 2 „Es stelle sich ein jeder unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung". — Bei einer solchen Predigt gehe man etwa von der bekannten Tatsache aus, daß sich tatsächlich die Menschen aneinander abschleifen. Zwei Eheleute, zwei Freunde, Kollegen und Bekannte wirken allmählich aufeinander, wie wir Menschen ja gar nicht beisammen sein können, ohne aufeinander zu wirken; in unserm Fall ist die Wirkung so, daß langsam allerlei Untugenden abgelegt werden, die das Zusammensein stören. Manche harte Stelle wird dabei abgeschliffen: Herrschsucht, Trotz oder Roheit, die vielleicht noch vom Militär her in die Ehe hineingebracht wurde — man merkt allmählich, daß man sich gegenseitig zu Grunde richtet, wenn man davon nicht abläßt. Wenn einer dabei für jedes der genannten Verhältnisse ein paar kennzeichnende, aber nicht in das Komische hinübergehende Beispiele bringt, wird er jedermanns Aufmerksamkeit fesseln. Dann aber gehe es ins Neutestamentliche hinüber, und zwar etwa so. Es ist doch des Menschen nicht würdig, daß er sich in seinen wichtigsten Beziehungen wie ein Stück Eisen verhält. Zwar ist es für die religiöse Betrachtung der Dinge schließlich doch Gott, der dem einen Teil den andern gesetzt hat, um beide dadurch abzuschleifen, daß er sie durch viel Ärger, Zorn und Kummer langsam auf andere Wege bringt; aber trotzdem sollen wir doch mehr als ein Stück Eisen sein. Denn wir sollen solche Aufgaben *selber* anfassen, aber nicht *mechanisch* an uns vollziehen lassen. Dieser mechanistischen Auffassung trete vielmehr die sittliche entgegen, die jene Umgestaltung zu einer Aufgabe des eigenen persönlichen Willens macht. Denn wenn ich merke, daß es so nicht weiter geht, wie es gerade zwischen uns geht, dann muß ich mich selbst zu bessern anfangen. Und ich muß auch einen Einfluß auf den anderen Teil zu gewinnen suchen, daß auch er zum Guten kommt. Dabei soll mich aber nicht bloß die schlaue Selbstsucht leiten, die den andern im eigenen Interesse bessern will; sondern aus meiner Klugheit, die ihn zum Guten erziehen will, damit es zwischen uns besser werde, soll der aufrichtige Wunsch

entstehen, daß wir beide uns fest und ehrlich in dem Guten als dem wichtigsten Gute selbst aufrichtig befestigen. Ich glaube, daß eine solche Predigt des Verständnisses und der Anteilnahme einer jeden Gemeinde sicher ist.

S. 13, 20 und 22, 24. 25. Hier ist nicht bloß das deutsche Sprichwort von der symptomatischen Bedeutung des Umgangs: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist," vorweggenommen, sondern es liegt noch mehr darin. Wir könnten es so ausdrücken: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wie du wirst. Der Einfluß der Umgebung und des Verkehrs auf den Menschen ist hier ausgedrückt. Davon merkt man meistens selber nichts, weil man sich zu wenig beobachtet und erkennt. Aber an andern merkt man es, und andere merken es auch an uns. Solche Einflüsse vollziehen sich oft gänzlich unterhalb des Bewußtseins. Manchmal freilich ist eine bewußte Nachahmung im Spiel, in der Regel aber ist es nur die ansteckende Macht des Beispiels und der beständige Anblick eindrucksvoller Gestalten um uns her. Man kann sagen, daß die meisten Menschen zu schwach sind, um sich solchen Einflüssen zu entziehen; ihre Freiheit hat aufgehört, sobald sie unter die Macht besonders suggestiver und selbstsicherer Menschen getreten sind. Das ist dann eine Abhängigkeit je nachdem zum Guten oder zum Bösen. Liegt demnach die Freiheit nicht mehr im Umgang selbst, sondern nur in der Wahl — beim ersten sind wir frei, beim zweiten sind wir Knechte — so kommt alles auf diesen Augenblick der Wahl an. Man kann sich zwar dem Verkehr mit einem Bösen, aber man kann sich nicht seinem Einfluß entziehen; man kann sich aber vor allem den Umgang mit einem Guten wählen, um sich dann seinem guten Einfluß hinzugeben. Welche Aufmerksamkeit findet sicher stets eine Predigt, die mit solcher ganz realistisch-empiristischer Menschen- und Seelenkunde in das Getriebe der Menschen untereinander hineinleuchtet! Denn es ist doch für die meisten so furchtbar schwer, sich unter den Menschen zurechtzufinden und mit ihnen auszukommen. Zumal scheint es ein wichtiger Grund für die Melancholie mancher junger Leute zu sein, daß sie ihren Platz im Leben noch nicht gefunden haben und nicht finden können. Jeder, der ihnen in dieser Schwierigkeit mit ernstem, klugem Worte hilft, hat darum sicher ihr Ohr.

Selbstzucht.

J. S. 37[27. 28].

[27]Lerne im Leben deine Seele kennen und was ihr schadet, das gib ihr nicht!
[28]Nicht alles ist für alle gut nicht erträgt jede Seele die gleiche Art.

J. S. 21[11].

Wer das Gesetz hält, zähmt seinen Willen, Zucht ist die Summa der Gottesfurcht.

J. S. 22 [27]O legte man mir an den Mund eine Wache,
an meine Lippen das Siegel der Klugheit,
daß meine Zunge mich nicht verderbe
und ich durch sie zu schanden werde!
23 [1]Herr, Vater, Gebieter meines Lebens,
hüt mich, daß ich nicht strauchle durch sie!
[2]O möchte man mir Herz und Gedanken
mit Ruten schlagen, mit dem Stab der Zucht,

man soll ihre Fehler nicht schonen,
ihre Sünden nicht übersehen,
[8]daß meine Fehler nicht wachsen,
meine Sünden sich nicht mehren
und ich einen Fehltritt tue
zur Freude des bösen Haufens!
[4]Herr, Gott, meines Lebens,
hilf daß ich nicht werde wie einer der Bösen!

J. S. 37, 27. Lerne dich selber kennen! Das ist nötig, denn ohne Selbsterkenntnis kann man nicht planmäßig an sich arbeiten, Arbeit an sich selbst aber ist nötig, da man doch nicht alles der Selbstentfaltung unsres guten Geistes oder dem heiligen Geiste Gottes überlassen kann; ohne Selbsterkenntnis erkennt man ferner aber auch nichts von den andern Menschen und der Welt; denn die andern Menschen sind auch wie wir von menschlichen Trieben und Idealen geleitet und spielen ihre Rolle wie wir selbst; und wenn das Leben samt der Welt vor allem geistig ist, dann erkennen wir beide erst vom Geiste aus, und Geist lernen wir am besten kennen an uns selbst. So hat der alte delphische Rat noch einen Wert für uns. Aber wieviel Ehrlichkeit und Freiheit von sich selbst gehört dazu, um sich selber kennen zu lernen! Wie überrascht man sich immer noch auf ganz falschen Vorstellungen über sich selbst, die aber nur eine Folge unserer Einbildung sind! Der klügste Verstand zwar ist dabei oft genug im Dienst von einem bißchen Eitelkeit dumm, sträflich dumm! Aber ein ganz kleiner Verstand gibt einer aufrichtigen und ernsten Seele ein ganz klares Bild von ihr selber. Hier kann man zeigen, ob man schon sein besseres Selbst erfaßt hat, wenn man sein gewöhnliches Ich mit ihm und an ihm erkennt. Man braucht ja das Ergebnis dieser Selbsterkenntnis niemand anders zu sagen als Gott und sich selber. Eine solche Beichte aber empfiehlt sich, so sehr sich schwache, eitle Menschen vor ihr scheuen. Sie gibt dem ganzen Vorgang seinen Ernst und seinen Nachdruck, denn es soll kein Spiel und keine Gefallsucht sein, die sich auch der eignen Lumpen nicht schämt, wenn sie nur darin interessant vor sich selbst oder andern posiert. — Wie lernt man sich aber kennen? Zwei Worte helfen uns: Schiller sagt: Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben. Goethe sagt: Man lernt sich am besten kennen, indem man handelt.

Die folgenden Worte dieses Verses enthalten eine Diätetik der Seele. Wieder mag diese Art der Selbstbehandlung, wie sie in einer solchen erstrebt wird, vielen zu methodisch und reflektiert erscheinen, und sie mögen darum ein freieres Ausleben der Eigenart vorziehen. Jedoch ich bin der festen Überzeugung, daß sie sich irren; eine Diätetik wie die von Feuchtersleben (bei Reclam zu haben) schadet keinem Menschen etwas. Uns Verkündiger des Evangeliums aber kann sie noch lehren, immer auf die Wege zu den Idealen aufmerksam zu machen, die wir so oft ohne solche zu schildern und zu preisen pflegen. Dadurch bekäme wieder unsere Predigt mehr seelsorgerliche Art, die ihr so oft völlig fehlt. Wir würden ganz anders wirken und ganz anders die Leute anziehen, wenn wir nicht nur auf die Frage antworteten: Was ist das? sondern auch auf die andere: Wie geschieht das? Diese Antwort müßte aber ganz und gar den Eindruck machen,

ohne jede Phrase gute Beobachtungen wiederzugeben, die wir selbst oder andere auf dem Boden der wirklichen seelischen und äußeren Wirklichkeit gemacht haben. So wie es hier geraten ist, sich selbst und andere ganz eigenartig zu behandeln, das ist die große Kunst. Sie ist noch viel schwerer, wenn es sich um die Seele, als wenn es sich um den Leib handelt. Wer dafür ein paar Beispiele an der Hand hat, gebe sie; etwa folgende: der eine fühlt sich vom Gemeinen abgestoßen, der andere aber ist schwach gegen es; darum muß sich der zweite vor seinem Anblick hüten, während der erste darin nicht ängstlich zu sein braucht, vielmehr, wenn es tatsächlich so ist, wie er sagt, sich mitunter einmal einen neuen starken Abscheu gegen es holen kann. Oder: den einen muß man weich und lieb bitten, wenn man ihn seelisch fördern will, der andere aber will im gleichen Fall fest an seinem Selbstvertrauen und Stolz gefaßt sein. Solcher Dinge eröffnen sich einem sehr viele, wenn man die Menschen und sich selber zu beobachten weiß.

J. S. 21, 11. Mit einem solchen Wort könnte man, wenn die Worte Jesu über Selbstverleugnung ihre Kraft verloren haben, einmal über die Herrschaft sprechen, die ein jeder über sich selbst zu gewinnen und festzuhalten hat. Zucht ist die Summe der Gottesfurcht; man darf sich nicht aus der Hand lassen, wozu man in der Nervosität und unter dem Einfluß des Alkohols so sehr neigt, vielmehr muß man sich zu einer Persönlichkeit entfalten, die im Hause des leiblichen und seelischen Lebens die Zügel fest in die Hand nimmt, bis sich das ganze Leben an sie gewöhnt hat und dann alles fast wie am Schnürchen von selber geht. Das gibt dann eine straffe Geschlossenheit, die sich auch in der Macht über die Menschen geltend macht. Seinen Eigenwillen zu brechen ist besser als sich den Kopf zu zerbrechen. Denn man lernt auf die erste Art mehr von der Welt, von Gott und von den Menschen kennen und verstehen als auf die zweite; man reicht dann unmittelbar in das höchste geistige Leben hinein, das über dem zerfließenden natürlichen liegt, und die Kernfrage des Lebens, die nach der Freiheit des Willens, wird spielend gelöst; denn man hat mit Geist und Willen den Stoff und die Natur zum Gehorsam gebracht.

J. S. 22, 27 – 23, 4. Wie tief können wir hier in eine Seele hineinsehen! Ein Mensch hat schon lange mit seinem lebhaften Temperament gerungen, das ihn immer wieder zu einem unbesonnenen Wort fortreißen will. Manchmal gelingt es ihm auch, seine Zunge zu beherrschen; aber dann wieder ist auf einmal das gehässige, unwahre oder unreine Wort über die Lippen hinausgesprungen. Diese Enttäuschung hat er nun schon so oft erlebt, daß er fast verzweifeln möchte. Diese innere Not drängt ihm nun die Bitten auf: wenn ich doch nur eine Wache an meiner Zunge hätte, wenn mir nur jemand die Lippen klug versiegelte, daß nichts Törichtes mehr hinausgehen könnte! – Diese plastische Sprache ist ohne weiteres verständlich und für jeden eindrucksvoll und behaltbar. Daß jene Wünsche zu einer Bitte an Gott werden, ist für den frommen Weisen selbstverständlich; denn wo der innere Zwang herrscht, alles lebenswichtige Geschehen auf Gott zu beziehen, da wird sofort aus einem solchen dringenden Wunsche ein Gebet. Wir verstehen dies Gebet sehr wohl; unser Weiser flieht vor sich selber zu Gott, der ihn schützen soll vor seiner eigenen Schwachheit mit seiner Kraft. Wir kennen genau die inneren Gefühle der Angst und Scham und auch das der Hingebung an einen Willen, von dem wir ahnen und hoffen, daß er uns vor

uns selbst in Acht nehme. Wir kennen darum auch das in den folgenden Versen ausgedrückte Zürnen und Wüten wider das eigene Ich, das aus der Angst um seine verhängnisvolle zukünftige Entwickelung hervorgeht. Wir wissen alle, wo unsere Schwächen liegen, die doch so stark und so mächtig über uns werden können. Den Blick der Angst auf den bösen Haufen kennen wir auch, und auch die Macht dieses Motives ist uns nicht verborgen, mögen wir es auch theoretisch nicht sehr hoch einschätzen wollen. — Wenn wir doch nur des öftern einmal unsern Leuten mit der vorliegenden Bibelstelle zeigen könnten, was eine einfache, sittlich fromme Seele fühlt und will! Dieses Fliehen zu Gott vor sich selbst, weil man an sich verzweifelt und einen starken Willen haben muß, der einem wider sich selber hilft, ist doch auch für uns eine durchaus vollwertige religiöse Aufgabe. Auf jeden, der schon etwas mit sich durchgemacht hat, wird die gute Verlesung dieses Stückes allein schon eindringlich wirken. Diese Wirkung darf dann aber durch die Predigt nicht abgeschwächt werden. Wir sollten öfter einmal über ein solches Gebetswort sprechen. Wir erziehen unsere Leute viel zu wenig zu eigenem Gebetsleben. Suchen wir sie ja doch nur immer mit unsern eignen Worten zu erbauen; aber die beste Erbauung liegt doch darin, wenn sich die Leute selber erbauen. Wir pflegen noch viel zu wenig die Selbsttätigkeit des Frommen, während die neuere Pädagogik uns sagen kann, wie immer mehr in der Erziehung und im Unterricht die Arbeits- oder Tatschule die bloße Lern- und Autoritätschule verdrängt. Darum sollten wir die Leute zu eigenem Gebetsleben erziehen. Mit einer Predigt am Sonntag Rogate, die dann noch oft eines Gewitterregens wegen wenig besucht wird, entledigen wir uns unserer Pflicht dem Gebetsleben gegenüber nur sehr unvollständig. Wo wir nur auf innerliche Dinge zu sprechen kommen, da sollten wir unter den asketischen Mitteln, die wir zur Pflege der eigenen Seele empfehlen, immer häufiger das Gebet nennen. Wir sollten aber die Leute so erziehen, daß sie sich selbst zum Himmel hinaufbeten; auf dem Wege des Gebetslebens, der mit der Bitte um Schutz und Gewinn beginnt und mit dem Unser Vater endet, ist unsere Stelle hier schon eine recht hohe Station.

Das rechte Schamgefühl.

Jes. S. 41, 14 – 42, 8.

41 [14]Söhne, höret den Spruch von der Scham [16]und lernet die rechte Scheu
nicht jede Scham gebührt sich, nicht jedes sich Schämen ist recht:
[17]Des Trotzes gegen Eltern schäm dich, des Verrats an Fürst und Regierung,
[18]der Untreue gegen Herrn und Herrin, des Abfalls von Gemeinde und Volk,
des Treubruchs am Vertrauten, [19]der List, wo du Schutzrecht genießt,
Eid und Vertrag zu ändern, die Gastfreundschaft zu weigern,
der Bitte dich zu verschließen, [21]den Nächsten abzuweisen,
beim Gabenausteilen zu kargen, [20]den Gruß nicht zu erwidern,
nach der Buhlerin zu blicken, nach des Andern Frau zu begehren,
[22]einen Freund mit Worten zu kränken, einen Beschenkten zu verletzen,
42 [1]ein Gerede weiterzusagen, geheimen Plan zu verraten:
so hast du das rechte Schamgefühl, bist allen Menschen angenehm.
Doch folgender Dinge scheue dich nicht, durch keine Rücksicht laß dich beirren:

[2]die Religion zu üben, recht zu richten, auch Schuldgem zu leid,
[3]fahrende Gäste zu muſtern, beim Erben dein Recht zu wahren,
[4]die Wage und Setzwage zu prüfen und Maß und Gewichtſtein zu proben,
nach eignem Vorteil zu kaufen, [5]die Ware des Kaufmanns zu ſchätzen,
die Kinder mit der Rute zu ziehen, den ſchlechten Sklaven zu peitſchen,
[7]geheim Verwahrtes zu ſiegeln, Soll und Haben genau zu buchen,
[8]einen Toren zurechtzuweiſen, einen buhleriſchen Greis zu rügen:
ſo biſt du wahrhaft gebildet und jeder rühmt deine Sitten.

J. S. 41, 14 – 42, 8. Dieſe merkwürdige Stelle will eine Umwertung vornehmen. Alle Erziehung iſt ja doch der Verſuch, die rechte Wertſchätzung nahe zu bringen und die falſche zu vertreiben. Dieſer Verſuch wird hier an das Schamgefühl angeknüpft. Dieſes ſoll geregelt werden. Der junge Mann, dem doch wohl dieſe ganze Anſprache gilt, ſoll lernen, ſich ſolcher Dinge zu ſchämen, deren ſich mancher junge Menſch in der Regel nicht ſchämt. Dafür aber ſoll er ohne Scheu mehreres rückhaltslos tun, von dem ihn bisher die Scheu zurückgehalten hat. Wir haben damit die beiden Ausdrücke ſchon genannt, die wir unterſcheiden müſſen: es iſt die Scham und die Scheu. Die Scham oder das Schamgefühl bedeutet die unmittelbare Gegenwirkung des ſittlichen Grundgefühls gegen eine unrechte Handlung, ob ſie nun von der eigenen Perſon oder von einer anderen ausgegangen ſei. Dieſes Schamgefühl äußert ſich bekanntlich wie alle ſtarken Affekte durch ſeine beſtimmte Wirkung auf den Körper. Als ſtarkes Gefühl entzieht es ſich aber aller unmittelbaren Beeinfluſſung; man kann keinem Menſchen ſagen: Schäme dich; wenn er es ſelbſt nicht tut, dann hilft in der Regel Zureden nicht viel. Es iſt überhaupt nicht wohlgetan, von ſolchen feinen, tiefen Gefühlen wie Liebe, Vertrauen, Scham, Demut ſo viel zu reden, wie das leider unſere Rhetorik ſo gerne tut; wir reden dieſe zarten Dinge tot, wenn ſie da ſind, oder wir reden ſie wenigſtens wieder in den Boden des Herzens hinunter, wenn ſie ſich eben entfalten wollen. Man kann vielmehr ſolche Gefühle bloß mittelbar erzeugen und fördern, indem man für die Bedingungen ſorgt, unter denen ſie entſtehen. Wenn man nämlich das Gewiſſen durch freundlich feſte Zuſprache verfeinert und vertieft, dann kommt die Scham ſchon von ſelbſt; beſſer als die Zuſprache iſt noch die einfache Kraft der Wirkung auf die Seele, wie ſie von einer klar und feſt beſtimmten guten Umgebung ausgeht. Darum kann hier nicht von dem Schamgefühl im eigentlichen Sinne die Rede ſein. Aber über die Scheu können wir wohl ſprechen. Denn ſie iſt nicht eine unmittelbare und unwillkürliche Gegenwirkung des Gefühls auf einen böſen Eindruck, ſondern ſie iſt eine Hemmung, die das ſittliche Gefühl dem Willen auflegt. In einem Jugendverein könnte man darum unſere Stelle einmal vorleſen und beſprechen, um den Takt zu verfeinern und das ſittliche Verhalten zu regeln. Offenbar iſt die erſte Hälfte mehr nach unſerm Geſchmack als die zweite. Denn in der erſten ſtehen eine Reihe von Dingen, die uns ohne weiteres einleuchten und auf unſere Verhältniſſe paſſen. Darunter rechne ich natürlich auch die Worte, die von der Buhlerin und der Frau des andern handeln; man wird an der Stille im jugendlichen Kreiſe merken, welche Aufmerkſamkeit gerade dieſe Worte erwecken und wie nötig ſie ſind. Die zweite Hälfte enthält freilich manches, das uns fremdartig anmutet;

so etwa die Forderung, die schlechten Sklaven zu peitschen u. a. Dagegen ist es immer noch herzlich nötig, die fahrenden Gäste gründlich zu mustern. Schämen sollte man sich tatsächlich, wie dumm und eingeschüchtert man immer noch einem anmaßenden, frechen Kerl gegenübersteht, der einen mit sichern Lügen einzuseifen und alle schon oft gefaßten guten Vorsätze über den Haufen zu werfen versteht, bis man ihm doch wieder etwas gibt — um nachher zu erfahren, daß man einmal wieder wie schon so oft beschwindelt worden ist. Dem will dieser Vers entgegentreten, denn das unmittelbare Gefühl durch die besonnene, kühle Klugheit überwachen zu lassen, ist überhaupt das Anliegen unserer Weisheitssprüche, das wir unbedingt für viele Fälle beherzigen müssen. Tatsächlich gibt uns solches Verhalten wirkliche Bildung, wie unser Abschnitt sagt; denn das ist doch noch keine Bildung, wenn man sein gutes Herz, wie es einem die Natur mitgegeben hat, unbesonnen allerlei törichte Streiche machen läßt zum eigenen und zu anderer Leute Verderben. Auch diese schöne Naturgabe muß gebildet werden, das heißt: sie bedarf es, daß der durch gute Gedanken geklärte und erhellte Wille jenes gute Herz in Zucht nimmt und überwacht.

Warnung vor Verführung.

S. 1 10—19.

[10]Wenn böse Buben dich locken — und sagen: halt es mit mit uns,
[11]wir haben einen feinen Anschlag, — es gilt der frommen Sippe,
[12]wir verschlingen sie wie der Hades, — blasen ihnen das Licht aus,
[13]machen einen großartigen Fang, — füllen unsre Häuser damit,
[14]du sollst mit uns teilen, — jeder bekommt vom Gewinn:
[15]mein Sohn, folg' ihnen nicht, — halte dich fern von ihrem Tun,
[18]sie lauern auf ihr eigenes Blut — und stellen sich selbst eine Falle.
[19]Ja so geht's den Gewaltmenschen, — sie schaffen sich selbst den Tod.

Mag das geschichtliche Verständnis dieses Abschnittes sein, wie es will, der Spruch hat sich in der bekannten verkürzten Form tief in das Gewissen aller Zeiten hineingebohrt. Gerade diese kurze Form eignet sich ganz vorzüglich zum Behalten, und darum hat sie auch die größte Aussicht auf Wirkung. Solche Sprüche gehörten in unsere Spruchbücher; aber nicht die großen christologischen z. B. Phil. 2, 10. Es muß gewiß mancher Spruch ganz unbarmherzig eingeprägt werden, aber nur solche sind es wert, die einem Menschen von ganz praktischer Bedeutung für sein inneres Leben werden können. Dabei sollte man immer die Form bevorzugen, die es einem Spruch ermöglicht, sich ganz tief mit Widerhaken in das Gedächtnis und in das Gewissen hineinzubohren. Es unterliegt darum keinem Zweifel, daß gerade unser Spruch schon viel Segen gestiftet hat. Denn seine einfache und durchaus auf das einzelne gerichtete, anschauliche Form muß einem jeden einfallen, der in der von ihm angedeuteten Lage der Versuchtheit ist; es sei denn, daß Leidenschaft und Alkohol schon seine Sinne gänzlich verblendet haben. Wir sollten öfter auf diese Gefahren zu sprechen kommen. Wie wir über das Gebetsleben zu wenig sprechen, so auch über die Verführung; oder wenn wir es tun, dann kommt es zu sehr nach der Art eines feststehenden Klischees heraus. Aber wenn man ein wenig weiß, in welchen versucherischen Lebenslagen zumal die jungen Leute sind, die man in den Jugendvereinen hat,

dann lernt man daran denken. Die Kasse und das Weib, das sind die Hauptversuchungen, zu denen dann noch die zur Auflehnung gegen die Eltern und andere treten. Man kann sagen, daß die ganze Welt voller Versuchungen ist; überall schaut sie lockend hinter dem Laden hervor. Wir müssen darum unsere Leute, zumal die jungen, denen das Schweigen über dieses Gebiet nicht mehr der beste Schutz ist, ruhig und offen mit Waffen der Wehr dagegen ausrüsten; und auch die Alten brauchen solche noch oft genug. Dann wird unsere Rede wirklich ernst und seelsorgerlich. So könnte man etwa drei Waffen nennen, das Kraftwort: „Hebe dich weg von mir" — als die durch Jesus selbst geheiligte und erprobte Waffe, die Bitte um Bewahrung von der Versuchung als die von ihm empfohlene Wehr, dazu noch das Goethesche Wort: „Flieh, Jüngling, flieh" — dessen Sinn und Wahrheit schon Josef in Ägypten erprobt hat; dann hat man damit drei eindrucksvolle Worte zusammengestellt, die sich einprägen, und besser haften, als jedes andere, auch noch so ernste, abstrakte Gerede. — Leider paßt der vollständige Wortlaut unserer Stelle auf manche jugendliche Diebes- und Räuberbande, die die Läden unsicher macht und die Felder ausraubt. Wenn man seinen Konfirmanden diese unsere Stelle vorliest, dann trifft man mitunter einmal genau auf den wunden Punkt. Denn Naschgier und Lust am Abenteuer vereinigen sich in manchen unter ihnen, um eine solche Bande zusammenzubringen. Oft genug ist diese dann nur die Verwirklichung von allerlei Träumen, die schlechte Bücher und die mit Gier verschlungenen Nachrichten über ähnliche Unternehmungen erzeugt haben, die uns die Zeitungen so gern in das Haus hineinzuliefern wissen. — Das sind Verwendungen unserer Stelle genug, und darum empfinden wir nach einer solchen des allegorischen Sinnes gar kein Bedürfnis mehr.

Meiden der Sünde.

J. S. 27 8–10.
8 Jage nach der Gerechtigkeit, so gewinnst du sie,
legst sie an wie ein Ehrenkleid.
9 Die Vögel scharen sich zu ihresgleichen, die Wahrheit kommt zu ihren Freunden.
10 Der Löwe lauert auf Beute, die Sünde auf die, die Böses tun.

S. 28 1 Der Böse flieht, von niemand verfolgt,
der Fromme fühlt sich sicher wie ein Löwe.

S. 14 16.
Der Weise meidet ängstlich das Böse, der Tor läßt sich leichtfertig damit ein.

J. S. 21 1 Hast du gesündigt, tu's nicht wieder,
Bitte um Vergebung für begangenen Fehl!
2 Flieh vor der Sünde wie vor der Schlange,
wenn du ihr nahekommst, beißt sie dich;
ihre Zähne sind Löwenzähne, sie töten den Menschen.

J. S. 7 8 Begehe nicht zweimal eine Sünde,
schon die eine macht dich schuldig.
9 Denk nicht, große Gaben sühnen dafür,
Gott könne durch Opfer begütigt werden.

J. S. 5 4 – 7.

[4]Denk nicht: „ich habe gesündigt, aber es geschah mir nichts";
Gott wartet oft lange.
[5]Verlaß dich nicht auf die Vergebung, daß du Schuld häufst auf Schuld,
[6]denk nicht: „seine Gnade ist groß, soviel Sünde, soviel Vergebung";
denn Erbarmen und Zorn sind bei ihm und über die Bösen kommt sein Grimm;
[7]Säume nicht, dich zu bekehren, verschieb es nicht länger,
denn plötzlich geht aus sein Zorn, vom Todesgericht wirst du getroffen!
S. 20 [9]Wer kann sagen: ich habe mein Herz gereinigt, ich bin frei von Sünde?
S. 28 [13]Wer seine Sünde verhehlen will, hat kein Glück,
wer sie bekennt und läßt, findet Gnade.

Wieder einmal muß die Plastik dieser Verse zu ihrer Verwendung, wenn nicht auf der Kanzel, so doch im Jugendverein oder bei einer Schulandacht oder in sonst einer halb oder ganz erbaulichen Ansprache außerhalb des Gottesdienstes locken. Die Gerechtigkeit als das Ehrenkleid, das ist die beste Mode, die man ausdenken kann. Ein Ehrgeiz und eine Eitelkeit, die in diesem Kleide gefallen wollen, haben ihr eigentliches Wesen verloren – oder das Kleid ist mit einem bösen Flecken entstellt; denn zur Gerechtigkeit gehört auch dies, daß man sich nichts darauf einbildet, gerecht zu sein. Von diesem Verzicht aus führt eine kurze Gedankenbahn zu dem bekannten Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel will eingehn." Hier haben wir Altes und Neues Testament nebeneinander. Jedenfalls würde es gut sein, wenn man die Kinder mit der neutestamentlichen Vorstellung noch verschonte, zu der sie gar kein Verhältnis haben können. Aber, daß Bravheit und Güte ein schönes, vielmehr ihr schönstes Kleid sei, das wird man ihnen sagen können und – besonders den Mädchen sagen müssen. Ein solches Bildwort haftet. Das Wort von den Vögeln hat auch eine schöne Anschaulichkeit und einen tiefen Sinn. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme, heißt es neutestamentlich; wer Sinn für die Wahrheit – und das ist hier alles Gute und Echte – hat, dem wird gegeben, denn der wird immer reicher an solchem Sinn. Er sieht gleich, was an Echtheit in den Menschen und in den Verhältnissen ist, er sieht, was hier und da zu tun und zu lassen ist. Ihm ist der Sinn für die Tiefe des Lebens und der Welt geöffnet, denn er hat ein Verständnis für Gott.

Das Wort vom Löwen ist weniger bekannt, als es verdient. Wer Sünde tut, der fällt der Macht des Bösen anheim; wir müssen unterscheiden zwischen den Sünden als bösen Taten und der Sünde als der Macht des Bösen. Tatsächlich ist es eine böse Macht; wenn man sie näher kennen gelernt hat, dann begreift man, wie sie geradezu der Verpersönlichung bedurfte; denn sie ist hinterlistig und gemein. Sie lauert auf den Menschen wie der Löwe auf Beute. Darum wachet! Hinter jedem einfachen Busch, aber besonders hinter jedem Baum mit lachenden Äpfeln kann der Löwe liegen. Darum: Wachet! Denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingt. Es ist schrecklich, wie man alle Tage in Versuchung ist. – Ein solches Wort ließe sich mit diesem Bild in eine Konfirmationsrede einflechten, und es würde verstanden von den Alten und behalten von den Jungen.

S. 28, 1. Man kann mit der Psychologie der Sünde zufrieden sein, wie sie hier erscheint. Unser Vers wird mit Kains Angstruf um so besser erläutert, je mehr man sich auf den naiven Standpunkt stellt, daß es außer ihm und seinen Eltern keine Menschen auf Erden gegeben hätte. Aber auch die Worte des Volkslieds aus „Üb immer Treu und Redlichkeit", „Das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu" sind eine gute Erläuterung. Die Furcht vor der Strafe bevölkert das Nichts mit Gebilden der Angst; das Böse macht innerlich unsicher, als ginge man über morsches Eis. „Es kommt heraus, es kommt heraus" oder „Die Strafe kommt, die Strafe kommt," so poltern sogar die Eisenbahnräder. Die Geschickten und Gerissenen unter den Sündern wissen diese ihre innere Unsicherheit freilich hinter einer Sicherheit zu verbergen, die ihnen einen suggestiven Einfluß auf all die vielen Unsichern unter den Menschen gibt. Denn im Durchschnitt sind wir Menschen merkwürdig unsicher in unsrer eignen Haut und fallen darum immer herein, wenn uns einer so ganz sicher oder gar unverschämt entgegentritt. Ideal genommen gilt freilich das Wort von der Sicherheit des Frommen. Man ist aber auch wirklich nicht eher ganz fromm, als bis man diese innere Sicherheit dem Geschick und auch den Menschen gegenüber gewonnen hat, wie sie aus einem guten oder aus einem wiederhergestellten Gewissen und dem festen Zutrauen auf Gott kommt. Diese Sicherheit gehört zu den vielen geistigen Gütern, die der wirklich Fromme hat; wir sollten diese überhaupt und zumal jene Sicherheit des öftern nennen, und nicht nur so gedankenträge von den „Gütern des Glaubens" reden.

S. 14, 16. Dieses Wort gewinnt durch das bekannte Bild vom Spielen mit dem Feuer eine anschauliche Gestalt. Wir wissen doch gar nicht, wie viel Leute da unten zu unsern Füßen in irgend einer Gefahr stehn, die nach ihnen greift oder schon gegriffen hat. Sie sehnen sich vielleicht nach einem stärkenden Wort, aber wir haben ganz anderes zu predigen. Sie werden vielleicht von einer Kasse, von einem fremden Weib oder Mann dämonisch angezogen, und wir reden über die Wunder. Ihnen sollen wir helfen. Auf das Vermeiden sollten wir darum öfter zu reden kommen; es gibt indirekte Sünden, die darin bestehen, daß man die eigne Kraft schwächt und die der Sünde stärkt: man verweilt bei ihrem Anblick (delectatio morosa), man beschäftigt sich in seinen Gedanken mit ihr, man betet und arbeitet sich nicht durch, man trinkt und verkehrt zuviel mit gemeinen Menschen, die ganz voll von bösen leichtfertigen und boshaften Gedanken und Bemerkungen sind. Wie dankbar wäre manches Menschenkind für eine Warnung, die in diese Richtung ginge! Und weiß es auch all solches selbst, es klingt ganz anders, wenn es ein andrer sagt.

J. S. 21, 1 – 2. Wieder ein prachtvolles Wort, das sich vorzüglich für den Bußtag eignete, wenn es nicht das Unglück hätte, in Jesus Sirach zu stehen. Zwar ist das „Tu es nicht wieder" nicht so einfach. Denn es kommt schon die Sünde aus einem Hang heraus, und dann schafft sie sich noch eine Spur in der Seele, die wir Disposition nennen. Aber sie verursacht einem doch auch einen Schrecken. Es ist für manchen ein sehr heilsames Aufwachen, wenn er merkt, daß er, ja gerade er, zu so etwas fähig war. So kann man von einem Segen der Sünde, nicht bloß von dem ihrer Folgen reden, so sehr ich auch lieber diese mißverständliche Redensart vermeiden möchte. Leider weicht in der Regel der

heilsame Schrecken bald wieder der teuflischen Neugier, ob man es noch einmal fertig brächte oder ob die Sache noch einmal wieder so schön wäre. Alle Logik streckt vor diesem satanischen Geflüster die Waffen. Es ist zum Verzweifeln. Und doch muß man bitten und beschwören „Tu es nicht wieder!" Denn dieses Wort kann, wenn der ganze Nachdruck seelsorgerlichen Glaubens dahinter steht, doch von Wirkung sein; es muß wirken. Aber man muß es ergänzen mit einem Hinweis auf das, was denn nun geschehen soll; denn etwas tut die Seele immer. Wem es wirklich ernst ist, der lernt bald, wie er sich ablenken kann, wenn die Willenskraft noch nicht zu sehr durch die Sünde geschwächt und mit Beschlag belegt ist. Auch wenn die Dinge viel schwerer und verwickelter sind, als es die rationalistische Psychologie unseres Beraters hier erscheinen läßt, wir müssen doch ganz so verfahren, als wenn er recht hätte. — Die Bitte um Vergebung kommt, wenn sie einigermaßen echt ist, aus einer Seele heraus, die mit der Sünde so viel fertig ist, wie man mit der Sünde fertig sein kann; dann ist diese Bitte natürlich ein starkes Gewicht auf der Wagschale des Guten. Die Warnung „Flieh" ist wieder unvergeßlich mit dem Bild von der Schlange erläutert; die Sünde beißt, wenn man ihr nahekommt. Wenn wir doch so predigen und sprechen lernten!

J. S. 7, 8. Über die erste Zeile könnte man eine Rede im Jugendverein oder vor seinen Schülern halten. Man wird sie eindrucksvoll gestalten, wenn man etwa so verfährt: zuerst spricht man über das Sprichwort „Einmal ist keinmal", dann über Hebels Wort „Einmal ist hundertmal und tausendmal", endlich über „Einmal und nicht wieder". — Daß große Sünder etwas von ihrem Raub Kirchen und wohltätigen Stiftungen schenken, kommt immer noch vor; diese werden dann auch in der Alten Welt fest genug sein, um solche zurückzuweisen, wie es seinerzeit in der Neuen Welt manche Pfarrer und Synodalen mit der Gabe eines reichen Monopolisten getan haben. Pecunia olet. Darin darf man sich durch die Logik der Bedürftigkeit nicht irre machen lassen. — Man sühnt sein Unrecht zuerst durch Umkehr und Bitte um Vergebung. Erst aus einem erneuerten Zachäusherzen sind Gott solche Gaben willkommen, die keinem Menschen Sand in die Augen streuen, sondern nur das Gewissen erleichtern wollen.

J. S. 5, 4 – 7. Hier ist die Plastik auf der Seite des deutschen Sprichwortes von Gottes Mühlen. Dem Leichtsinnigen, der sich auf das Ausbleiben der göttlichen Vergeltung verläßt, die den ganzen Inhalt seines Gottesglaubens ausmachte, kann man öfter einmal derartiges zurufen: Es ist nun einmal Sünde, was du getan hast; es ist Sünde, auch ohne böse äußere Folgen. — Das folgende Wort, das vor dem trägen und frivolen Vertrauen auf die Vergebung warnt, könnten wir so gut gebrauchen; es ist klarer als die Auseinandersetzung des Paulus in Römer 6. Zwar spricht hier wieder der nüchterne Moralist, der einen Eimer kalten Wassers auf die Freude an der Vergebung gießt; aber wir können seine Worte sehr gut verwenden, weil wir es mit Menschen zu tun haben, die anders sind, als sie die Voraussetzung unserer Gnadenpredigt erscheinen läßt; wir müssen diesem klugen und erfahrenen Mann Jesus Sirach zuhören, wenn er etwas über unsern Enthusiasmus lächelt, in dem mancher übergroße Optimist die Sünder schnell aus der Sünde nach dem Empfang der Vergebung in ein neues Leben

hinübereilen sieht. Die sichern Sünder bilden auch eine Kategorie unter den Gläubigen; diesen tut der Bußruf des Methodismus ganz vorzüglich gut; wir dürfen diesen ernsten und andrängenden Ton ihm nicht allein überlassen.

S. 20, 9. Auf gut pietistisch heißt das so: Ich bin noch nicht genug gereinigt, ich bin noch nicht innig genug mit ihm vereinigt. Wenn dies recht ernst und tief empfunden wird, dann lautet die Folgerung daraus nicht zuerst: Ich will mich reinigen, sondern: Schaff in mir Gott ein reines Herz; denn wie kann eine unreine Hand die andre sauber waschen?

S. 28, 13. Wieder ein gutes Wort für eine Abendmahlsvorbereitungsrede wird uns hier geboten. Die Sünde zu verhehlen, das mag helfen vor den Leuten, wenngleich immer etwas durchsickert; aber es hilft nicht vor Gott, der alles sieht, aber nichts weiter sagt; darum soll man seine Schuld im Gebet ihm sagen, denn das ist unser protestantischer Beichtstuhl. Wer die Schuld bekennt, hat die Sünde schon halb überwunden; dann aber muß man sie noch wirklich tatsächlich lassen, und es geht, daß man Sünde läßt. Es geht wirklich; man kann dahin kommen, daß man nicht mehr prahlt oder böse Scherze über jemand macht; sogar von dem Geld kommt man etwas los und manchmal auch von der Sinnlichkeit. Dann kann man sich darauf verlassen, daß man den Beifall Gottes hat; denn wer will nicht für sein ganzes Leben den Beifall der höchsten Stelle gewinnen, die er überhaupt kennt? Gott recht zu sein und zu wissen, daß man es ist, das gibt ein geschlossenes Leben mit einem Mittelpunkt; und das macht merkwürdig sicher und fest.

Kampf gegen die Sinnlichkeit.

S. 6 [27]Kann man Feuer im Busen tragen, ohne daß die Kleider brennen?
[28]Kann man auf glühenden Kohlen gehen, ohne daß die Füße wund werden?
JS. 18 [30. 31.]
[30]Lauf nicht deinen Begierden nach, halt dich zurück von deinen Lüsten!
[31]Tust du deiner Natur den Willen, so tust du den Willen deines Feindes.
S. 7 [1]Mein Sohn, behalte meine Mahnung, bewahre meine Lehren,
[2]halte sie, so wirst du leben, hüte meine Worte, wie deinen Augapfel,
[3]binde sie dir an die Finger, schreib sie auf die Tafel des Herzens,
[4]halte die Weisheit als deine Schwester,
nimm die Einsicht zu deiner Vertrauten,
[5]daß sie dich bewahrt vor dem fremden Weib,
vor dem lockenden Wort der Buhlerin!
S. 23 [26]Mein Sohn, schenk mir Gehör, laß deinen Augen meine Wege gefallen!
[27]Eine tiefe Grube ist das fremde Weib,
ein gefährlicher Abgrund die Buhlerin.
[28]Sie liegt wie zum Raub auf der Lauer,
bringt viel Untreue unter die Menschen.

Hier sind wir an das Gebiet gekommen, auf dem die meisten Menschen ihre meisten Sünden haben, und zwar beide Gruppen, im heiligen Ehestand und außerhalb desselben. Der Richter und der Arzt wissen es vielleicht am allerbesten, wie es wirklich auf diesem Gebiet aussieht: ich vermute, daß es viel schlimmer ist, als ein Mensch ahnt. Der Trieb, der nach Gottfried Keller zwanzigmal

stärker ist, als zur Fortpflanzung der Menschheit nötig wäre, ist an unendlich vielem Elend schuld und der Keim vieler, vieler Sünden, wenn wir auch nicht vergessen, daß man ihm die schönste Gottesgabe, die Kinder, zu verdanken hat. Es geht darum nicht so weiter, daß wir als Diener Jesu so wenig in Predigt und Unterricht gegen die Ausschreitungen jenes Triebes tun. Es muß immer einmal wieder das Gewissen gegen sie Verwahrung einlegen, das Gewissen der Gemeinde, das in der Verkündigung des Pfarrers schlagen soll. Aber mit der Verwahrung allein ist es noch nicht getan: wir müssen auch dieses Gebiet seelsorgerlich anzufassen suchen. Es ist leicht und unbarmherzig zugleich, nur zu sagen, daß etwas nicht zu geschehen habe; aber die seelsorgerliche Liebe muß dahin drängen, daß wir auch möglichst eingehend sagen, wie man es vermeiden kann, daß das Böse geschieht. Dem braucht man ja nicht eine besondere Predigt zu widmen, wie es wohl katholische Missionsprediger in ihren besonderen Ansprachen an Ehemänner und Ehefrauen tun. Aber erwähnen kann man diese Aufgabe oder auf sie anspielen; denn man wird sofort verstanden, wenn man dies Gebiet nur leise berührt. Vor allem sind wir es unsern höheren Schülern schuldig, daß wir weniger durch große Vorträge als durch gelegentliche „gefühlsbetonte Bemerkungen" diese Sache streifen. Sie verstehen uns ebenfalls sofort; man merkt es an der großen Stille, die gleich eintritt, wenn man auf die ganze Frage zu sprechen kommt; geht doch ein übergroßer Teil von dem ganzen Nachdenken und der Phantasie der jungen Leute unter dem Druck des erwachten Triebslebens und erst recht unter dem dämonischen Einfluß einiger Klassenverderber auf dieses Gebiet hin. Man weiß gar nicht, wie man mit solch einem hingeworfenen Wort die Wagschale der Reinheit im Kampf mit der der Unreinheit zum Siege bringen kann. Die Form des Zitats „aus dem alten Jesus Sirach" hilft dabei über manche Schwierigkeiten hinweg, die der unmittelbaren Rede zumal im Munde eines jüngeren Mannes entgegentreten.

S. 6, 27 – 28. Das Feuer ist im Busen; nun wird es sich selbst überlassen oder noch genährt. Das Wohlgefallen an jenen Kameraden mit den schlagfertigen Zoten und den lustigen Geschichten, das Aufstöbern der bekannten Stellen in der Bibel, das Lesen aufregender Lektüre und unbewachte Einsamkeit lassen die Flammen stark und stärker werden. Es ist in manches anständigen jungen Mannes Seele ein Zwiespalt zwischen dem Fleisch und dem Geist, in dem ihm niemand hilft, weil jeder die peinliche Aufgabe dem andern zuschiebt. Die Schule schiebt sie dem Haus, das Haus der Schule oder dem Arzte zu. Für Eltern ist es am allerpeinlichsten, diese Dinge zu berühren; es geht ganz einfach nicht. Der Pfarrer hat noch am meisten den Vorzug, daß mit seinem Amt die Macht der gefühlsmäßigen Achtung vor dem Reinen und Guten verbunden ist; der Arzt faßt die Sache wissenschaftlich an, kann darum Folgen verhüten, aber nicht Wurzeln beseitigen helfen. Darum wird ein Wort wie dieses hier, einer verständigen Konfirmandenklasse mitgegeben, gerade um seines bildlichen Zuges willen, gute Dienste tun; das Bildwort ist für die, die Ohren haben zu hören, während es bei den andern bloß ins Gedächtnis fällt, um dort vielleicht auch einmal eine Stimme zu bekommen. – J. S. 18, 30. 31 ist ebenfalls sehr eindrucksvoll gesagt. Ein Feind kann einen Menschen nicht mehr schädigen an Gesundheit, Ehre, Geistesfrische, idealem Sinn, als der Dienst der Lüste. Dieses im einzelnen auszuführen,

kann in einem Jugendverein nicht schwer sein; hier muß man sich aber auch einmal den Mut dazu nehmen, so schwer es sein mag, wenn man mit den Jungens ein sehr kameradschaftliches Verhältnis unterhält; in diesem Fall könnte es ja einmal ein fremder Redner tun, der gerade zu Gaste ist. — Das Wort S. 7, 1 ist sehr ernst gehalten und mit Recht. Die Warnung vor der Dirne und dem fremden Weib ist ein guter Dienst, den ein Pfarrer etwa den jungen Leuten mitgeben soll, die als Rekruten zum Standort abreisen; in kleineren Verhältnissen kann man diesen eine kleine Feier veranstalten und dabei neben anderem auch dies sagen: es wird großen Eindruck machen. Dies ist man seinen Konfirmierten schuldig; denn eine ganz greuliche Welt der Gemeinheit umfängt sie, wovon man freilich gar nichts zu hören bekommt, wo einmal von unserm stolzen Heere gesprochen wird. Die Dinge sind sehr schlimm. S. 23, 26—28 hat auch wieder den Vorzug einer großen Plastik und Behaltbarkeit: „Eine tiefe Grube ist das fremde Weib" — das vergißt sich ja niemals wieder. Das sollte man seinen Primanern und auch schon seinen Sekundanern gelegentlich hinwerfen; sie werden es schon aufnehmen und behalten. Ob es freilich etwas nützt, ist eine andere Frage; aber dann hat man seine Pflicht getan. Man könnte dies Wort auch geradezu schon bei der Geschichte in Josef und Potiphars Weib lernen lassen; solche Sprüche, die aus einem ganz plastisch gestalteten Satz bestehen, sind die allerbesten. Oder man denke, wie dieses Wort als Zitat in der Predigt wirkt: man hat auch Leute in der Kirche, die vor einer solchen Grube stehen oder gar selber eine solche für jemand anders bilden. Im Keime kann man durch ein solches Wort unrechte Verhältnisse, die sich gerade zu bilden beginnen, töten, ohne daß jemand etwas davon erfährt; denn die Gier der Männer und die Eitelkeit der Frauen führt leicht in diese Gefahr hinein, besonders wenn sich die Sünde unter dem Vorwand, vom eignen Gatten nicht verstanden zu werden, vor dem Gewissen mit Sentimentalität zu rechtfertigen versteht. Das fremde Weib, nicht nur das unanständige, sondern auch manches anständige, liegt tatsächlich auf der Lauer; mit Koketterie beginnt es und mit Ehebruch hört es auf. Oft ist jene ganz unbewußt; Urias Weib hätte sich auch mehr in acht nehmen können; eine Frau muß wissen, wie bestimmte Dinge auf jeden Mann wirken. Vorhänge und Läden sind nicht umsonst da, und die Mode ist oft eine ganz gemeine Kupplerin. Es ist ein Jammer, daß wir noch keine Gelegenheit haben, solche Dinge offen irgendwo zu sagen. Die Damenprediger werden es ja wohl kaum tun, es müßte denn sein, daß sie ihre Anziehung auf das andre Geschlecht mit ihrer Derbheit ausgeübt haben. Wie kann man nur die Frauen erreichen, die, ohne es zu wissen, hierin sündigen, ohne sie zu verletzen? Aber die wichtigste Frage ist doch die: wie entspannt man überhaupt unsere ganze Atmosphäre der überstarken sexuellen Einflüsse und Kräfte, die den Widerstand gegen die Versuchung dem einzelnen so sehr erschweren? Kann man für die ganze Öffentlichkeit nur recht wenig tun, so aber doch im eignen Hause um so mehr. Darauf kann man auch in der Predigt oder in Gemeindeblättern zu reden kommen, wenn man es auf der Kanzel nicht wagt; es muß erste Bedingung sein, daß im Hause, auch wenn die Söhne schon groß sind, ja gerade dann, das ganze Gebiet niemals, am allerwenigsten mit einem mild verzeihenden Scherze berührt wird. So kann man hoffen, eine gewisse Kraft des Widerstandes seinen Kindern mitzugeben. Auch Bilder, mögen

sie selbst künstlerischen Wert haben, sollte man nur sehr vorsichtig verwenden, wenn irgend eine Gefahr für die so schrecklich leicht entzündliche Phantasie darinnen liegt. Sind es wirklich ganz edle Bilder oder Statuen, dann bieten sie freilich ein so vorzügliches Schutzmittel wie eine Impfung; dann könnte der Vater selber die erwachsenen Kinder darauf aufmerksam machen, wie schön sie sind, um damit gleich mit Unterstützung seiner väterlichen Autorität einen andern Schein auf sie fallen zu lassen; vielleicht, daß dann auch andre Bilder ähnlicher Art so gesehen werden, wie der Blick vom Vater eingestellt worden ist.

Gottesfurcht, Demut und Gottvertrauen.

S. 16 [9]Der Mensch erdenkt sich einen Weg, aber Gott bestimmt, wie es geht.
S. 16 [33]Im Busen wird das Los geschüttelt, aber Gott bestimmt, wie es fällt.
S. 21 [31]Das Roß ist gerüstet zur Schlacht, aber Gott gibt den Sieg.
S. 3 5–8.
[5]Vertrau auf Gott von ganzem Herzen, verlaß dich nicht auf deinen Verstand.
[6]hab Ihn vor Augen, wo du gehst, so führt er dich den sichern Weg,
[7]und halte dich nicht selbst für klug, Gott fürchte und das Böse meide,
[8]das hält deinen Leib gesund, macht froh in Mark und Bein!
S. 18 10.
Ein fester Turm ist Gottes Name, der Fromme ist durch ihn stark und sicher.
S. 29 25. 26.
[25]Menschenfurcht bringt in Not, Gottvertrauen gibt Schutz.
[26]Viele erhoffen Hilfe von Fürsten, aber Gott schafft dem Mann sein Recht.
S. 22 [5]Lohn der Demut und Gottesfurcht ist Reichtum, Ehre und Leben
J. S. 40 26. 27.
[26]Bei Gottesfurcht gibts keinen Mangel, außer ihr braucht man keine Hilfe.
[27]Gottesfurcht hat Paradiesessegen, sie ist der schönste Baldachin.

S. 16, 9 u. 33; 21, 31. Das sind fromme Sprüche; fromm, weil sie Gott über allem menschlichen Geschehen als die entscheidende Stelle sehen und beachten lehren. Fromm sein oder glauben heißt: Gott, den Unsichtbaren, sehen, als sähe man ihn, heißt, über dem menschlichen Träger irgendwelcher Tätigkeiten einen andern göttlichen schauen, der eigentlich die Dinge in seiner Hand hat. Das Organ, in dieser Weise Gott zu schauen, ist der Glaube oder auch das, was man das religiöse a priori nennen könnte. Ich bezweifle aber ebenso sehr, daß es allen Menschen angeboren, als daß es auf irgend eine Weise zu erwecken ist, ich weiß nichts darüber. Nur weiß ich, daß es, wo es vorhanden ist, durch keine Wissenschaft, aber oft durch ganz trockne Beschäftigung und eine triviale Umgebung und besonders durch praktischen Materialismus zerstört werden kann. Man darf und muß aber hoffen, daß es überall in jedem Menschen, wenn auch im Verborgenen, steckt. Durch ein religiöses Zeugnis weckt man es dann am ersten; freilich haben den meisten Einfluß auf sein Erwachen solche Ereignisse im Einzel- und im Völkerleben, die uns unsere Abhängigkeit von einem höheren Willen recht eindringlich nahelegen können. Wir müssen darum des öfteren ganz einfach religiös sprechen, um unsern Hörern diese religiöse Auffassung ihres Lebens und der Welt, die alles, was geschieht, in die Beziehung der Abhängigkeit zu Gott bringt, nicht verloren gehen zu lassen. — Der erste Spruch hat in unserm schönen deutschen

Wort „Der Mensch denkt und Gott lenkt" sein Gegenstück. Das sollte man einmal einer einfachen oder auch einer anspruchsvolleren Gemeinde klar machen, wie uns gerade an solchen Erlebnissen, wie sie in beiden Sprüchen ausgedrückt sind, Gott immer nahe tritt. Es geht ja doch immer anders und es kommt auch ganz anders, als man denkt. Der Humor, der sich so oft als einen kleineren Weltbruder des Glaubens zeigt, sagt das in dem bekannten Wort von der Tücke des Objektes oder in dem ebenso bekannten Satz: Es kommt immer — anders, als man denkt. Der Glaube drückt dieselbe Überlegenheit über den oft schmerzlichen Gang der Dinge aus, indem er einen höheren Willen dahinter sucht; ohne einen solchen halten wir es gar nicht aus, unser Leben zu leben. Und wenn wir allmählich dahinter kommen, daß gerade in dem von uns nicht vorausgesehenen und nicht gewollten Gang der Dinge ein Wille sich geltend macht, der höhere, nämlich geistigere und sittlichere Gedanken mit uns verfolgt, dann bekommen wir so viel Klarheit und Frieden, also die schönsten aller christlichen Heilsgüter, in die Seele, wie nur irgend ein Mensch haben kann. Ergebung im Blick auf das, was hinter und was über einem liegt, Vertrauen im Blick auf das, was vor einem liegt — das etwa ließe sich in einer Predigt über unsern Text anbahnen; solches hat ein jeder nötig, und jeder wird dafür dankbar sein. Dadurch aber, daß Gott alles anheimgestellt wird, wird unsere Arbeit nicht überflüssig; Gottes Lenken macht unser Denken ebensowenig unnötig, wie unser Denken Gottes Lenken. Diese Gewißheit gibt offenbar auch zwei Gesichtspunkte und zugleich eine eindrucksvolle und behaltbare Einteilung für unser Thema. Daß man sich dabei vor einer jeden Abschweifung in das Gebiet der Spekulation, also der von den alten Dogmatikern mit der Lehre vom Konkursus gelösten Frage zu hüten hat, versteht sich von selbst. Ist diese Frage überhaupt unlösbar, dann darf man auch nicht auf der Kanzel darüber stammeln. Der Prediger spreche ganz einfach seine Überzeugung aus, daß beides nötig und wirklich sei, sowohl unser Denken als auch Gottes Lenken. — Das zweite Wort, das vom Los, gibt dem Gedanken eine noch prägnantere Fassung: wir erwägen in unserer Seele, was wir tun sollen oder was geschehen wird — wir schütteln den Becher mit den Würfeln. Aber siehe da, eine unsichtbare Hand regiert sie, und sie fallen, wie sie fallen müssen. Vor jeder entscheidungsvollen Lebenswendung wird einem die hier niedergelegte Überzeugung immer wieder sehr klar und gewiß werden. — Das Bild des dritten Spruches könnte man vielleicht auf das militärische Leben, oder auf das politische anwenden. Es drückt sehr gut die Spannung aus, die einer großen Entscheidung vorausgeht: wir rüsten und die Feinde rüsten, aber der Ausgang ist ungewiß. Man kann überzeugt sein, manchem von allem Glauben längst entfernten Soldaten käme in solcher Lage ebenso wieder der Gedanke an Gott, und zwar voll von Sorge und Gebetstimmung, wie nach dem erfochtenen Sieg das Lied „Nun danket alle Gott" von den Lippen strömt.

S. 3, 3—8. Dieser einfache herzliche Spruch gehört zur rechten Volksreligion und zwar zu solcher der besten Art. Er drückt die völlige und freudige Hingebung an Gott aus, wie sie alle echte Religion ausmacht. Diese schließt das Verlassen auf den „Verstand" aus, d. h. aber nicht auf unser rein abstraktes theoretisches oder auch unser praktisches Vermögen als solches, sondern auf unsere kurzsichtigen und selbstsüchtigen Gedanken, die uns so oft sorgenvoll oder leichtfertig machen wollen.

Wer sich selbst für klug hält, wählt eigne Wege, die der Schlauheit und Berechnung entsprechen, und sie gehen dann so oft fehl. Wer sich aber dem Gott hingibt, der uns seinen Willen in seinen großen Offenbarern gezeigt hat, der ist wahrhaft klug und kommt weiter. Ehrfurcht vor ihm und ein ganz strenges Gewissen sind unsere Leiter. — Es ist wertvoll, was unser Weiser als Erfolg eines solchen Lebens preist: — „gibt Gott mir nur gesundes Blut, so hab ich frohen Sinn!" — Wir werden alles andre eher tun, als unsern Weisen dieser äußerlichen und leiblichen Frömmigkeit wegen von oben herab ansehen. Denn der Leib, genauer die Nerven, werden immer mehr für viele Menschen der Anlaß, nicht bloß anständig und gut, sondern auch wieder fromm zu werden. Es ist ja eine Erkenntnis unserer heutigen Nervenärzte, mit der sie den Materialismus mancher Theologen beschämen, daß es die Affekte sind, die auf die Nerven so erregend und verwüstend einwirken können, wenn sie eine übermäßige Stärke erlangen. Besonders sind es die Affekte der Sorge und der Reue und ähnliche, also sozusagen negative Affekte, die am meisten Schaden stiften, während die positiven der Freude meist eine sehr belebende Wirkung ausüben. An diesem Punkte sollten wir mehr unsere Leute zu fassen versuchen. Die Nervenruhe, die auf ein voll Andacht und Ergebung gebetetes Unser Vater erfolgt, die einen großen schweren Verzicht belohnt oder die aus einem von unsern Vertrauensliedern ausströmt, ist auch eine Gabe Gottes. Dabei ist immer vorauszusetzen, daß einer noch so viel Ruhe in sich hat, um jenes gesammelt oder einigermaßen gesammelt ausüben zu können; daran fehlt es oft genug. Dann aber hat der Arzt allein das Wort, und physikalische Mittel müssen die wilde Physis bändigen. Aber man hege doch selbst den festen Glauben daran, und verbreite ihn immer mehr, daß der Geist oder genauer die Seele stärker ist als der Leib. Besonders das ruhige, sorgenlose Vertrauen sowie die Ausschaltung des bösen Ehrgeizes, der an so vielen gedrückten Seelenlagen schuld ist, das sind Gesundungsmittel aus unsers Herrgotts Apotheke. Gott will ja doch nichts lieber als Menschen, die an Leib und Seele gesund und die darum oder dazu ganz und gar innerlich froh und glücklich sind. Die Grundlage solchen Glücks ist aber sehr oft die Kraft, sich bescheiden zu können und zu entsagen. Ich erinnere mich keiner Predigt, in der dieses doch so zeitgemäße und auch bibelgemäße Thema behandelt worden wäre.

Das Wort vom Turm S. 18,10 paßt vortrefflich als Eingangs- und Schlußwort oder auch als Text zu einem Reformationsgottesdienst. Mit unserm Lied „Ein feste Burg" zusammen gibt das einen wehrhaften Klang, wie auf nationalem Gebiet die „Wacht am Rhein". Gerade wiederum die Sicherheit des Frommen ist hier betont. Dieses Gefühl der Festigkeit, dieses Gefühl, den Dingen über- und nicht unterlegen zu sein, gebührt dem Christen als dem Kind des Gottes, der selber die ganze Welt beherrscht. Es sind lauter positive Hochgefühle, die die Stimmung eines Christen endgültig bilden helfen sollen.

Das ist auch der Sinn des folgenden Spruchs S. 29,25 und 26. Wir werden ihn natürlich vor allem psychologisch wenden. Menschenfurcht macht klein und schwach, sie raubt in der entscheidenden Stunde das rechte Wort, während der freie und kühne Geist schlagfertig bleibt, weil er weder Menschen gefallen noch imponieren will, weil er weniger an sich als an die Sache denkt, die er vertritt. Gottvertrauen macht uns innerlich ganz sicher und ruhig, weil es einen

über die Menschen und auch über sich selber zu freiem, großem Umblick erhebt. Die beiden folgenden Sprüche vom äußeren Segen der Gottesfurcht werden wir ja Bedenken tragen, allzu wörtlich zu fassen. Immer wieder muß man daran erinnern, daß man durch die enge Verkettung von Gottesfurcht und solchem Segen den Verlust alles Glaubens ebenso leicht macht, wie seine Annahme. Es ist stets betrübend zu sehen, wie die Schulkinder dies als die Hauptsache entweder gelernt oder allein begriffen haben, daß Jesus äußerlich geholfen, also etwa die 5000 Mann gespeist hat. Man achte bei dem folgenden Spruch auf das doppelseitige Verhältnis zwischen Gottesfurcht und Lauterkeit. Wer immer Gott fürchtet, also wer vor ihm Ehrfurcht hat, bleibt lauter in seinem Wesen; denn es kann niemand, der Gott wahrhaft kennt und mit ihm umgeht, anders werden, als Gott selbst ist; und er ist ganz lauter, also wahr und echt. Umgekehrt hat der, der unreines Herzens ist, keinen Sinn für Gott, und wäre er auch der gescheiteste oder der kirchlichste Mensch von der Welt. Jesus drückt die letzte Wahrheit positiv aus: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt.

S. 14, 2. J. S. 1, 28--30. Das Bedürfnis, etwas im Sinne dieser Warnung vor Heuchelei zu sagen, befriedigen wir besser als mit diesen Versen mit einem Wort aus dem N. T. über die Pharisäer. In ihnen hat Jesus die frommen Heuchler nicht nur vor der Gemeinde, sondern vor der ganzen Weltgeschichte erniedrigt. Freilich sind sie darum noch lange nicht ausgestorben; denn es liegt der menschlichen Natur zu nahe, Gott und sich selbst zu gleicher Zeit dienen zu wollen, und zwar der eignen Ehre, wenn es nicht der eigne Geldbeutel ist. Hat man eine solche festgeprägte Anschauung zur Verfügung, die der Gemeinde bekannt ist, dann darf man keine unanschaulichen Gedanken statt ihrer bringen. Besser als eine abstrakte Gedankenpredigt ist immer doch die anschauliche Bilderpredigt; denn sie fesselt beide, Jung und Alt.

Ist nach J. S. 10, 19ff. Gottesfurcht der wahre Adel, so liegt darin eine Wertung, die unserm christlichen Standpunkt ebenso entspricht, wie sie dem Durchschnittsmenschen widerspricht. Alle Erziehung ist darin beschlossen, daß die Wertschätzung geregelt wird. Zu dieser rechten Regelung der Werte kann man auch unsern Abschnitt gebrauchen. Der Wert liegt nach ihm nicht im äußern Scheinen und Gelten, sondern im innern Sein. Über Fürsten und Könige wird von dem Spruchlehrer der Arme und Fremde erhoben, der Gott liebt und fürchtet. Das ist der religiös demokratische Grundzug der biblischen Religion. Ihn hat Jesus z. B. in dem Gleichnis vom königlichen Mahl, ihn hat Paulus z. B. in 1. Kor. 1 und 2 ausgesprochen. Man kann und soll immer einmal wieder diesen wertvollen Gedanken vor der Gemeinde betonen.

Ehrfurcht vor den Eltern.

J. S. 3 [1]Ihr Söhne, höret das Recht des Vaters,
tut danach, daß es euch wohl geht!
[2]Gott will, daß Kinder den Vater ehren,
die Rechte der Mutter hat er festgesetzt.
[3]Wer den Vater ehrt, deckt Sünden zu,
[4]wer die Mutter hochhält, sammelt Schätze.

[5]Wer den Vater ehrt, wird Freude haben von seinen Kindern,
[6]wer der Mutter wohltut, erwirbt Lohn bei Gott.
[7]Wer Gott fürchtet, ehrt den Vater,
er dient seinen Eltern als Gebietern.
[8]In Wort und Tat ehre den Vater,
damit aller Segen über dich kommt.
[9]Des Vaters Segen gibt feste Wurzel,
der Mutter Fluch reißt die Pflanzung aus.
[10]Such nicht deine Ehre in des Vaters Schande,
[11]denn des Vaters Ehre ist deine Ehre.
[12]Pflege deinen Vater im Alter
betrübe ihn nicht, solange er lebt;
[13]wenn sein Geist abnimmt, schone ihn,
beschäme ihn nicht mit deiner Kraft.
[14]Kindestreue bleibt unvergessen,
sie ist ein Guthaben gegen Schuld;
[15]am Tage der Not wird dirs gedacht,
wie Wärme den Reif nimmt es Sünde weg.

S. 1 [8]Gehorche der Zucht des Vaters, achte nicht gering das Wort der Mutter;
[9]sie zieren dich wie ein Kranz, als schmuckes Halsgeschmeid!

J. S. 7 [27]Ehre deinen Vater von ganzem Herzen,
vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden!
[28]Bedenke, daß du ohne sie nicht wärest;
wie kannst du ihnen vergelten, was sie dir getan?

S. 23 [24]Der Vater eines Frommen ist glücklich,
wer einen Weisen zum Sohn hat, freut sich.
[25]Sorge, daß deine Eltern Freude haben,
daß Vater und Mutter glücklich seien.

S. 28 [24]Wer den Vater gewissenlos darben läßt,
ist nicht besser als ein Verbrecher.

S. 30 17.

Das Auge, das den Vater verachtet, der Mutter den Gehorsam weigert,
das hacken die Raben im Tal, das fressen die jungen Geier.

Auch dieses Gebiet gehört zu denen, die eine konkrete und praktische Predigt als Hauptgegenstand oder als Erläuterungsmittel für Sünde, Schuld und neues Leben immer einmal wieder heranziehen sollte. Denn die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, sind alle Kinder und haben zum großen Teil Kinder. Das Verhältnis zu den Eltern und zu den Kindern greift aber so ganz besonders in das Denken und Fühlen eines jeden Menschen ein, daß man sofort die Aufmerksamkeit erweckt, wenn man darauf zu sprechen kommt. Wir wissen meist ja garnicht, wie tief wir mit den Wurzeln unseres Daseins in unsern Eltern gegründet sind, noch wissen wir immer, wie überaus einflußreich auf der andern Seite unser ganzes Leben für unsere Kinder ist. Denn beide Beziehungen verlaufen ganz tief unter der Oberfläche des bewußten Lebens. Besonders der eine wichtige Gegenstand unserer ganzen Verkündigung, nämlich das verschuldete

Leid, hat hier seine Stelle. Die psychanalytische Methode von Pfr. Pfister in Zürich achtet immer auf sog. Vaterkomplexe; das ist irgend eine Stelle im Innenleben des Menschen, da etwas so oder so nicht in Ordnung ist. Diese versucht man nun auf Beziehungen zu dem Vater zurückzuführen, die irgend eine Hemmung im Gefolge haben, um diese Beziehungen dann durch offene und klärende Aussprache in die Reihe zu bringen. Und auf der andern Seite — selbst wenn die Vererbung gar keinen Einfluß hätte, die Umgebung, die für das Kind besonders in seinen Eltern besteht, übt den allergrößten Einfluß aus. Dieser liegt weniger in den großen Reden oder großen Taten, die es hört und sieht, als in den kleinen, gelegentlichen Bemerkungen, in denen sich die wirkliche Schätzung und Wertung überträgt, die im innersten Gemüt der Eltern wohnt. So wirkt der Geist und die Seele des Elternhauses noch weit, weit in das Leben des Menschen hinein; seine Grundstimmung wird wohl für immer dadurch bestimmt. — Es scheint mir nun, wenn man allerlei Beobachtungen im einzelnen zu verallgemeinern wagen kann, als ob vielfach der Geist der Erziehung heutzutage ein anderer wäre als vor mehreren Jahrzehnten. War damals alles auf die väterliche Autorität gestellt, die ihren Willen mit hartem Wort und Zwang durchzusetzen wußte, so ist heute weithin ein freundlicherer Geist zu beobachten, der es mehr darauf anlegt, das Vertrauen und die Liebe der Kinder als ihren Respekt oder ihre Furcht zu erwerben. Eine solche Erziehung ist ohne Zweifel mehr aus dem Geist des Evangeliums als die alte Art; freilich kann sie ebenso in den Fehler der Weichheit verfallen wie jene erste in den der Härte. Beides sollte man aber durch folgenden Rat zu vermeiden suchen, den man nicht oft genug von der Kanzel herunter wiederholen kann: Haltet euch, Vater und Mutter, so, daß an euch eure Kinder ein Modell für die Vater- und Mutterliebe Gottes gewinnen und für immer behalten können; denn es steckt doch in jedem Christen, der an den Vater im Himmel glaubt, etwas von dem Bild der Menschen, die ihm für das Bild des himmlischen Vaters Modell gestanden haben. Das sollten darum die Eltern immer bedenken, und es nicht darauf ankommen lassen, daß sich ihre Kinder von ihrem Bilde wegflüchten und vielleicht gerade im Gegensatz zu ihnen den himmlischen Vater aufsuchen. Es ist noch lange nicht unbedingt sicher, daß Josef ein Mustervater gewesen sein muß, wenn Jesus Gott Vater nennen konnte; es kann auch umgekehrt gewesen und sein Weg zum himmlischen Vater im Gegensatz zum irdischen gegangen sein.

Solche Gedanken liegen natürlich unsern Stellen hier völlig fern; sind jenes moderne individualistische Reflexionen, so spricht in diesen der Geist des alten Orients, der Geist der Autorität und Pietät. Der Staat und die Gesellschaft stehn auf dem Haus, und das Haus steht auf der Autorität. Gerade dieser Ton muß darum unserer individualistischen Jugend immer einmal wieder eingeschärft werden. Suchen wir überhaupt wieder die Autorität, wenn auch die Autorität, die sich durch ihr eigenes Schwergewicht einen freiwilligen Gehorsam verschafft, so gilt das zumal für das Verhältnis der Kinder zu den Eltern. Wenn wir es nicht versäumen, auf der andern Seite den Eltern einzuschärfen, wie man eine Autorität wird und bleibt, weil wir die rein natürliche Autorität nicht mehr wie früher gelten lassen können, so werden wir umsomehr den Kindern sagen können: Ehret eure Eltern. Der ganze Abschnitt J. S. 3, 1 – 15 ist sehr ein-

drucksvoll; man sieht greise Väter und Mütter mit durchfurchtem Antlitz. Man sieht auch in den Zusammenhang zwischen der irdischen und der himmlischen Autorität, aber auch in den zwischen Eltern und Kindern und Enkeln hinein. Wer Gott fürchtet, das ist der Sinn des ersten Gedankens V. 2, der hat auch die Eltern zu achten; denn seine Autorität steht hinter der ihren. Der Geist der Pietät aber pflanzt sich auch im Hause fort — wem fällt dabei nicht die einzigartige Lesebuchgeschichte ein von dem Mann, der seinen alten Vater aus einer Holzschüssel essen ließ, und dem sein kleiner Sohn darum für seine alten Tage schon eine Holzschüssel schnitzte! Das Motiv für diese Haltung der Ehrfurcht vor den Eltern, daß sie Lohn vor Gott erwirbt, wollen wir nicht ganz auf die Seite werfen; es macht auf unreife Menschen immer einen Eindruck, der weder der Begründung in den Tatsachen noch der in dem Geist der Schrift zu entbehren braucht. Sehr fein ist die Warnung von V. 10, daß man nicht in des Vaters Schande seine Ehre suchen soll — ein Wort, das man manchmal wird Gelegenheit haben, hitzigen Kindern gegenüber anzuführen. Das Volk drückt dasselbe etwas drastischer mit einem Bild aus dem Leben des Vogels im Neste aus. — Ebenso realistisch und praktisch ist das Wort V. 12 und 13; ganz besonders V. 13 verrät doch eine außerordentliche Feinheit; wie würde man ein solches Wort preisen, wenn es den Vorzug hätte, im Neuen Testament zu stehn — aber wer kennt es hier? Man sollte doch immer weniger nach dem Wer und Wo als nach dem Was und Wie fragen. Eine ganze Predigt über diese Verse oder ihre häufigere Anführung trifft so ganz und gar den bäuerlichen Geist, daß man jungen Landpfarrern nicht genug dazu raten kann. So sehr wir übrigens die Vergeltung auf diesem Gebiet als Beweggrund heranziehen können, soweit es sich um den sichtbaren Zusammenhang von Ursache und Wirkung handelt, so wenig werden wir es über uns gewinnen können, der Pietät einen Einfluß auf die Tilgung unserer Schuld einzuräumen.

Wir empfinden an all diesen Stellen eine gewisse feierliche Herbheit und patriarchalische Strenge; uns fehlen an ihnen zu sehr die warmen und weichen Töne, die für uns das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bezeichnen. Aber es ist doch auch so gut; denn unsere tiefere Einsicht sagt uns, daß nur Ehrfurcht und ein gutes Verhalten, aber keine Liebe als Gefühlsbestimmtheit geboten werden kann. Liebe beruht auf dem Gefühl, und Gefühle können nicht geboten, sie können bloß durch einen liebenswerten Gegenstand erweckt werden. Man könnte sagen, so stellt die Ehrfurcht den elterlichen moralischen Pflichtteil dar, was man auch einmal Eltern auseinandersetzen kann, wenn sie sich über die kühle Haltung und mangelnde Liebe ihrer Kinder beschweren. Etwas wärmer klingt ja schon S. 23, 2, ein Spruch, der sich doch mehr für das Gedächtnis von Kindern empfiehlt, als der schrecklich harte von den Raben am Bach. Aber ich möchte auch diesen um seiner eindrucksvollen Bildlichkeit nicht missen; solche Worte gehören zu denen, die tatsächlich tief ins empfängliche Kindergemüt sich eingraben und später einmal vor schweren Verletzungen der elterlichen Ehre bewahren oder zur reumütigen Umkehr veranlassen können. Wer weiß, wie vielen Eltern dieses Wort schon zugute gekommen ist! Solche Worte sollte man des öftern in der Predigt anführen; das Unbehagen der einen wird reichlich aufgewogen durch das Gefühl der andern, von einem alten ehrwürdigen Hauch aus ihrer Kindheit berührt

zu werden. Viel zu erläutern ist an dem Worte nicht; denn es ist mehr die Stimmung, die durch die Bilder der Raben und der Geier hineinkommt, was so stark wirkt, als der ausgedachte Gedanken selber. Wenn wir doch nur so plastisch und eindrucksvoll predigen könnten! Wir wollten gern allerlei zuckende Spöttergesichter ertragen.

Lebensklugheit.

J. S. 37 16–18.

16Vor dem Tun muß das Wort stehn, vor dem Handeln das Denken,
17Die Wurzeln der Gedanken des Herzens bringen vier Zweige hervor:
18Glück, Unglück, Leben und Tod, sie alle liegen in der Zunge beschlossen.
S. 14 12Mancher Weg scheint richtig und führt doch zum Verderben.
J. S. 5 9Worfle nicht bei jedem Wind, gehe nicht auf jedem Weg.
S. 22 3Der Kluge sieht die Gefahr und deckt sich,
der Einfältige läuft weiter und fällt.
S. 27 1
Tu nicht groß mit Zukunftsplänen, du weißt nicht, was der Morgen bringt.
S. 15 22Was man nicht vertraulich berät, mißlingt,
reiflich besprochen kommts zum Ziel.
J. S. 18 19Vor dem Kampf such einen Genossen,
vor der Krankheit einen Arzt.
20Vor dem Gericht Gottes erforsche dich,
daß er dich mit Strafen verschont.
22Versäume nicht, dich zu bekehren,
verschieb es nicht, bis die Not kommt.
23Eh du gelobst, überleg dir's,
mach's nicht wie die, die Gott versuchen.
25Im guten Jahr gedenk der schlechten,
im Reichtum des Mangels und Hungers,
26vom Morgen zum Abend ändert sichs oft,
rasch wendet Gott der Menschen Geschick.
27Ein Weiser sieht sich in allem vor,
hütet sich vor Sünde in der bösen Welt.

Die hier zusammengestellten Lebensregeln bringen zumeist Gedanken, die uns wenig Neues und wenig Texte oder sonst einen Anlaß zur Verwertung auf der Kanzel bringen. Für den im ersten Satz des ersten Stückes gegebenen Rat werden wir lieber unser deutsches „Erst besinns, dann beginns" um seiner treffenderen Form willen heranziehen. Die vier Zweige, die aus den Wurzeln der Gedanken unseres Herzens wachsen, lassen sich einmal in einer freiern Rede ganz gut schildern. Die Gemeinde freut sich vielleicht über diese anschauliche und behaltbare Form, die man ja auch selber finden könnte, wenn man noch über etwas Phantasie verfügte. Freilich reimt sich schlecht zu den Zweigen, daß jene vier Dinge, Glück und Unglück, Leben und Tod in der Zunge beschlossen sind. Aus diesem Bild kann man aber einmal eine besondere Rede machen: die Zunge, so klein sie ist, birgt doch die größten Dinge; denn sie ist ein Ausdrucksmittel für unsere Seele, und sie ist ein Verkehrsmittel mit unserer Umgebung; und von beidem, unserem Innern

und unserem Benehmen gegen die andern, hängt unser Geschick ab. Man kann nicht nur andere, sondern auch sich selber tot reden. Man kann sich ein reiches und glückliches Leben durch die Art verschaffen, wie man mit andern und besonders über andere spricht; ebenso ist natürlich auch unser Elend häufig genug davon abhängig, wie wir unsere Zunge gebrauchen. — Wir würden Wert darauf legen, zu betonen, daß vor allem auch für den andern viel davon abhängt, wie wir mit unserer Zunge umgehen. Das kommt leider hier nur in Betracht, soweit es eine Folge für unser eigenes Ergehen hat. Aber wie gern preisen wir stets den höchsten Standpunkt, um dann noch oft genug unter dem niedrigern zu bleiben!

S. 14, 12 ließe sich als Text, wenn man sich dazu entschließen kann, sehr gut mit Beispielen belegen: der Habsüchtige, der Schlaumeier, der Tollkühne, der Allerweltsfreund, usw. Eine durchschnittliche Bauerngemeinde würde eine solche Predigt sehr loben: es fragt sich nur, ob das für uns der Maßstab ist. Aber zur Anknüpfung an vorhandene Interessen und Anschauungen kann man einmal etwa in einem einfacheren Nebengottesdienst so sprechen. Auf derselben Höhe stehen auch die folgenden Worte. J. S. 5, 9 hat wieder eine prachtvolle Plastik zum Vorzug; jeder Bauer paßt auf, wenn man diese Stelle einführt: „Wie schon der alte Jesus Sirach sagt, man soll nicht bei jedem Winde worfeln, weil man dann die Spreu ins Gesicht bekommt, wenn man Gegenwind hat." Am schönsten ist das Wort über den besten Ratgeber J. S. 37, 7 – 15. Dies Wort eignet sich nicht nur für eine Predigt oder Rede an junge Leute, sondern auch für alte. Sehr schön läßt es sich rednerisch gestalten, wie man von einem Ratgeber zum anderen kommt und immer enttäuscht wird, weil jeder nur an sich selber denkt. Der Neidische und der Eifersüchtige werden aber ihren Rat in solche Schmeichelworte einkleiden, daß man immer wieder in Versuchung kommt, sie zu fragen; dagegen rät der fromme und treue Ratgeber oft genau das Gegenteil von dem, was wir möchten. Wir sagen ja so oft: „Rat mir gut, aber rat mir nicht ab." Wir tun dann bloß so, als wenn wir Rat haben wollten; in Wirklichkeit wollen wir bloß Zustimmung; oft genug tun wir doch nicht, was der treue Rater uns gesagt hat, sondern was wir ursprünglich tun wollten. Es ist schwer zu raten, aber auch schwer sich raten zu lassen. — Sehr schön ist der letzte Teil des Abschnittes von V. 13 an. Der beste Freund ist das eigene Herz — wir würden sagen, das eigene Gewissen oder das innerste Selbstgefühl. Darin hat Jesus Sirach recht. Es gibt da etwas in uns, das eine ganz unvergleichliche Rolle im Seelenleben spielt. Es ist das Organ des Unbewußten in uns, das zumal bei Frauen sehr fein ausgebildet ist. Ihr Herz sagt ihnen dies und das, ohne daß sie es so vernünftig begründen können, wie unser männlicher Verstand es haben möchte. Und oft hat dieses Organ recht. So geht es einem oft genug, daß die innere Stimme so und so spricht, während Klugheit und Umgebung ganz anders raten und drängen. Dieses Organ gilt es zu pflegen und auszubilden. Wenn man ihm immer entgegenhandelt, schweigt es schließlich, wie ein um des Bellens willen geschlagener Wachthund. Aber es bedarf einer Nachprüfung und Verbesserung. Für diese hat unser Spruchdichter auch sehr gut gesorgt, wenn er rät, daß man Gott um die rechte Erleuchtung bitten soll. Gott ist die höchste Stelle, woher uns Rat und Wink kommen kann. Daß wir Gott, diese allem menschlich persönlichen Wesen überlegene Macht, auch wieder nur subjektiv besitzen können, ist nicht zu ändern. Wenigstens ist dann doch für eine höchste

Appellinstanz gesorgt; bildet das Gewissen die mittlere für die niederen Organe, also etwa unsere Klugheit und Gewohnheit, so bildet Gott, wie wir Gott in uns erreichen können, nicht wie er aus anderen spricht, die höchste für uns erreichbare Stelle. Mehr kann man von uns nicht verlangen, als daß wir etwas vor Gottes Antlitz tragen und dann handeln, wie er uns gesagt hat. In dieser unserer einfachen Stelle stoßen die größten Fragen zusammen. Dazu gehört einmal zuerst die praktische, die uns Johannes Müller sehr nahe gebracht hat: was ist für uns die normgebende Stelle für unser Leben, die Außen- oder die Innenwelt? Er entscheidet sich bekanntlich und zwar mit Recht, für die zweite Stelle, für den Gehorsam gegen unsere Stimme, die das transzendente Ich in uns darstellt. Aber hier fangen die Schwierigkeiten erst an: was steckt in diesem Ich? Ist das ein in unser Leben hereinragendes metaphysisches Organ, in dem die Welt der Wahrheit unmittelbar zu uns redet, oder ist es nur ein Niederschlag der geschichtlichen Entwicklung? Darauf haben wir hier nicht weiter einzugehen; wir haben bloß diese Stelle dem Nachdenken zu empfehlen; einmal ist sie für die Seelsorge wichtig, weil wir in ihr doch nur können Geburtshelfer für die wahre innere Stimme sein, um einen Menschen nicht dazu zu verführen, daß er gegen seine Überzeugung und sein Wesen handelt; dann aber sollten wir sie auch einmal einer Predigt zu Grunde legen, die sicher viele aufmerksame Hörer fände. Für solche Hilfen, sich selber zu finden, wird jeder dankbar sein, der in innerer Verlegenheit ist. Und wie oft kommen doch wohl Leute in einer solchen zur Kirche, um ein beliebiges Wort dann als Losung oder Orakel mit nach Hause zu nehmen! Dagegen würde eine Predigt über unsern Spruch sie dazu veranlassen, sich selbst zu finden und sich darum geistig zu helfen, statt mit einem solchen unterpersönlichen und ungeistigen Orakel vorlieb nehmen, wie das oft genug auch noch dem Geschmack der abergläubischen Frommen entspricht.

Bescheidenheit.

J. S. 3 17 – 20.

17Im Reichtum bleibe bescheiden, so bist du beliebter als ein Freigebiger,
18im hohen Stand bleibe einfach, so stehst du bei Gott in Gunst;
20denn groß ist Gott allein, die Demütigen sind seine Vertrauten.

S. 15 33Gottesfurcht ist die Schule der Weisheit, der Ehre geht Demut voraus.

S. 29 23Hochmut bringt zu Fall, der Bescheidene kommt zu Ehren.

S. 27 2Ein andrer lobe dich, nicht du selbst, fremder, nicht dein eigener Mund.

J. S. 5 1 – 3.

1Poch nicht auf dein Vermögen, sag nicht: „ich hab's in der Hand";
2folg nicht deiner natürlichen Kraft, deinen Begierden zu leben;
3sag nicht: „wer hat Macht über mich?" Gott schützt die Unterdrückten.

In speziellen Predigten kann man öfter über diese Tugend handeln. Das Wesen einer solchen Predigt besteht dann darin: man hebt mit dem einfachen und nächsten religiös-sittlichen Rate an, um dann langsam zu den tiefern und tiefsten Gedanken hinunterzusteigen. Dabei zeigt man, wie die vorgetragene praktische Forderung bloß ein Sonderfall einer allgemeinen ist; oder man deckt die Voraussetzungen auf, unter denen sie gilt oder allein verwirklicht werden kann. Wenn sich so der Gang der Predigt gestaltet, daß sie sich immer mehr erweitert und vertieft, bleibt ihr die Spannung der Zuhörer erhalten, die ihr schon sogleich

dieser besondere Gegenstand erworben hatte. Sonst aber kann man auf solche einzelnen Tugenden wie etwa die Bescheidenheit, zu sprechen kommen, indem man umgekehrt von einer umfassenden Bitte oder Mahnung ausgeht und diese dann an der besonderen klar macht oder auf sie hinausführt. Im allgemeinen empfiehlt sich meiner Meinung nach der erste Weg immer mehr, als der zweite, wenn dieser auch unter der noch dauernden Herrschaft des allgemeinen Predigtgegenstandes der beliebtere ist. Wenn man sieht, wie sich die Menschen gegenseitig etwas vorprahlen und einen schönen Schein vortäuschen, um einander zu ärgern oder auch bloß sich vor einander zu sonnen, wenn man weiß, wie schwer es einem fällt, nicht seine Vorzüge ins Licht zu stellen, die einem leider ein unbedachtes Lob vorzeitig zum Bewußtsein gebracht hat, dann bekommt man das Bedürfnis, des öfteren einmal über diese Seite des Christenlebens zu sprechen. Dabei kann man in Anlehnung an einen unsrer Texte folgende Gedanken aussprechen. Der erste Text kann einem den Anlaß bieten, den seelischen und religiösen Wurzeln der Eitelkeit nachzugehen. Ihre Voraussetzung ist der Wunsch, auch zu scheinen, was man ist, und zu zeigen, was man hat. Man hat die Angst, es werde nicht bemerkt, während doch die Menschen so viel über einen jeden sprechen, der ihnen auffällt. Oder man ist seines Wertes nicht recht sicher, darum will man ihn den Leuten unter die Augen rücken, bis sie ihn sehn. Dieser Drang ist ganz schrecklich, zumal auch auf geistigem Gebiet; auf der Schule beginnt es und bei den Hochschullehrern hört es noch nicht auf. Ja gerade das genus vatum irritabile ist im Durchschnitt furchtbar eitel, was sich in einfältiger Gefallsucht, kindischer Freude über eine Ehre und bitterster Empfindlichkeit über ihre Verletzung äußert. Offenbar macht, wie schon bemerkt, die höchste Intelligenz auf dem theoretischen Gebiet den Menschen nicht nur nicht besser, wie so viele Fernstehenden meinen, sondern sie schützt ihn noch nicht einmal vor der Dummheit, zu meinen, die andern merkten die Eitelkeit so wenig, wie sie die Vorzüge bemerkten. Diese Eitelkeit ist aber das Zeichen einer Seele, die weder reif noch fromm ist. Wäre sie das erste, dann stünde sie so fest auf ihrer Sache, die sie lieben sollte, daß kein Gedanke an sich selbst in der Seele Platz gewinnen könnte. Wäre sie fromm, dann wüßte sie, wo der beste und einzige Maßstab für die rechte Selbstbeurteilung zu holen ist; und das ist Gott. In ihrem Irrwahn meinen solche eitlen Menschen, man gönnte ihnen nicht ihr Geld und ihre Erfolge. Aber sie ahnen nicht, daß die Abneigung, die sie häufig finden, weniger auf den Neid zurückgeht, so groß dieser auch unter den Pfarrern z. B. ist, als auf den Ärger über die eitle Renommisterei. Oder in unschuldigeren Fällen wird der Eitle durch Gelächter und sehr üble Witze bestraft, die ihm all seine Ehre, die er beansprucht, und auch die, die er verdient, zu nehmen imstande sind. Darum ist das ein Beweggrund der Klugheit, den man sich und andern einmal vorhalten kann: willst du Ehre haben, dann strebe auch noch nach dem Lob der Zurückhaltung und Einfachheit. Das ist ein sehr menschliches Mittel, Eitelkeit durch Ehrgeiz auszutreiben. Besser ist natürlich ein anderes: gewöhne dir überhaupt ab, dich mit andern zu vergleichen, von dir zu sprechen und über deine Vorzüge nachzudenken; all dies verschwindet, je fester die Beziehung zu Gott wird. Wertvoll kann dabei auch eine solche Bemerkung wie die prachtvolle Äußerung Bismarcks sein: er schätze einen Menschen ein, indem er seine Eitelkeit von seinen Fähigkeiten abziehe. — Für uns dreht sich nun das Verhältnis zwischen Gottesgunst und

Beſcheidenheit genau um: nicht hoffen wir durch dieſe bei Gott in Gunſt zu kommen, ſondern weil wir glauben, bei Gott als ſeine Kinder in Gunſt zu ſtehn, darum haben wir gar kein Bedürfnis als Chriſten, vor den Menſchen mit Wiſſen, Geld und Macht zu prahlen. Wenn man einmal nicht mit dem Verſtande, ſondern mit dem Herzen begriffen hat, wie groß Gott und wie klein der Menſch iſt, dann vergeht einem das Prahlen. Wer gar nichts ſein will, der iſt Gottes liebſtes Kind; denn vor Gott, der alles iſt, kann nur der etwas ſein, der nichts ſein will. Das iſt eine der grundlegenden bibliſchen Erkenntniſſe, die wir aber ſo furchtbar ſchwer ergreifen, ſo leicht ſie auch zu begreifen iſt. Mit Gott als ſeinem innigſten Vertrauten ſich auszuſprechen, vor ihm die Freude an Beſitz und Erfolg in Dank zu verwandeln und ſich immer wieder die Erkenntnis zu holen, daß man doch nur ein ſehr kleiner Menſch vor ihm iſt, das iſt die Radikalkur gegen alle Eitelkeit. Durch dieſe muß das unſern Spruchdichtern näherliegende Verfahren abgelöſt werden, den Eiteln an ſeiner Klugheit zu faſſen, die ihm ſagt, daß er ſich durch Eitelkeit lächerlich macht, aber durch Beſcheidenheit weiter kommt. Dieſer Weg führt bloß zum unaufdringlichen Verhalten, jener aber macht das Sein ſelber beſſer.

Der Spruch S. 29, 23 über den Hochmut ſtellt eine andere Seite der Grunduntugend in den Vordergrund. Hochmut iſt etwas anderes als Eitelkeit. Dieſe macht den Nächſten zum Spiegel für die Vorzüge, die man hat, jene dagegen ſetzt dafür noch den andern ſelber herab. Über die Eitelkeit lacht man, über den Hochmut ärgert man ſich oder haßt ihn. Denn er iſt Eitelkeit plus liebloſe Rückſichtsloſigkeit oder Unverſchämtheit. Der Phariſäer im Gleichnis iſt eitel, wenn er von ſich ſpricht, hochmütig aber, wenn er ſich mit dem Zöllner vergleicht und ihn verachtet. Darum verblendet der Hochmut noch mehr als die Eitelkeit; denn in den ſo ſtark unterſchätzten andern ſind ſtarke Gegner und Feinde; oder auch der Hochmut trägt den Kopf ſo hoch über den Menſchen, daß er die Steine nicht ſieht, über die er ſtolpert, und die Grube nicht ſchaut, in die er fällt. Auch dieſer unſer Spruch, dem ja unſer deutſches Sprichwort zu Hilfe kommt, wenn man es auch tatſächlich immer wieder einem einfacheren Verſtand ſeinem Wortſinn nach erklären muß, eignet ſich vorzüglich zur ſeeliſchen und religiöſen Vertiefung. An Beiſpielen kann man es klar machen, wie die Hybris den Menſchen verblendet, bis ſie geſtürzt werden: der Turm zu Babel, Nebukadnezar, Napoleon, der Geldmann, der auf einmal mitten im Bankbruch ſteht, weil er hoch hinaus wollte. Beiſpiele und immer wieder Beiſpiele, an denen man die Regel erläutert, oder noch beſſer, die man unter Mitwirkung von Schülern und Predigthörern gewinnt; in dieſem merkwürdigen Geſetze, daß vor dem Hochmut der Fall und vor dem Fall der Hochmut kommt, ſchauen wir in die Tiefe des Lebens und der Welt; es tun ſich uns mächtige Geſetze und endlich ein großer heiliger Wille auf, der das Geſchehen und das Verhalten von jeher ſo verknüpft hat. — Die nächſte Kur für einen ſolchen, der auf dem Weg des Hochmuts iſt, kann wieder die Klugheit ſein, die dem Schaden folgen kann. Die gründlichſte aber beſteht darin, daß man ſich vor ſeinem Gotte beugt und die Menſchen lieb gewinnt, um ſie verſtehn und würdigen zu lernen. — Man vergeſſe aber auch nicht zu bemerken, daß der Ärger über den Hochmut anderer ſehr oft ſelber auf — Hochmut beruht.

S. 27, 2 iſt ein Wort, zu dem die Parallele im deutſchen Sprichwörterſchatz zu finden, jeder Klaſſe Freude machen wird. Sie iſt etwas kräftiger und derber.

J. S. 5, 1—3 enthält die stärkste Steigerung, die dieser seelische Zug finden kann: es ist die Vermessenheit, die richtige Hybris. Sie liegt in der Sucht sich auszuleben und dieses Übermaß an Rücksichtslosigkeit noch mit Wonne zu genießen. Man sieht den über- nein hochmütigen Machthaber geradezu vor sich, der solche freve Worte sagt. Er lebt seiner Gier und unterdrückt die Schwachen — der richtige Übermensch im übelsten Sinn. Aber die Bäume wachsen nicht in den Himmel, Gott spottet solcher und streckt sie auf einmal dahin. Sie fallen über Menschen, die sie verachtet haben, oder es erhebt sich die Schar der bösen Folgen ihrer Sünden und stürzt sie zu Boden.

Zu S. 27, 2. Dies Wort verlangt, man solle die Anerkennung, die man verdient und die man auch braucht, von andern empfangen, nicht sich selbst zu verschaffen suchen. Das ist also ein Sonderfall der allgemeinen christlich-sittlichen Regel: Niemand suche das Seine, sondern jeder, was des andern ist. Denn wenn dies geschieht, bekommt ja jeder, was er braucht; er nimmt es sich nicht, sondern man gibt es ihm. Er bekommt es also doch, und zwar noch vermehrt um die Liebe, die den andern es ihm geben heißt, und vermindert um die Nachteile, die immer damit verbunden sind, wenn man sich selber etwas nimmt. Dieses Wort ist auch die oberste Losung für die christliche Ehe und für die christliche Gesellschaft. Man soll vor allem darauf bedacht sein, zu geben statt zu nehmen; das, was man braucht, wird einem dann ebenso von den andern gegeben, wie man selbst für sie sorgt. — So das Ideal; schlimm ist es natürlich, wenn dies Verhalten nur einseitig stattfindet. Dann aber wird für den rechten Christen immer noch die Forderung zu geben bestehen bleiben; nur muß er sich dann das Notwendige, aber nur das, und das ist immer sehr gering, selber zu verschaffen suchen, wenn es ihm kein andrer gibt.

Festigkeit.

S. 16 [32]Ein Geduldiger geht über einen Starken,
ein Selbstbeherrscher über einen Städtebezwinger.

S. 23 [28]Eine eroberte Stadt ohne Mauer ist ein Mann ohne Gewalt über sich.

J. S. 22 [16]Fester Bau aus Gebälk, kein Erdbeben reißt ihn ein;
so ein Herz durch Überzeugung fest, keine Gefahr macht es zittern.
[18]Steinchen auf hohem Fels, vor dem Wind bleiben sie nicht:
so ein Herz, ziellos schwankend, hält nicht Stand vor dem Schrecken.

Edle Haltung.

J. S. 4 [29]Sei nicht ein Held mit der Zunge,
nicht lässig und schlaff in der Arbeit.
[30]Sei nicht ein Löwe in deinem Haus,
nicht scheu und würdelos vor dem Gesinde.
[31]Deine Hand sei nicht eilig, zu nehmen,
nicht langsam, zurückzuerstatten.

J. S. 21 [20]Der Unfeine lacht überlaut, der Gebildete lächelt nur stille.

S. 16, 32. Die Ausdauer hat den Sieg über die Kraft, die passive Tugend den über die aktive. In Betracht kommen eine Reihe von Verhältnissen, zumal solche, in denen es sich um das rein Menschliche handelt. So ist also z. B. der Geduldige überlegen, wenn es darauf ankommt, einen Menschen zu erziehen und auf bessere Wege zu bringen; oder wenn eine große Erkenntnis in dem

öffentlichen Leben und in dem der Gemeinde durchgesetzt werden soll; oder wenn eine großes Werk in den so stumpfen und schweren Verstand der Menschen eingeführt werden soll. Auch bei Krankheit des Leibes und der Seele, also bei Schwächen und Sünden, hat der Geduldige die größere Aussicht. Besonders ist das der Fall, wenn wir zur Geduld die Zähigkeit und das feste Vertrauen auf Gott und die Wahrheit der Sache, und wenn wir zur Stärke die Leidenschaft und die Sucht, es selber zu machen, hinzunehmen. Das stärkste Beispiel dafür ist für uns Christen immer das Kreuz; was Jesus nie durch herrisches und glänzendes Auftreten erzwungen hätte, die Seelen der Menschen zu gewinnen, das hat er als Gekreuzigter langsam durchgesetzt. — Daß der Selbstbeherrscher über den Städtebezwinger geht, ist der Ausfluß einer Beurteilung und Wertschätzung, die sehr an die christliche hinankommt. Denn der höchste Wert ist doch die Herrschaft und der Besitz der Seele, nicht Eroberung und Ruhm. Man kann eine Stadt erobern, und dabei ein leidenschaftlicher Hitzkopf oder ein allen bösen Lüsten, etwa dem Spielteufel oder der Unzucht rettungslos verfallener Mensch sein; die Erinnerung an manche Heerführer liegt dem Kundigen nicht fern. Auch wenn diese Leidenschaftlichkeit die notwendige Schattenseite an der Kraftnatur ist, die die Städte bezwingt, es muß von einem jeden verlangt werden, daß er seine Natur zu zügeln weiß. — Jener mag tapfer sein: „tapfrer, der sich selbst bezwang." Für die Selbstbeherrschung müssen wir immer noch mehr Verständnis erwecken und es auch nicht verschmähen, ins einzelne gehende Winke, wie wir sie selbst aus unserm Verhalten gewonnen haben, mitzuteilen. Dabei liegt ein wichtiges Stück weit vor dem Augenblick, wo sie nötig wird: einmal bedürfen wir einer Diätetik der Seele, die uns unsere Nerven in die Hand gibt, also Enthaltsamkeit von zu vieler Arbeit und, was noch mehr herunter bringt, von zuviel Erholung und Genuß; ferner sollten wir ganz kleine Übungen vornehmen, wie etwa solche: einmal etwas Geringes, was sich nicht ganz ziemt und woran uns nicht allzuviel liegt, anders zu machen, als wir wollen, um es dann auch in größeren Dingen mit der Selbstbestimmung zu versuchen; oder man sollte in zornigen Lagen weglaufen, sich setzen oder bis zwölf zählen, ehe man antwortet — wir wollen alle solche kleinen Dinge nicht verschmähen, um uns und anderen in großen Aufgaben zu helfen. Wir treiben zu einseitig die große Sache der Erlösung und verschmähen darüber die so wichtige Asketik. Jene bleibt so oft ein Wort, und diese erst bringt den Leuten die Aufgaben unmittelbar zum Bewußtsein. Wenn man einmal weiß, wie viel man über sich vermag, indem man sich zuerst klug selbst überlistet, um sich dann in gute Gewohnheiten einzuleben, bis das Schwere selbstverständlich wird, läßt man sich von dieser Aufgabe auch nicht durch das Bedenken abbringen, das sei alles Pedanterie oder katholisierende Askese.

Wie dieses erste Wort, so ist auch das folgende durchaus kanzelfähig. Man denke, wie beim Vorlesen alles aufhorcht und das Bild nie vergißt: eine Stadt ist erobert, die Mauer zerschossen, die Tore eingeschlagen; konnte man sich ihr bisher kaum nähern und sie erst recht nicht ohne weiteres betreten, so strömt nun alles überall hinein; besonders die Feinde haben es leicht, nachdem sie sie überwunden, sie auch zu besetzen und in ihre Macht zu bekommen — so ist der Mensch, der keine Gewalt mehr über sich hat. Diese verliert man durch Krankheit, besonders Geisteskrankheit, durch Trunksucht und Unzucht und durch be-

ständigen Gehorsam gegen jeden Trieb und jede Lust. Dann ist man völlig ins Passivum hinabgesunken, während der Mensch doch zur Persönlichkeit, also zur Herrschaft bestimmt ist. Ein solcher geschwächter Mensch steht allen bösen Gedanken und Gewalten zur Verfügung; er kann nicht widerstehn; jedes Gelüst packt er an den Haaren oder vielmehr es packt ihn daran, und schleift ihn fort. Etwas Jämmerlicheres gibt es nicht, als einen solchen Menschen. Darum: principiis obsta! Die Sünde steht vor der Tür, laß ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche du über sie! Das erste geschieht, wenn du nicht fromm bist; das zweite, wenn du fromm bist; also das Verhältnis zu Gott ist vor allem entscheidend über das Machtverhältnis zwischen uns und der Sünde.

J. S. 22, 16. 18. Sehr fein ist dieser Gegensatz zwischen dem Charakter und dem haltlosen Menschen gezeichnet. Mindestens in einer Rede vor einem Jünglingsbund kann man diesen Vergleich ausmalen: hier das Haus, fest in seinem Gebälk und auf gutem Grunde gebaut, das nicht erschüttert wird durch das Erdbeben; dort das Steinchen auf hohem, von Winden umspielten Fels, den ein kurzer Stoß weit fortschleudert ins Tal hinab. Wie jenes steht der in sich geschlossene Charakter da, der genau weiß, was er will, weil er sich zu einer festen Überzeugung durchgerungen hat, dem Leben und der Welt entgegen; denn er wird mit ihr fertig, soweit es auf eigene Kraft ankommt, und das andere weiß er würdig und gehalten zu ertragen. Und daneben, haltlos wie das Steinchen, der Weichling, der ästhetische Nerven- und Stimmungsmensch oder der verwöhnte Liebling der Menschen und des Lebens, der immer gewöhnt ist, jeder Laune nachzugeben und bloß Natur zu sein — er zittert vor jedem Schrecken, weil er kein Mann ist. Die Anwendung auf den Kampf ums Dasein oder gar auf den Krieg wird bei der angegebenen Gelegenheit ihre Wirkung nicht verfehlen.

Was der weise Jesus Sirach 4, 29 und 30 für den Verkehr im Hause rät, ist nicht kanzelfähig, aber doch sehr zu beherzigen. Der Gegensatz zwischen dem Prahler oder Schwätzer und seiner Leistung ist komisch, wenn er unschädlich, aber traurig, wenn er verderblich ist. Der Haustyrann ist eine ebenso widrige Erscheinung wie einer, der sich vor dem Gesinde würdelos benimmt. Mit Dienstboten nur das allernotwendigste zu sprechen, ist eine Forderung, die sich ein gutmütiger und auch ein christlich denkender Mensch erst langsam aneignet. Alle christliche Freundlichkeit gegen die Geringen scheitert an der Bosheit so mancher dieser Geschöpfe, die dazu sich noch oft eine Freude daraus machen, sie recht unchristlich auszudeuten. Das gilt für einen jeden Mann, der sich nicht eine unantastbare Würde und Erhabenheit zutrauen kann. Liebe, christliche Liebe, braucht nicht freundlich zu sein, sie kann zurückhaltend, ja sogar grob werden müssen. — Das Wort vom Nehmen und Zurückerstatten V. 31 kann man auf alle möglichen Verhältnisse anwenden: Geld, Bücher, Liebe, Seele usw. Wenn es jeder eilig hätte, seine Rechnungen zu bezahlen, Bücher abzugeben — o diese Sünde aller Bücherfreunde, die Bummelei! — Besuche und Glückwünsche zu erwidern, dann brauchte sich niemand zu nehmen, was ihm gebührt und was man doch so oft überhaupt nicht nehmen kann, wie etwa Aufmerksamkeiten und ähnliches. Werden solche nur gegeben, aber nicht wieder erwiesen, dann ist es sehr schwer, ein freundschaftliches Verhältnis aufrechtzuerhalten; es geht zwar mit Selbstverleugnung eine Weile, aber nicht auf die Dauer; schließlich sind Freundschaften auch nicht bloß wie Geräte, um sich Selbstverleugnung einzuüben.

J. S. 21. 20. Zwischen dem überlauten Lachen des Unfeinen und dem stillen Lächeln des Gebildeten gibt es noch das herzhafte Lachen eines von Grund aus fröhlichen oder im Augenblick fröhlich gestimmten Menschen; das wollen wir jedem und auch uns selber empfehlen, da es doch nichts Gesünderes gibt, als sich bisweilen krank zu lachen. Mit einem stillen Lächeln über diesen Rat zur Wohlanständigkeit mit seinem braven „es schickt sich nicht" gehen wir hinweg.

Heiterkeit des Gemüts.

S. 15 [15]Der Elende hat lauter böse Tage, beim Wohlgemuten ist allzeit Fest.
S. 17 [22]Ein frohes Herz ist die beste Arznei, gedrücktes Gemüt zehrt am Mark.
S. 18 [14]Krankheit überwindet der Mensch,
gedrücktes Gemüt — wer kann das ertragen!
S. 14 [10].
Wer an früheren Kummer denkt, bleibt am frohen Tag von Hochmut frei.

Diese Sprüche legen es uns wieder nahe, den Einfluß des Gemütes auf den Körper und den Wunsch der Menschen nach Wohlsein zum Ausgangspunkt mancher Betrachtungen zu nehmen. Wenn auch kein heroischer Sinn in diesen Sprüchen liegt, so haben wir es auch nicht stets mit Leuten zu tun, die sich zu Heroen umbilden lassen. Wir wollen vielmehr von Herzen froh sein, wenn wir viele nur etwas über sich selber hinausheben können. Haben wir doch eine Volkskirche, in der wir jedem dienen sollen, wie es seine Lage gerade erlaubt und fordert (s. S. 27). Für weite Kreise ist nun tatsächlich ihr geliebter Körper mit seinem Wohlbefinden ein sehr wichtiger Anknüpfungspunkt. Geht es doch uns allen so, daß wir sehr von ihm abhängen und mitunter sehr viel mit ihm zu tun haben. Darum sollten wir uns allen asketisch-übergeistigen Spiritualismus abgewöhnen und ganz kräftig daran machen, öfter einmal die Leute an diesem wertvollen Punkte zu fassen. Wir müssen ihnen immer wieder zeigen, wie das seelische Verhalten von der größten Bedeutung für das körperliche Befinden ist; wie es körperliche Leiden meist erträglicher machen, manchmal sogar heilen kann, wenn man nur durch den Glauben bestimmt ist, daß dem Geist die Macht gehört. Dabei steht unsere Hoffnung darauf, daß einer allmählich an einem solchen Verhalten selbst Geschmack bekommt. Dann wird er als Zweck und Selbstwert behandeln, was ihm bis dahin bloß Mittel war; und der Wert des Körpers für sich wird ihm in demselben Maße dahinfallen, als er sieht, wie viel höher das Geistige als das Leibliche ist. Freilich gehört sehr viel Geduld und auch etwas Suggestionskraft dazu, um solches den so sehr empfindlichen und in sich verkrochenen Leidenden beizubringen.

S. 15, 15. Dieses kühne, tapfere Wort sollte man sich für allerlei Trostaufgaben merken: unser Glück hängt von der Art ab, wie wir die Welt empfinden. Hier gibt doch jeder dem Subjektivismus recht. Es geht etwas Kräftiges aus von diesem Spruch, wieder ein Hauch von dem Liede: „Was frag ich viel nach Geld und Gut", wobei freilich die Bedingung des gesunden Blutes für viele Elende einen Anlaß zu nicht unberechtigter Klage bildet. Aber wo gesundes Blut vorhanden ist, da darf man mitunter einmal allerlei Klageweibern, besonders auch den männlichen, gründlich den Kopf waschen über ihre schwarzen Gedanken, mit denen sie in die Welt hineinschauen, um damit selber alles dunkel zu sehen und auch anderen eine Last zu sein. Nicht nur vom Blut hängt die

Stimmung ab; man muß sich auch daran gewöhnen, allerlei Gedanken, die sich wie häßliche Spinnen in der Seele umhertreiben, einfach totzutreten. Es handelt sich, wo keine krankhafte Melancholie vorliegt, einfach um eine sittliche Willensaufgabe: es gilt das heimliche Hadern mit allerlei Menschen, das uns aufreibt, die ewigen Vergleiche, wie sie der Ehrgeiz erzeugt, die törichten Ängste vor Dingen, die erst in Jahren eintreten können, mit großer Tatkraft auszufegen und sich den großen religiös-sittlichen Gesetzen des Vertrauens und der Demut zu überlassen. An diesem ganz bestimmten Einzelpunkt lernen die Menschen wirklich, worauf es ankommt im Verkehr mit Gott und in der Pflege ihrer Seele. So werden wir Herren unseres Glückes. Man wird niemals glücklich durch eine Vermehrung des *Habens*, sondern immer nur durch eine Änderung des *Seins*; denn Glück ist nur mißbräuchlich in den Bestand der Wörter hineingewandert, die eine äußere Tatsache oder Gegenstände bezeichnen; es gehört zu den Wörtern, die Zustände ausdrücken wollen, weil es ein Gefühl bezeichnet.

S. 17, 22. Das frohe Herz, die beste Arznei, fehlt leider überall da, wo das Nerven- und Gemütsleben selber angegriffen ist. Es ist doch ein großer Unterschied, ob einer etwas an der Lunge oder etwas an den *Nerven* hat. Das Lungenleiden wird gefühlt, aber die Nerven sind selbst Werkzeuge des Fühlens; darum kann man die erste Art von Leiden, wenn die Nerven einigermaßen in der Reihe sind, durch sittliche und besonders religiöse Willensanstrengung ertragen lernen; aber die zweite Art ist um so weniger leicht zu ertragen, je mehr sie die ganze Breite des Nerven- und Gemütslebens einnimmt, denn wenn das Salz fade geworden ist, womit soll man es salzen? Dann ist es die Aufgabe der Umgebung und des *Seelsorgers*, für ein fröhliches Herz bei sich selber zu sorgen und dann damit zu dem Kranken zu gehen; so kann man hoffen, den Rest von seiner geistiger Spannkraft anzuregen, sodaß Heiterkeit, wenn auch nur wie Dezembersonnenschein, in die Seele einkehrt und ihre heilende Wirkung auch auf den Körper ausdehnt. Denn wie ein gedrücktes Gemüt am Mark zehrt, so stellt größere Seelenruhe die körperliche Kraft wieder her. Es ist ein schrecklicher Anblick, einen Menschen zu sehen, den der Kummer heruntergebracht hat, wie es auch wieder eine Freude ist, wenn sich nach überwundenem Kampf langsam die Wangen wieder röten.

S. 18, 14. Wenn dieses Wort auch sehr weich und schwächlich klingt, so soll es sich doch jeder merken, der mit Menschen zu tun hat, die an einem, wenn auch leichten Gemütsleiden kranken. Wie oft werden die armen Melancholiker und Hypochonder angefahren und bearbeitet, daß sie doch ihre Schrullen sollen fahren lassen oder einmal wirklich gläubig und damit froh werden! Wenn solche Worte aus dem Munde eines Menschen stammen, der kerngesund jede Nacht sein Teil schläft und jeden Tag sein Teil ißt und verdaut, dann tut ein solches Wort bitter, bitter weh. Es ist dann ganz einfach kein Aufschwung des Gemütes möglich, wenn die körperlichen Schwingen krank sind. Jenes handfeste Zureden ist ebenso verkehrt, wie ein schlappes Gehenlassen, das ja gewiß die Sache noch schlimmer macht. Wer findet doch den rechten Ton für diese armen Menschen, die mehr leiden, als mancher „wirklich" kranke, weil sie niemand für krank und jedermann für wunderlich oder ungläubig hält, im Gegensatze zu der Verkennung, die sie zumal auf dem Lande finden, wo man sie eigensinnig und faul nennt;

umso mehr kann ihnen der Pfarrer sein. Was sie wünschen, ist einfache herzliche Güte, die keine großen Worte über ihren Zustand macht, sondern fest und froh sie wie andere Menschen behandelt; jedenfalls hat aber alles Disputieren über ihren Zustand auf diese Kranken nur die entgegengesetzte Wirkung. Jene psychanalytische Methode von Pfister in Zürich, kann, wenn sie nicht einseitig auf sexuelle Dinge eingestellt ist, wie die von Freud, ohne Zweifel manchem, wenn man so sagen darf, einen Wurm aus dem Hirn herausziehen, der an dem ganzen Jammer schuld war. Diese Methode besteht bekanntlich (s. o. S. 85.) darin, daß man dem Kranken Gelegenheit gibt, sich über sich selbst auszusprechen, bis man die Ursache des ganzen Zustandes erfahren hat; dann zeigt man ihm, wie sich bei näherem Zusehen diese Ursache in Nichts auflöst. Die Erkenntnis dieser Ursache soll danach die Ursache selbst beseitigen; an diesem Punkt setzen noch meine Zweifel an der ganzen Methode ein. Näheres enthält z. B. Ev. Freiheit, Jahrgang 1909.

Auch ohne solche an die psychiatrische Behandlung streifende Methode kann man und muß man einem solchen Kranken ein „Aude valere" zurufen, so zaghaft es auch angenommen wird. Man darf nicht schelten, wenn er es nicht sofort beherzigt; was aus vielen Quellen in langer Zeit zusammengeströmt ist, verläuft sich auch langsam und verliert sich erst völlig, wenn die Quellen verstopft oder ausgetrocknet sind. Ein heiteres häusliches Leben, viel Liebe, mäßige Kost, tüchtig Arbeit, einfache Ansprüche an das Leben, sind die besten Mittel, um jenen Zuständen vorzubeugen oder Abhilfe zu verschaffen.

S. 14, 10. Man merkt es den meisten Menschen an, die gelitten haben, daß ihr Kummer wie ein ernster Schatten mit ihnen geht und sie vor einer Überschätzung der guten Tage warnt. Andere dagegen, denen alles nach Wunsch gegangen, neigen leicht dazu, der andern Unglück auf deren Dummheit oder Sünde zu schieben, bis sie selbst auf den Trümmern ihres Glückes stehen. Es ist zwar ein Trost an Leidende, der nicht viel verfangen wird, dieses Olim meminisse juvabit; aber es ist ein ganz vorzügliches Mittel, wenn man hinterher über seine schwere Zeit nachdenkt, um einen vor Verbitterung über so manchen unbegreiflichen Umweg und Verlust zu bewahren. Hat man als ein nicht gleichgültiges Lebensziel dies ergriffen, frei von Hochmut zu bleiben, dann wird man sich auch dazu bequemen müssen, das Mittel, das dazu dient, nicht zu verachten, sondern sich der Trübsal zu rühmen. So wird aus Not eine Tugend; aber eine solche Tugend ist immer besser als gar keine oder als ein aus der Not geborenes Laster.

Gelassenheit. Maßhalten. Nicht grübeln.

S. 14 30.

Gemütsruhe ist dem Menschen heilsam. Leidenschaft zerstört die Gesundheit.

S. 25 16.

Honig iß nur, soviel du brauchst, daß du ihn nicht sattkriegst und ausspeist.

J. S. 3 21 — 24.

21 Was dir zu hoch ist, erforsche nicht, was zu schwer, darüber grüble nicht;
23 was über dich hinausgeht, das laß, mehr als genug ist dir kundgetan.
24 Vielerlei Meinungen haben die Menschen, und unnütze Einfälle führen irre.

Hier spricht wieder der kluge Philister oder höchstens Epikureer. Auf der Kanzel sind wir andere Töne gewöhnt; denn die Predigt hat es hauptsächlich damit zu

tun, die hohen Ergüsse unserer klassischen Heldenzeiten mit Wasser des Alltags zu verdünnen und etwas schmackhafter zu machen. Geht aber nicht dann, wenn solches in der üblichen Weise geschieht, noch mancher leer aus, dem solche großen seelischen Fragen gar nicht nahe liegen und dem solche Aufgaben viel zu hoch sind, wie sie jener unserer Überlieferung entsprechen? Eine Gemeinde von überstiegenen Leuten, die sich, ohne das ganz unbeschreibliche eigenpersönliche Eingehen auf jene hohen Dinge, doch mit ihnen bloß in ihrer schwärmerischen Phantasie oder in ihren Streitigkeiten beschäftigen, kann man öfters mit solchen einfachen, nüchternen Ratschlägen auf einen ganz festen Boden stellen, wo wirklich einmal etwas geleistet und nicht nur geschwätzt werden soll. Ebenso ist diese Höhenlage ein Ziel für solche, die von tiefern Schichten herkommen, nämlich von der allerstumpfsten Selbstsucht, wenn diese auch ein frommes Gewand trägt.

S. 14,30. Gemütsruhe und Leidenschaft sind hier ganz neutral gebraucht. Darum ist der Spruch sowohl im Sinn der Klugheit als in dem der Schlauheit aufzufassen; im letzteren Sinne heißt er: nur über nichts sich aufregen, — nil admirari —; erst dann aus dem Haus laufen, wenn die Wand vom Feuer im Nachbarhaus heiß wird; oder sich nur ja nicht in den öffentlichen Kampf um hohe Güter des Lebens stellen, weil das aufregt und den Nerven schadet, lieber spotten und schimpfen; nur ja keine Begeisterung und kein Zorn — sacht stets und bedacht stets! So ist im Munde der Phlegmatiker und Feiglinge der Satz eine elende Philisterschlauheit, der man einmal ordentlich an den Kragen gehen sollte. Dagegen ist er eine wohltuende Weisheit für alle, die sich leicht aufregen und verzehren, ohne daß ihre große Begabung und hohe Stellung einen vorzeitigen Verbrauch ihrer Kräfte unbedingt rechtfertigte. Was für jenes Temperament Sünde ist, kann für das cholerische Pflicht sein. Zumal allen Kranken, besonders Nervenkranken, die ihrer Umgebung und sich zur Last sind, muß man immer wieder sagen, daß die starken Affekte am meisten an den Nerven Schaden anrichten, zumal wenn sie keine Auslösung finden können und darum „ins Blut zurückschlagen".

S. 25,16. Diesen Vers könnte man einmal als Text zu bringen wagen: kein Ohr würde unaufmerksam bleiben. Und brauchen wir nicht interessantere Texte und Predigten? Es handelt sich hier um das rechte Mittelmaß gegenüber allem Luxus und unnötigem Genuß. Es ist ja der Geist Epikurs unverkennbar: es wird über den Genuß reflektiert, und das ist immer etwas Peinliches. Aber vielleicht läßt sich der Gegenstand auch noch christlich vertiefen. Die Erfahrung, von der hier ausgegangen wird, ist die bekannte psychologische Erscheinung der Abstumpfung des Gefühls: gerade das Beste und Feinste läßt sich nicht lange ertragen, denn es wird bald langweilig und widerlich. Das könnte man einmal anwenden auf Essen und Trinken, besonders auf alles Naschen. Wer kann täglich Kuchen vertragen? Wer sehnte sich dann nicht nach dem Brote zurück? So ist es mit allem anderen Luxus auch: Reisen, Ferien, Kunst und schöne Literatur; so ist es aber auch mit dem Honig der Ehre und Schmeichelei, so ist es mit allem süßen Getue zwischen Menschen, so ist es auch mit dem frommen Schwelgen in allen göttlichen Dingen, also mit der „ungesunden" Mystik. Immer zeigt sich, daß wir auf ein Mittelmaß angewiesen sind. Das kommt daher, daß uns Gott auf die Arbeit und die Selbstüberwindung, und nicht auf den Genuß hin geschaffen

hat. Wir sollen vor allem unsere Pflicht tun an uns und um uns, und dazwischen zu unserer Erholung und Erfrischung nehmen, was er uns von Schönem und Süßem gibt. — Eine solche Predigt würde sich wohl dem Herzen und Gedächtnis einprägen.

J. S. 21 – 24. Es ist denkbar, daß es manchen Grübler gerade unter den einfachen, frommen Leuten gibt, dem man mit diesem Wort gute Dienste erweisen kann. Die praktische Nüchternheit dieser Worte kann einen solchen Sinnierer, der nahe daran ist, daß man ihn auslacht oder daß er verrückt wird, seiner einfachen Pflicht und seiner Umgebung wieder geben helfen.

Geduld im Leiden.

S. 3 [11]Laß dir die Zucht Gottes gefallen, seufze nicht über seine Strafe;
[12]er züchtigt, wem er wohl will, wie ein Vater den Sohn, den er liebt.

J. S. 2 [1]–[6].

[1]Willst du Gott dem Herrn gehören, so bereite dich auf Anfechtung vor,
[2]mach dein Herz fest, werde stark, daß du vor Leiden nicht erschrickst,
[3]halt dich nur an ihn, weiche nicht, du wirst zuletzt hochgeehrt.
[4]Alles, was über dich kommt, nimm an, sei geduldig in Krankheit und Not,
[5]denn Gold wird im Feuer geprüft, die Gott gefallen, im Ofen des Elends.
[6]Vertrau auf ihn, er hilft dir, hoff auf ihn, er ebnet deinen Weg.

Es sind wieder keine so hohen Worte, wie wir sie von Paulus Römer 5 u. 8 her kennen. Aber es ist tatsächlich mancher Mensch nicht in der Lage, diese zu fassen und auf sich anzuwenden. Dann werden hohe, heilige Klänge verehrt, aber über eine Stimmung kommt man nicht hinaus. Wenn wir in der Volkskirche jedem etwas über sein Maß hinaushelfen wollen, dann haben wir hier eine Sprosse, unter der in der Tat mancher steht, der sich eines höheren Standes rühmt.

S. 3, 11 – 12. Das klingt so ernst und so voller Mitgefühl; man merkt, wie der Weise dem Leidenden näher steht als der ideale Paulus. Wer realistische Minimaltendenz liebt, der gehe an diesem Wort nicht vorbei. Für Leichen- und Trostpredigten stellt es eine mittlere Höhe dar, die etwa Bauersleuten, wie ich sie kenne, durchaus einleuchtend und wertvoll ist. Darin liegt ein Fortschritt über das, was die bessere Weisheit des Volkes zu sagen weiß, wenn sie rät, daß man sich fügen muß und daß man niemals weiß, wozu etwas gut ist: hier wird tatsächlich Gottes Wohlwollen als sein Beweggrund angenommen, wenn er züchtigt und straft. Strafe ist unser Unglück für uns oft genug, wenn wir auch zu feige und andere Leute zu höflich sind, es zu sagen; wenn wir ehrlich sind, dann sehen wir oft ganz deutlich, wie Unglück mit Schuld zusammenhängt. Nur tatsächlich zusammenhängende Ereignisse dürfen wir aber so mit einander verbinden; andere so zu verknüpfen, ist nicht ohne weiteres erlaubt, zumal nicht, wenn wir sie in boshafter Absicht an andern als Schuld und Strafe mit einander verbinden wollen. Für jene erste Wahrheit, den Zusammenhang von Schuld und Strafe, braucht man bloß auf das sexuelle Gebiet zu verweisen, wo die meisten ihre Schuld und auch ihr Elend zu finden haben. Gottes Strafe ist aber Erziehung, also Loslösung von der Sünde, aus der die Schuld und das Elend kam, auch wenn damit nur die Schuld und nicht das Elend weicht. So geht die Strafe in die

Erziehung über. Gott als ernster Erzieher — das Bild sollten wir unsern Leuten immer mehr einprägen; es ist besser als das vom Gott „Wunsch" und von dem Gott, der sich in der Natur umarmen läßt. — Die Hauptsache beim Verständnis Gottes und seiner Wirksamkeit ist der Sinn, der mit dem Worte „Wohlwollen" gemeint ist. Er ist mit dem hohen ethischen Bild vom Erzieher schon gegeben, auf das auch der Vergleich unseres Verhältnisses zu Gott mit dem zwischen Sohn und Vater hinweist. Es ist das Beste der Seele. Dazu sich zu erheben, daß man das Beste seiner Seele als den gottgewollten Ertrag schwerer Zeiten willig aufnimmt, das bedeutet etwas auch für den, der so leichthin für andere darüber zu reden weiß; denn erkannt ist noch lange nicht besessen. Wieder kommt uns dabei das Wort von der aus der Not geborenen Tugend oder der Begriff des Motivwandels zu Hilfe. Zuerst schmeckt es sauer, wenn man aus den Trümmern seines Glückes solches Bestes retten soll, dann aber bekommt man tatsächlich Geschmack daran.

Den prachtvollen Ernst und die nüchterne Festigkeit der zweiten Stelle kann man Kranken anbieten: „Mach dein Herz stark und werde fest, daß du vor Leiden nicht erschrickst." Das gibt auch eine sehr ernste Predigt, für die einem mancher dankbar ist; denn der Haupttrost kommt nicht dann, wenn die Sinne vom Leid umnebelt sind, sondern früher: in solchen Tagen muß man von seinen in der Ruhe erworbenen Grundsätzen und Angewöhnungen leben können, wie im Kriege von einem im Frieden gesammelten Kriegsschatz. — Die frommen, guten Ratschläge, sich an Gott zu halten und nicht zu weichen und vor allem zu vertrauen, sind bewährt; man meint, man sähe das durchfurchte Antlitz mit den klugen, festen und tiefen Augen, unter denen dies Wort geboren wurde.

Wie ein treuer, starker Klang aus einem unserer großen Vertrauenslieder berührt es uns. Von solchen Dingen, aber nicht von Problemlösungen, wollen die meisten derer leben, die noch zu uns in die Kirche kommen. Solche Worte muß man gerade dann anbieten, wenn nichts Besonderes von Leid vorliegt, wie auch eine Rede über das Abendmahl vorher und nicht bei der Feier gehalten werden muß.

Tugenden im Verhalten gegen Andere.
Wahrhaftigkeit. Ehrlichkeit.

S. 12 [12]Lügen sind Gott ein Greuel, der treue Mann gefällt ihm.
S. 17 [7]Aufrichtigkeit paßt nicht zum Toren, zum Edlen paßt die Lüge nicht.
S. 12 [19]Wahres Wort hat Bestand, Lügenwort hat kurze Dauer.
S. 28 [28]Wer tadelt, findet zuletzt mehr Dank als der glatte Schmeichler.
S. 20 20.
Den Hinterlistigen ist nicht zu trauen, die zum Guten raten, erleben Freude.
S. 25 13.
Kühlender Schneewind am Erntetag: ein treuer Bote für den, der ihn sendet.

Das Gebiet der Wahrhaftigkeit sollte man doch häufiger anfassen. In Stadt und Land ist der Lüge zu viel. Die Mär vom offenen, treuen Deutschen und besonders die vom ehrlichen, schlichten Bauer ist eine Mär. „Alle Menschen sind Lügner". Man sollte die Lüge jährlich in einer Predigt behandeln und dann auch möglichst oft unter den Erläuterungen zu den großen religiös-sittlichen Begriffen sie und ihr Gegenteil anführen, damit ja die Predigt recht konkret

wird und den Suchenden geholfen werden kann. Eine spezielle Predigt über die Lüge wird in die tiefsten Gründe der religiösen Aufgaben hinunterzuleiten sein, nicht nur um nicht als Moralrede zu erscheinen, sondern auch weil die Bewegung der Gedanken dahin führt. Wir skizzieren kurz den Gang einer solchen Predigt, wie wir sie uns denken, um dann das Besondere unserer einzelnen Verse hervorzuheben. — Je nach dem Höhenstand der Gemeinde wird man die „groben" und die „feinen" Lügen mit kennzeichnenden Beispielen zu schildern haben, die ohne Zweifel dem gewöhnlichen abstrakten Denken des Theologen viel schwerer werden als die schönsten theoretischen Ausführungen. Die Ausreden und Vorwände, die faulen Entschuldigungen und Ableugnungen gegen Besuche und Zumutungen aller Art, sind zu beleuchten; daneben aber die größte und feinste Lüge, nämlich die gänzliche Unwahrheit eine Scheindaseins, den sehr erstaunten Hörern zu schildern, die meistens darin etwas gänzlich Neues vernehmen werden: also etwa ein Haushalt, der sich unter viel Gleis und Schein über dem Abgrund der Verschuldung hält, ein Mensch, der sich mehr aufbürden läßt an Pflichten und Ehren, als er bewältigen kann, eine Politik, die immer auf Glanz und Prestige hin arbeitet, aber nichts leistet und dadurch unsagbar den Wahrheitssinn des Volkes verwirrt, ein Gesellschaftsmensch, der jedem etwas Angenehmes sagen und versprechen will, aber nichts halten kann, der Gesellschafter, der sich immer bei jedem über die andern lustig macht, bis sie es sich gegenseitig lachend oder ärgerlich erzählen; und noch mehr: die Lüge, die unser ganzes kirchliches Leben durchzieht, wenn es uns so tun heißt, als lebten wir noch im sechzehnten Jahrhundert mit seiner Angst vor Gottes Gericht, die Rolle, die wir vor uns selber spielen, indem wir uns eine religiöse Haltung anjuggerieren, die nur die Hülle unseres Materialismus ist, die Lüge in den Ehen, gegenüber den Kindern u. s. w. — das Kapitel ist leider endlos. Wer nicht zu oberflächlich in seiner Menschenbeobachtung und nicht zu träge zum Nachdenken ist, findet der Beispiele genug und übergenug.

Darauf kann man die Folgen schildern. Die Verwüstung, die die Verlogenheit in der Seele des Menschen selbst anrichtet: O weh der Lüge, sie befreiet nicht, wie jedes andre, wahrgesprochene Wort die Brust; — die Haltlosigkeit und die Angst, sich irgendwo zu verraten, oder die freche Art, zynisch seine Lüge zuzugestehen, anstatt der Wahrheit wenigstens den Zoll der Heuchelei zu opfern; wie die Lüge unfähig macht, vor den Gott der Wahrheit zu treten, weil man sein Licht nicht verträgt, oder wie sie einen anleitet, auch Gott selbst zu belügen und sich selber in die Unwahrheit zu führen. Die Zerstörung der Gemeinschaften wird dann zu folgen haben: die einer Ehe, in der die Lüge herrscht, eines Vereins, in dem die Lüge herrscht, die von Freundschaften, geschäftlichen Verhältnissen, Vereinen, politischen Beziehungen, die von der Lüge durchzogen sind. Welch ein einzigartiges Gut ist doch das Vertrauen! Es ist ein Wert, den man erst schätzt, wenn er verloren gegangen ist.

Aber woher kommt die Lüge? Sie ist meist ein Mittel in der Hand anderer Sünden, sie ist eine Sünde zweiten Grades, dazu bestimmt, den anderen Sünden als Mittel zu dienen. Entweder soll sie Folgen zudecken, die die anderen Sünden, z. B. Ehebruch, Schlemmerei, Betrug u. s. w. begleiten, oder sie dient unmittelbar der Verwirklichung böser Zwecke; ein Mädchen wird durch Lügen betört, in Erbsachen wird gelogen u. s. w. So kommt die Lüge von der Sünde und führt

weiter zur Sünde; in ihr straft sich eigentlich am allerklarsten Sünde selbst wieder mit Sünde. Lüge ist etwas Feiges; der Lügner fürchtet sich, und zwar darum, weil er Grund hat, sich nicht zu zeigen, wie er ist. Ein Lügner ist darum ein völlig gebundener Mensch, trotz all seiner Schlauheit und Gewandtheit. Darum wird man von der Lüge nur frei durch die Erlösung; ein erlöster Mensch lügt nicht. Sein Gewissen ist wieder rein geworden, er erstrebt nur solches, wovon er öffentlich sprechen darf; er ist ein tapferer Mensch, der die Folgen seiner Sünden trägt und abträgt. Aber wie viel innere und äußere Kraft muß man haben, um nicht mehr zu lügen! Es gehört ein Bismarck dazu an Wille, Einsicht und Vornehmheit, um über die Lüge erhaben zu sein. Selbstsucht durch Dienst, Gutmütigkeit durch Güte, Angst durch Tapferkeit zu ersetzen, ist für die meisten Menschen das Mittel, um nicht mehr lügen zu müssen. Im Hause ganz wahr sein, nicht die Kinder immer bedrohen und unter einer furchtbaren Haustyrannei halten, die Dienstboten nicht für uns lügen lassen, damit sie nicht auch gegen uns lügen, den ganzen Lebensstil im Verkehr untereinander und gegen andere auf den Fuß der Wahrheit stellen, keine Scheinwirtschaft treiben mit gepumptem Luxus — das sind Mittel, um die Lüge gar nicht aufkommen zu lassen; die Lüge aus einem alten Menschen auszutreiben, gelingt nicht, weil sich ein solcher meist schon ganz feste Hirndispositionen angelogen hat. Will man neben den großen und tiefen religiös-sittlichen Beweggründen noch andere zur Hilfe einführen, so kann man die Folgen der Lüge, ihre „kurzen Beine" u. s. w. klar machen, also reflexiv auslegen, was das sittliche Gefühl intuitiv als sein eigenstes Gesetz besitzt. Wie die meisten Aufgaben in der Erziehung gewährt auch der Kampf gegen die Lüge die meisten Aussichten, wenn er sich auf mittelbare Bekämpfung in der angegebenen Weise beschränkt.

S. 12, 12. Einem Kind gilt es, wenn es gelogen hat, das Wort „Gott" einzuprägen, nicht als den, der die Lüge äußerlich straft, sondern als den, dem die Lüge nicht gefällt; so bahnen wir schon früh den innern Stand an, auf dem man sich nicht aus gemeinen, sondern aus idealen Beweggründen vor Gott scheut; sein Wohlgefallen ist dann Selbstwert, nicht eine große Münze, die in die kleinere von allerlei Vorteilen umgewechselt werden kann. Vor Gott handelt es sich um ein ideales Gefallen, weil er die Stelle ist, wo über unsern inneren Wert entschieden wird.

S. 12, 20. Die Verbindung von sittlicher Minderwertigkeit und Dummheit, wie sie den Toren auszeichnet, macht unfähig zu der kühnen und stolzen Aufrichtigkeit; dagegen ist sich der Edle zu gut, um zu lügen; er kann es sich leisten, wahrhaftig zu sein, freilich aus anderen Gründen als der Zyniker. Denn die Wahrheit des ganzen Wesens macht auch die Zunge wahrhaftig; ist die Lüge einer gedrückten Stellung zu den Verhältnissen entsprungen, so ist der wahrhaftige Edle ihrer immer Herr. S. 12, 19. Diese Klugheitsregel drücken wir im Deutschen in einem auch kanzelfähigen Sprichwort besser aus, sodaß wir dieses hier nicht bedürfen. S. 28, 23 und 12, 20 sprechen weithin schauende Erfahrungsregeln aus: wie dankbar ist man oft erst nach vielen Jahren für eine Kritik aus Freundes- und auch aus Feindesmund, die einen zu ihrer Zeit darum so schmerzte, weil sie ins Schwarze traf! So muß man es auch selber öfter wagen, offen und fein in der Form sein echtestes Urteil auszusprechen, auch wenn es

nicht anerkannt wird; dann hat man seine Pflicht getan, oder was noch mehr besagt, man ist sich treu geblieben; darin stehen wir über dem Standpunkt unserer Sprüche, daß wir nicht nach den endlichen Folgen, sondern nach dem Innenwerte fragen, den ein Verhalten hat. Welche innere Erhebung ist es, wenn man in gütiger Weise seine ganze Überzeugung hat sagen können, die dem andern zu helfen imstande ist! Das ist besonders der Fall, wenn man sich vor seinem Gewissen zugestehen kann, daß möglichst wenig von Eitelkeit, hinterlistiger Rache an dem Gegenstand der Kritik oder an Leuten, die uns selber einmal kritisiert haben, daß keine Nervosität noch das Bedürfnis, irgend eine üble Laune abzureagieren, mit im Spiele waren. Aber auch ohne diese innere Erhebung bleibt es Pflicht, soweit unser Beruf im weitesten Sinne reicht, die Wahrheit zu sagen, wo sie noch helfen kann. Daß dies etwas anderes ist, als die leidige gegenseitige Kritisiererei in dem Vaterlande und in der Kirche, ist klar.

Man kann diese Bemerkungen über das Verhältnis von Lüge und Sünde auf die Form bringen, die sich etwa als zugespitzte und darum anregende und behältliche Disposition empfiehlt: Wer nicht lügen will, der sündige nicht; und wer nicht sündigen will, der lüge nicht; denn die Lüge ist Werkzeug und Deckmantel der Sünde. So soll die Scheu vor der Sünde einen vor der Lüge schützen, und die Scheu vor der Lüge wieder vor der Sünde.

Freundlichkeit.

S. 3 [3]Freundlichkeit und Lauterkeit pflege, binde sie dir um den Hals,
[4]so gewinnst du Gunst und Lob, bei Gott und den Menschen.

S. 16 6.

Freundlichkeit und Lauterkeit sühnt Schuld, Gottesfurcht bewahrt vor Unglück.

S. 12 25.

Kummer drückt den Menschen nieder, ein gutes Wort erfreut ihn wieder.

J. S. 7 34. 35.

[34]Bleib nicht fern dem Betrübten, traure mit dem Trauernden,
[35]sei nicht unlustig, Kranke zu besuchen, davon ernteſt du Liebe.

Diese Gruppe bietet wieder eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen, um aus den allgemeinen Predigtgedanken in besondere und aus besonderen zu allgemeinen überzugehen: jenes, um die großen, umfassenden Ermahnungen durch einzelne, sehr anschauliche und ganz unüberhörbare zu ersetzen, dieses, um von den Punkten des Umkreises unserer Lebenshaltung aus in den Mittelpunkt zurückzuführen. Beides muß immer Hand in Hand gehen, damit unsere Hörer und uns selbst immer das Gefühl begleitet, daß es sich nicht um klingende Worte, sondern um ganz praktische Lebensinhalte, und daß es sich nicht um gute Ratschläge moralischer Art, sondern um eine völlige Lebenserneuerung handelt. — Es fehlt ganz offenbar in der Welt an Freundlichkeit; darunter kann man beides verstehen: die Außenseite einer Güte, die zu träg, zu stolz und zu schüchtern ist, um sich zu zeigen; aber auch die Gesinnung, die jeder Höflichkeit einen wirklichen Gefühlsinhalt verleiht. Wer die Menschen — samt sich selbst — auf der Tram, der Eisenbahn, am Schalter oder sonst beobachtet, wo sie in großer Zahl auftreten, ohne sich zu kennen, der weiß, was hiermit gemeint ist. Die innere Unzufriedenheit, die Nervosität, die Selbstsucht, die Gedankenlosigkeit, aber auch der Zorn und Haß

gegen alles, was Mensch heißt, äußert sich oft in der rüpelhaftesten Art. Aber auch wer von denen, die Christen heißen wollen, hat sich so viel in der Gewalt, daß er Bittenden gegenüber Grazie im Versagen bewähren kann? Wer lädt nicht den Zorn über eine hohe Geldforderung auf den armen Überbringer ab? Wer läßt es nicht Leute, die in seiner Botmäßigkeit stehen, entgelten, daß er sich im Beruf und Geschäft oder in der Gesellschaft geärgert hat? Wer kann einen anderen klagen hören? Man wird sofort nervös, wenn ein anderer uns mit seinen Angelegenheiten befaßt. Und hat uns erst jemand etwas angetan, so helfen alle schönen Worte über die Feindesliebe nichts: man rächt sich, grob oder fein; und nur wenige sind so weit ihrer Herr, daß sie dieses Gefühl der Rache in einer feinen ironischen Bemerkung loswerden können. Und auf der anderen Seite, wie dürstet doch alles nach einem bißchen Güte! Wie hängen die Menschen an einem wirklich gütigen und freundlichen Menschen! Denn sie leiden doch alle am Leben, ob sie auch noch so stolz und sicher darein sehen. Es tut einem Menschen, der etwas von Jesus gelernt hat, sehr wohl, Sonnenschein für manche zu werden, die im Schatten sitzen. Dabei aber kommt leicht eine große Versuchung: dies ist die Entrüstung über die sog. Undankbarkeit der Menschen. Erst wenn wir diese überwunden haben, dann sind wir auf dem Weg zur Freiheit. Wir überwinden sie, wenn wir uns durch die größte Undankbarkeit der Menschen nicht abhalten lassen, gütig gegen sie zu sein. Wir dürfen bloß die Art, aber nicht den Grad unserer Güte ändern. Das ist ja oft nötig genug; denn wenn wir Menschen genau erkennen wollen, dann müssen wir sie beobachten, ob und wie sie Güte ertragen können.! Das sind ganz reife und starke Menschen, die sich durch Güte nicht verwöhnen und zur Frechheit bringen lassen; der Mittelschlag wird gleich kordial, pöbelt sich an und wird frech, weil ihm der Gütige keinen Anreiz mehr bietet, ihn zu gewinnen und zu erobern. Und einen solchen Anreiz müssen die meisten Menschen im Verkehr mit anderen haben; darum leiden auch so oft gütige und schwache Frauen unter ihren nervösen und selbstsüchtigen Männern, weil diese immer etwas zu erobern haben müssen. In solchen Fällen tut die Sonne der Güte gut daran, sich auch einmal hinter die Wolke der Gleichgültigkeit zu verhüllen; dann ist das ihre Form, sich zu zeigen und zu bewähren.

Einer großen Umgestaltung bedarf für viele ihr Verhältnis zu allerlei Unbekannten, Mitreisenden, Unterbeamten usw., also zu Menschen, von denen sie keinen Vorteil und gegen die sie keine Verpflichtung haben. Sich im Verkehr mit solchen eine feste und offene Güte anzugewöhnen, statt jeden ins eigene Abteil Einsteigenden als Feind anzusehen, das nur ist eines Christen würdig. Katholische Pfarrer haben an ihrer Uniform gleich schon eine starke Erinnerung an ein richtiges Verhalten; mancher Mensch wäre sicher entsetzt, wenn er erführe, daß dieser oder jener Mitreisende ein Christ oder gar ein Pfarrer sein will.

Solche Gedanken würden jede Predigt interessant und fruchtbar machen; es müßte dabei immer zur Beruhigung für Leute, die „Gottes Wort" und keine „bloße Moral" hören wollen, hinzugefügt werden, daß auf solche Kleinigkeiten gerade das Gebot der Liebe und die Gabe der Erlösung von der Sünde hinausläuft. Die Freiheit ist nicht eher errungen, als bis uns die Güte eine ganz selbstverständliche Gegenwirkung (Reaktion) auf die Berührung mit jedem anderen Menschen wird; solange man sich noch zusammennehmen und zwingen muß, ist

sie noch nicht weit her. Aber ebenso sind diese kleinen Dinge auch für den Christen insofern noch wertvoll, als sie ihm immer wieder zeigen, wie sehr er der großen Hauptsachen noch bedürftig ist: beständiger Erneuerung und täglicher Vergebung.

Unsere Worte haben zum Teil eine Motivierung an sich, die uns nicht gefällt; darum lassen wir sie einfach weg oder überhöhen sie ausdrücklich durch christliche Beweggründe.

S. 33. Die Verbindung von Freundlichkeit und Lauterkeit läßt sich sehr fein zum Angelpunkt einer Predigt machen: wie die Freundlichkeit zur unlauteren Verbindlichkeit, so verführt die Wahrhaftigkeit zur Unfreundlichkeit. Jene verspricht allen alles, und sagt jedem ein liebenswürdiges Wort, bis die Mundspitzen schmerzen; aber die Seele weiß nichts davon. Diese kann Unfreundlichkeiten herauspoltern, die gar keinen anderen Zweck haben, als das Gewissen des Redenden angeblich zu entlasten und das Gefühl des Hörenden oft für Jahre zu verletzen, wenn es sich um Dinge handelt, die zwar wahr, aber unabänderlich sind. Die Verbindung beider zu feinem christlichem Takt ist die Aufgabe, die kaum einer genügend löst. Wo sie aber gefunden ist, da ist sie ein Geschmeide um den Hals, nein, ein Gedenkzeichen, das einen in jedem Augenblick mahnen sollte, recht auf sich selber zu achten, wenn das überhaupt noch nötig wäre. Daß man mit diesem Takt bei Gott und Menschen wohlgelitten wird, ist klar.

Daß ein solcher Takt Schuld sühnt, S. 16, 6 können wir nur gegen den Text auf unser Verhältnis zu den Menschen, aber nicht auf das zu Gott beziehen. Einen Menschen, dem wir etwas zuleide getan haben, hassen wir noch dazu, solange wir noch nicht auf dem Wege der Vollendung sind; denn er verklagt uns vor uns selbst, und wir fürchten seine Rache. Aber wenn wir weiter gekommen sind, dann hat er ein großes Konto in unserem Schuldbuch, und wir wissen nicht, wie viel heimliche Wohltaten wir ihm erweisen sollen, um ihm abzubitten.

S. 12, 25. Eine sehr schwere und feine Kunst ist es, hinter verschlossenen Lippen einen Kummer zu ahnen, der nur aus den untrüglichen Augen spricht; eine noch größere ist es, ein gutes Wort dahin zu schicken, wo so oft ein Verlangen nach etwas Wärme und Güte wohnt, ohne die Lippen zu bewegen; denn gar leicht ist ein schwer getroffenes Herz zu stolz, um zu betteln oder den dankbaren Bettler zu spielen. Aber die ungesprochenen Worte, die zumal die Frau sehr fein fühlt, die tun wohl und machen nicht abhängig. Wenn wir nur nicht so sehr mit uns selbst beschäftigt wären, um die feine Stimme der Sehnsucht nach etwas Güte und Wärme in unserer Umgebung zu vernehmen! Aber schuldig ist jeder, der sie selber einmal erklingen ließ und darauf nicht nur ein Echo, sondern auch eine Hilfe fand, der aber jetzt gegen andere, die in ähnlicher Lage sind, sein Ohr verschließt oder zu träg ist, seine Seele zu öffnen.

J. S. 7, 34. 35. Das ist die Probe eines goldenen Herzens, wenn sein Inhaber sich bei Trauernden und Gedrückten am wohlsten fühlt. Bei ihnen zu weilen, ohne pharisäisches Selbstgefühl und das Bedürfnis der Schuldsucherei, auch ohne den Wunsch, sich durch Anklagen und Vorwürfe das Mitgefühl zu ersparen, sondern bloß mit dem Wunsche, ihnen nahe zu sein, das ist etwas Gutes. Es ist keiner ein Pfarrer, der das nicht kann, wenn er es auch erst durch Selbstzucht lernen muß; es ist keiner ein Christ, der gleich nach der Uhr schaut, wenn er bei Ge-

schlagenen und Bekümmerten ist, oder der sich nur an ihren Unarten und Jämmerlichkeiten ärgert. Einem glücklichen, intelligenten Mann, der sein Leben und seine Lebensanschauung halbwegs in Ordnung gebracht hat, ist freilich der Anblick und das Anhören von solchen oft einfach fatal, aber damit ist die Tatsache ihrer Existenz und die Notwendigkeit, ihnen etwas zu werden, nicht beseitigt. Es ist darum etwas in uns nicht in Ordnung, wenn wir nicht wie unser Meister Jesus das Elend ohne Schadenfreude auch geheimster Art aufzusuchen und zu ermuntern wissen. Oft beruht dieser Fehler nur auf Gedankenlosigkeit; F. W. Förster hat in seiner Jugendlehre eine Fülle von Beispielen gegeben, wie man dieser durch Unterredungen entgegentreten und das natürliche Mitgefühl unter all dem auf der Oberfläche befindlichen Wust hervorrufen kann. Freilich darf man sich nicht darüber täuschen, daß es nicht bloß Gedankenlosigkeit ist; der Priester und Levit gingen ja an dem Menschen vorüber, „da sie ihn sahen". In solchem Fall muß natürlich eine ganz andere Kur eintreten.

Edelsinn.

S. 11 12.

Den Andern verächtlich behandeln, ist taktlos, der Einsichtsvolle schweigt stille.
S. 14 21 Einen Mitmenschen verachten, ist Sünde, Heil dem, der Elenden wohltut!
J. S. 11 4 Spotte nicht über einen, der in Trauer geht,
verletze nicht den Unglücklichen!
Wunderbar ist Gottes Fügung,
sein Walten sieht niemand voraus.
5 Mancher stieg aus der Tiefe zum Thron,
mancher ohne Name bekam die Krone,
6 Gewaltige wurden jäh gestürzt,
hohe Herren schmählich mißhandelt.

J. S. 8 5–7.

5 Beschäme keinen Reumütigen, bedenke daß wir alle schuldig sind
6 Beschäme keinen Alten wir werden auch einmal Greise sein.
7 Überhebe dich nicht über einen Toten, bedenke, daß wir alle dahin müssen.

Man muß auf die Verachtung zu sprechen kommen, mit der sich die Menschen gegenseitig ansehen oder gar behandeln, wenn man in die Schlupfwinkel des menschlichen Herzens hineinleuchten und die gewöhnlichen, aber auch die feinsten Anlässe zum Unfrieden zwischen den Menschen und in ihrer eigenen Brust beseitigen will. Wenn man in eine Unterhaltung hineinhört, wie oft besteht sie aus einer verächtlichen Aussprache über andere! Sieht man einen richtigen Großstädter, man hat immer das Gefühl, daß der einen jeden ohne Ausnahme grundsätzlich von oben herunter ansieht. Mit dem reichen Bauern steht es freilich nicht im geringsten besser. Auf dem Gebiet des Verstandes hält einer den anderen für einen Dummkopf, auf dem des Besitzes für einen armen Schlucker, auf dem religiösen für einen Heuchler oder für rückständig, auf dem politischen sieht eine Nation gründlich auf die andere herab, und mit den Kirchen ist es nicht besser. Die Verachtung nimmt die verschiedensten Formen an: bald drückt sie sich ganz ungeschminkt aus, bald kleidet sie sich in die Form der Satire oder der Neckerei, bald aber auch markiert sie sich als Mitleid; in dieser Form, die bei den Frommen

üblich ist, ist sie am allerwiderlichsten. Man ruht eben nicht eher, bis man an dem andern die Stelle herausgefunden hat, wo man ihn verachten kann. Manche leben gar für ihr inneres Ich nur von der Verachtung der andern; denn da sie sich hochschätzen wollen, um nicht zu verzweifeln, bleibt ihnen nur übrig, die anderen noch tiefer, als sie selbst sind, hinabzudrücken. So geht es zu zwischen den Heiligen, so geht es auch zwischen den Zuchthausgefangenen. Oder der Neid auf die einen hält sich schadlos an der Verachtung der anderen. Auch die innere Unzufriedenheit, die auf überhohen Ansprüchen beruht, sucht sich auf diese Weise einen Ausgang. Ebenso freut man sich auch immer, wenn man einen gefunden hat, der schwach genug ist, um sich gern in eine solche Unterhaltung über die Nächsten hineinziehen zu lassen, mag er auch sonst für sich selber bessere Grundsätze haben. Findet man keinen von dieser Art, so nagt man kleinlich an dem Bild des anderen, bis man seinen schönen Schein zerstört hat. — Das sind alles böse Dinge; wenn man auf sie zu sprechen kommt, passen die Leute auf. Man soll sie aber nicht nur behandeln, um zu schelten und die Verächter selber zu verachten, sondern man soll ihnen doch vielmehr helfen. Dazu kann man etwa sagen: diese Sucht, andere zu verachten, zeugt davon, daß wir unter ihnen leiden, weil sie besser sind als wir, oder weil wir eine Folie für unsere Eitelkeit brauchen; denn ausgesprochen oder unausgesprochen steht doch hinter jedem solchen verächtlichen Gedanken oder Wort das stolze Selbstgefühl: „aber ich!" Gegen Vorzüge eines anderen gibt es nun nach Goethes prächtigem Wort nur ein Mittel: die Liebe. Man wende doch sein inneres Auge solange, bis man den anderen von seiner besten Seite aus sieht. Oder man wende sein Bild solange, bis es uns diese Seite zeigt. Man sehe also den Menschen an, wie ihn Gott ansieht: „an den Menschen ein Wohlgefallen" — oder wie man selber angesehen werden will. Und dann, wenn man solches ernsthaft begonnen hat, wird man mit Verwunderung und Freude gewahr werde, welche innere Freiheit das gibt, wenn man einen Menschen anerkennend und nicht mehr nur verächtlich behandelt. Nur muß diese Anerkennung ganz selbstlos, und nicht etwa dazu ausgeübt werden, um einem selber den Ruhm eines weitherzigen Menschen einzutragen. Man kann in dieser Weise an sich arbeiten, wenn man den Willen hat, ein wirklich freier Mensch zu werden, der nicht unter den andern Menschen leidet, sondern tatsächlich über ihnen steht; nur scheinbar stellt einen ja die Verachtung über den andern, und die Anerkennung unter ihn. In diesem Sinn lassen sich manche gute Ratschläge im Anschluß an S. 11, 12. und 14, 21 geben; oder in irgend einem Zusammenhang werden diese Gedanken Anschauung und Füllung darbieten können.

J. S. 11, 4—6. und 8, 5—7. Es sind Dinge des feinen seelischen Taktes, die hier behandelt werden. Solche sind immer nötig und fesselnd, denn sie sind etwas Praktisches und Konkretes. Im Takt vollendet sich die Erziehung oder die Erlösung eines Menschen; denn er bedeutet, daß die Nächstenliebe nicht nur ihre feinste Gestalt, sondern auch die Form des automatisch und unbewußt sich vollziehenden Reagierens auf jeden Eindruck von außen angenommen hat. Da der Takt so unmittelbar ist, kann er nicht unmittelbar gepflegt werden, sondern nur mittelbar. Er muß also der Niederschlag von häufigen Betätigungen bewußter Art, er muß die Folge eines Umganges mit hohen geistigen Faktoren, wie etwa feinen Menschen oder Büchern sein, die dieses Geistes voll sind. Bis

dieses Organ sicher seine Dienste tut, muß man sich im einzelnen Fall zwingen, so zu handeln, wie es die Sittlichkeit gebietet. — Der Spott über einen, der in Trauer geht, wenn es keine kokette Trauer ist, kommt doch nur in seltenen Fällen, und zwar bei ganz rohen Menschen vor; dagegen die verletzende Behandlung von Unglücklichen ist weit häufiger: sie beginnt damit, daß man solche Leute meidet, von denen nichts mehr zu profitieren oder von denen bloß ewige Klage zu hören ist; darüber weiß mancher Trauernde ein bitteres Wort zu sagen. Mitleid in der konventionellen Form ist aber auch oft genug eine Verletzung; das schlimmste aber ist es doch, wenn man sich eine Freude daraus macht, das Unglück auf irgend eine Schuld oder auf die Rache Gottes zurückzuführen; das allerschlimmste aber ist es, sich dem Elenden im eigenen Glück und Glanz zu präsentieren, um sich an seinem Neide zu sonnen und ihn recht zu ärgern. So etwas sollte nicht vorkommen; aber es kommt vor, alle Tage, bald grob, bald fein!

Ebenso liegt dem natürlichen Menschen die Sucht, andere zu beschämen, nahe. Wie leicht verfällt man in diesen Fehler, andere Leute, wie seine Schüler oder Untergebene, seine Frau oder seine Kinder zu beschämen. Augenblicklicher Ärger oder die süße Rachsucht, tyrannische Laune und brutale Rücksichtslosigkeit verführen immer wieder dazu; es ist das aber ganz gemein und wird niemals vergessen. Besonders in der Schule sollte man es nicht tun; so etwas brennt noch nach vielen Jahrzehnten. — Die Sünde eines Reumütigen auszuposaunen, ist natürlich das allergemeinste; die Unart, einen steif und „taub" gewordenen Alten zu beschämen, ist in dem bekannten Lesebuchstück von dem Kind gebrandmarkt, das seinem Vater schon ein Holzschüsselchen für seine alten Tage schnitzte; dieses Stück ist schon oben erwähnt worden. — Als in einer fröhlichen Gesellschaft allerlei über einen kürzlich verstorbenen Mann erzählt wurde, fragte ein Engländer spitz, wie lange jemand in Deutschland tot sein müsse, bis man etwas Böses über ihn sagen dürfe. — Es ist oft reine Gedankenlosigkeit, die an solcher Beschämung des andern Freude finden läßt. In diesem Fall ist der Fehler heilbar; wer nur überhaupt gut sein will, braucht nur einmal darauf aufmerksam gemacht zu werden, und er fängt an, es zu lassen. Man muß es darum immer wieder einmal sagen, wie oft und auch wie leicht solche Fehler, also etwa Ironie oder auch die Unart, die eigne Frau in Gegenwart anderer bloß zu stellen, sich verlieren können, wenn nur der gute Wille vorhanden ist. Es geht tatsächlich. In solche Ecken und Schlupfwinkel der Seele muß aber die Erlösung hineinreichen, sonst ist es keine Erlösung. — Ein Hilfsmittel bei diesem ganzen Kampf wider sich selbst ist auch die von unserm Spruchdichter empfohlene Besinnung auf unser eigenes Empfinden und Ergehen: am eigenen Gefühl muß man messen, was andern wehe tut; denn die andern haben genau dieselben Empfindungen wie wir auch. Aber das Böse ist dies, daß unsre Empfindung, von einem Größeren übel behandelt worden zu sein, nur schwer davon abgehalten werden kann, zu einer ähnlichen Behandlung anderer den Anlaß zu geben; tatsächlich liegt vielen menschlichen Beziehungen dieser üble Satz zugrunde: denn ich bin groß und du bist klein.

Statt andere zu verachten, sollte man die rechte Ehrfurcht haben vor allem, was Menschenantlitz trägt. Ein jeder ist schon als Person seiner Ehre wert, wie viel mehr ist es einer, der begonnen hat, eine Persönlichkeit zu werden. Man muß sich darum unbedingt diesen feinen Gedanken von Goethe, daß die

Ehrfurcht oder einfacher gesprochen die Achtung, die Grundbedingung für die menschliche Gesellschaft ist, recht fest einzuprägen suchen. Gilt er doch für alle menschlichen Beziehungen; Jesus hat ihn sogar auf die Sünder ausgedehnt. Für die sozialen Verhältnisse vor allem ist er das ideelle Heilmittel — mehr Achtung fürs Volk! — neben dem andern: mehr Lohn und bessere Wohnungen! Aber auch für die Beziehungen zwischen den Völkern gilt derselbe Grundsatz: mehr Sinn für das, was an dem Nachbar und an dem Feinde groß und tüchtig ist! — Besonders muß dieser Grundsatz der Jugend eingeprägt werden; darum ist die Karikatur immer Gift für sie, darum muß man sich auch in Acht nehmen, wenn man in Gegenwart von Kindern übel über andere Leute spricht. Man sollte es überhaupt nicht tun, um sie nicht an diesen Gesprächsgegenstand zu gewöhnen; jedenfalls aber sollte man in ihrer Gegenwart nicht absprechend über diese urteilen. Denn sonst verlernen sie jede Ehrfurcht, was dann vor allem ihre Lehrer zu spüren haben werden. Am schlimmsten scheint es damit in Familien zu sein, die geistig sehr angeregt, aber ethisch weniger auf der Höhe sind, wo darum auch der Grundsatz gilt, daß eine geistreiche Bosheit besser ist, als eine langweilige Bravheit. Solches ist vom Übel für die Kinder. Immer ist es ja weniger die gesetzte Rede und das bewußte Beispiel, was auf Kinder einwirkt, als die gelegentliche, aber darum auch aus der Tiefe kommende Äußerung der wirklichen Seelenart. Freilich nur da, wo überhaupt Sinn für das Streben nach sittlicher Emporentwicklung ist, werden alle solche Bemerkungen Eindruck machen. Dort aber können sie aus mancher Gedankenlosigkeit herausreißen, die auch neben dem besten Herzen ihren Platz behauptet. So kann man etwas mehr Frieden und inneres Glück unter den Menschen anbahnen. Denn das Gefühl unglücklich zu sein, beruht meist auf einem falschen Vergleich: zwar vergleicht man sein Geschick gern mit dem Geschick derer, die es besser haben als man selbst, aber seine Eigenschaften und Leistungen mißt man an denen, die man unter sich stehend glaubt — auch dies steht als Beweggrund oft hinter jener verächtlichen Rede — ; das Ergebnis ist dann in der Regel Unzufriedenheit über das Mißverhältnis zwischen Geschick und Leistung. Aber wenn man es umgekehrt macht, wird die Sache besser: statt die andern zu verachten, kritisiere man sich selbst vor solchen, die an Seelenadel über einem stehen, und messe dann sein Geschick an denen, die es viel schlechter haben als man selbst, und das Ergebnis wird zur Zufriedenheit ausfallen.

Friedfertigkeit. Versöhnlichkeit.

J. S. 28 [8]Halt dich fern von Streit, so hält sich die Sünde fern von dir.
[9]Ein Leidenschaftlicher entzündet Streit,
ein Böser bringt Freunde auseinander.
[11]Wenn der Funke springt, entsteht Feuer,
heißer Streit führt zu Blutvergießen.
[12]Blas, so brennt's, spei drauf, so erlischt's,
und beides kommt aus deinem Mund.
S. 10 [12]Haß weckt Streit, Liebe deckt alle Fehler zu.
S. 19 [11]Geduldig sein ist rechte Klugheit, Verzeihen ist wahrer Ruhm.
S. 20 [22]Wolle nicht das Böse vergelten, warte auf Gott, der hilft dir.
S. 24 [29]Sag nicht: wie er mir getan, so will ich ihm tun.

S. S. 28 [1]Wer sich rächt, erfährt Gottes Rache,
all seine Sünde bewahrt er ihm auf.
[2]Vergib dem andern sein Unrecht,
dann hört Er dein Gebet um Vergebung.
[3]Ein Mensch bleibt im Zorn gegen den andern,
und von Gott will er Hilfe haben?
[4]mit seinesgleichen hat er kein Mitleid,
und will für eigene Sünde bitten?
[6]Denk an das Ende, laß die Feindschaft,
an Tod und Verderben, hör auf zu sündigen!
[7]Denk an das Gebot, laß fahren den Zorn,
an Gottes Gesetz, verzeihe dem Bruder!
S. 17 [18]Wer Gutes mit Bösem vergilt,
von dessen Haus weicht das Unglück nicht mehr.
S. 24 17. 18.
[17]Wenn dein Feind stürzt, so juble nicht, bei seinem Fall frohlocke nicht,
[18]damit nicht Gott es mißfällig bemerke und den Zorn von ihm wendet.
S. 25 21. 22.
[21]Hungert deinen Feind, so speise ihn, dürstet er, so tränke ihn;
[22]so legst du ihm glühende Kohlen aufs Haupt und Gott wird dir's vergelten.

Es gibt so viele verzankte Dörfer und auch große Familien, wo einer den andern nicht leiden kann und seine Freude daran hat, ihm weh zu tun. Die Lust am Streit und das Bedürfnis nach Krakehl sind in vielen Leuten sehr stark. Prozeßhansel und Dorfkrakehler machen überall sich und andern das Leben zu einer Pein. In den meisten Menschen liegt etwas von dieser Lust am Streit. Oft begnügt man sich, weil Mut und Kraft zu äußerm Streiten fehlen, wie oben ausgeführt wurde, mit innerm Hadern und boshaften Bemerkungen. Diese Unart stammt entweder von der Unzufriedenheit oder führt zu ihr, darum müssen wir hier gründlich mit seelsorgerlichem Wort eingreifen, das ins einzelne hineinzugehen und nicht nur so allgemein von Streit und Haß zu reden hat. — Ganz furchtbar schwer ist es aber, sich aus Überzeugung, nicht aus Angst oder Schwäche ruhig zu halten, wenn einer einen Streit beginnen will. Darum hat Jesus mit Recht die Geduld und das Nichtwiderstreben als die Höhe der Selbstüberwindung hingestellt; das ist auch tatsächlich eine sehr männliche und keine weibliche Tugend. Es bedeutet den Sieg über sich selbst, wenn einer fest und gelassen Angriffe auf sich ansehen und anhören kann, ohne mit der Wimper zu zucken. Dazu kann außer einer gründlichen Neugeburt, von der gleich die Rede ist, auch eine Fülle von gedanklichen Hilfstruppen beitragen: der Gedanke an den Haß, der immer verstärkt wieder zurückeilt auf den, von dem er zuerst ausgegangen ist; auch der Gedanke an all das Leid, das aus einem solchen Streit entspringt, bei dem der Anlaß und der Gegenstand, um den es sich gehandelt hatte, vollständig hinter dem Streite selbst zurücktritt; endlich noch diese Erwägung: es bedeutet die größte Höhe über den Dingen, wenn einer zum Gegner sprechen könnte: Freund, was fehlt dir, daß du so boshaft bist? Denn es ist in der Tat oft genug eine solche Feindschaft nur scheinbar gegen den andern gerichtet, oft gilt sie vielmehr

irgend einem Teil von uns selbst, der uns Unruhe macht: man will auch hier eine innere Krisis durch einen auswärtigen Krieg beseitigen. Zumal von dem still brütenden Grimm und Haß gilt dasselbe, was sein Beichtvater Luthern im Kloster gesagt hat: „Du glaubst, Gott zürne dir, aber du zürnst Gott!" So wüten wir oft gegen andere, aber der andere ist nur die Maske für uns selbst: wir meinen, er ärgere oder er tadle uns, aber wir sind es selbst. Wer sich beobachtet, wird häufig solche Verrücktheiten finden, die sich oft genug mit gutem Willen und mit scharfer Selbsterkenntnis auflösen lassen. — Natürlich hilft am meisten die Erlösung oder die Wiedergeburt, also die Zufuhr von einem reineren Ideal, das mit Lust und Freude an ihm verbunden ist; denn was ist die Wiedergeburt, wenn sie nicht magisch, sondern scharf psychologisch erfaßt wird, was ist sie anders als volle Lust an einem Ideal? Daran hat man dann ein Motiv; wer sich durch dieses im einzelnen Fall bestimmen läßt, der ist nahe daran, den Sieg über sich zu gewinnen. Es kommt dabei auf jenen unbeschreiblichen Umschwung an, den das Organ unserer Seele, das wir als unser Ich, als unseren Willen fühlen, vorzunehmen hat, um sich von dem bösen Tun zum guten hinzuwenden. Denn im einzelnen Tun, nicht aber bloß im allgemeinen Fühlen oder Denken werden diese seelischen Schlachten entschieden. Wer darum ernstlich will, was die Erlösung mit uns vorhat, der beginne mit greifbarem Einzelnen: er halte nur dies eine Mal wirklich mit Willen den Mund in dem Streit oder zerreiße den zornigen Brief, und er hat gewonnen. Allmählich bekommt er dann Geschmack daran, immer so zu leben; es bahnen sich feste Wege für das friedliche Verhalten an, und die Friedfertigkeit ist da, wenn sie auch in schwachen Augenblicken, wo der Leib oder die ganze Lage dazu verführt, in das alte Ich zurückzufallen, wieder dem Zorn Platz macht. — Wenn man so Streit und Frieden unter die höchsten Gesichtspunkte der Seelenentwicklung stellt, dann ist man der Gefahr enthoben, dem philisterhaften Geist der Leisetreterei zu verfallen, der aus unseren Versen, nicht ganz ohne Grund, herausgelesen werden kann. Wir wollen es gewiß nicht vergessen, daß Jesus zwar das Wort von den Friedfertigen, aber auch das vom Feuer und vom Schwert gesprochen hat, das er in die Welt zu bringen habe. Aber es ist ein Unterschied zwischen einem Streiter und einem Krakehler. Nicht jeder Krakehler ist ein Streiter, und ein Streiter darf kein Krakehler sein. Krakehler und Angstmeier sind darin einander gleich, daß jeder um niederer Dinge willen so tut, wie er tut: der eine sucht um ihretwillen den Zank, der andere um ihretwillen den Frieden. Christen sollen um höherer Werte willen beides suchen, den Frieden, aber auch den Kampf.

J. S. 28, 8. Dieses Wort sollte man in einem verzankten Dorf zu finden wissen und es unbedenklich auf die Kanzel bringen. Der Streit als Wurzel aller Sünde, der Hitzkopf als Streitstifter, der Hetzer als Zerstörer der Freundschaft; der Funke als Anfang des Feuers, der Kirmeß- oder Feststreit mit Urlaubssoldaten als Gelegenheit zu Messer- und Säbelheldentaten — das wird alles sehr aufmerksame Hörer und vielleicht auch einmal einen willigen Täter finden. Für Bauern, die das Plastische lieben, ist der Vers 12 ganz vortrefflich; ohne Angst, ästhetisch zu verletzen, kann man mit ihm das Werk des Friedensstifters besser als mit der entsprechenden Seligpreisung einprägen. — Die folgenden Verse bedürfen keiner ausführlichen Erwägung, sie predigen sich leicht, wenn man ein

paar Beispiele zur Hand hat. – Vielleicht kann es Eindruck machen, wenn man J. S. 1 – 7, eine sehr an Jesu Geist heranreichende Stelle, einem von zwei verzankten Brüdern aus seiner Bibel vorliest, wo diese noch eine Autorität bedeutet. Oder man könnte sogar eine Beichtrede darüber halten, wo dieser feste Ton nötig ist. Das Bild vom Schalksknecht liegt ja nahe genug. Vielleicht gelingt es, den harten Trotz zu erweichen, der oft die Feindschaft länger aufrecht hält, als es der böse Wille selber möchte. Für ängstliche Gemüter kann der Prediger und Seelsorger offen hinzufügen, was so selten geschieht, daß man mit seinem guten Willen zuerst einmal nur seine Taten und Worte in die Gewalt bekommt, aber das eigensinnige Völkchen der Gefühle noch nicht; jenes ist freilich schon einmal genug. Die Gefühle wollen ihre Zeit haben, bis sie sich ändern; mancher bringt es nie fertig, daß er anders seinem Feinde gegenüber fühlen lernt; dann trage er das als seinen Fehler, für den er seine Natur verantwortlich machen muß, zu der ja die Gefühle noch stark gehören. Aber seine Worte und Taten muß man immer in seine Gewalt zu bekommen wissen, und wenn man auch kaum darüber hinauskommt, daß man böse Taten und Worte unterläßt. Die Formen des Verkehrs und der Höflichkeit lernt man unter dem Gesichtspunkt der Feindschaft ebenfalls schätzen; zwar begünstigen sie scheinbar die Heuchelei, aber sie halten doch die Bestien auseinander und können sie auch etwas zähmen helfen. – Zu S. 17, 13 erzähle man die unvergleichliche Geschichte aus Tolstois Volkserzählungen: „Lösche das Feuer, solange es glimmt", in der um eines neben das Nest gelegten Eies willen zwei Familien in bitterstten Streit geraten, die die besten Freunde waren – wie selten sind doch in den Dörfern ein paar Familien wirklich befreundet! Die beiden letzten Worten S. 24, 17. 18 und 25, 21. 22 sind uns peinlich; an ihnen könnte man, um sie doch zu benutzen, das sittliche Gefühl der Kinder und auch ihr Gefühl für Gottes Wort in der Bibel erproben und schärfen, indem man sie die einzelnen Teile der Verse beurteilen läßt.

Verschwiegenheit.

S. 25 [7]Hast du etwas gesehen, [8]so häng's nicht an die große Glocke,
denn wie wird dirs gehen, wenn der Andre dir Vorwürfe macht?
[9]Trag deine Sache mit dem Andern aus,
aber laß es sonst niemand wissen.

J. S. 19 [7]Ein Geschwätz trag nicht weiter,
so verdirbst du's mit niemand
[8]vor Freund oder Feind erzähle es nicht;
wenn es nicht Sünde für dich ist, verschweige es;
[10]hast du etwas gehört, so sterbe es in dir,
sei unbesorgt, es sprengt dich nicht.

J. S. 27 [16]Treue bricht, wer Geheimnis verrät,
keiner nimmt ihn mehr zum Freund.
[18]Wie einer sein Erbteil durchgebracht hat,
so hast du Freundesliebe verloren,
[19]als hättest du einen Vogel aus der Hand gelassen,
so den Freund: du wirst ihn nimmer erjagen.
[21]Eine Wunde läßt sich verbinden, ein Streit schlichten,
aber wer Geheimnisse verrät, ist abgetan.

Wenn man die Forderung der Nächstenliebe ins einzelne verfolgen und wirklich die Gemeinschaft zwischen Menschen vor Störungen bewahren will, dann spreche man einmal oder öfter von der Verschwiegenheit. Dabei kann man ja auch wieder denselben Gang vom Besonderen ins Allgemeine gehen, den wir bisher immer empfohlen haben. Jeder versteht es, wenn man darauf hinweist, wie nötig, aber auch wie schwierig Verschwiegenheit ist. Wie vieles braucht nicht gesagt zu werden, und wie vieles darf nicht gesagt werden, weil es sich um große wertvolle Dinge handelt, um den Namen eines Menschen, um irgend eine wichtige Aufgabe usw. Aber wie schwer ist es doch zu schweigen! Eben hat man sich vorgenommen in irgend einer Gesellschaft, ja nichts darüber zu sagen — und auf einmal ist es doch heraus. Gerade diese sozusagen negative Beschäftigung mit der Sache ist im Nu in die entgegengesetzte umgesprungen; der Gedanke, nichts zu sagen, hat die Versuchung, es doch zu sagen, nahegebracht, und diese hat die Sünde selbst herbeigeführt. So geht es immer mit der Sünde; das ist es, was der Dichter meint, wenn er den Boten sagen läßt: er sei so schnell wie der Übergang von dem Guten zum Bösen. Gerade so schlimm, wenn auch noch etwas widerlicher, ist es, wenn jemand andeutet, er wisse etwas, aber er dürfe es nicht sagen; denn damit verrät er es meistens, ohne daß er den Mut hat, als Verräter zu erscheinen. Ob der Verrat mit der Zunge oder mit der Feder und der Druckerpresse geschieht, ist ethisch gleich, die Folgen sind meistens in den letzteren Fällen viel schlimmer. — Dieses Unvermögen, zu schweigen, ist ein schlechtes Kennzeichen. Es ist manches nicht in Ordnung in einer solchen Seele. Es fehlt ihr z. B. an der nötigen Herrschaft über das körperliche Organ des Mundes; denn oft ist es bloß physisches Unvermögen, daß dieses Organ noch nicht bewältigt ist. Die Dinge, die das Ohr vernahm, gehen gleichsam unmittelbar durch den Mund wieder ab. Das ist nur schwächliche Schwätzerei. Oder es liegt Eitelkeit und Wichtigtuerei zu Grunde; endlich ist es ein Mangel an Schonung und Takt, der auf eine sehr geringe wirkliche Nächstenliebe schließen läßt. In ganz schlimmen Fällen liegt Bosheit und Freude am Schaden vor. — So ergibt sich von diesem Fehler aus die Notwendigkeit, die ganze Seele einer gründlichen Verbesserung zu unterziehen. Darum sollte man es nicht vergessen, in Beichtreden z. B. von solchen Sünden zu sprechen; denn sonst denken unsre Abendmahlsgäste doch immer nur an die „groben" Sünden, Diebstahl und Ehebruch. Auch sonst eignet sich jene Unart vorzüglich dazu, als Erläuterung zur Übertretung des Gebots der Nächstenliebe herangezogen zu werden. Der fromme und unfromme Klatsch wird sich immer getroffen fühlen; und das mit Recht. Umgekehrt läßt sich die Nächstenliebe an der Verschwiegenheit klar machen, damit die Leute nicht bloß, gemäß der altehrwürdigen Gedankenverbindung, an den Groschen denken, den man dem Bettler zu geben hat. Den Bettler liebt man dann oft am meisten, wenn man ihn einsperren läßt; dagegen die Zunge zu beherrschen, statt etwas über den Nächsten auszuplaudern, was niemand wissen darf, ist die Form der Liebe, die uns weniger verlockend erscheint, weil sie sehr schwer ist und man doch nicht sagen darf, daß man etwas nicht gesagt hat.

S. 25. 7, 8. Natürlich wird man wissen, wann man etwas an die große Glocke hängen muß, was man gesehen hat; solche Fälle sind oft daran zu erkennen, daß man sich davor scheut; denn es kann große Unannehmlichkeiten dabei

geben. Aber für gewöhnlich handelt es sich bei uns um Dinge, die keine großen Werte berühren, um Dinge, die man nur durch Schwätzen groß macht, aber durch Schweigen tötet. Das Motiv aus V. 8 darf natürlich nur an zweiter Stelle mitsprechen; die Quelle der Verschwiegenheit soll die innere Erhabenheit eines gütigen, starken Mannes sein. Der V. 9 legt erregten Leuten, die in irgendeine Streitsache gekommen sind, schwere Lasten auf; aber es ist tatsächlich immer besser, solche Dinge durch einen Privatbesuch oder Privatbrief als vor dem Theater der tertii gaudentes aus der Welt zu schaffen. Sieht man dem Menschen, mit dem man eine Sache hat, einmal wieder ins Auge und hört ihn selber sprechen und seine Auffassung darlegen, dann sieht man oft ein ganz anderes Bild, als man es sich von seinem Haß und von bösen Zwischenträgern hat zeichnen lassen.

J. S. 19, 7. Diese sehr verständige, wenn auch in V. 7 b recht kleinliche Ausführung soll man sich und andern immer einmal wieder ins Gedächtnis rufen; besonders dankbar kann man für die Bemerkung V. 8 b. sein, wenn sie einem gewissenhaften Menschen auch die schwere Frage auferlegt, was im einzelnen Fall Sünde sei; gewöhnlich wird sie in dem bestehn, was uns das leichtere und angenehmere ist, während das Gegenteil unserem gewöhnlichen Menschen am sauersten fällt. Den bitteren Humor von V. 10. kann man sogar auf einer Kanzel einmal zu seinem Rechte kommen lassen: wirklich hat man oft den Eindruck, als befürchtete jemand zu platzen, wenn er sich nicht einer quälenden Bemerkung, eines Scherzes oder einer lästigen boshaften Geschichte entledigt; das ist aber ein sehr schwaches Gefäß, das solche Spannungen nicht aushalten kann. Wie mancher kann nicht auf die Erzählung von einer solchen Neuigkeit verzichten, auch wenn er weiß, daß sie ihm einen Freund oder seinen guten Namen kostet; und manche solcher ekligen Geschichten kann man leider gar nicht vergessen, ein beschämender Beweis, wie unsere eigene Seele gerichtet ist — behält man doch im ganzen nur das, was einen interessiert.

J. 27, 16. Sehr wehmütig klingt dieser Abschnitt; man merkt ihm die vielen bitteren Erfahrungen an, die ihm zugrunde liegen. Sehr warm und edel ist der Sinn, der so über Freundeswert sprechen und über den Verlust einer Freundschaft klagen kann. Um das Linsengericht einer augenblicklichen Befriedigung der Gefallsucht nicht zu verlieren, hat man das Beste darangegeben, was es unter Menschen gibt: das Vertrauensverhältnis mit einem anderen Menschen. Und ein solches ist für immer dahin, wenn es einmal gestört ist. Dann fängt man besser garnicht mehr an. Eine Freundschaft erfordert es, daß Offenheit zwischen den Freunden herrscht; welche Freude ist es, einen Menschen zu haben, dem man alles sagen, bei dem man abladen kann, was man von Lasten mit sich umherträgt. Das hat natürlich auch seine Grenze: einmal gibt es manches, was man nur sich und Gott sagen kann und darf; und dann soll man einen Menschen mit Dingen verschonen, die er nicht hören will oder vertragen kann. Es gibt vieles, was man einfach für sich alleine tragen muß. Für Freunde versteht es sich aber von selbst, daß man sich alles andere anvertraut, weil es ja zwischen ihnen bleibt. Ganz anders ist die Sache, wenn es sich nicht um Freundschaften, sondern um einfache Bekanntschaften handelt. Diese werden sehr häufig dadurch zu einer Quelle von Bitternis, daß etwas weiter gesagt wurde, was unter dem bekannten Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden war. Dieses war geschehen nicht etwa aus dem tiefen Be-

dürfnis heraus, vor dem Freunde kein Geheimnis zu haben, sondern bloß aus Unfähigkeit, die Neuigkeit selber zu behalten. Dann verlangt man von dem anderen, daß er es nicht weiter sagt, während man doch selber dazu nicht fähig war. Tut er es doch, dann gibt es Streit. Was nicht gesagt werden darf, das soll zuerst einmal der für sich behalten, der den größten Wert darauf zu legen hat, daß es nicht auskommt; der Zweite und erst recht der Dritte hat dieses Interesse daran nicht mehr, sondern geht bloß dem seinigen nach, das auf Wichtigtuerei und Zeitvertreib mit etwas Bosheit hinauskommt. — Es weist auch diese Sünde immer auf tiefere Grundsünden zurück, und die erfordern eine gründliche Heilung der ganzen Seele; diese wird freilich manchmal sich nur so ermöglichen lassen, daß man sich zunächst einmal an einem Punkt der Oberfläche in die Gewalt bekommt, um dann allmählich in die Tiefe vorzugehen.

Gemeinsinn.

J. S. 20, 30. 31.

[30]Verborgene Weisheit, vergrabener Schatz, was nützen die beide?
[31]Besser wer seine Torheit verbirgt, als wer die Weisheit verbirgt.

S. 24, 11. 12.

[11]Befreie die zum Tod Geschleppten, rette, die zur Richtstatt wanken!
[12]Wolltest du sagen: „wir wußten nichts“, der Richter der Herzen durchschaut es,
der deine Seele prüft, weiß es, er vergilt dem Menschen sein Tun!

Mit den beiden angeführten Sprüchen wüßte ich nicht viel anzufangen; statt des ersten empfiehlt sich vielmehr die Parabel Jesu von den vielerlei Pfunden, die den bedeutsamen Hinweis enthält, daß es gerade der Knecht mit dem kleinsten Pfunde war, der seine Pflicht verabsäumte und das Pfund im Schweißtuch liegen ließ. Man könnte aus unserem Verse höchstens die Anregung nehmen, vielen unter unseren Gebildeten, denen oft ein selbstsüchtiger oder zaghafter intellektueller Individualismus oder vielmehr individualistischer Intellektualismus eigen ist, als ihre Pflicht dies ins Gewissen zu schieben, daß sie ihre Gaben der Gemeinschaft zur Verfügung stellen, um die vorlaute Torheit anderer etwas zurückzuschrecken. Der zweite Spruch läßt uns in den Unterschied der kulturellen Lage hineinsehen: heute hat scheinbar kaum jemand Veranlassung, sich zwischen den Schuldigen und den Richtblock zu werfen; man könnte sagen, daß unsere Justiz ihre Schuldigkeit tut. Wirkliche Anlässe zum Eintreten für unschuldig Verurteilte scheinen so selten, daß sie für unsere Aufgabe kaum in Betracht kommen. Freilich man lese nur einmal die Schriften von Fritz Philippi, z B. den Roman „Vom Weibe bist du —“ (Hagen Rippel 1911) oder „Strafvollzug und Verbrecher“ (Tübingen 1911), so bekommt man ein anderes Bild, als man es für gewöhnlich in seinem braven Vertrauen zu der Behörde hat: es ist schon recht bitter, wenn man dort liest, daß zwei arbeitslose junge Burschen „wegen bandenmäßigen Straßenraubes“ zusammen zwölf Jahre Zuchthaus bekommen haben, weil sie, von Hunger getrieben, einem Trunkenen auf der Landstraße 2,40 Mk. abgenommen hatten; aber noch mehr schreit das Elend unseres ganzen Strafvollzuges gen Himmel, der die Menschen zwiefach zu Kindern der Hölle macht, statt sie zu bessern. Philippi fordert mit Recht, daß sich die Kirche um diese Dinge mehr kümmere, als es jetzt ihre Gebundenheit an den Staat ermöglicht. Kann man nicht wenigstens, wenn diese Sache noch zu sehr eine Sonderangelegen-

heit enger Kreise zu sein scheint, in christlichen Versammlungen und Konferenzen dieses Elend berühren und das christliche Gewissen zu wecken versuchen? Wofür sind unsere Synoden da? — Diese Worte geben auch einen Text für eine Predigt oder Rede ab, der gerade dadurch anzieht, daß er zunächst befremdet: so etwas ist bei uns nicht mehr nötig und möglich, — um dann desto kräftiger in die eben gezeichneten Aufgaben hineinzuleiten.

Selbstbehauptung.

J. S. 10 [28]In aller Bescheidenheit ehre dich selbst,
schaff dir die Achtung, die dir gebührt;
[29]wer spricht den frei, der sich selbst verdammt?
wenn einer sich verächtlich macht, wer wird ihn ehren?

J. S. 37 [19].

Mancher weise Mann ist für viele weise, aber für sich selbst weiß er nichts.

J. S. 20 [22]Mancher richtet sich aus Scheu zu grund,
kommt in Schaden, weil er Rücksicht nahm;
[23]mancher gibt dem Freund ein Versprechen aus Scheu,
und macht sich ihn ohne Not zum Feind.

Diesen Gedanken haben wir einmal nachzugehen; denn darin sind viele zarte Gewissen nicht klar. Sie finden nicht die rechte Stellung zwischen der angeborenen Selbstsucht und den strengen Worten Jesu über die Selbstverleugnung. Beidemal gehen solche Menschen in das Extrem und machen sich viele Gedanken. Es tut einmal ganz gut, wenn man liest, wie hier die Selbstbehauptung so frisch und frank empfohlen wird. Das führt zuerst zu dem selbstverständlichen Gedanken, daß sich niemand hingeben kann, der sich nicht selbst behauptet; daß sich auch niemand aufgeben kann, der sich nicht selbst behauptet, daran denkt man seltener. Darauf aber kommt es an. Selbstverleugnung und Bescheidenheit ohne weiteres haben gar keinen Wert: es kommt vielmehr auf das Wie und das Warum dabei an. Wenn sich ein Mensch in die Ecke drücken läßt oder selber aus Verlegenheit und Scheu in der Ecke herumtreibt, dann hat er gar kein Recht, sich durch den Anspruch auf den Ruhm der Bescheidenheit für seinen Verlust an Geltung und Einfluß schadlos zu halten. Das nennt man aus der Not eine Tugend machen, jenes ist zwar eine Not, aber dieses ist keine Tugend. Denn der Mensch ist nicht mit seinem Willen dabei, sondern lügt seine Schwachheit in eine Stärke um. Das haben wir von Nietzsche gelernt. Wir würden es so ausdrücken: der Mensch muß immer aktiv und immer Subjekt sein, darum darf er sich niemals zum passiven Objekt herabsetzen lassen. Es ist eine Sünde gegen das Gebot, eine Persönlichkeit zu sein, wenn man sich so, wie oben angegeben, behandeln läßt oder selber behandelt. Schüchternheit ist durchaus keine Tugend, aber freiwillige, starke Zurückhaltung, das ist eine. Schweigen aus Verlegenheit ist kein Verdienst, aber Schweigen aus Takt und wirklicher Bescheidenheit ist ein Lob. Es muß immer der Mensch selbst mit seinem Ich und mit seinem Willen dabei sein, der von einem klaren Gefühl oder einer Überzeugung geleitet wird, wenn irgend ein Verhalten den Anspruch auf eine Anerkennung machen soll. — Ohne Zweifel kann man mit einer sehr eingehenden und reich erläuternden Predigt über diese schwierigen und feinen Dinge manchem einen Dienst erweisen, dessen Sinn und Urteil verwirrt

sind. Dabei mag man allen einen Schlag versetzen, die mit ihrer angeborenen, anerzogenen oder angelernten Gedrücktheit gute Geschäfte machen und zugleich alle die bestärken, die solches Wesen nicht als christlich gelten lassen wollen. Daß ein Christ ein freier Herr aller Dinge ist, der nicht bloß flüstert, sondern, wenn nötig, mit vollem Munde schreit, das wird vielen eine sehr willkommene Erkenntnis sein, wie sie auch manche andere ärgern wird. Wir haben immer noch allen Grund, alles christliche Wesen männlich, frei und auch stolz, wenn es nötig ist, zu zeichnen, statt nur der Wehleidigkeit den Schmuck dieses Namens zu überlassen; oft genug wird sich auch eine Gelegenheit ergeben, irgend einem an sich schon bedenkenvollen und noch dazu durch das übliche christliche Ideal verwirrten Menschen ein kräftiges „Landgraf, werde hart!" zuzurufen. Das geschieht aber am besten in der Seelsorge, wenn wir es mit dem einzelnen, dessen Verhältnisse wir übersehen können, zu tun haben. Aus einem solchen Worte, wenn es in der Predigt gebraucht wird, könnte sich gar leicht die Frechheit einen Vorwand nehmen; oder es könnte jemand, der keine innere Festigkeit besitzt, sich aus der Scylla der Verzagtheit in die Charybdis des Trotzes stürzen.

J. S. 10, 28. 29. Das ist eine harte Weisheit, bei der wir immer an den Zöllner im Gleichnis denken müssen. Unser Spruch weist uns mittelbar an, unsere Selbstkritik nur vor Gott und unserem Gewissen auszuüben; tatsächlich stürzen sich sonst Menschen, die sehr christlich sein wollen, auf ein jedes offene und freie Wort, das eine solche enthält, und machen damit ihre Parteigeschäfte. Wenn man nicht das Zeug in sich fühlt, alle solchen Folgen zu tragen und zu überwinden, dann mache man sein Bekenntnis im stillen ab. Hier kommt wirklich der nüchterne Realismus der Klugheit sehr zu statten, wenn man sich aus einem übertriebenen N. T.lichen Idealismus tatsächlich schaden könnte. Besonders natürlich wird durch ihn alle Koketterie der Selbstdemütigung ausgeschlossen, wenn sich Pharisäer einmal darin gefallen, Zöllner zu spielen. Die Welt hat ein sehr feines Ohr dafür, ob ein solches Wort ehrlich und aufrichtig ist oder nicht; auch im ersten Falle freilich ist man nicht vor dem vorhin genannten Mißbrauch sicher. — Über solche seelische Schwierigkeiten könnte man einmal sprechen, indem man unser Wort in die Behandlung des Jesuswortes: Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden, hineinzieht. Man kann dabei alles so klar machen, daß man sich an die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner anschließt. Man lasse auch den Pharisäer das Wort des Zöllners hören und ihn dann auf Grund desselben denunzieren und auch sonst verdächtig machen. Das Ende dieser Erörterung ist dann der Wink, solche Dinge im stillen unter einem „gewaschenen Haupt und einem gesalbten Angesicht" zu erledigen.

J. S. 37, 19 und 20. 22. 23. Diese Worte eignen sich gut für den Mund eines alten, erfahrenen Seelsorgers, der einem sehr gescheuten, aber täppischen Menschenkind oder einem immer ängstlichen, unfreien Gemüte in bestimmten Fällen kräftig zum Handeln in seinem eigenen Interesse raten muß. Sehr gut beobachtet und aus dem Leben gegriffen ist der V. 23: man zieht sich mit irgend einem mehr oder weniger ehrlich gemeinten Versprechen aus einer üblen Lage heraus, aber man kann es nicht halten, und dann ist der Verdruß da; so rächt sich die Unwahrheit, indem sie zu Feindschaft führt. Man sollte nie im Druck der Verlegenheit etwas tun, sondern immer frei und sicher und im Bewußtsein seiner Aufgabe zu handeln suchen.

Männliches Auftreten.

J. S. 4 20 – 28.

20 Die Zeit nimm in acht, vor Bösem scheu dich, deiner selbst schäme dich nicht!
21 Es gibt eine Scheu, die unrecht ist, und eine Scheu, die ehrt und ziert.
22 Nimm auf niemand Rücksicht dir zum Schaden,
aber scheue dich nicht, wenn dir's Sünde wäre.
23 Verhalte dein Wort nicht, wo's hergehört, verbirg deine Weisheit nicht,
25 der Wahrheit widerstrebe nicht, nimm deine Fehler auf dich,
26 Böses zu lassen, schäme dich nie, doch wolle nicht gegen den Strom,
27 vor Niedrigen vergib dir nichts, nimm nicht Partei für die Großen,
28 für das Recht streite bis auf den Tod, so streitet Gott für dich!

Ein solcher Abschnitt gibt ohne Zweifel eine sehr gute Unterlage ab für eine Besprechung in einem Jugendverein. Gerade die jungen Leute, die so oft zwischen Frechheit und Verlegenheit hin und herschwanken, dürften für solche Ratschläge dankbar sein. „Wohlabgewogen" kann man diese Ratschläge am besten nennen; es steckt wieder kein Heroismus darin, aber eine Klugheit, die es nicht an sittlichem Geist fehlen läßt. Wir haben selten Leute, die sich zu Heroen eignen; darum brauchen wir auch weniger heroische Beispiele, als wir in der Regel an den Mann bringen. Es gibt viele ehrliche junge Leute, die sich durch unsere großen Vorbilder weniger angespornt als gedrückt und entmutigt fühlen; solchen kann man derartige Ratschläge einmal geben. Die beiden letzten Verse 27 und 28 enthalten außerdem schon genug an Idealismus, sodaß wir nicht besorgt sein müssen, Philister heranzuziehen. Die Worte selbst sind sehr einfach und leicht: schwer ist es immer nur, die richtigen Beispiele zu finden. Die unrechte Scheu ist z. B. die, die ein gedrücktes oder nervöses Menschenkind vor seinesgleichen oder vor Menschen empfindet, zu denen es die Pflicht ruft; sie muß durch eiserne Selbstzucht und durch besonnene Nervenhygiene überwunden werden. Das gilt auch von der sog. Platzfurcht, zu der man auch eine Zeitangst fügen könnte; darunter verstehe ich die krankhafte Scheu, sich an bestimmte Termine zu zu binden, weil diese schon lange vorher die Nerven erregen und die Seele mit der Angst füllen, ob man auch richtig aufwacht, zur Zeit fertig wird usw. Solche Scheu muß mit einem festen Willen überwunden oder wenigstens ohne Einfluß gemacht werden. Dagegen die Scheu, die einen ehrt und ziert, gebührt sich besonders vor jedem ältern und auch vor jedem unbekannten Menschen; oft genug hält sich jene erste Scheu schadlos, indem sie in Frechheit vor diesen umschlägt, um sich über sich selbst hinwegzutäuschen. Der V. 22 führt in eine fesselnde Kasuistik hinein; niemand wird mit gutem Gewissen ein Kind ertrinken lassen, weil er sich vor einem tüchtigen Schnupfen fürchtet; aber ich werde niemand zu helfen suchen, von dem ich bestimmt weiß, daß er sich aus Feigheit oder Trägheit für immer an mich ketten wird und ihm dennoch überhaupt nicht zu helfen ist. – So kann man aus dem Leben, wie es die jungen Leute umgibt oder vielleicht berühren könnte, eine Fülle von Einzelbildern herausholen, die Anlaß zu einer Rede oder gar einer Aussprache geben. Freilich ist eine erbauliche Ansprache über Sünde und Gnade, so hübsch im allgemeinen, viel schneller aus dem Ärmel geschüttelt, als daß eine Aussprache über solche Dinge richtig einge-

leitet und durchgeführt wird. Aber es könnten sich auf die von uns empfohlene Weise wirklich wieder die Besprechstunden anziehender und fruchtbarer gestalten lassen, als sie in der Regel zu sein scheinen.

Guter Ruf.

S. 27 [21]Was der Tigel fürs Silber, der Ofen fürs Gold,
ist für den Menschen sein Ruf.

J. S, 41 [11]Vergänglich ist des Menschen Leib,
aber der fromme Name vergeht nicht.
[12]Sorge für deinen Ruf, er bleibt dir länger
als tausend kostbare Schätze.
[13]Das Gut des Lebens währt eine Zahl von Tagen,
das Gut des Namens Tage ohne Zahl.

Christen, deren Meister als gekreuzigter Verbrecher gestorben ist, haben zwar nicht unter allen Umständen für einen guten Ruf zu sorgen; wem etwas Großes von Gott aufgetragen worden ist, muß immer auch die Schmach Christi auf sich nehmen. Aber eine solche heroische Stellung wird nur den wenigsten zuteil. Es ist verkehrt, daß wir immer Heroismus predigen, während doch nur wenig Gelegenheit in unseren Zeiten für einen solchen zu finden ist. Wir sollten uns auch des Durchschnitts der Leute annehmen, weil wir eine Volkskirche haben. Wir sollten auch einmal sorgen für die, die nur etwas über ihren seelischen Stand hinaus wollen. Ohne eine abgestufte Ordnung der Ideale und Ziele kommen wir in der Praxis nicht aus. Für den Durchschnittsmenschen bedeutet sein Ruf ein Gut, und darum bildet er auch ein Motiv für ihn. Zwar wissen wir genau, welche Jämmerlichkeit dieser ganzen Art der Leute anhaftet, in den Leuten ihren Gott zu sehen; und wir müssen uns schließlich mühen, sie über die Leute zu erheben. Aber für das allererste Aufstreben kann es eine Hilfe sein, wenn man sich etwas an seinem Ruf gelegen sein läßt. Oder ist er uns, die wir doch bessere Christen sein wollen, so ganz gleichgültig, die wir nicht in Märtyrerzeiten, sondern in einer einfachen Entwicklungszeit dahinleben? Wem sein Genuß oder die Auswirkung seines Zornes oder das Geld das höchste Gut bedeutet, für den bildet immerhin das Urteil der Leute eine Stelle, auf die er doch achtet, wenn er nicht ganz verbittert oder verkommen ist. Welcher Seelsorger wird diese Hilfe verschmähen, um einmal den ersten Hebungsversuch mit einem solchen Menschen zu machen? Und ist nicht das auch ein Stück des Gemeindegedankens, daß der Geist der Gemeinde auf ihre Glieder erziehend einwirkt? Aber dieser Geist äußert sich doch auch im Urteil der Gemeinschaft über ihre Glieder. Für manche Leute bedeutet dasselbe, was diesen die Leute bedeuten, die Presse: die öffentliche Meinung, die Gericht übt. In beiden Fällen soll man diese Stimme weder überhören noch zu tragisch nehmen, sondern sie anhören und prüfen; denn immer muß es heißen: Selbst ist der Mann; so geziemt es sich für eine Persönlichkeit, oder für ein Kind Gottes, das in sich und vor seinem Gott frei sein soll. — Man darf nicht nur spotten über diese Meinung der Leute; oft genug trifft sie als Vox Dei das Richtige; dann ist sie wirklich, wie S. 27, 21 sagt, ein Schmelzofen, der heftig brennt und schmerzt, aber doch in allen Fällen, sogar bei Kaisern und Königen, manches hinwegzuschmelzen im-

stande ist. Zu einer richtigen Stellung gegenüber dieser sehr wichtigen Größe zu helfen, die in jedem Leben ihre Rolle spielt, ist eine, wie ich glaube, zu sehr vernachlässigte Aufgabe; zumal im Dorf ist es nötig, sie oft anzufassen.

J. S. 41, 11 – 13 bringt einen anderen Gesichtspunkt. Vergänglichkeit des Lebens und Dauer des guten Namens werden einander entgegen gestellt. Das leibliche Selbst vergeht, aber das ideelle bleibt. Man kann allerlei weitreichende Gedanken an diese Verse knüpfen. Hier ist die Unsterblichkeit des ideellen Selbst ausgesprochen. Dabei handelt es sich bloß um das Fortleben im Gedächtnis der Menschen, während von der Person selber Leib und Seele vergangen sind. Zwar bleibt dieser Standpunkt tief unter dem christlichen, auf dem die metaphysische Fortdauer der Seele behauptet wird. Aber wir bedenken nicht, wie gründlich dieser Gedanke heute allgemein und auch von vielen Theologen bezweifelt und verworfen wird. Man verwirft ihn aber meist in der Form, die man gerade selbst kennen gelernt hat, wie das ja immer geschieht, um damit jede Form des Gedankens zu verwerfen. Ich meine: was man verwirft, ist der Glaube an die Fortdauer der Seele, soweit man überhaupt eine anerkennt, und zwar der Seele, wie sie nun gerade ist. Anders würde die Sache, wenn man als das Wesentlichste für diesen Glauben jenes höhere Selbst betonte, das wir meinen, wenn wir von dem Leben im Geiste sprechen und wenn wir das Leben im johanneischen Sinne fassen. Dann denken wir weniger an das natürliche oder übernatürliche Wesen der Seele als ein Erzeugnis des Werdens, denn an die Seele als an die Trägerin eines hohen geistigen Wertes. Nun beruht unser Glaube an die Fortdauer darauf: was Wert hat, das währt. Mehr können wir, wenn wir keine Redensarten machen wollen, überhaupt nicht sagen, als daß der Beweggrund für jenen Glauben an die Fortdauer dieser Glaube an den Wert ist, der sich mit dem an Gott als den Träger und Erhalter aller geistigen Werte verbindet. Dieses ideale Selbst unterscheidet sich von dem ideellen Selbst dadurch: wir glauben, daß es währt, auch wenn keine Menschen mehr da sind, die unsern guten Namen fortpflanzen und zum Halt für unser ideelles Selbst dienen können. Aber wir tun gut, nicht alles auf die Bewegkraft dieses Glaubens zu stellen, der wie gesagt, ungeheuer viel von seiner Kraft verloren hat. Wir können dafür eben jenes ideelle Selbst in den Vordergrund rücken, so stark selbstsüchtig diese Wertschätzung desselben auch durchwachsen sein mag. Aber für manche Leute bedeutet es schon etwas, wenn sie von dem Genuß oder der Plage des Augenblicks aufschauen zu ihrem bessern Ich. Für viele vollzieht sich vielleicht die Erhebung zu dem idealen Selbst überhaupt nur so, daß sie über die Wertschätzung des ideellen zu diesem fortschreiten; es kann mit der Menschheit überhaupt hier und da ganz genau auch so gegangen sein. – Unser Wort empfiehlt sich darum auch als Grabtext, wenn es sich um einen hervorragenden und geschätzten Mann handelt, der keine ernsteren, besonders christlichen Regungen kannte. Man sollte doch auf dem Kirchhof überhaupt die echt volkskirchliche Aufgabe anfassen, die Zuhörer – meist sind es ja doch christlich gleichgültige Männer – langsam wenigstens auf die Höhe eines sittlichen Idealismus zu erheben, der für viele eher den Übergang zum christlichen Lebensstand bedeutet, als die übliche Sünden- und Gnadenstraße.

Rechter Gebrauch der Zunge.

Macht des Worts.

S. 20 [15]Man mag Gold und viel Perlen haben,
der schönste Schmuck ist die Gabe der Rede.
S. 18 [4]Tiefe Wasser sind manches Mannes Worte,
sprudelnder Bach, Born der Weisheit.
S. 12 [18].
Mancher schwätzt wie ein scharfes Schwert, des Weisen Wort ist Balsam.
S. 15 [4]Freundliche Rede ist ein Lebensbaum, böse Zunge verwundet das Gemüt.
S. 16 [24].
Liebreiche Worte sind eine Honigwabe, süß für die Seele, heilsam für den Leib.
S. 16 [21]Der Weise ist als erfahren geschätzt, freundliches Wort macht Eindruck.

Kunst der Antwort.

S. 24 [26]Eine feine Antwort ist ein Kuß auf die Lippen.
S. 15 [23]Wohl dem, der die Kunst der Antwort versteht,
und wie schön ist ein Wort zur rechten Zeit!
S. 15 [1]Linde Antwort besänftigt, bitteres Wort erregt Streit.
J. S. 5 [11]Sei schnell im Hören, ruhig im Antworten;
[12]antworte, wenn du etwas weißt,
wo nicht, so lege die Hand auf den Mund.
[13]Ehre und Schande kommt durchs Reden,
die Zunge kann einen zu Fall bringen.

Kunst des Schweigens.

J. S. 20 [5] – [8].

[5]Mancher Schweiger gilt als weise, mancher ist verrufen durch sein Reden;
[6]mancher schweigt, weil er nichts weiß, mancher, weil er die Zeit bedenkt;
[7]der Weise schweigt bis zur rechten Zeit, der Tor achtet nicht auf die Zeit.
[8]Wer viel redet, ist gefürchtet, wer anmaßend auftritt, ist unbeliebt.

Vorsicht mit der Zunge. Zurückhaltung.

S. 13 [13].
Wer seinen Mund hütet, hütet sein Leben, vorschnelles Reden bringt Gefahr.
S. 18 [21]Tod und Leben sind in der Zunge beschlossen,
wer sie pflegt, tut's nicht umsonst.
J. S. 28 [24]Deinen Garten umzäunst du,
[25]gib auch deinem Mund Tor und Riegel!
[24]Silber und Gold verschließt du,
[25]gib auch deinen Worten Wage und Gewicht!
S. 10 [19]Viel Worte viel Verstöße, wer seinen Mund im Zaum hält, ist klug.
J. S. 21 [25].
Der Hochmütige redet, wie's ihm paßt, der Gebildete wägt seine Worte.
S. 12 [23].
Der Kluge behält für sich, was er weiß, der Alberne ruft seine Torheit aus.
J. S. 21 [26]Der Tor hat das Herz im Mund, der Weise hat den Mund im Herzen.
S. 12 [16]Der Tor sagt jedermann seinen Verdruß,
der Erfahrene verschweigt sein Mißgeschick.

Wieder erscheint hier das Wort in seiner Bedeutung für die Menschen und ihre Gemeinschaft. Man kann auch seinen Wert nicht leicht überschätzen; es ist einmal die greifbarste Äußerung des Innenwesens und dann das üblichste Mittel, mit dem einer auf den anderen einwirkt. In Worten strömt unsere Seele aus, und in Worten liegt oft genug unser Geschick, besonders auch in Worten der anderen, an denen uns etwas gelegen ist. Wir achten alle zu wenig auf unsere Worte und stiften dann Schaden oder: wir überschätzen oder unterschätzen die Worte der anderen, und nehmen dann Schaden.

S. 20, 15. Hier wird der Maßstab für den Wert eines Menschen bestimmt: nicht Reichtum und Glanz bilden diesen Maßstab, sondern der Geist, der sich in Worten äußert. Das ist schon im Vergleich mit der stumpfsinnigen Schätzung der Menschen, die bloß nach ihrem werten Äußern fragt, eine hohe Wertschätzung, die man als Abwehr der falschen und als Anbahnung der höchsten auch einmal anbringen kann. Diese höchste aber richtet sich weniger auf den Geist als intellektuellen Geist, denn auf die Seele als Gesinnung: das Ideal eines Mannes ist auch für uns der Weise, also der Mann, der aus reicher Erfahrung und mühsam erkämpftem seelischen Hochstand heraus jedem, der ihn fragt, seine Meinung zu sagen bereit ist, wie der sprudelnde Bach sein Wasser fließen läßt S. 18, 4. Das Doppelbild von S. 12, 18 erinnert uns einmal wieder an die dürftige Abstraktheit unserer Ausdrucksweise. Welche feine Predigt ergäbe sich doch aus dem Gegensatz von der Schwertzunge und der Balsamzunge, eine Predigt, die wirklich gehört und nicht leicht vergessen würde! Mit dem ersten Bilde kann man die scharfen und spitzigen Leute bezeichnen, die immer etwas Boshaftes sagen müssen, wenn es auch nicht so gemeint zu sein braucht; jene schon oben erwähnten Leute, die sich keinen Witz, keine Geistreichigkeit versagen können, wenn sie auch wissen, daß sie dem anderen eine Wunde zufügen, die oft gar nicht mehr heilt. Mit der Balsamzunge aber sind andere ausgestattet, mütterliche und väterliche Geister, die überall ein linderndes und aufrichtendes Wort haben, und zwar ein Wort ohne geistreiche Selbstgefälligkeit, ein Wort, dem der Klang der Sprache und der Blick des Auges den rechten Nachdruck verleihn. Das Schwert erinnert aber auch an anderes: mit einer Schwertzunge kann und soll man auch sich und andere verteidigen, wenn es sich um Notwehr handelt; mit einer Schwertzunge oder einer Schwertfeder darf und muß man unter Umständen auch einen niederschlagen, der ein Feind ist. — So bringt einen die Verfolgung der Bildrede auf mancherlei Gedanken, die sich mit ihr einprägen und geltend machen, wenn ihre Zeit gekommen ist.

S. 15, 4. Diese Wahrheit erfährt man am besten an sich selbst: weiß man doch, wie wohl ein freundliches, anerkennendes oder ermunterndes Wort, auch eine freundlich gemeinte Kritik auf einen wirkt; weiß man doch auch, wie ein böses Wort, sei es gesprochen oder gar gedruckt, die Seele auf Jahre hin verwundet. Genau so geht es den anderen auch; das müssen wir uns immer wieder aufs neue klar machen, wie ja diese Art, anderen etwas klar zu machen, auch Jesus ausgeübt hat Matth. 7, 12; daran muß man immer wieder erinnern, um allem übergeistigen Hochflug, der sich gegen solche Klugheitswege auf Jesus berufen will, entgegenzutreten. — Zwar ist es für den Zornigen und Gehässigen ein Genuß, wenn er seinen Zorn und Haß in einem bösen Wort ausladen oder

pſychologiſch geſprochen abreagieren kann; aber gerade ſo groß iſt die Freude, wenn ſich ein freundliches Gemüt, das man ſich erringen kann und erringen muß, in einem gütigen Worte entlädt.

S. 16,21. Es entſpricht durchaus der ſittlich gerichteten Klugheit und der klugen Sittlichkeit, wie ſie unſer Spruchdichter empfiehlt, wenn wir uns und andere davon überzeugen, welche Gewalt einem freundlichen Worte innewohnt. Wenn ein Menſchenkind ſich gegen andere erzürnt hat, weil es ſich ſelber nicht leiden kann, dann wirkt ein ſolches freundliches Wort, ſobald es nicht als ein Zeichen der Schwäche, ſondern von gehaltener Stärke empfunden wird, wie ein Wunder. Oder: es gibt doch unendlich viele Fälle, wo ſich ein freundliches Wort, das einem in der Kindheit geſagt wurde, oder das einen in einer ſehr übeln Lage traf, einem einfach unvergeßlich in das Herz einprägte und neuen Lebensmut gab; denn was wir immer wieder brauchen, iſt neuer Lebensmut; und da uns in gedrückten Zeiten Gott leider oft ſehr fern iſt, braucht unſer Glaube etwas, was er hören und ſehen kann, um ſich daran wieder neu zu entzünden, alſo Worte von Menſchen. Daß bei dieſem Wort an eine aus dem Herzen kommende Äußerung des Weſens und nicht an gedankenloſe Phraſen gedacht iſt, wie ſie manche Seelſorger im Übermaß ihrer „Seelſorge" abgeben, iſt natürlich klar. Dieſe Phraſen taugen natürlich ebenſowenig, wie das ſtehen gebliebene Traureden-Geſicht. Wir ſollten uns und andere doch immer einmal wieder mahnen, den Menſchen, auch den böſen, ein freundliches Wort der Anerkennung, der Ermutigung oder wenigſtens des Wunſches zu ſagen. Die in den folgenden Verſen empfohlene Kunſt der Antwort iſt zwar auch eine Sache des Verſtandes, zumal wenn ſie ſo fein und geiſtreich ſein ſoll, wie das Wort S. 24,26 ſelbſt. Aber es hat doch auch das Gemüt einen gewiſſen Anteil daran, mit dem wir es hier allein zu tun haben, weil nur dieſes und nicht jener unſerer Einwirkung offen ſteht. Unſere Antworten kommen darum oft nicht ſo fein und gut heraus, weil wir befangen ſind; und zwar befangen entweder in Verlegenheit oder in dem Wunſche zu gefallen. Beides aber ſind niederdrückende Gefühle, die nicht am wenigſten auf den Verſtand wirken. Ein Menſch, der ſich von ſolchen Gefühlen frei hält, iſt auch bei weniger feinem Geiſt eher imſtande, eine treffende Antwort zu geben, als mancher Geſcheite und Gebildete, der an ſeinen Gefühlen leidet. So hängt alles ſchließlich an einer ethiſchen Urſache. — Im Hin und Her eines Streites wirkt es oft faſt komiſch, wie der Gegner ſtutzt, wenn eine anſtändige, linde Antwort eintritt, wo er ſich auf eine grobe gefaßt gemacht hat; es iſt oft, als wenn er vornüber fallen müßte, weil er ſich mit aller Kraft gegen einen Widerſtand hat ſtemmen wollen, der nachher ausgeblieben iſt. Wird dieſe linde Antwort zuerſt von der Klugheit empfohlen, ſo kann ſie danach auch eine Sache des Charakters werden, der ſich als Niederſchlag aus beſtändigem klug-ſittlichen Handeln bilden kann. Einem Charakter gewährt es dann eine noch höhere Genugtuung als dem, der nur klug iſt, wenn er zuerſt ſich ſelbſt und dann den Gegner mit einem ſanften Wort überwunden hat, das aber — immer wieder ſei es geſagt — nur wirkt, wenn es der Ausfluß eines ſtarken und friedebereiten Herzens iſt.

J. S. 5,11–13. Lebhaften jungen Leuten kann man mitunter dieſe Worte zu bedenken geben, wobei ſich als beſonders ſchwierig für manchen das Hören und das Schweigen herausſtellen wird. Das ſchnelle Hören oder das

Zuhören überhaupt, das ja auch Jakobus empfiehlt, ist eine Kunst, die es tatsächlich verdiente, einmal in einer Predigt in einen großen Zusammenhang gestellt zu werden. Wenn man sich und andere im Gespräch beobachtet, wie man immer den Zeitpunkt nicht abwarten kann, bis der andere fertig ist, wie man ihn unterbricht oder wie man, immer wieder in der Befangenheit durch sein liebes Ich, nur das hört, was man glaubt sofort widerlegen zu können, dann sieht man in die Gründe der Seele hinein, aus der solche, scheinbar bloß gesellschaftlichen Unarten aufsteigen. Übergroße Verliebtheit in sich selbst und allzugeringe Achtung vor dem anderen verraten sich darin; daneben kommt auch noch eine Portion Dummheit mit ins Spiel, der es zu danken ist, wenn man oft von dem Gegner sofort widerlegt wird; denn es ist nichts leichter als eine Antwort auf etwas, das gar nicht gesagt war, zu widerlegen.

J. S. 20, 5 – 8. Die Kunst des Schweigens ist das Ergebnis einer starken Selbstzucht im Bunde mit angeborener Bescheidenheit oder Klugheit; sie ist für lebhafte Menschen geradezu das Ziel ihrer Bekehrung oder das Zeichen ihrer Wiedergeburt. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß das Motiv des Schweigens gut ist; denn nicht auf die Tat oder die Unterlassung selber, sondern auf den Beweggrund kommt es an. Nicht jeder stumme Leutnant wird ein Moltke, nicht jeder schweigende Teilnehmer an einer Debatte ist den Redenden überlegen. Aber dennoch verdienen die Schweiger immer noch den Toast, den ihnen einmal nach Abschluß einer Synode K. Gerok gewidmet hat. Mit unserem Abschnitt ist homiletisch nicht viel zu beginnen; aber man denke einmal, welchen Eindruck es machte, wenn ihn vor irgend einer Verhandlung von Theologen der Vorsitzende mit guter Betonung, die des Humoristischen nicht entbehrte, verlesen wollte! Jedes Sätzchen darin ist von großem Wert und würde sich Eindruck verschaffen: „Der Tor achtet nicht auf die Zeit"; „Wer viel redet, ist gefürchtet", „Wer anmaßend auftritt, ist unbeliebt" – diese Worte finden in jeder Versammlung ihre Leute, auf die sie passen; wie selten sind doch die, die da schweigen, weil sie die Zeit bedenken, oder die bis zur rechten Zeit schweigen; über die, die schweigen, weil sie nichts wissen, erlaube ich mir kein Urteil. – Wofür haben wir den alten Jesus Sirach, wenn wir ihn nicht gebrauchen, wo er am Platze ist?

Wie die Worte über den rechten Gebrauch der Zunge sich hier häufen, so sollen wir sie auch in unseren Predigten häufig machen, – ohne dabei in den Fehler zu verfallen, den sie hier rügen. Kann man nicht einmal all die Formen vorschnellen Sprechens aufzählen und besprechen, das Necken, Uzen, Hänseln, – das Renommieren, Ausplaudern von Geheimnissen, hitzigen Tadel oder unangebrachtes, verwöhnendes Lob, Ausbrüche des Neides und des Hasses – kann man sie nicht einmal aufzählen, um dann ihre üblen Folgen, aber besonders ihre bösen Wurzeln zu behandeln? Man griffe damit in ein Wespennest, aber zugleich packte man das Leben, wo es nicht nur sehr interessant, sondern auch sehr heilungsbedürftig ist. Macht man es recht, dann kann man wirklich Menschen, die etwas auf sich halten, und solchen, die zuerst nur einmal klug sein wollen, einen dankenswerten Wink geben, der das Vorhandensein einer solchen Einrichtung, wie es die Predigt und die Seelsorge ist, zu rechtfertigen vermag. – Daß S. 28, 21 die Zunge bloß als Äußerungsmittel der Seele in Betracht kommt, versteht sich von selbst: es muß aber immer einmal wieder gesagt werden, um aus jeder Art von Symptom-

pfuscherei zur gründlichen Heilung überzugehen; und diese heißt Bekehrung und Erneuerung des Herzens. Von den folgenden Worten empfehlen sich vor allem als Text oder als Motto für Aussprachen J. S. 28, 24 und 21, 26; den Grund dafür brauchen wir nicht mehr zu sagen. Beide sind um ihrer Form willen eindrucksvoll und unvergeßlich, was nicht der Vorzug jeder Perikope und jedes freigewählten Textes ist. Zumal der zweite Spruch ist sehr fein: der Tor plaudert aus, was ihm durch die Seele geht; jeder Einfall wird bei ihm zu einer Äußerung, oft zu einem Ausfall; aber es geht gegen die Liebe und die Selbstachtung, und zwar aus angeblicher Wahrhaftigkeit, die aber nur Schwäche der Lippen, dieser natürlichen Hemmungsorgane, ist, die alles unreife Zeug aus dem Gehege der Zähne entschlüpfen lassen. Wer aber den Mund im Herzen hat, der läßt sein Herz, also seinen Takt und sein Gewissen, bestimmen, was gesagt wird; und das darf nur das Reife oder das Gute sein. Mit der von J. Müller empfohlenen Unmittelbarkeit und „Ursprünglichkeit" kann doch sehr viel Mißbrauch getrieben werden; es kommt doch immer darauf an, was in diesem ursprünglichen Wesen steckt und was überhaupt ursprünglich genannt werden muß; oft ist das Ursprüngliche im Menschen nicht das, was erbaut, sondern gerade das, was zerstört. Zucht der Seele geht über die Methode, dieses Ursprüngliche allein walten zu lassen. Das, was die Zucht in den Menschen hereingebracht hat, das kann gemäß der bekannten Einrichtung der Seele im Laufe der Zeit so in das Unterbewußte versenkt werden, daß sich auch diese erworbene Lebensweise ganz naiv und unmittelbar zu äußern imstande ist. — Solche Gedanken gehören zu denen, in die man ein Wort über eine so besondere Sache, wie es Reden und Schweigen ist, auslaufen lassen kann.

S. 12, 16 Klageweibern jedes Geschlechtes kann man diesen Satz oder die in ihm enthaltene Wahrheit vorrücken, wenn auch zuerst bloß unter dem Gesichtspunkt der Klugheit, die die Schadenfreude der anderen vermeiden will; daran kann sich die Anrufung des Stolzes schließen oder ein Wink, stolz zu werden, weil es sich für Christen nicht geziemt, sich in ihrer gedrückten Lage zu zu zeigen und anderen mit ihrer Klage mehr lästig zu fallen, als es die Nächstenliebe ertragen kann. Was man zuerst aus Klugheit getan hat, weil man in die geringe Teilnahme und die große Schadenfreude der lieben Mitmenschen hineinsieht, das tut man dann aus Stolz und Selbstachtung. Dieser Übergang aus Klugheit zur Tugend, wie er manchen Menschen der gebotene Weg in die Höhe des Seelenlebens zu sein scheint, ist ja immer die Seite an unseren Sprüchen, die wir am besten fruchtbar machen können.

Nicht schwören.

J. S. 23 [9]Gewöhne deinen Mund nicht ans Schwören,
Gottes Namen gebrauch nicht gedankenlos!
[11]Wer viel schwört, sündigt viel,
das Unglück weicht nicht von seinem Haus.

J. S. 23, 9. An einem Spruch wie diesem, der einen Gedanken Jesu gleichsam vorwegnimmt, kann man die Geister prüfen, woran ihnen wirklich gelegen ist. Vielleicht mag es manchem peinlich sein, daß dieser Jesus ben Sirach etwas gesagt hat, was wir von Jesus von Nazareth zu hören gewöhnt sind. Ein

solcher beweist, daß es sich ihm mehr um seine Christologie als um die Sache handelt. Auch Jesu Person tritt hinter seiner Sache zurück, oder vielmehr seine Sache ist es, die uns vor allem an seiner Person wertvoll ist. Und diese Sache ist immer Gott und seine Herrschaft über die Menschen. Wenn wir es ohne die übliche Gereiztheit sagen, die damit gegen die herrschende Absolutheitsstimmung einen oft geradezu schadenfrohen Schlag auszuführen meint, dürfen wir es sagen und uns daran freuen, daß auch vor Jesus der große Kampf für Gott gegen die übliche Frömmigkeit geführt worden ist. Dabei handelt es sich um die Ehrfurcht vor Gott. Dieser Kampf richtet sich gegen zwei unfromme Weisen der landläufigen Frömmigkeit. Er will es einmal durchsetzen, daß Gott nicht zum Mittel für alle möglichen menschlichen Zwecke herabgesetzt werde, sondern Gott der höchste Herr und der Träger des größten Wertes ist und bleibt. Und dann richtet er sich dagegen, daß Gottes Name durch unkeuschen Gebrauch entheiligt wird, damit er im stillen Tempel des Herzens eine geweihte Stätte der Verehrung findet. Gottes Erhabenheit und die Innerlichkeit der Anbetung — darin äußert sich der tiefste Grundzug der biblischen Religion, die immer mit dem Vertrauen auf Gott die Ehrfurcht vor ihm verbinden muß. — Dagegen halte man einmal die so häufige Geschwätzigkeit unserer Musterfrommen; wie schnell sind sie mit ihrer gläubigen Deutung der Lebensereignisse bei der Hand! Aber auch ein Prediger sollte sich dies mehr zu Herzen gehen lassen; wer sich noch nicht vor sich selbst entsetzt hat, wie leicht er Gottes Namen dahinspricht, der dürfte ihn überhaupt nicht mehr gebrauchen. Aus der Predigt der großen Wörter — Sünde, Gott, Ewigkeit, Wiedergeburt — müssen wir mindestens einmal für eine Zeit hinaus in die der kleinen Begriffe, damit sich jene in längeren „Ferien" wieder etwas erholen können. Daneben dürfen wir nie müde werden, gegen die Roheit des maschinenmäßigen Schwörens in der Sitzung irgend eines Amtsgerichtes Zeugnis abzulegen. Mindestens muß mit aller Kraft von den Gottgläubigen dafür eingetreten werden, daß die, die keinen Gott in unserm Sinne kennen, auch nicht den üblichen Schwur tun müssen. — Wenn wir auch nicht an ein unmittelbares äußeres Verhängnis in allen Fällen glauben können, das den, der fahrlässig oder absichtlich falsch schwört, treffen muß, so ist es doch schon übergenug, wenn dadurch das Vertrauen geschwächt, das Gewissen beschwert und die Ehrfurcht vor dem höchsten Namen und seinen Gütern zerstört wird. — Solche Gedanken kann man jedes Jahr einmal aussprechen; zur Abwechslung wird man sicher einmal auch unsern Text dabei nehmen dürfen; denn nur Pedanterie fragt nach dem Wer oder dem Wo; wer wirkliche Fühlung mit den großen göttlichen Dingen selber hat, fragt nur nach dem Was.

Gegenbild des edlen Charakters.

S. 29^{27}.

Dem Gerechten ist der Böse ein Greuel, dem Schlechten ist der Brave ein Greuel.

S. 6$^{16-19}$.

^{16}Sechs Stücke sinds, die Jahwe haßt, sieben sind ihm ein Greuel:
^{17}hochmütiges Auge, falsche Zunge, Hände, die unschuldig Blut vergießen,
^{18}ein Herz, das auf Ränke sinnt, Füße, die zum Bösen laufen,
^{19}ein falscher Zeuge, der Lügen vorbringt, wer unter Brüdern Zwietracht stiftet.

Zwar wird man nur selten Anlaß haben, eins von diesen Worten zum Text zu nehmen, weil es sich nur ausnahmsweise empfiehlt, so dunkle und „negativ" gehaltene Aussagen als autoritas in den Mittelpunkt zu stellen. Aber sie sind doch von Wert, wenn es sich darum handelt, Menschen und Leben kennen zu lehren, um unsere Hörer desto besser zur Höhe des Ideals emporzuziehen und in die tiefen Schlupfwinkel hineinzuleuchten, in denen sich die Sünde verborgen hält. Daneben fällt wie immer auch mancher Wink für die oft so schwierige Aufgabe ab, einer allgemein gehaltenen Predigt greifbaren und anschaulichen Füll- und Beziehungsstoff zu geben.

S. 29, 27. Hier ist die tiefe, im innersten Wesen gegründete Abneigung ausgesprochen, die zwischen dem Bösen und dem Guten herrscht. Sie reicht bis in die tiefsten Gründe eines Menschen hinein und ist ein sehr wertvolles Zeichen und ein wichtiger Wink. Denn sie sagt dem Bösen, wenn er einen Abscheu vor einem guten Menschen hat, daß er böse ist; ebenso bestätigt sie dem Guten, wenn er eine ähnliche Abneigung gegen einen Menschen hat, daß dieser böse ist. Freilich damit ist nur der Gegensatz zwischen zwei Typen ausgesprochen; aber wer nun böse und wer gut ist, ist damit noch nicht gesagt. Bestand ein solcher Gegensatz zwischen den Pharisäern und Schriftgelehrten auf der einen und Jesus und den Sündern auf der andern Seite, so hat Jesus das Werturteil über bös und gut, das jene Seite hegte, beseitigt und das entgegengesetzte aufgestellt. Darum ist das Gefühl allein, wie es in jener Abneigung spricht, noch kein genügendes Zeichen. Es hat aber dann sein volles Recht, wenn es von der Erkenntnis erhellt wird. Also der darf fest auf seine Abneigung gegen einen Menschen trauen, den er in seinem Gefühl als böse ablehnt, der dieses Gefühlsurteil durch die Erkenntnis bestätigt, daß der andere etwa ein unreines und schädliches Wesen besitzt. Und der darf erst völlig auf sein Gefühl für das Böse in einem Menschen bauen, der durch Vergleich mit andern Menschen und durch eine ernste Prüfung an dem, was für gut gilt, festgestellt hat, daß das Gute wirklich auf seiner Seite ist. Hat man sich durch diese Prüfung überzeugt, daß einem die Eitelkeit keinen Streich in der Selbstbeurteilung spielt, dann hat man an seinem Gefühl der Abneigung gegen einen Menschen einen sehr sichern Maßstab; dann fühlt man, und es gilt dies zumal von Frauen, sehr schnell heraus, wes Geistes Kind er ist. Diesem Gefühl muß man dann folgen, auch wenn manches an dem Menschen dagegen zu sprechen scheint. Selten irrt man sich in dem allerersten Eindruck, den ein Mensch auf einen macht. Ebenso kann man sich von Herzen freuen, wenn man den Widerstand derer auf seinem Wege findet, die einen sowohl das Gefühl als auch die Überzeugung als böse erkennen läßt: ja man darf nicht eher an seine eigene echte und kräftige Güte glauben, ehe man diesen Widerstand stark gespürt hat. — Über ein solches Thema läßt sich nicht nur im Jugendverein einmal reden, sondern auch auf der Kanzel.

S. 6, 16 – 19. Diese Stelle empfiehlt sich durch ihre treffende Zusammenstellung von sehr verbreiteten Sünden und durch die plastische Darstellungsform als ein Text zu einer kräftigen Bußpredigt oder einer Beichtrede, die entsprechende Zustände geißeln und beseitigen will.

Der Einfältige. Der Tor. Der Spötter.

Der Einfältige.

S. 14 [15]Der Einfältige glaubt alles, der Kundige überlegt jeden Schritt.
S. 14 [18].
Die Einfältigen erwerben Torheit, die Kundigen schmücken sich mit Einsicht.

Der Tor.

J. S. [11]Klage über den Toten, weil sein Licht ausging,
klage über den Toren, weil sein Verstand ausging.
Über den Toten weine stiller, er ging zur Ruh,
das Leben des Toren ist schlimmer als der Tod.
[12]Die Trauer um den Toten währt sieben Tage,
die um den Toren, solang er lebt.
J. S. 36 [5]Wie ein Rad am Wagen ist der Verstand des Toren,
einer sich drehenden Achse gleicht sein Denken.
S. 29 [11]Der Tor läßt seinem Zorn den Lauf, der Weise hält den Unmut zurück.
J. S. 20 [13]Der Weise macht sich mit wenig beliebt,
des Toren Gunst ist weggeworfen;
[14]schenkt er etwas, so nützts ihn nicht,
denn siebenfach wünscht ers zurück;
[15]er gibt wenig und rückt viel vor,
tut den Mund wie ein Ausrufer auf;
heute leiht er, morgen verlangt ers wieder,
einen solchen Menschen mag man nicht.
[16]Der Tor sagt: „ich habe keinen Freund,
meine Guttaten finden keinen Dank;
[17]die mein Brot essen, loben mich nicht."
Das gibt viel Stoff zum Lachen.
S. 27 [22]Wenn du dem Toren im Mörser zerstießest,
die Torheit ginge nicht von ihm weg.
J. S. 22 [7]Scherben klebt, wer den Toren belehrt,
Schlafenden weckt er aus tiefem Schlummer.
[8]Zum Schlafenden redet, wer zum Toren redet,
der fragt am Schluß: was gibt es!
S. 17 [2]Lieber einer wütenden Bärin begegnen,
als einem Toren in seinem Unverstand.
S. 27 [3]Schwer ist der Stein, eine Last der Sand,
Ärger über den Toren ist noch schwerer.
S. 26 [3]Dem Pferd die Peitsche, dem Esel der Zaum,
dem Rücken des Toren die Rute.
S. 26 [1]Schnee paßt nicht zum Sommer, Regen nicht zur Ernte,
Ehre nicht zum Toren.

Der Spötter.

S. 15 [12].
Der Spötter liebt den Erzieher nicht, mit Weisen geht er nicht gerne um.
S. 29 [8]Spötter bringen die Stadt in Aufruhr, Weise beschwichtigen die Unruhe.
S. 3 [34]Des Spötters spottet Gott, dem Demütigen gibt er Gnade.

Diese drei Typen wollen wir zu erkennen und zu unterscheiden suchen, indem wir fragen, wie es bei ihnen mit der Kritik und der Ehrfurcht steht. Diese beiden Dinge sind von der größten Bedeutung für das ganze Seelenleben des Menschen. Man kann es auch etwas populärer ausdrücken, indem man sagt: es kommt darauf an, worüber und worunter sich ein Mensch stellt. Damit ist folgendes gemeint. Zwischen den Menschen entstehen immer Verhältnisse der geistigen Über- und Unterordnung, die nicht in ihrem sozialen Stande, sondern in ihrer geistig-seelischen Kraft begründet sind. Wer an dieser sich einem andern unterlegen fühlt, sieht zu ihm auf; manchmal mit Neid, manchmal mit Ehrfurcht. Wer sich darin einem anderen überlegen weiß, der sieht auf ihn herab, und zwar mit Kritik oder mit Hochmut. Diese Beziehungen zwischen den Menschen gehören zu den Dingen, die man oft mehr fühlt als mit dem Verstande erfaßt. Man fühlt sie nicht nur zwischen sich und anderen, sondern auch zwischen den anderen selber oft aufs deutlichste. Dabei kommt es weniger auf die Stärke des Intellektes an, so sehr er auch mitspielt; meist entscheidet vielmehr über dieses Verhältnis die Stärke des Willens und die Kraft des Charakters. Solche Beziehungen und Verhältnisse müssen wohl sein; denn Gott hat die Menschen verschieden gemacht. Aber es kommt für den Erzieher darauf an, sie im Sinn des Guten zu regeln. Und wenn dieses Gute für uns in dem Worte Persönlichkeit enthalten ist, so ist damit allerlei ausgeschlossen und anderes geboten. Ausgeschlossen ist für die Beziehung, die gleichsam von unten nach oben, also von dem Schwächeren zu dem Stärkeren geht, die unbedingte und kritiklose Hingebung, die sich von einem andern imponieren läßt und sich selbst an ihn verliert. Das ist die Art des Einfältigen. Es sind schwache Menschen, die nur ein „Darüber", also etwas, das ihnen selbst überlegen ist, kennen. Sie dürfen diese ihre Unart nicht mit dem Wort Ehrfurcht schmücken; sie sollten auch Ehrfurcht vor sich selber haben. Ehrfurcht ist Stärke, denn sie ist willige und auf Überzeugung beruhende Beugung; aber das ist es bei ihnen nicht. Dagegen gibt es andere, die nur ein „Darunter" kennen, also nur Menschen, über die sie sich selbst erheben. Ihnen fehlt es also an der Ehrfurcht. Sie sind ganz Kritik, und zwar harte, selbstgefällige Kritik. Dazu gehören die Spötter und die Hochmütigen. Die unterscheiden sich wieder nach dem Ton, in dem sie kritisieren. Jene machen den, der unter ihnen zu stehen scheint, auch noch zum Gegenstand ihres Spaßes, diese sind ernster und begnügen sich damit, den Abstand zwischen sich und den anderen mit Wonne zu genießen. Jene sind die gefährlichsten, denn sie haben überhaupt keine Ehrfurcht. Und was ist eine Gemeinschaft von Menschen ohne Ehrfurcht? — Der Tor ist das Gegenbild des Weisen (s. oben S. 40ff.). Wie beim Weisen das Gefühl für das Gute instinktiv und intuitiv erfaßt, was nach Ausweis des nachprüfenden Verstandes das Beste für den einzelnen und für die Gemeinschaft ist, so ist der Tor umgekehrt der, der alles liebt und übt, was nach Ausweis des nachprüfenden Verstandes schädlich ist. Dabei kommt es gar nicht auf das Maß an, in dem sich beidemal der Intellekt unmittelbar beteiligt. Es kann einer weise sein, der sonst sehr wenig an Intellekt hervorragt; und es ist mancher ein Tor, der in den Dingen, die es nicht mit dem Leben zu tun haben, ganz außerordentliches leistet. Es kommt eben das ganze Gefühls- und Willensleben in Betracht, das dem Einfluß des Intellektes viel weniger untersteht, als wir meistens meinen.

Darin weichen wir von dem Geist unserer Sprüche ab, daß wir, die wir keine Rationalisten in ihrem Sinne sind, den Vorzug und den Fehler des Menschen nicht im Verstand, sondern in dem Bereich des Unmittelbaren finden. Natürlich hat der Intellekt auch seine Bedeutung für das Leben im Guten und im Bösen. Aber diese kommt nicht darüber hinaus, daß er ein Diener von Richtungen und Bestrebungen ist, die innerhalb des Gefühlslebens selber vorhanden oder wenigstens zu erwecken sind. Diese können sich dann des Intellektes bedienen, um gegen die vorherrschende, im Unmittelbaren gegründete Lebensrichtung anzugehen.

Nun ist der Tor ein solcher, der keine Selbstkritik besitzt. Er ist in sich verrannt oder gar verliebt; er ist ein Eigensinn aus Stolz oder aus Schwerfälligkeit. Oder auch böse Lust treibt ihn, ohne daß ein Rest von ideeller Selbsterhaltung ihm mittels des Verstandes vorhielte, daß er sich zugrunde richtet. Mindestens ist er befangen in Selbstliebe; leicht fällt es dem, der die Menschen beobachtet, zu sehen, wo sie von ihrer Eitelkeit und ihrer Lust geblendet sind und „dumme" Streiche machen. Nur bei einem merkt man dies in der Regel nicht. — Dabei kann die größte Schärfe des Intellektes vorhanden sein, die die Dinge und die Menschen durchschaut wie Glas; und doch läßt sich der Tor umgarnen, richtet sich durch Prunk, Spiel und Unzucht zugrunde, oder merkt nicht, wie ihn alle seiner Eitelkeit wegen verlachen und verspotten, und wenn er es merkte, so kann er doch nichts mehr ändern: meist geht er blind, manchmal gräßlich hellsichtig in das Verderben hinein, das ihm seine auf Kosten der guten Triebe übermächtig gewordenen bösen bereiten.

Der Einfältige. S. 14,15. 18. Haltlose Leichtgläubigkeit fällt am leichtesten auf die Torheit hinein, die ihr Eindruck macht, und wird so selbst zur Torheit. Man muß immer seinen Konfirmanden und anderen Schülern raten, sich kritisch zu den Menschen zu stellen. Denn das Kind ist leichtgläubig; der Jüngling wird oft aus bösen Erfahrungen heraus überkritisch, während der Mann langsam lernt, wem er zu glauben und wem er zu mißtrauen hat.

Der Tor. J. S. 22,11. 12. Der Tor ist mehr als tot; er ist lebendig tot. Man weiß und sieht so viele Menschen, die so tief in der weltlichen und fleischlichen Befangenheit stecken, daß man keine Hoffnung mehr für sie haben kann. Man kann bloß klagen über sie, oder für sie beten. Man kann nicht alle Menschen klug und weise machen; die Macht des bösen Ich ist zu groß. Damit muß man sich abfinden.

J. S. 36,5. Tatsächlich kommt einem mancher Mensch vor, als wäre sein Denken aufs allerengste mit einem Punkt in Beziehung gesetzt, um den es sich allein immer drehen muß. Es sieht aus wie eine fixe Idee, wenn ein Mensch immer nur an sein Geld, seine Ehre und seinen Genuß denkt; aber in der Regel ist diese Art durch beständiges Handeln erworben und zur Disposition geworden; diese kann freilich oft geradezu pathologische Formen annehmen. Dann ist es schwer, eine andere Richtung einzuschlagen.

S. 29,11. Der Mangel an Selbstbeherrschung ist unedel und schädlich zugleich; der Intellekt müßte mehr in den Dienst des bessern Ich gestellt werden, um nicht erst die Zornausbrüche zu verhüten, sondern die Bedingungen zu diesem Ausbruch zu beseitigen und die der Selbstbeherrschung zu schaffen, die oft sehr weit zurückliegen und in das leibliche und geistige Allgemeinleben sich verlieren.

J. S. 20, 13. Dieses Bild eines lächerlich gewordenen Dummen paßt nicht nur auf den Narren, wo tatsächlich ein Defekt vorliegt, sondern auch auf so manchen, bei dem zwar die intellektuelle Maschine in Ordnung ist, aber die Selbstachtung und die Achtung vor den andern fehlt. Selbst durch Lachen wird dieser seelische Fehler oft nicht mehr geheilt; so fest ist die Spur geworden, die durch beständiges Handeln und Denken in dem einen Sinn der Selbstliebe und Charakterschwachheit hergestellt wurde, daß der Tor zwar das Gelächter merkt, aber sich dagegen verschließt oder auch unglücklich wird, ohne mehr die Kraft zur Änderung seines Charakters zu besitzen.

Die beiden folgenden Worte malen drastisch und ärgerlich die Torheit dessen, der die Toren heilen will. Die Torheit ist so unüberwindlich, daß jeder Versuch, den Toren zu bessern, scheitern muß. Schiller drückt diese Resignation sehr erhaben mit dem bekannten Wort von der Dummheit aus, das Volk sagt drastischer, es sei so aussichtslos, einen Dummen belehren zu wollen, wie wenn man einen Ochsen in sein Horn „petzt". Freilich, statt belehren müßte es genauer bekehren heißen; denn es stemmt sich nicht bloß der mangelnde Intellekt, sondern die praktische Dummheit des Herzens, also die Selbstsucht und Eitelkeit, die sittliche Borniertheit gegen jede Einwirkung. — Die folgenden Sprüche erklären sich selbst.

Noch mehr als die Toren können einen die Spötter zur Verzweiflung bringen. Denn ihr Gefühl der Überlegenheit, ihre Waffen der Ironie, des Skeptizismus, der Beifall, den jeder immer findet, der etwas Hohes herabzieht und auf die Lachmuskeln rechnet, — das alles macht sie zu gefährlichen Gegnern. So ein Wirtshaus voller Spötter kann eine Filiale der Hölle darstellen, wenn Kirche und Pfarrhaus eine solche des Himmels sein wollen. Wohl dem, der über die nötige kühle Unerschrockenheit und Schlagfertigkeit verfügt, mit der man allein sich Respekt verschafft. Die Regeln der Bergpredigt über die Duldung des Übels muß man freilich für diesen Kampf aufheben, zumal wenn nicht selbstbewußte Stärke, sondern feige Schwachheit nach ihnen riefe. Man kann nur dies jenen Spöttern gegenüber tun: man muß ihnen selber zuerst einmal fest an den Wagen fahren und die Sprache üben, die sie verstehen, und dann muß man kräftig und fest jeden, zumal jeden jungen Menschen davor warnen, sich ihrem Einfluß zu unterwerfen. Schrecklich leicht eröffnet sich ihnen solch ein junger Mensch, und niemals gehen die Spuren davon aus seiner Seele heraus. Dagegen soll man nicht nur die Ehrfurcht stärken, sondern vor allem auch jedem, der solche hegen will, einen Gegenstand für sie anbieten; darauf beruht im tiefsten Grunde alle echte Frömmigkeit. Wohl dem, der ein paar gute Leute und Freunde in der Gemeinde hat, die als „Weise", S. 29, 8, den Lärm zu beschwichtigen wissen, den der böse Mund der üblen Gesellen erregt hat. Gottes Hand über dem Spötter wird daran erkannt, daß er in sich selten Frieden findet, wie ja auch oft genug dieser beißende Spott, wo er nicht eine Waffe sittlicher Entrüstung ist, aus einem argen und friedelosen Herzen hervorkommt.

Hochmut, Übermut, Gewalttat.

S. 16 [5] Die Hoffärtigen sind Gott ein Greuel, sie bleiben gewiß nicht ungestraft.

S. 16 [18] Stolz geht dem Unglück voran, Hochmut kommt vor dem Fall.

S. 15 25.
Das Haus der Stolzen reißt Gott ein, die Grenzsteine der Witwe stellt er fest.
S. 16 29.
Der Gewalttätige verführt den Andern und lockt ihn auf den schlechten Weg.
J. S. 10 7Verhaßt bei Gott und Menschen ist Hochmut,
beiden gilt Gewalttat als Frevel.
8Die Herrschaft geht von Volk zu Volk
wegen des gewalttätigen Übermuts.
9Was überhebt sich Staub und Asche,
da doch der Leib bei Lebzeiten verfällt?
10Plötzlich spottet die Krankheit des Arztes,
heute König, morgen tot!
12Hochmut beginnt mit Selbstvertrauen
und mit Abfall von Gott, dem Schöpfer.
14Der Hochmütigen Thron stößt Gott um,
setzt Demütige für sie ein.
18Übermut steht den Sterblichen nicht zu
noch Zornglut den Weibgeborenen.

Hochmut ist hier als Gegenteil von der Ehrfurcht vor Gott und den Gewalten gemeint, die unser Leben tragen. Gehört also zu dieser Ehrfurcht der Glaube an Gott so ist ihre Eigenart so auszudrücken: der ehrfürchtige Gläubige setzt alles, was er an sich und um sich her erlebt, in das Passivum, indem er Gott als das Aktivum setzt; anstatt zu sagen: ich habe mir dies oder jenes erworben, sagt er: Gott hat es mir geschenkt, oder: es ist mir von Gott geschenkt worden. Dazu tritt dann auch die entsprechende Deutung der Zukunft, sobald es sich nur irgend um wichtige Dinge handelt, die das Gefühl und damit den Glauben berühren, der immer von jedem starken Erlebnisgefühl angeregt wird; so sagt der Gläubige nicht: ich will und ich werde, sondern: ich hoffe zu Gott, daß er mir dies und das tun wird. Diese Abhängigkeit in Ehrfurcht erkennen, das ist der demütige Glaube, der das Wesen aller und zumal der biblischen Frömmigkeit ausmacht. Immer wieder müssen wir darauf hinweisen, daß jeder Fromme diese Übersetzung aus dem Aktivum ins Passivum vorzunehmen hat. Das ist nicht etwa nur eine einfache grammatische Übung, sondern es ist eine Willenstat des demütigen Herzen, die in jener grammatischen Übung ihren Ausdruck findet, wie so viele Lebens- und Willensverhältnisse sich hinter solchen grammatischen Formen verbergen; man könnte geradezu eine Darstellung verschiedener religiös-sittlicher Grundbeschaffenheiten in verschiedenen grammatischen Formen zum Ausdruck bringen.

Das Gegenteil dieser demütig gläubigen Haltung ist nun der Hochmut; der sagt immer: ich will und ich werde. Ihm fehlt es an dem „Darüber", wie es für jeden Frommen Gott darstellt. Dazu gesellt sich dann, daß er bloß ein „Darunter" kennt: keinen Gott hat er über sich, aber alle Menschen sieht er unter sich. Jene Form ist die eigentlich antike, die irreligiöse Form des Hochmuts, die Hybris. Man braucht nicht nur die großen klassischen Beispiele heranzuziehen von Adam und Eva an bis auf Nietzsche; denn die treffen nur die großen Umrisse der Wahrheit, die man einprägen soll, wie wir überhaupt immer aus rhetorischen

Gründen zu sehr al fresko malen. Wir sollten mehr auf das Kleine und Einzelne achten: wie oft kommt es uns und anderen gewöhnlichen Leuten vor, daß wir uns auf eine Höhe des Selbstgefühls erheben, von der wir gerade dann sehr bald hinabstürzen! Wird nicht fast ausnahmslos jeder durch ein Lob oder eine gute Kritik, seiner Sache so sicher, daß das folgende Werk mißraten muß? Oder sehen wir uns um — wie viel Menschen kennen wir, die den Kopf so sehr hoch trugen, und auf einmal war das Elend da! Die großen Beispiele weltgeschichtlicher Peripatieen finden in jedem Dorf ihre entsprechenden Ähnlichkeiten. Dabei ist dies merkwürdig: oft ist es Schuld, was den Umschwung hervorruft, Schuld, die darin besteht, daß der Hochmut verblendet, sicher macht, Feinde hervorruft, jedes Gebet und damit jede Selbstüberwachung beseitigt, jeden Widerstand unterschätzt ꝛc. Dann arbeitet die unerbittliche Gerechtigkeit des Geschickes im eigentlichen Sinn tragisch oder fast auch komisch, indem sie die Sünde des Menschen selbst zu ihren Zwecken benutzt. Oft aber auch ist dies nicht der Fall, sondern wie durch ein Wunder kommt dann aus irgend einer Ecke her das Verhängnis und richtet den Hochmütigen zugrunde. Wenn wir solches predigen und lehren, dann müssen wir uns vor der Gefahr hüten, an die Stelle des Hochmutes eine andere Verkehrtheit setzen zu lehren, nämlich eine winselnde und kriechende Demut, die den Menschen um jede Haltung bringt. Vielmehr ist die normale Stellung zu Gott wie immer sehr schwer zu finden, weil sie Entgegengesetztes verbindet oder über den Gegensätzen liegt: sie ist ein festes, tapferes und auch schon einmal im edelsten Sinne des Wortes stolzes Verhalten, dem im innersten Grunde die Ehrfurcht vor den tragenden Gewalten des Lebens das nötige Gleichgewicht und die nötige Fundamentierung gibt. Wenn man das verstanden hat, hat man viel verstanden; aber wie muß man an sich arbeiten, bis man es hat! — Die ersten beiden Sprüche S. 16,5 und 18 sowie der letzte des vorigen Abschnittes, wenn man seine lutherische Form in Betracht zieht, gehören hierher, ebenso J. S. 10, 7, ein Spruch, der sehr eindrucksvoll diese Erkenntnis vorträgt.

Von der sittlichen Seite her ist dieselbe Sache, also der unsoziale Hochmut, der sich vor allem gegen die Geringen auswütet, in den Versen S. 15,25 und 16,29 gezeichnet, über die wenig zu sagen ist, da sie einen stets wiederkehrenden Gedanken der Propheten behandeln, der sich von selbst erklärt.

Jähzorn, Großtun, Lüge.

S. 29 [22]Ein Jähzorniger erregt Streit, ein Leidenschaftlicher schafft viel Sünde.
S. 26 [21]Wie Kohlen die Glut, Holz das Feuer, so schürt der Zänkische den Streit.
J. S. 22 [24]Vor dem Feuer sind Rauch und Qualm,
vor dem Blutvergießen Streiten und Schimpfen.
J. S. 9 [18].
Der Schreier ist überall gefürchtet, den Großsprecher kann niemand leiden.
S. 25 [14]Wolken und Wind, und doch kein Regen:
so wenn einer viel verspricht und nicht gibt.
J. S. 20 [24]Übler Makel am Menschen ist die Lüge,
der Unerzogene hat sie immer im Mund.
[25]Besser noch ein Dieb als ein Lügner,
beide kommen ins Verderben.

[26]Das Los des Lügners ist Schande,
er ist für immer gezeichnet.

Da vom Zorn schon öfter die Rede war, so beschränken wir uns darauf, auf die populäre und eindrucksvolle Form hinzuweisen, in der S. 26, 11 den Zänkischen brandmarkt: er schürt den Streit, wie Kohlen und Holz die Glut. Daraus kann man die Mahnung ziehen, auf der einen Seite sich die Einmischung eines solchen Zänkers fernzuhalten, was für jede Ehe und Familie und jeden Verein immer einmal wieder gesagt werden muß, weil es oft an Mut fehlt, einen eindrucksvollen, kritischen und sich überlegen gebärdenden Menschen an die Luft zu setzen; und auf der anderen Seite gilt die Mahnung, sich selber nie mit solchem Zank in fremde Dinge zu mischen, sondern seine eigene Unzufriedenheit entweder im eigenen Kreise auszutoben oder mit Gebet und Glauben zu überwinden. — Der Großsprecher, J. S. 9,18 ist eine Gestalt, die komisch wirkt, so lange sie nicht lästig fällt. Man sollte doch auch darauf einmal zu sprechen kommen, weil es der Renommage, der groben und der feinen, allzuviel gibt; sie ärgert die, die sie anhören müssen, und entwürdigt den, der sie ausübt. S. 25,14. Prachtvoll plastisch und treffend ist dies Wort über den Menschen, der verspricht und nichts hält; auch an diesem Punkt läßt sich zeigen, wie in einem solchen Fehler die innere Leere des Wesens sich äußert und wie die Gediegenheit der Seele sich in den kleinsten Dingen zu beweisen hat. Jener Unart liegt der Wunsch zugrunde, sich jeden zum Freunde zu machen, ohne daß es etwas kostet, oder zu prahlen mit dem, was man hat, und mit seiner Güte dazu; manchmal freilich ist es auch nur Vergeßlichkeit, die aber aus einem Herzen kommt, dem nichts an den Menschen liegt; denn wenn wir einen anderen lieb haben, vergessen wir weder ihn noch was wir ihm versprochen haben; Vergeßlichkeit ist Sünde, weil sie Mangel an Interesse ist. J. S. 20,24. Von diesem Spruch mag man sich den V. 25 merken, da wir das Verhältnis zwischen Lügner und Dieb anders aufzufassen pflegen.

Verleumdung, Heimtücke, Falschheit.

S. 18 [8]Verleumderworte sind Leckerbissen, die Menschen verschlingen sie gierig.
S. 25 [23]Der Nordwind bringt Regen, die heimliche Zunge bringt Verdruß.
S. 26 [20]Ist das Holz alle, geht das Feuer aus,
geht der Verleumder weg, hört der Streit auf.
J S. 21 [28]Der Verleumder beschmutzt sich selbst, niemand mag ihn leiden.

Die dritte Zunge.

J. S. 28 [13]Verflucht sei die dritte Zunge,
viele Friedliche hat sie unglücklich gemacht,
[14]hat viele von Haus und Hof gejagt,
hat sie verscheucht von Land zu Land.
feste Städte hat sie zerstört,
Paläste der Fürsten zertrümmert,
[15]trieb wackere Frauen aus dem Haus,
brachte sie um Hab und Gut.
[16]wer auf sie hört, hat keinen Frieden,
kann nicht mehr in Ruhe leben.

17 Der Schlag der Geißel macht Striemen,
der Schlag der Zunge bricht Knochen.
18 Viele hat das Schwert erschlagen,
doch nicht so viele wie die Zunge.
19 Wohl dem, der nicht ihrer Wut verfiel,
nicht mit ihren Stricken gebunden ward.
20 Denn ihr Joch ist eisern
ihre Stricke sind von Erz.
21 Wer durch sie stirbt, ist schlimm daran,
lieber im Hades als in ihrer Gewalt.
22 Über den Frommen vermag sie nichts,
ihr Feuer darf sie nicht versengen.
23 Die von Gott weichen, fallen in ihre Gewalt,
wie ein Löwe stürzt sie auf sie los.

S. 16 30 Wer die Augen einkneift, sucht Ränke,
verzieht er den Mund, so hat er den Streich getan.

J. S. 27 22 – 24.

22 Wer die Augen einkneift, plant Böses, der Kluge hält sich von ihm fern.
23 ins Gesicht schmeichelt und lobt er, nachher macht er dich schlecht.
24 Vieles hasse ich, doch nichts wie ihn, und Gott haßt ihn auch.

S. 29 5 Wer dem Andern schmeichelt, legt ein Netz auf seinen Weg.

S. 25 19 Böser Zahn, wankender Fuß ist der Falsche am Tag der Not.

Diese Worte greifen ins Wespennest; denn wer diese Sünden anfaßt, über den stürzen sich die Leute her. Aber es ist nötig, daß wir wenigstens immer einmal wieder die auf sie aufmerksam machen, die den Wunsch haben, frei von ihnen zu werden, während man die andern laufen lassen muß. So sollte man doch einmal darauf aufmerksam machen, wie gern auch jeder Fromme etwas Böses über irgend einen andern Menschen, und wäre es auch ein guter Freund und Nachbar, anhört, auch wenn er sich stellt, als wäre er entrüstet. Ganz unübertrefflich schön ist das in dem ersten Wort S. 18, 8 gesagt, das einem in jeder Gesellschaft, auch von frommen und ernsten Menschen einfällt, wenn man die Leute beobachtet und – auch wenn man sich selber beobachtet. An diesem geheimen Wohlgefallen hat man ein niederdrückendes Zeichen, wie arg man doch noch ist. Denn es läßt auf Fehler wie Schadenfreude, Eitelkeit und Hochmut schließen, die sich nur sehr schlecht unter heuchlerischem Bedauern verstecken. Immer wieder schämt man sich, wenn man sich hat zum „Gerne hören und lernen" solcher Klatschereien verleiten lassen; immer wieder ärgert man sich, wenn man in einer Gesellschaft war, in der sie mit Geist oder ohne Geist den Hauptinhalt des Gesprächs bildeten, ohne daß man selber den Mut fand, aufzustehen oder gar dagegen aufzutreten – denn wer stört gern die Menschen bei ihren Leckerbissen! – Wer etwas derben Humor nicht scheut, der zeichne zuerst eine Schar von Tieren auf der Weide oder im Käfig, wie sie auf ihr Futter lauern und sich dann darauf stürzen – so ist manche Kaffee- und Biergesellschaft auf Klatsch erpicht. Abmalen und schelten alleine helfen freilich nicht davon; mit ernstem Wort weise man darum auf die Verwüstungen und Schädigungen hin, die diese Sünde anrichtet,

um dann die Würde und alle guten Geister der Seele anzurufen, daß der Mensch es lerne, sich hin und wieder an diesem einen Punkt zu überwinden; denn die Bekehrung hebt am besten an scheinbar kleinen Fehlern an. — Der Gedankeninhalt der folgenden Einzelsprüche ist mit dem eben Gesagten schon erledigt. Eines ganz besonderen Hinweises aber bedarf das einzigartige Wort J. S. 28, 13 ff. über die dritte Zunge. Hier sieht man, mit welchem Nachteil die gewöhnliche Unkenntnis dieser Weisheitsliteratur sich straft. Wer kennt denn nur dieses prachtvolle Wort? Und wie wunderschön ist es zu gebrauchen! Die dritte Zunge zwischen zwei andern, der tertius gaudens duobus certantibus — das weckt sofort jeden Schläfer und prägt sich tief ins Gedächtnis ein, weil es überall solche dritte Zungen gibt. Unser Abschnitt zeichnet sehr ernst, was sie alles angerichtet hat; Reiche hat sie zerstört und vor allem Ehen gesprengt. Und wie ist sie immer noch geschäftig in der großen Politik und in jedem Verhältnis zwischen Menschen! Ehen, die durch die Schwiegermutter und andere Verwandte oder durch Zuträger auseinander gerissen werden, Freundschaften, die auf einmal aufhören, Vereine, die durch einen Verleumder und Zänker durcheinander gerüttelt werden, wenn man diese bekannten Mißstände recht ausführlich und genau beschreibt, trifft man immer ins Schwarze. Manchmal nimmt die Zunge auch die Gestalt einer Feder oder einer Druckerpresse an. Dann wird natürlich ihre Schädlichkeit noch viel größer. Die dritte Zunge!

In den folgenden Versen ist die schmeichlerische Hinterlist ins Auge gefaßt; ein Wort über sie hat mehr den Sinn, die Umschmeichelten zu warnen als die Schmeichler zu mahnen. Wer sich Schmeichlern gegenüber schwach zeigt, ist nicht nur dumm, sondern er hat auch noch nicht die innere Festigkeit, sich aus dem, was die Leute sagen, nichts zu machen; er ist noch abhängig von ihnen, und das ist ein Zeichen von Unreife. Und wer schmeichelt, macht sich eines andern Menschen Unreife selbstsüchtig und hinterlistig zu nutze; ein Wort darüber kann einen solchen Menschen, der aus Gewohnheit oder vermeintlicher Schlauheit diesen Weg geht, über sich selber klar werden lassen, wenn er nur sonst darauf aus ist, den geraden Weg der Wahrheit zu gehen; denn wie wenig folgerichtig sind wir doch alle miteinander!

b) Im eigenen Haus.

Wir sehen, wenn wir von der Kanzel herunter zu unseren Leuten sprechen, sie wohl meistens viel zu abstrakt als Menschen an, in denen sich gewisse Heilsvorgänge abzuspielen, oder die gewisse Aufgaben allgemein religiös-sittlicher Art auszuführen haben. Dabei vergessen wir, daß uns die Menschen doch in erster Linie als Glieder von Familien gegeben sind. Diese ihre Beziehung nimmt, wenn auch nicht den größten, so doch immer einen sehr wichtigen Teil ihres äußeren und ihres Seelenlebens ein. Hier, wo im engen Raum sich die Personen stoßen, da entstehen die größten Schwierigkeiten und Aufgaben. Hier liegen auch die einfachsten und nächsten Verhältnisse vor, an denen uns Menschen immer die größten und fernsten Beziehungen klar werden müssen; außerdem verlangen diese fernen und großen Beziehungen, daß sie in jenen engen und nahen verwirklicht werden: das Reich Gottes hat sehr viel mit der Familie zu tun. Diese Verhältnisse immer einmal wieder anzufassen, ins Licht Gottes zu stellen und im

Sinne Gottes gestalten zu helfen — das ist darum eine Aufgabe, die nicht bloß in einzelnen Predigten in der Trinitatiszeit, sondern die immer einmal wieder angefaßt werden sollte. Besonders würde sich die Form des Vortrags dazu eignen, solche ethischen Dinge zu behandeln. Denn soweit mein Blick reicht, ist man in den Kreisen der Suchenden allmählich der Bibelkritik und der Weltanschauungsfragen überdrüssig geworden; man weiß, daß Wunder historisierte Gedanken sind und daß jede Weltanschauung auf einem Glauben beruht, der mit dem Leben und Streben aufs engste zusammenhängt. Nun müssen die ethischen Fragen heran, wie etwa Autorität und Pietät, Autorität und Freiheit, aber vor allem die Fragen, die das Familienleben angehen: Ehe und Kindererziehung usw. Wenn man diese Dinge nicht predigthaft, sondern objektiv behandelt, wie es dem Vortrag zukommt, also geschichtliche und allgemein ethische Erkenntnisse entwickelt, so wird man meistens auf eine dankbare Zuhörerschaft rechnen können. Das gilt ganz besonders von der

Ehe.

Wohltat der Ehe.

J. S. 36 [29]Ein Weib erwerben, ist der beste Erwerb,
das ist eine Burg, eine starke Säule;
[30]ohne Hecke ist der Weinberg schutzlos,
ohne Weib ist der Mann rastlos und ruhlos.

S. 19 [14]Haus und Habe erbt man vom Vater,
aber ein tüchtiges Weib kommt von Gott.

S. 18 [22]Wer ein Weib findet, hat etwas Gutes gefunden,
es ist eine Gnade von Gott.

J. S. 26 1–4.

[1]Wohl dem, der ein gutes Weib hat, noch einmal so lange lebt er.
[2]Ein tüchtiges Weib erquickt den Mann, bringt ihm den Frieden ins Haus.
[3]Ein gutes Weib, eine gute Gabe, wer Gott fürchtet, gewinnt sie.
[4]Ob reich oder arm, er ist glücklich, sieht allezeit froh in die Welt.

S. 21 [9]Lieber auf dem Dach wohnen als im Haus mit einem zänkischen Weib.

Wir sollten hier einmal wieder lernen von den Kindern der Welt. Sie schreiben wenig, was nicht auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib Bezug hat. Und das tun sie nicht immer bloß aus der Lust am Sinnenkitzel, sondern auch darum, weil es tatsächlich für den Durchschnittsmenschen keine wichtigere Frage gibt als diese. Die Bedeutung des Weibes für den Mann und die des Mannes für das Weib — das ist es, was ideell angesehen, jenen Schriftstellern ihren Anlaß zum Schreiben und den Leuten den Anlaß zum Lesen gibt. Das ist natürlich in der Tiefe unseres biologischen Wesens begründet. Darum sollte man sehr oft auf diese Frage zu sprechen kommen; aber nicht in der Gestalt schematischer Bemerkungen, sondern so, daß man klug beobachtete und — verallgemeinerte Tatsachen, die man mit psychologischem Blick erfaßt hat, zum Bewußtsein bringt und dann Ratschläge und Winke daranknüpft, die ebenso auf psychologischer Erfahrung ruhen. Ratschläge und Winke — einem älteren gebildeten Herrn widerstrebte es, sich kirchlich trauen zu lassen, weil ihm der Gedanke unerträglich war, daß ihm irgend ein jüngerer Mann mit Ermahnungen aufwarten

sollte — was ich durchaus nicht für einen Ausfluß von Hochmut halte. Sofort hat aber stets ein jeder, auch ein jüngerer Pfarrer, die Aufmerksamkeit gewonnen, wenn er ruhig und nüchtern solche Ergebnisse seines Nachdenkens und Beobachtens darbietet, die teils der psychologischen Wirklichkeit, teils der angewandten Ethik entnommen sind. Dem verheirateten Pfarrer kommt dabei seine eigene Ehe zustatten; an diesem Punkte zumal wird das normale Verhältnis zwischen Amt und Leben fruchtbar. Und dieses besteht darin: man lebt so, daß man immer vor die Gemeinde treten kann mit einem guten Gewissen und offenen Auge, und man lehrt so, daß man ihr sein bestes Erleben darbietet. Daß dieses besonders an diesem unseren Punkte durch eine sehr vorsichtige Verallgemeinerung hindurchzugehen hat, versteht sich von selbst. Dann aber kann man vielen Leuten helfen. Die Hilfe besteht im allgemeinen darin. Wie jedes andere Verhältnis sucht auch die Ehe ihren Gleichgewichtszustand, indem sich die Kräfte beider Teile langsam gegeneinander abwägen. Das ist aber ein Verhalten, das nicht nur an die Politik, sondern sogar an die Natur erinnert. Das sollte jedoch auf christlichem Boden nicht also sein: hier sollte dieser Gleichgewichtszustand nicht durch das Muß, sondern durch das Soll, nicht auf natürlichem, sondern auf sittlichem Wege errungen werden. Und dieser Weg heißt Achtung und Liebe. Es ist das der Weg, der im Katechismus steht: „... und ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre." Ganz besonders auf das ehren kommt es an: mancher liebt seinen Gatten und ehrt ihn nicht, denn er behandelt ihn schlecht, zumal in Gesellschaft anderer. Aber wie groß wird das Glück, wenn einer den anderen ehrt, indem er darauf verzichtet, ihn nach seinem eigenen Ideal zu modeln, vielmehr ihm dazu hilft, sich gemäß seiner eigenen Natur zu seinem Ideal zu entfalten! Das ist die Achtung und Liebe, wie sie auf dem Boden des Christentums, das die Persönlichkeit wertet, unbedingtes Erfordernis ist; und dessen Beachtung lohnt sich mit Glück tiefster Art. Und hat man erst verstanden, wie unermüdliche Liebe und starke Güte die besten Mittel sind, um einen anderen zur Entfaltung seiner selbst zu bringen, dann ist das nichts anderes als gelebtes Evangelium selber; denn was will das Evangelium, wenn es nicht Entfaltung unter dem Sonnenschein der Güte will? In dieser Weise geduldig einen Menschen emporzulieben, ist darum eine göttliche Kunst. Dazu gehört aber große Selbstlosigkeit. Meist sucht doch jeder Gatte in der Ehe sein eigenes Glück; denn die übliche Frage lautet: Wie werde ich glücklich? Aber das Beste ist in der Ehe, daß vielmehr jeder voll Liebe und Glauben des anderen Glück sucht; denn dann kommen beide zu ihrem Glück und haben noch das Glück dabei, daß sie ihr Glück teils im Beglücken des anderen finden, teils von seinen lieben Händen empfangen. — Das sollte ein Hinweis auf solche Gedanken sein, wie sie jenen oben gestellten Anforderungen zu entsprechen scheinen.

Unsere Worte aus der Weisheitsliteratur bieten dafür manchen Anknüpfungspunkt. Sehr wohltuend berührt die hohe Schätzung des Weibes. Wehe dem Mann, der nicht warm werden kann, wenn er über diese Worte spricht. Kann er es aber, dann gewinnt er die Frauen und dient den Männern dazu, daß sie erwerben, was sie besitzen, oder erkennen, was sie haben.

J. S. 36, 29. Es ist immer einmal wieder nötig, daß man den Erwerb und Besitz eines Gatten unter den Gesichtspunkt stellt, der für unsere Religion entscheidend ist: der Mensch ist stets mehr als jedes Ding oder jede Sache. In

Dingen niederer Art und auch in Sachen höherer Art findet nicht jeder Mensch seine Befriedigung; erst dann findet er sie, wenn er einen anderen Menschen zu eigen hat und auch in ihm nicht wieder dingliche oder sachliche, sondern persönlich-menschliche Werte zu schätzen weiß. Für manchen Mann ist darum das Weib eine Burg und Säule, mehr denn die Außenwelt erfahren darf. Hier branden manche erregte Wellen aus dem stürmischen Meer des öffentlichen Lebens und brechen sich an dem Sinn einer klaren und festen Frauenseele; und wenn Erfolge ausbleiben und der Ärger die Beziehungen zu den Menschen vergällt, so ist hier eine feste Stelle, wo der Mann seine Anerkennung findet, die um so besser ist, je weniger sie die Kritik spart. Wenn die übliche Roman- und Dramenliteratur sowie die Beobachtung der zutage tretenden Wirklichkeit manchen auf die bekannte Vermutung bringt, daß alle Ehen unglücklich sind, so ist es eine hohe Aufgabe für einen Prediger, mit der stillen Tat und auch mit taktvollem Wort zu beweisen, daß das ein gehässiger Irrtum ist: es gibt wer weiß wie viele tief glückliche Ehen, in denen die beiden Gatten sich Burg und Säule und eine Hecke um den Weinberg oder wie man bei uns sagt, ein Zaun ums Haus sind. Solches ist aber nur dann möglich, wenn sich beide auf den sittlichen Standpunkt stellen und die Moral nicht nur als Waffe und Anklägerin im Ehekrieg einer gegen den anderen verwenden. Ohne Weib ist der Mann rastlos: „Vom Weibe bist du" – ist der Titel eines Romans von Fritz Philippi, der darin dies treffend ausführt: Vom Weibe bist du und zum Weibe zieht es dich darum wieder hin. Es ist jedoch aus einer tief unterchristlichen Meinung heraus gedacht, wenn man diesen Gedanken ausdrückt, indem man in dem bekannten Vers von Goethe „Am Golde hängt, nach Golde drängt –" statt Gold Weib sagt.

S. 19, 14. Das muß jedem frommen und glücklichen Manne einmal zum Bewußtsein kommen, wenn er sein Eheleben bedenkt, daß ihm sein Weib von Gott geschenkt ist. Wir führen ja alles, was uns tief in unserem Gefühl ergreift, und besonders alles Glück auf Gott zurück; alles, was zu einem glücklichen Ende geführt hat, sieht unser Glaube darum als eine Gabe an, die uns durch Gottes Güte geschenkt wurde. Eher findet nun einmal unser Nachdenken keine Ruhe. Das gilt zumal von der Ehe. Unser deutsches Sprichwort sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; aber natürlich nur die glücklichen und idealen; die anderen, die bösen, stammen aus der Hölle und sind auch eine Hölle. Für eine Ehe aber, die auf innerer Wahrheit beruht, die sich in der Übereinstimmung selbständiger Geister äußert, gibt es keinen besseren Ausdruck als jenen. Daß sich solche tiefen Gedanken nur eben einmal erwähnen, aber nicht breittreten lassen, versteht sich von selbst. Aber fehlen dürfen sie nicht, wo die Lebenswerte auf Gott zurückgeführt werden.

J. S. 26, 1 – 4. malt das Glück der Ehen näher aus: langes Leben – was der statistische Vergleich der Ehemänner mit den Hagestolzen bestätigt – Erquickung und Frieden, Glück und froher Blick in die Welt, das sind die Güter, die das gute Weib mitbringt; Gottesfurcht ist die Bedingung, die sie gewinnen und behalten läßt.

Alle diese Worte eignen sich zu Trauexten; nur einen Fehler haben sie: sie sind ganz und gar „androzentrisch", und das ist für uns heute nicht mehr zu ertragen. Das Weib ist nicht daher nur ein Mittel für das Glück des Mannes.

sondern der Mann ist auch ein solches für das Glück des Weibes. Aber weithin herrscht jener Standpunkt noch ganz naiv; darum muß man über ihn hinausführen. Das kann ja ganz offen geschehen, indem man an einen solchen Text anknüpft, seine Form ganz knapp zeitgeschichtlich begründet, aber dann sagt, daß dasselbe auch vom Weib gilt, was hier vom Mann gesagt ist, nämlich daß ihr Gatte ihr Glück bedeutet; ebenso wie vom Mann gilt, was hier vom Weib gesagt ist, daß er ihr das höchste Glück bereiten soll.

Der bittere Spott von S. 29, 9 bietet wenig Anlaß zu unmittelbarer Verwendung; höchstens in einer Predigt über die Ehe kann man ihn anbringen, und mancher wird im stillen mit seufzen.

Alle diese Verse eignen sich auch zu Texten für Grab- und Leichenreden; in einem freilich ganz außerordentlichen Falle, wenn nämlich wirklich alles nach einem scharfen Worte ruft, sogar der letzte.

Goldenes ABC vom Lob des tugendhaften Weibes.

S. 31, 10–31.

[10]Allbegehrt ist ein braves Weib, ihr Preis geht weit über Perlen.
[11]Bei ihr ist ein Mann geborgen, viel Freude hat er von ihr.
[12]Charitin ist sie dem Manne, nie tut sie ihm ein Leids.
[13]Die Arbeit ist ihre Lust, für Flachs und Wolle sorgt sie.
[14]Einem Kauffahrteischiff gleicht sie, so schafft sie mit weitem Blick.
[15]Früh bricht sie den Schlaf in der Nacht, bereitet das tägliche Brot.
[16]Gern hätt' sie ein Feld, sie kauft es, einen Weinberg vom Eigenersparten.
[17]Hat immer das Kleid geschürzt, und rüstig regt sie die Arme.
[18]Jetzt sieht sie, wie alles vorangeht, ihr Licht brennt bis in die Nacht.
[19]Kommt Zeit, so stellt sie den Rocken, die Spindel dreht sie geschickt.
[20]Läßt keinen Hungrigen leiden, dem Armen kommt sie entgegen.
[21]Mit dem Winter nimmt sie es auf, in Wolle hüllt sie die Ihren.
[22]Näht kunstvoll gewirkten Teppich und Kleider aus Byssus und Purpur.
[23]Obenan wird ihr Mann gestellt, wird Mitglied im Rat der Gemeinde.
[24]Phoenikische Händler kommen, ihre Tücher und Gürtel zu kaufen.
[25]Reich, kraftvoll ist ihre Gestalt, der Zukunft wartet sie ruhig.
[26]Sie versteht es, lieblich zu reden, weiß freundlich zu unterweisen.
[27]Tatkräftig bewacht sie ihr Haus, und Müßiggang kennt sie nicht.
[28]Um sie her sind prächtige Söhne, ihr Mann spricht beglückt zu ihr:
[29]„Viel wackere Frauen gibt es, aber du übertriffst sie alle!"
[30]Wie schwinden Anmut und Schönheit, ein frommes Weib ist das beste.
[31]Zollt ihr, was ihr gebührt, ihr Leben ist ihr Lob!

Dieses berühmte Lied will doch vor einer jeden Verwendung genau angesehen werden. Denn es nimmt eine ganz bestimmte kulturgeschichtliche Höhenlage ein, die keine schrankenlose Verwertung gestattet. Diese läßt sich etwa so kennzeichnen. Es ist die bürgerliche Hausfrau, die hier in ihren Tugenden verherrlicht wird. Und diese sind besonders solche wirtschaftlicher Art. Sie hat noch für vieles zu sorgen, was heute keiner Hausfrau mehr obliegt, weil es zu einer Sache von Berufen geworden ist. In dieser Arbeit eines bürgerlichen Haushaltes, dem es an landwirtschaftlichen Interessen nicht fehlt, steht sie auf der

Höhe. Sie ist auch Gattin und Mutter; auch als solche ist ihre Haupteigenschaft das wackere und tüchtige Verhalten. Sie ist die Kraft, die den ganzen Haushalt zusammenhält und zugleich ihm eine freudige Seele einhaucht. Für unser Empfinden tritt darüber das persönlich-seelische Leben etwas zurück, das uns auf dem Boden des Christentums zur Hauptsache geworden ist. — Wir haben darum hier ein Lied vor uns, das ganz vorzüglich in ähnliche Verhältnisse hinein paßt, wie es sie voraussetzt: die Verhältnisse eines bürgerlichen, bäuerlichen oder kleinbeamtlichen Haushaltes. Es sind mit anderen Worten im wesentlichen unsere, also die kirchlichen Kreise, auf die das Lied noch paßt. Diese Kreise werden damals die Religion und die kirchliche Gemeinschaft im wesentlichen getragen haben, und sie tun es auch jetzt noch. Unsere Geltung und die unserer Kirche reicht im ganzen so weit, als diese mittelständischen Interessen reichen. Das ist ja auch das Berechtigte und Wahre an aller konservativen Politik. Darum können wir mit unserm Lied etwas anfangen bei einer Hochzeit aus solchen Kreisen; wo ein tüchtiger Handwerker eine tüchtige Bürgerstochter nimmt und der kirchlich-fromme Geist mit einigem Verständnis die Bürgschaft für eine richtige Aufnahme dieses Sanges bildet, da kann man es etwa verlesen als Text oder als Lektion; es wird verstanden werden; und wenn es auch bloß der Stimmung nach und nicht in allen Einzelheiten verstanden wird, so ist das nicht schlimm. Dagegen nimmt sich unser Lied sehr merkwürdig aus, wenn wir es in einem modernen Haushalt verwenden wollten, der auf einer ganz anderen Grundlage steht. Dazu rechne ich die proletarische sowohl als auch die hochfeine Haushaltung. Für jene bedeutet es eine Ironie, für diese eine sentimentale Attrappe, wie etwa das alberne Stimmungsspinnrad, das man oft in reichen Häusern sieht. Jedenfalls darf da das Lied nicht als Ausdruck der Gesinnung und Stimmung, höchstens als Wink dahin verwandt werden, wo auch heute noch das Reich einer tüchtigen Frau liegt, die etwas leisten und glücklich werden will. Aber zu Stimmungsmätzchen sollte uns ein solcher Abschnitt zu gut sein.

Richtige Wahl und Gemeinschaft.

J. S. 26 [13]Ein anmutiges Weib ergötzt den Mann,
ein kluges bringt ihm viel Gewinn.
[14]Ein schweigsames Weib ist eine Gabe Gottes,
sie verdient einen hohen Preis.
[15]Ein sittsames Weib ist die höchste Anmut,
ihr Wert geht über allen Preis.
[16]Wie die Sonne leuchtet am Himmelszelt,
so ein schönes Weib im eignen Heim.

J. S. 36 [27]Schönheit des Weibes beglückt den Mann,
sie übertrifft alle Schönheit der Welt;
[28]ist sie dazu noch gütig,
so ist ihr Mann kein Mensch mehr.

J. S, 25, 21. 22.

[21]Laß dich nicht verlocken durch Schönheit, laß dich nicht fangen durch Reichtum!
[22]Harte Sklaverei und Schande ist's, wenn die Frau den Mann unterhält.

S. 11 [22]Goldner Ring im Rüssel des Schweins: ein schönes Weib ohne Bildung.

J. S. 9 [1]Sei nicht eifersüchtig gegen dein vertrautes Weib,
damit sie nicht auf böse Gedanken gegen dich komme.
[2]Gib dich nicht völlig deinem Weibe hin,
damit nicht sie die Gewalt bekommt.

J. S. 7 26.
Hast du ein Weib, so behalte es lieb, der Zurückgesetzten aber traue nicht.

Vortrefflich ist hier die richtige Wertschätzung des Weibes ausgesprochen; der Nachdruck liegt auf den geistig seelischen Eigenschaften und nicht auf den äußern und äußerlichen. Wie diese Sprüche von Lehrern der Jugend herstammen, so könnte man tatsächlich auch unsern jungen Leuten, deren Gedanken doch immer um das Weib kreisen, einmal ein paar Worte über die richtige Wahl sagen, ehe es zu spät ist. Was hilft es denn, ihnen allgemein die richtigen Wertmaßstäbe beizubringen, wenn man sie nicht auf die wichtigsten Lebensgebiete anwenden lehrt? Aber auch in einem Jungfrauenverein ist es angebracht, dieses Ideal des Weibes zu entwickeln; das findet jedenfalls oft eine bessere Statt, als irgend ein Wort über den Herrn Jesus, das man anhört und genießt, ohne daß es Einfluß auf das Urteil gewinnt.

Dieses eben Gesagte gilt besonders von dem ersten Spruch J. S. 26, 13. Anmut ist sicher mehr als die rein äußerliche, durch Knochen und Haut hergestellte Schönheit, die oft etwas sehr Abstoßendes hat; sie ist eine Schönheit, welche, man möchte sagen, die nach außen hin erscheinende freundliche und reine Seele darstellt. Das Wort J. S. 36, 27. 28 könnte ich mir als Ausgangspunkt eines Hochzeitstoastes denken, wobei der Wortlaut unserer Übersetzung „dann ist ihr Mann kein Mensch mehr" ohne Zweifel seines humoristischen Eindrucks nicht verfehlte. Wie man sich dabei freilich mit der schrecklichen Aufgabe, Komplimente und Lobsprüche auszuteilen, abfindet, ist dem Takt eines jeden zu überlassen.

J. S. 25, 21. 22 kann man zum Ausgang irgend einer Rede über die Ehe, auch einer Predigt darüber, nehmen, in der man dies als den obersten Gesichtspunkt aufstellt: keine unpersönlichen Gesichtspunkte dürfen bei der Wahl der Lebensgefährtin mitsprechen; ein solcher ist sowohl die Schönheit als besonders der Reichtum. Nur die Seele darf maßgebend sein; sonst gibt es ein Unglück, das zumal bei dem Reichtum groß wird. Dieses harte und scharfe Wort wird manchen Ehegatten treffen, der beim Eingehen seiner Ehe glaubte, möglichst schlau gewesen zu sein. S. 11, 22 ist zwar sehr wahr, aber zu grob für eine homiletische Verwendung, wenn man nicht Leute vor sich hat, die keine zarten Nerven haben. Aber wirklich wahr ist es doch; es fällt einem manchmal ein, wenn man hören muß, wie ein Mund sich öffnet, der zu einem schönen — man kann nicht anders sagen — „Fell" gehört, das noch dazu mit allen möglichen Dingen ausstaffiert ist. — Die beiden letzten Worte sind doch zu zeitgeschichtlich, als daß wir sie verwenden könnten; zwar die Eifersucht kommt immer noch vor, aber der Rat, sich seinem Weib nicht zu sehr hinzugeben, damit sie einen nicht in die Gewalt bekommt, ist doch — zu weise. Wir müssen ganz anders über die Macht der Hingabe denken. Freilich mag der Rat gut für viele Männer gegenüber ihren Frauen sein, aber es steht tief unter dem, was wir als Christen für richtig finden können. Ebenso ist es mit dem letzten Wort von dem Weib und der Zurückgesetzten; diese

letztere, etwa die umworbene aber nicht gefreite Andere, ist gewiß aller weiblichen Teufeleien fähig; aber vor ihr zu warnen, ist nicht unseres Amtes.

Dagegen sollten wir es wagen, mitunter einmal den Rat von J. S. 9,8.9. in eine Predigt hineinklingen zu lassen. Man weiß doch, wie stark die polygamischen Instinkte zumal in den Männern immer noch sind; auch in solchen, die sehr anständig sein wollen, lebt dieser ataviſtische Rest immer noch. Ganz besonders macht sich dieser Instinkt geltend, wenn eine Enttäuschung Platz gegriffen hat, nachdem der Kunstgriff der Natur, die gegenseitige Idealisierung der Geschlechter, dem nüchternen Alltagsblick gewichen ist. Man denke sich doch nun einmal dies aus: es sitzt ein Mann oder eine Frau unter einer Kanzel und hört so halb oder viertels zu, wie das meist geschieht, wenn die üblichen allgemeinen Erörterungen herabströmen. Da auf einmal fällt dieses Wort: Blick nicht auf die anmutige Frau, die dir nicht gehört! — Kann dies nicht irgend einem Menschen, der in Gefahr steht, ohne daß er sich dessen bewußt ist, ein heilsamer Wink zur Besinnung werden? Gerade da, wo lebhaftes Empfinden sich in williger religiöser Gläubigkeit zeigt, zeigt es sich bekanntlich auch auf diesem Gebiet. Zwar können wir uns gar keinen Eindruck von diesem Wort auf die versprechen, die kein Gewissen haben, und darum eine jede Blume am Wege ohne Bedenken abpflücken wollen; aber wir können doch auf die einen Eindruck machen, die, wie das hundertfach geschieht, sich in eine Richtung von ihren Instinkten hineintreiben lassen, die von ihrem Gewissen abweicht: wenn dieses immerhin stark genug geblieben ist, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Ebenso kann das letzte Wort über die Eifersucht einen Anlaß bieten, mitunter einmal auf die grundlose Eifersucht hinzuweisen. Wie manche Frau, zumal irgend eine hysterische, setzt sich etwas in den Kopf und plagt dann sich und ihren Mann halb zu Tode; Beweise findet sie, wie Jago zeigt, immer, so viele sie haben will; aber das ist doch eine Sünde, wenn es auch zur Krankheit wird. Werden wir es wagen, auch solche Dinge einmal zu berühren, statt der üblichen schematischen und stereotypen homiletischen Ladenhüter, mit denen wir das Bedürfnis nach religiös-sittlicher Schulung des praktischen Lebens genügend zu stillen glauben?

Eltern und Kinder.

Auch über diesen Gegenstand sollte öfter als das eine Mal in der Trinitatiszeit gesprochen werden, und zwar wie immer, wenn es sich um solche praktischen Dinge handelt, nicht trivial-christlich, sondern individuell und pädagogisch. Denn auch da, wo man weiß, wie man es mit den Kindern zu halten hat, bedarf man immer einmal eines Winkes und einer Erinnerung; man tut ja doch nicht, was man weiß, denn die Macht der Trägheit oder die das Gefühle gegenüber den Kindern ist zu stark, sei es, daß es die Freude, sei es, daß es der Ärger über sie ist. Mag es auch manchen geben, der in der Kirche nichts von seinen Kindern, dem Gegenstand seiner Sorge oder seines Kummers, hören will, die meisten Menschen wissen doch nichts Lieberes und Wichtigeres als ihre Kinder. An Gemeindeabenden sollte man auch darüber sprechen oder einen Lehrer sprechen lassen, wobei natürlich die Kinder nicht anwesend sein dürfen. Überhaupt muß man das den Leuten, auch gebildeteren, immer wieder einschärfen, daß in Gegenwart der Kinder nicht über sie oder andere Kinder gesprochen werden darf; auch ist

die Bemerkung sehr angebracht, daß Geist und Art des Tischgesprächs viel tiefer auf die Kinder einwirken als große feierliche Reden. Der Ton des Spottes geht ebenso wie der der Ehrfurcht sehr leicht auf diese Weise in sie ein.

Kinderglück.

S. 17 [6]Der Alten Schmuck sind ihre Enkel, der Kinder Stolz sind ihre Eltern.

So weh dieses Wort kinderlosen Eltern tut, so nötig haben es manchmal kinderreiche, wenn ihnen Gegenwart und Zukunft das Herz schwer machen wollen. Es ist doch ein großes, unendliches Glück, eine Schar von lebendigen Geschöpfen um sich zu haben, die einem allein angehören. Abgesehen von all den lieben Kinderscherzen, dieser Mischung von Wahr und Falsch, von Scherz und Ernst, abgesehen noch von der Art, wie sie sich entfalten nach dem Gesetze, das jedem eingeboren ist — man hat doch noch einen Lebenszweck neben seinem Beruf. Denn die Zwecklosigkeit des Daseins drückt die kinderlosen Ehen, wenn der Berufszweck nicht so tief in das Seelenleben eingegangen ist, daß man darin aufgeht; und auch dann fehlt wenigstens der Frau immer etwas. Ferner ist es aber vor allem der Besitz von Menschen und Personen, der einen so erhebt. Wo Kinder fehlen, wird oft ein Kultus der Sachen oder auch der Dinge getrieben, der einem Christen nicht ansteht: Dinge sind es, soweit das Geld, die Haushaltung, der Luxus, in Betracht kommt, Sachen, soweit es sich um Kunst, Sport, öffentliche Angelegenheiten usw. handelt. Meist findet doch der Mensch seinen Frieden nur in der Gemeinschaft mit einem Menschen — das ist auch der tiefste Beweggrund für allen Theismus, der jedes Bedenken gegen die Menschenähnlichkeit Gottes beseitigt. Solche Gedanken sollte man öfter einmal in Gemeinden mit kinderreichen oder kinderarmen Ehen laut werden lassen; man wird sicher gehört und verstanden. Ganz besonders angebracht sind sie bei einer Taufe; was kann man in der Taufrede Besseres bringen als Worte über Kinderglück und Kindererziehung? Unser Wort eignet sich ganz besonders gut zu einem Text für eine Taufe, wo auch die Großeltern zugegen sind.

Segen und Pflicht strenger Erziehung.

J. S. 16 [3]Lieber gute Kinder als viele Kinder,
lieber kinderlos sterben als böse Nachkommen.

S. 22 [6]Früh gewöhne den Knaben, so übt er's im Alter.

S. 20 [11]Schon der Knabe zeigt an seinem Tun, ob er lauter ist oder böse.

S. 13 [24]Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn,
wer ihn liebt, läßt ihn die Zucht spüren.

J. S. 30 [1]Wer seinen Sohn liebt, hält ihn streng,
so erlebt er Freude an ihm;
[5]wer ihn erzieht, macht den Feind neidisch
und kann vor den Freunden sich rühmen.
[4]Stirbt der Vater, so stirbt er fast nicht,
er hinterläßt einen, der ihm gleich ist.
[5]Im Leben sieht er nur Freude,
beim Abscheiden ist er getröstet,
[6]er hinterläßt einen, der ihn rächt,
der der Freunde Güte vergilt.

[7]Den Sohn verzärtelt, wer mitleidig ist,
wem bei jedem Schrei das Herz bricht.
[8]Ein ungezähmtes Pferd wird störrisch,
ein unerzogener Sohn schlägt hinaus.
[9]Herze den Sohn, und er bringt dir Angst,
spiele mit ihm, und er macht dir Not.
[11]Laß ihm nicht Freiheit in der Jugend,
sieh ihm seine Fehler nicht nach,
[12]beuge seinen Nacken, solang er jung ist,
schlag ihm den Rücken, solang er klein ist,
[13]halte deinen Sohn in strengem Joch,
damit er nicht im Unverstand dir trotze.

S. 22 [15]Torheit steckt dem Knaben im Herzen, die Rute der Zucht treibt sie aus.
S. 29 21.
Wer in der Jugend verwöhnt wird, kommt herunter und endigt im Elend.
J. S. 7 [23]Hast du Söhne, so erziehe sie, verheirate sie in jungen Jahren;
[24]hast du Töchter, so hüte sie, sei ihnen ein strenger Vater.
[25]Mit der Tochter geht die Sorge aus dem Haus,
gib sie aber einem wackeren Mann.

Natürlich kommt es bei dem kostbaren Besitztum an Kindern mehr auf die Güte als auf die Menge an; manchem ist das ernste Wort J. S. 13, 24 aus der Seele gesprochen. Kindererziehung ist eine Aufgabe, die nur gelöst wird, wenn die Eltern ihre ganze eigene Haltung und den Geist ihres Hauses darauf einrichten, daß Kinderseelen von einer guten seelischen Luft umgeben sind; denn wir werden, soweit wir überhaupt nicht schon durch unsere Anlage bestimmt sind, wir werden das, was wir werden sollen, durch die vielen einzelnen unbewußten Eindrücke und Einflüsse, die wir aus gelegentlichen Beobachtungen und Bemerkungen heraus empfangen. Dieser Umstand macht alle Schauspielerei vor den Kindern wertlos; Erziehung geschieht bloß aus der Wahrheit heraus. Freilich auch da gibt es keine Gesetze: aus manchem im Guten wahren Haus kommt ein Schlingel, und aus manchem oberflächlichen Haus eine tiefe Seele; vielleicht hat da der Gegensatz der Seelen einmal wie so oft dasselbe gewirkt wie ihre Verwandtschaft.

Durch alle pädagogischen Regeln und Beobachtungen wird S. 22,6 bestätigt. Gewöhnen, Dispositionen schaffen — das ist die Kunst. Nur ein törichter Rationalismus meint, daß die gehörte und verstandene Regel wirken müsse, und wenn sie nicht befolgt wird, habe die Strafe einzutreten. Von dieser Torheit hat uns die Psychologie befreit. Das von ihr gebotene Verfahren ist freilich viel schwerer als jenes: immer wieder ohne Verdruß gilt es, dasselbe zu sagen, zu erinnern, zu mahnen, zu bitten; immer dasselbe und immer dasselbe, bis sich durch beständiges Vollführen der Handlung die Spur im Geist oder im Hirn gebahnt hat, die nach dem gewünschten Punkte hinführt. Je weniger verdrossen und hitzig man dabei wird, desto besser ist es für beide Teile. Jung gewohnt, alt getan — sagen wir im Deutschen. Das kann man anbringen zur Erläuterung, wenn man eine Erziehungspredigt über diesen Text hält. — Das folgende Wort S. 20, 11 heißt bei uns: Was ein Häkchen werden will —. Wertvoll ist zunächst einmal,

daß in ihm aller Nachdruck auf gut oder böse liegt. Wie manche Eltern fragen blos nach gescheit oder dumm, geschickt oder ungeschickt. Die Wertschätzung zu regeln, ist immer eine wichtige Aufgabe der Predigt und Seelsorge. Wir würden genauer als dieses kategorische Wort sagen, daß es sich schon früh zeigt, wo die Vorzüge und die Nachteile der sittlichen Grundart eines Kindes liegen; tatsächlich kommt man oft auf den schwermütigen Gedanken, daß die Kinder eigentlich fertig sind schon mit der Geburt; aber doch ist immer noch viel zurückzudrücken oder hervorzuziehen, zu verklären oder umzubiegen.

Die folgenden Worte über die Erziehung atmen doch einen sehr harten Geist. Die Front wird einseitig gegen die Verwöhnung genommen. Es ist dies ganz der Geist der bessern bäuerlichen Erziehung, wie er auch in bürgerlichen Häusern in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschend war. Wie immer ein Glied des Gegensatzes das andere hervorruft, so ist jener rauhen eine sehr weiche Erziehung gefolgt im Jahrhundert des Kindes. Statt der rauhen väterlichen Autorität herrscht das Ideal des guten Kameraden. Wie sehr in diesem Geist sogar Fabrikarbeiter und auch Bauern jetzt oft ihre Kinder verzärteln, so sehr sie auch sonst über den zum Fluch gewordenen Segen seufzen mögen, weiß man ja. — Beide Arten der Erziehung sind verkehrt; sie stammen ja biblisch geredet aus dem Fleisch, wenn der Zorn jene und die Sentimentalität diese bestimmt. Psychologisch gesprochen sind es pathologische Gefühle, also solche, in denen der Mensch sich passiv gegenüber seinen Erregungen verhält. Über beiden Fehlern steht aber eine andere Weise: und das ist die, die im Vertrauen dem Ernst und der Güte zugleich Rechnung trägt. Das Vertrauen als die Grundlage der Einwirkung und Beeinflussung ist noch sehr wenig gewürdigt. Diese sittliche Höhe einzuhalten, fällt den meisten Menschen nicht leicht. Und doch gibt es, wenn man sie zu behaupten weiß, nichts Leichteres, als einen Menschen zu beeinflussen. Denn das Vertrauen ist eine bessere Brücke für jede Überführung von Idealen und Maßstäben als der Zorn und die Weichlichkeit. Diese pädagogischen Gedanken hängen aber mit religiösen aufs engste zusammen. Gott als Erzieher — das ist der beste Ausdruck für Gott; es gibt kein geeigneteres Leitbild und Modell für ihn als den Erzieher. Und für den Erzieher gibt es auch kein besseres Vorbild als die Art, wie es Gott mit uns macht. Denn in der Erziehung, die uns Gott zuwendet, spielt das Vertrauen die größte Rolle: das ist Evangelium, daß er uns durch Vergebung Vertrauen abnötigt und uns durch Vertrauen beeinflußt. Das ist aber noch sehr wenig Menschen aufgegangen. — Wer unsere heutige Erziehungslehre studiert, findet aber doch den Geist einer solchen Erziehung häufiger, als man denkt. Das Evangelium ist dann dort eingedrungen und weilt unerkannt dort, während man es oft genug da gar nicht kennt, wo man von ihm redet. Vielleicht hängt die Art, wie wir unsere Kinder erziehen, und die Art, wie wir glauben, daß Gott uns erzieht, enger zusammen, als wir meinen. Eine Untersuchung darüber würde manches aufdecken. Es kann ja auch gar nicht anders sein: wir gestalten unser Gottesbild ja doch immer nach unsern Idealen, und unsere Ideale gestalten wir nach dem Bild von Gott, das wir haben. — Die beiden letzten Worte S. 29, 21 und J. S. 7, 23 – 25 behalten als Gegengewicht gegen laxe Erziehung immer ihren Wert. Zumal das ernste Wort über die Töchter wird man seelsorgerlich sehr gut verwenden können, ehe das Unglück da ist.

Segen frommer Eltern.

S. 20 [7]Der Gerechte geht seinen frommen Weg, Heil seinen Kindern nach ihm!
S. 13 [22]Der Guten Besitz vererbt sich auf Kindeskinder,
der Bösen Habe kommt an die Frommen.

J. S. [7]
Den gottlosen Vater verwünscht der Sohn, denn seinetwegen gilt er nichts.

Abgesehen von allgemeinen Gedanken, die sich aus den hier zusammengestellten Versen als Warnungen und Bitten an Eltern gewinnen lassen, eignen sich die beiden ersten als Texte für Leichenreden, wenn es sich um Menschen handelt, die, wie die meisten, über eine alttestamentliche Höhe der Lebensführung und auch des Ideals nicht hinausgekommen sind.

Gesinde.

J. S. [20]Den braven Sklaven mißhandle nicht,
noch den Tagelöhner, der sich müht für dich.
[21]Den klugen Knecht schätze wie dich selbst,
weigere ihm die Freilassung nicht.
S. 29 [19]Mit Worten wird ein Knecht nicht zurechtgebracht,
er versteht sie wohl, aber fügt sich nicht.
S. 27 [18]Wer den Feigenbaum pflegt, genießt die Frucht,
wer seines Herrn wartet, wird geschätzt.

Das Wort von der goldenen Mittelstraße ist verkehrt, mindestens sehr mißverständlich. Statt Mittelstraße zwischen zwei entgegengesetzten Punkten muß es vielmehr Höhenstraße über zwei Niederungen heißen, um auszudrücken, daß das rechte Verhalten höher als jedes falsche liegt; man kommt nicht durch kluges Abmessen, sondern durch Erhebung der Seele zu ihm. — Das gilt auch für das Verhalten zu dem Gesinde, wenn man das Wort überhaupt noch brauchen darf. Ein junges Ehepaar oder ein junger Arbeitsherr schwankt darin oft sehr lange zwischen Härte und Sentimentalität, um häufig aus dem einen Ende in das andere zu fallen. Dabei ist man selber Knecht und Diener, nämlich ein solcher seiner Stimmungen und Launen. Darüber gilt es sich zu erheben, indem man vor jedem Menschen die Achtung hegt und betätigt, die uns vor allem Jesus eingeschärft und gezeigt hat. Dann handelt man nicht bloß aus Klugheit, um die dienstbaren Kräfte nicht zu verlieren, sondern aus Achtung vor dem Menschen auch in dem böswilligsten Geschöpfe. Oder man wird „gehalten" und vornehm um seiner eigenen Person willen. F. W. Förster macht in seiner Jugendlehre darauf aufmerksam, wie wichtig es ist, heranwachsende Söhne zu einem richtigen Verhalten gegen die Dienstboten zu erziehen; dabei gilt es nicht nur die Gefahr des Hochmuts, sondern auch die der heimlichen Vertraulichkeit im Auge zu behalten; denn oft genug liest und hört man, wie sich Mädchen an die erwachsenen Söhne des Hauses herangemacht haben.

S. 12 [10].
Ein rechter Mann fühlt mit seinem Vieh, der Schlechte kennt kein Mitleid.

Auch dem Vieh gegenüber gilt das gleiche Wort wie den Menschen: keine Roheit und keine Sentimentalität, sondern die Achtung, die unsern vernunftlosen Mit-

geschöpfen gebührt. Keine Roheit, „denn es fühlt wie du den Schmerz", und du selbst erniedrigst dich und verrohst samt deinen Kindern; keine Sentimentalität, denn die Tiere sind im Sinn des biblischen Realismus Mittel für uns, die Menschen; und es gibt Menschen, zumal Kinder genug, denen man sein nach tätiger Liebe bedürftiges Herz zuwenden kann. Die Flucht eines verärgerten Menschen zu den Tieren ist zwar begreiflich, aber doch nicht ohne Sünde, oder wer seine Pferde in Prachtställen und seine Arbeiter in Höhlen leben lassen kann, eignet sich nicht zu einem Muster eines Kirchenpatrons oder zu dem eines Führers im öffentlichen Leben.

Wert der eignen Häuslichkeit.

J. S. 29 [21]Zum Leben genügt Wasser und Brot,
schützende Kleidung und Wohnung.
[22]Besser ärmlich leben unterm eignen Gebälk,
als köstliche Leckerbissen im fremden Haus.
[24]Wanderleben ist ein schlimmes Leben,
darfst als Gast den Mund nicht auftun,
[25]bist ein Fremdling, bekommst es zu hören,
mußt dir wehtun lassen:
[26]komm, Fremdling, rüste den Tisch,
gib vom Deinen, wenn du etwas hast.
[27]Mach Platz, Fremdling, dem Besseren,
mein Bruder ist da, ich brauche den Raum.
[28]Ein gebildeter Mann erträgt das nicht,
Schmähung der Fremde, Schelten des Gläubigers.
S. 27 [8]Wie ein Vogel vom Nest vertrieben,
ist ein Mann, vertrieben von Haus und Herd.

J. S. 29, 21. Der Gebrauch dieser so anschaulichen Mahnung ist wohl beschränkt. Sie könnte verwandt werden als ein Abschreckungs- und Lockmittel für Junggesellen, als eine Mahnung an das soziale Gewissen, möglichst vielen Leuten ein eignes Heim zu ermöglichen; aber auch die Bitte an die glücklichen Besitzer eines eigenen Heims liegt hier eingeschlossen, in ihrem Glück und Egoismus nicht taktlos an dem wehen Gefühl einer alten Anverwandten oder Bediensteten vorüberzugehen, die es bitter empfindet, kein eignes Heim erlangt zu haben. Dieses oder das folgende Wort S. 27, 8 kann ein Motto für die Pflege der Handwerksburschen und für die Arbeit der Heimstätten sein.

Nicht vorzeitig ins Altenteil gehen.

J. S. 30 [28]Dem Sohn, Weib, Bruder oder Freund,
gib bei Lebzeiten nicht Gewalt über dich.
Gib deine Habe keinem Andern,
sonst mußt du hinterdrein drum bitten.
[29]Solange du Leben und Atem hast,
laß deinen Platz keinem Andern.
[30]Besser deine Söhne bitten dich,
als daß du an deinen Söhnen hängst.

[31]Behalte in allem die Oberhand,
laß deine Ehre dir nicht kürzen;
[32]wenn deine Zeit vollendet ist,
am Tag deines Todes übergib das Erbe.

Dieser Rat „Nicht vorzeitig ins Altenteil gehn!" wird in der Regel nicht so nötig als der andere an alte Leute sein, ihre „Sache" nicht zu lange festzuhalten. Diese Angelegenheit eignet sich nicht zur Besprechung in der Predigt; und wo ein Pfarrer auf alte Leute in dieser Beziehung Einfluß sucht, braucht er kaum den alten Jesus Sirach als Eideshelfer.

Schätzung des Reichtums.

Es ist schwer, über den Reichtum keine Trivialitäten zu sagen. Aber es kommt weniger darauf an, Neues und Geistreiches über den Reichtum in eine Rede einzuflechten, als den Leuten, die durch ihn gefangen und gebunden sind, treu und ernst aus dieser Gebundenheit herauszuhelfen. Dabei tun auch die ältesten und einfachsten Worte und gerade diese den besten Dienst; nur müssen sie so herauskommen, daß ihnen wieder etwas von ihrem unvergänglichen Glanze innewohnt, den sie so leicht durch die übliche phrasenhafte Verwendung verlieren. Wenn sie dem Prediger neu werden, dann werden sie auch seinen Hörern neu. Diese müssen ihm anmerken, daß auch er dem dämonischen Zauber des Reichtums ins Auge geblickt, aber mit ihm gerungen hat. Von diesem Zauber überzeugt sich ein jeder Mensch leicht, indem er sich und andere beobachtet. Ist es ja doch schrecklich, wie dieser Mammonsgeist alles durchdringt: nicht nur die Art, wie Menschen sich und andere einschätzen, sondern auch wie sie ihre und anderer Lebensideale bestimmen und wie sie alle von vornherein eingestellt sind, um Dinge und Menschen überhaupt wahrzunehmen. Wie ein unsittliches a priori steckt dieser Sinn in der Seele; nur an dem Geschlechtstrieb hat er einen Wettbewerber. Diese beiden Triebe sind ja auch freilich oft genug aufs allerengste mit einander verbunden, indem der eine dem anderen dient: wird auf der einen Seite Geld erstrebt für die Lust, so wird auf der anderen Seite unendlich viel an Menschenglück und Ehre geopfert für das Geld. Die Krone der Gemeinheit, der Mädchenhandel mit seinen furchtbaren Schleichwegen, ist geradezu ein satanischer Triumph dieses Gottes Mammon.

Man achte auf die Formen, mit denen der Reichtum die Menschen knechtet. Wenn er in Dingen besteht, die man kauft, um sie zu gebrauchen oder auch nicht zu gebrauchen, dann haben wir immer noch die weniger abstoßende Form vor uns. Der Schaden, den diese Welt der Dinge an der Seele anrichten kann, ist dann der, daß sie zu Oberflächlichkeit, Verwöhnung, Verschwendung, Eitelkeit und Hingebung eben an die Welt der Dinge verleitet, während doch das Herz einer Person wiederum nur Personen gehören sollte. Schlimmer ist es, wenn statt der Dinge der Welt selbst ihr Repräsentant, nämlich das Geld, geliebt wird. Es liegt überhaupt in der Art des Menschen, auf jedem Gebiet, zumal auch auf dem religiösen und jedem geistigen, die Mittel zum Selbstzweck zu machen. Wirkt das manchmal komisch, so wirkt es hier auf unserem Gebiete abstoßend. Weil es scheinbar ein logischer Fehler ist, kann man es Torheit nennen; weil aber vielen solchen logischen Fehlern das böse Herz zugrunde liegt, das die Gedanken lenkt,

so haben wir hier die Torheit im biblischen Sinn, die Herzensverkehrtheit, die zu Dummheiten führt. Auch der allerklügste Mensch fällt ihr anheim; er kann etwa auf seine alten Tage Sorge bekommen, daß er nicht auskomme mit seinem vielen Geld; das ist dann weniger ein Fehler des Verstandes als einer des Herzens. Die Habsucht und die Geldliebe betrügt ihm die Sinne.

Darum ist es auch so schwer, der Geldliebe beizukommen mit einem ernsten und wahrhaftigen Wort. Wenn man sie schilt und verächtlich macht, zieht sie sich geschickt hinter den Vorhang der Heuchelei zurück. Innerlich überwunden wird sie, glaube ich, nicht durch Worte von außen, wie diese überhaupt sehr wenig, wenn auch nicht gerade nichts bedeuten. Innerlich überwunden wird sie vielmehr bloß durch eigene Erfahrungen, die der Gebundene macht: das Leben im Bund mit dem Geiste Gottes muß Bresche legen, ehe das Wort zum Sturm ansetzen kann. Wie wird denn Bresche gelegt? — Etwa so: man verliert Geld oder erhält nicht so viel, als man dachte; so bahnt sich langsam wieder der Vorgang an, den man mit dem Wort, aus der Not eine Tugend machen, zu bezeichnen pflegt. So kann es tatsächlich zugehen, daß einem die Trauben zu sauer vorkommen, weil man nicht unglücklich oder lächerlich erscheinen oder weil man gern seine innere Ruhe haben will. Noch besser ist es freilich, wenn einem persönliche Werte aufgegangen sind, um derentwillen man sich von dem geliebten Geld leichter trennt. Das können eigene Zwecke sein, die auf einem höheren Gebiet liegen, oder es können Weib und Kinder oder andere Menschen sein, an denen man Freude hat, und die unser Geld brauchen. Oder im höchsten aber auch seltensten Fall ist es der persönliche Gott, der einem lieber wird als die ganze Welt der Dinge. Dann kommt es darauf an: einmal und noch einmal muß man etwas Geld herausrücken und es geht wirklich schon immer besser; dann geht es wieder einmal schlechter, aber dann wieder rutscht es viel leichter. So sollten wir unseren Leuten helfen in dieser schweren Not. — Aber noch nach etwas anderem fragen sie, und zwar die gewissenhaften, die Christen sein möchten. Wie kann man für sich bestimmen, wo die Grenze zwischen Habgier und dem unumgänglichen Geldverdienen, wo die Grenze zwischen Geiz und der unumgänglichen Sparsamkeit ist? Das ist ganz eine Sache jedes einzelnen; und doch muß man etwas darüber sagen. Wer große Summen für Nötiges leichter ausgibt als zehn Pfennig für eine Tramkarte oder eine Briefmarke, der ist ein Geizhals; oder wem es leid tut, wenn er andere scheinbar unnötig Geld ausgeben sieht, der ist ein Geizhals. Und wer etwas tut offenbar nur aus dem Beweggrund, um Geld zu machen, ohne daß ihn die Freude an der Sache selbst erwärmte, der ist ein Habsüchtiger. Man muß dabei vorsichtig sein und zur Vorsicht mahnen, wenn es sich um andere handelt. Man sieht nicht in des anderen Börse und steckt nicht in seiner Haut; um so mehr aber kann man sich selber kennen lernen; immer wenn idealere Werte wie Selbstachtung, Freundschaft, Ehre und andere Beziehungen zu Menschen bedroht, wenn die Gebete verhindert werden, dann ist die Sache bedenklich. Diese persönlichen Werte gehen immer vor; man braucht ja nicht so viel Geld zu gebrauchen. Auf der anderen Seite ist auch dies selber der Maßstab für den rechten Besitz von Geld, daß keine persönlichen Werte leiden. Es gibt ja doch vornehme und reiche Leute genug, die weder selbst an ihrer Seele Schaden leiden noch ihr Geld zum seelischen Schaden anderer gebrauchen. Auch dafür müssen wir unseren

Leuten ein Auge öffnen. Das „Was" und das „Wie viel" spielt doch gar keine Rolle; nur das „Wer" und das „Wie" ist hier von Bedeutung. Der Arme ist oft viel mehr mammonistisch durchseucht in seinem ganzen Wahrnehmen, Urteilen und Streben, als der Besitzer eines älteren Reichtums, der da weiß, wie wenig man mit dem Geld machen, wie wenig vor allem man persönliche Werte mit ihm kaufen kann.

Jedes Wort über den Reichtum und das Geld richte man so ein, daß als oberster Gesichtspunkt der Gedanke Jesu von dem Gewinn der ganzen Welt und dem Schaden an der Seele darüber schwebt: die ganze Welt kann man besitzen, und man ist ein Kind Gottes, wenn man keinen Seelenschaden davongetragen hat; den kleinsten Teil kann man erworben haben, und man ist kein Kind Gottes mehr, wenn man sein Gewissen befleckt hat; immer kommt es auf das Wie, also auf persönliche Werte dabei an. Diese liegen nicht nur in der eignen Person, sondern auch in der der andern. Und diesen Personwerten haben immer die Dingwerte zu weichen.

Geld regiert die Welt.

S. 10$_{15}$.

Dem Reichen ist sein Besitz eine Burg, den Armen macht die Armut verzagt.

S. 19 [4]Reichtum macht der Freunde viel, Armut treibt den einzigen weg.

S. 19 [6]Viele umschmeicheln den großen Herrn, wer gerne gibt, ist vielgeliebt.

S. 18 [23]Der Arme redet unterwürfig, der Reiche antwortet herrisch.

J. S. 13 [21]Kommt der Reiche in Not, hat er Helfer viel,
den Armen stößt man vollends zu Boden.
[22]Hat der Reiche das Wort, so findet er Beifall,
redet er unfein, man nennt es schön.
Redet der Arme, so zischt man ihn aus,
auch sein kluges Wort findet keine Statt.
[23]Dem Reichen hört man schweigend zu,
erhebt sein Wort in die Wolken;
beim Armen sagt man: wer ist doch das?
mißlingt's ihm, wird er heruntergerissen.

J. S. 34 [1]Die Hut des Reichtums zehrt am Leben,
die Sorge um ihn benimmt die Ruhe;
[2]aber Nahrungssorge läßt auch nicht ruhen,
mehr als schwere Krankheit verscheucht sie den Schlaf.
[3]Der Reiche plagt sich und sammelt Vermögen,
wenn er ausruht, kann er sich gütlich tun;
[4]der Arme plagt sich, verbraucht seine Kraft,
und ruht er aus, hat er nichts zu essen.

Diese Verse eignen sich weniger zu Texten als zu Zitaten; denn sie stellen verkehrte Zustände dar, — und das ist nicht Aufgabe des Textes, — aber als Zitate sind sie wertvoll; denn sie beleuchten immer noch die Dinge in der Menschenwelt wie vor zweitausend Jahren. Wer etwas „hinter sich" hat von Geld und Gut, bekommt die Sicherheit des Auftretens, die so oft zur Frechheit wird, während sich nur selten Reichtum still und einfach gibt. Der Arme fühlt sich in dieser

Welt des Mammons gleichsam schuldig und wagt nicht aufzutreten, Schwindler und Hochstapler freilich ausgenommen. Auf Grund unserer höheren Wertschätzung, die das Innere zum Maßstab nimmt, sollten wir jene Arten des Auftretens beiden auszureden versuchen, soweit sie unserm Einfluß offen stehn; vor allem aber sollten wir andere warnen, diese falschen Gefühle von Armen und Reichen durch ein entsprechendes Benehmen zu stärken. Die Warnung, die in den bittern Worten S. 19, 4 und 6 steht, sollten wir vor allem einmal selbst beherzigen; es ist eine schreckliche Gefahr, sich von einer guten Flasche und einer Importe der reichen Leute fangen zu lassen; die Augen der Armen folgen einem mit feurigen Blicken, und der Spott zischelt noch hinterdrein. Das Bildchen, das S. 18, 23 entwirft, stimmt immer noch; Ausnahmen bilden der freche Proletarier und der wirklich seelisch gebildete Reiche. Ein Christ aber redet weder selbst so, wie es hier vom Armen und Reichen gesagt ist, noch duldet er, daß man so mit ihm spricht, weder von Seiten des Reichen noch von der des Armen. Prachtvoll ist wieder das kleine Kabinetbildchen J. S. 13, 21. Als Zitat und als Muster für die dramatischere Gestaltung der eignen Rede ist es bemerkenswert. Der hier gerügte Fehler besteht darin, daß umgekehrt wie oben auf das „Was" bei dem Redner nicht geachtet wird, sondern nur gefragt wird, „Wer" er ist. Dieses „Wer" freilich bezieht sich nicht auf seinen Persongehalt, sondern auf seinen sozialen Stand. J. S. 34, 1–4 entwirft ein sehr realistisches Bild von der Ruhelosigkeit, die gleichermaßen Arm und Reich beherrscht; es ist doch sehr schwer, in die üblere Lage des Armen, wie sie hier gezeichnet ist, ein „Sorge nicht!" hineinzurufen. Das muß man sich klar machen, ehe man eine schöne Predigt über die Sorge und das Vertrauen halten will; wer von uns hat sich denn schon einmal in die Seele der Leute hineinversetzt, die im Laternenschein den „Arbeitsmarkt" der Zeitungen studieren? Wie würden wir so unruhig, wenn wir nicht wüßten, woher wir Brot für unsere Familie nehmen sollten!

Die folgenden Worte fassen den falschen Sinn des Reichen unter dem Gesichtspunkt an, daß der Reichtum nicht den höchsten Wert darstellt, und dazu noch mannigfach für die Seele verderblich ist. Seelengefährlich ist er; aber ich würde in der Verkündigung dieses allgemeine und etwas abgegriffene Wort durch möglichst genaue einzelne Beziehungen aufhellen: der Reichtum kann aufgeblasen, allzu zuversichtlich, hart und kalt und vor allem rücksichtslos in der Wahl der Mittel machen, er gewöhnt an die Wertschätzung der äußern Dinge ohne Rücksicht auf die innere Beschaffenheit usw. Grade der letzte Umstand will öfter ausgeführt sein: im Urteil des Reichen selbst, aber ganz besonders auch in dem seiner Umgebung deckt das „Was" das „Wie", deckt eine große Fülle von Geld die unsaubere Art zu, wie es erworben wurde. Diesen stupiden Respekt vor dem Dinglichen müßte man doch wenigstens Christen gründlich auszutreiben wissen. Man sollte sich dann alle Mühe geben, die der Prediger und Seelsorger anwenden kann, um an diesem einen Punkte die Bekehrung und Wiedergeburt anzubahnen. Denn diese großen Begebenheiten vollziehen sich doch nicht bloß in der Phantasie und Terminologie, sondern in der wirklichen Welt des Willens. Manchmal ergreift zwar eine allgemeine Erschüttterung des ganzen Ich auch allmählich die Stellung zum Geld, wenn auch meist bekanntlich der Geldbeutel zuletzt „bekehrt" wird; manchmal aber auch geht der Weg umgekehrt: vom einzelnen zum allge-

meinen zurück. Beidemal kommt es darauf an, daß zuerst die Wertschätzung umgestaltet wird; von da aus führt aber zum wirklichen Neuwerden keine intellektuelle Bahn, sondern nur die der Einübung, die noch durch manche Rückschritte unterbrochen wird. Aber wie groß ist doch die Freude, wenn man merkt, daß es vorwärts geht, daß man wenigstens an diesem einen Punkt das hohe Ziel erreicht, das uns allen als Christen gesteckt ist: nicht von der Kreatur, sondern allein von Gott abhängig zu sein, dagegen alles Geschaffene als Mittel für geistig persönliche Zwecke beherrschen und verwenden zu können!

Einen großen Eindruck macht immer die

Vergänglichkeit des Besitzes.

S. 23$_{4.5}$.

[4]Mühe dich nicht um Reichtum! Einen Augenblick — so ist er verschwunden,
[5]er hat plötzlich Flügel bekommen, wie ein Adler, der in die Luft fliegt.

J. S. 11 [18]Mancher will reich werden, spart und geizt,
aber zuletzt ist alles umsonst.
[19]Er sagt: nun hab ich endlich Ruh,
habe genug, um mirs wohl zu machen:
und plötzlich wendet sich der Tag,
er stirbt und muß es Andern lassen.

Zwar glaubt man an jene nicht bloß auf ein Wort hin, zumal wenn das den Eindruck des Schematischen macht, ebensowenig wie man sich davon überzeugt, daß die Erde beben kann, ehe man es erlebt. Aber beide Grundlagen unseres Daseins können tatsächlich erbeben, und dann geht einem manches Neue auf. Von dem Erbeben der Besitzgrundlage aus kann sich dann die Tugend einer Wertschätzung geistiger Dinge entwickeln. Dies kann man mit dem ersten Wort, das sich durch Inhalt und Form gleichmäßig zum Text eignet, aufzeigen. Den Grundgedanken des zweiten spricht das ernste Volkssprichwort bei uns so aus: Ist der Mensch aus der Not, kommt der Tod. Mancher Arbeiter und Bauer hat sein Leben lang geschafft und gespart, bis er sein Häuschen oder Feld hatte, und dann legt er sich hin und stirbt: vor dem neuen Haus steht auf zwei Stühlen ein Sarg. Das ist die Tragik im Leben manches kleinen Mannes. Keine Sünde liegt hier vor, nur ein Beispiel ist es für die Unzuverlässigkeit von Geld und Gut.

Höhere Güter.

S. 15[16]Lieber wenig in Gottesfurcht als viel Vermögen und Unruhe.
[17]Lieber ein Gericht Gemüse in Eintracht als ein Mastochs und Hader.

S. 22$_{1}$.

Guter Ruf ist besser als viele Schätze, Beliebtheit mehr wert als Silber und Gold.

S. 20$_{15}$.

Mag man Gold und viel Perlen haben, der schönste Schmuck ist die Gabe der Rede.

J. S. 11 [1]Ein Armer kommt durch Weisheit herauf,
unter den Vornehmen erhält er den Platz.

Solche Güter schmackhaft zu machen, ist die Aufgabe der Erziehung. Leider blendet der Reichtum, ehe man ihn hat, so sehr, daß dieses Wort S. 15, 16. 17 nicht eher geglaubt wird, als bis es einem die Erfahrung selber nahelegt. Das Wie ist

immer wieder wichtiger als das Was; Gottesfurcht und Eintracht bei wenigem übertreffen an Wert große Besitztümer und Genüsse, die mit Unruhe und Hader verbunden sind. Freilich hängt jedesmal die Gemütsstimmung nicht an den Dingen, sondern sie liegt in den Menschen; darum können sie sich auch gerade an dem entgegengesetzten Orte einstellen, als hier angenommen wird. Auch S. 22, 1 setzt voraus, daß unser Glück und unser Wert in unsern Beziehungen zu Menschen, nicht im Besitz von Dingen liegt; über gutem Ruf und Beliebtheit, die wir bei Menschen erwerben können, steht freilich noch der Friede Gottes, der höher ist als Ruf und Beliebtheit, um seinetwillen muß man sogar auch diese Güter aufgeben können, wenn es nötig ist. S. 20, 15 stellt sogar schon die geistige Gabe der Rede über den toten Besitz — ein Gedanke, mit dem wohl weniger als mit den vorhergehenden anzufangen sein dürfte. J. S. 11, 1, ein Wort, das dem weisen und tüchtigen Armen einen Platz unter den Vornehmen zuspricht, könnte fein und taktvoll gewandt, einen Leichentext abgeben, wenn es sich nicht um einen Emporkömmling, sondern um einen self made man handelt — wie bringt doch schon gleich die Sprache ein Werturteil in diese beiden Wörter hinein!

Gefahr des Reichtums.

J. S. 34 [5]Wer reich werden will, kommt in Versuchung,
wer Geld liebt, fällt in Sünde.
[6]Viele werden vom Reichtum bestrickt,
durch Eitelkeit zu Fall gebracht.
[8]Heil dem, der darin fest bleibt,
der sich vom Mammon nicht zwingen läßt.
[9]Wo so einer ist, den preisen wir,
er gehört zu den Besten im Volk;
[10]wenn einer darin versucht war und standhielt,
soll man seinen Namen rühmen;
wenn er fallen konnte und nicht fiel,
einem schaden konnte und nicht wollte:
[11]sein Glück wird um so sicherer sein
und die Gemeinde preist seine Tugend.
J. S. 20 [21]Manchen bewahrt die Armut vor Sünde,
wer bleibt fromm, der auf Reichtum baut?

Nicht nur vergänglich, nicht nur geringwertig, auch seelenverderblich ist der Reichtum (s. o.). Das ist ein sehr schönes Wort J. S. 34, 5ff. In|V. 8 steht die Hauptsache: wer sich vom Mammon nicht zwingen läßt . . Welch feiner Leichentext wiederum für einen Mann, der den Mut und den Takt hat, an einem Sarg, um den Tausende stehn, etwa einen weitherzigen und großgesinnten Kommerzienrat seinen Freunden und Bekannten gegenüber so zu zeichnen! Damit versuche man, was sicher die Aufgabe der Leichenrede ist, am Grab aller irdischen Herrlichkeit den Leuten die Werte und Ideale zu ordnen. J. S. 20, 21 eignete sich umgekehrt für den Text an der Bahre eines tüchtigen und braven armen Mannes; aber auch sonst, z. B. für die Erziehung, ist es ein wichtiges Wort: wie manches Früchtchen ist geworden, wie es wurde, weil ihm der Herr Papa ein unbeschränktes Taschengeld zuzustecken in der Lage und auch dumm genug dazu war.

Mittelmaß. S. 30 7. 8.

7Zweierlei bitt ich von dir, gewähr mir's, solang ich lebe:
8Armut und Reichtum gib mir nicht, schenk mir ein bescheiden Teil,
daß ich nicht satt werde und freve und Gott meinen Herrn verleugne,
in der Not nach Fremdem greife, den Namen meines Gottes beschimpfe!

Das ist so recht ein Wort für unsere Leute, für die vom Mittelstand, mit denen wir meistens zu rechnen haben. Die Frömmigkeit und Tugend besteht oft zuerst aus dem Mangel an Gelegenheiten und Mitteln zum Sündigen; dann erst arbeitet sich langsam der gute Grund eines tüchtigen Charakters heraus — und es gibt die tapferen und braven Leute, die unsere Freude sind. Sie sind dann leicht mit ihrem Geschick zufrieden, wenn sie an andern merken, wie verderblich der Reichtum wirkt; sie werden es völlig, wenn sie auch noch lernen, beim Vergleich der Schicksale — umgekehrt wie bei dem der Leistungen — nicht nach oben, sondern nach unten zu sehn, wo so viele Leute sind, die es noch viel schlechter haben als sie. Wir werden dann bei dem Durchschnitt unsrer Bauern und Handwerker und kleinen Beamten auf das tiefste Verständnis rechnen können, wenn wir ihnen diesen Vers auslegen. Sie sind durch ihr bescheiden Teil vor beiden Gegenstücken gesichert, sowohl vor dem Übermut, der Gottes nicht bedarf, wie auch vor der Not, die auch stehlen und nicht nur beten lehrt. Jene leben zwar mit einem solch schwankenden Sicherheitsgefühl, daß sie niemals verlernen, Gott zu bitten und Gott zu danken; sie leben aber wiederum so gesichert, daß sie nicht zu stehlen brauchen. Übermut und Stehlen, also die Sünde des Reichtums und der Armut, zu meiden, ist ihnen leicht gemacht. Tatsächlich entscheidet über Glauben und Moral der meisten unsrer Leute ihr äußeres Geschick; damit dürfen wir nicht ganz zufrieden sein, sondern müssen die Grundlage von beiden tiefer zu legen versuchen, indem wir auf den Selbstwert des Glaubens und der Treue hinweisen, die auch in veränderten Verhältnissen bestehen müssen. Immer wieder heißt es: der Mensch stehe auf sich und nicht auf den Dingen, denn diese können sich ändern, und dann ändert sich der schwache Mensch leider auch.

Ehrlicher Erwerb. Unrecht Gut gedeiht nicht.

S. 28 20.
Der Ehrliche wird reichgesegnet, wer nach Reichtum jagt, verschuldet sich.
S. 16 8Lieber wenig auf rechte Weise, als viel durch Unrecht.
S. 28 6Lieber arm und rechtschaffen, als reich und unehrlich.
J. S. 40 13Unrechter Reichtum ist wie der Winterbach,
wie der Sturzbach beim Gewitterregen,
14in tosendem Fall bricht er Felsen weg,
und plötzlich ist er verschwunden.
S. 20 17Süß schmeckt ungerecht Brot, hinterher hat man Kies im Mund.
J. S. 21 8.
Wer sein Haus baut mit fremdem Gut, sammelt Steine zu seinem Grab.
J. S. 5 8Vertrau nicht auf unrechtes Gut, es hilft dir nichts am bösen Tag.

Von diesen Sprüchen ist uns besonders anziehend J. S. 40, 13. 14 und S. 20, 17, und zwar um der drastischen und plastischen Form willen. Der erste,

poetischer als der zweite, ließe sich etwa als Text nehmen, wenn es sich um die Beerdigung eines Selbstmörders handelt, der als entlarvter Dieb oder Betrüger Hand an sich gelegt hat. Der zweite geht jedem Bauern und Mann aus dem Volke sofort ein: Kies im Munde nach dem süßen Geschmack des ungerechten Brotes — das versteht und behält jeder ohne weiteres. Ebenso steht es mit dem folgenden Wort J. S. 21, 8. Dabei ist natürlich unter fremdem Gut nicht geliehenes, sondern gestohlenes oder auch schon „gemachtes" Geld und Gut zu verstehen. Wenn irgendwo ein Krach ausgebrochen ist, der die Gemüter beschäftigt als ein Dorf- oder Stadtereignis, dann wird es die Pflicht sein, das sittlich-religiöse Gewissen von der Kanzel aus sein Urteil aussprechen zu lassen, auch wenn es von diesem und jenem sehr übel vermerkt werden sollte.

Rechter Gebrauch des Besitzes.

J. S. 14 [3]Reichtum und ärmlicher Sinn paßt nicht,
was soll dem Geizigen das Geld!
[4]Wer an sich kargt, hat für andere gespart,
lachende Erben geben sein Geld aus.
[5]Wer sich nicht wohltut, tut niemand wohl,
er versteht's nicht, Freude zu machen,
[6]wer sich nichts gönnt, ist der allerschlimmste,
er ist mit sich selbst am meisten gestraft.

S. 21 [17]Wer Feste liebt, verarmt, vom Trinken und Salben wird man nicht reich.

J. S. 19[1].

Ein Trinker kommt nicht voran, wer den Pfennig nicht achtet, verarmt.

Zur Regelung der Wertschätzung in unsern Zuhörern dient es, wenn wir den Geizhals nicht nur verächtlich, sondern auch lächerlich machen. Er ist ein Tor. Wie die Alten den Plutus gleich dem Eros blind darstellten, um die blinde Leidenschaft des Geldhaben-Wollens zu kennzeichnen, die nichts anderes vom Leben will als Geld — so ist auch sein Knecht, der Geizige, blind. Sieht er doch nicht, daß Zwecke mit Mitteln erreicht werden wollen, und daß ebenso Mittel für Zwecke da sind. Er wird oft am besten daran erkannt, daß ihm jedes Geldausgeben, auch wenn es ihn nicht trifft, schrecklich ist; so grundsätzlich ist sein Haß dagegen. Darum wird der Geiz als eine magere Gestalt gezeichnet, weil er sich nichts gönnt; wenn man die fetten lachenden Erben daneben stellt, dann hat man ein Bild, das sogar kanzelfähig ist. – Die feine Psychologie von J. S. 14, 3ff. verdiente nicht als „apokryph" übersehen und vom Kanzelgebrauch ausgeschlossen zu werden. Es ist eine gute Beobachtung, daß einer, der sich nichts gönnt, auch andern nichts gönnt, ebenso wie der Luxus in der Regel freigebig ist. Freilich S. 21, 17 zeigt die Kehrseite dieses Luxus, die einem vergnügungssüchtigen Dorf einmal gründlich unter die Augen gehalten werden kann, zumal wenn die Fabrikgroschen Leichtsinns-Keime mitbringen. Dazu stimmt das Wort vom Trinker J. S. 19, 1 sehr gut; man wird es vonseiten der Abstinenten schon gefunden haben.

Wohltun und Freigebigkeit.

J. S. 29[11–13].

[11]Einen Schatz leg dir an, wie er Gott gefällt, der nützt dir mehr als Gold,

[12]in deine Beutel schnür Wohltat ein, sie schützen dich vor Not,
[13]als ein guter Schild, ein starker Speer, so kann kein Feind dir drohn!
S. 21 [26]Der Böse ist voller Eigensucht, der Fromme gibt, ohne zu geizen.
S. 11 [24]Mancher schenkt mit vollen Händen und bekommt immer mehr,
mancher gibt nicht das Geringste und kommt zurück.
S. 10 [2]Unrecht Gut kann nicht retten, Wohltun schützt vorm Verderben.
J. S. 3 [30]Wasser löscht Feuer aus, Wohltun deckt Sünde zu.

Geiz wird am ersten durch die Liebe überwunden, während freilich andererseits mancher aus Liebe habsüchtig werden kann. Freilich — wenn es wirkliche Liebe ist, nennt man es kaum Habsucht; denn Habsucht denkt zu viel an sich selbst. Jene Kur durch die Liebe soll man jedem Geizigen wünschen und anempfehlen; sie ist besser als die Kur mittels der Angst und des Spottes, wie überhaupt dies ein großes Weltgesetz ist, daß das Böse dauernd und gründlich nur durch das Gute überwunden werden kann. Wenn J. S. 29, 11 – 13 die Anlage eines seelischen Schatzes empfiehlt, so kann man einmal dem Verhältnis von Seele und Schatz nachgehen. Robert Saitschick sagt in der Sammlung „Wirklichkeit und Vollendung" (Berlin, E. Hofmann 1911), daß man die Menschen einteilen könne in solche, deren Schatz ist, wo ihr Herz ist, und in solche, deren Herz ist, wo ihr Schatz ist, im Geldschrank. Jene haben ihren Wert in ihrer Person, in ihrer Seele; diese sind mit ihrem Herzen bei ihrem Geld. Man kann auch sagen, daß sich der Wertgrad eines Menschen danach bestimmt, wie er die Dingwerte und die Personwerte an einander mißt und zu einander ins Verhältnis setzt; der eine sieht jeden Menschen darauf an, wie „schwer" er ist, und vor allem, was er etwa aus ihm herausschlagen könnte; der andere sieht alles Geld darauf hin an, was er mit ihm zu seinen eigenen Gunsten und zum Wohl von nahen und fernen Menschen daraus machen kann. Jene erste böse Art kann nur durch die zweite gute gemildert und verdrängt werden, wenn Liebe und Sinn für Menschen an bestimmten einzelnen Personen erwacht, denen man etwas zu Liebe tut. Die Wohltätigkeit, die an unserer J. S.-Stelle empfohlen wird, will in einer für uns durchaus abzulehnenden Weise beide Gesichtspunkte verbinden, wobei natürlich der erste die Oberhand gewinnt. In S. 11, 24 ist ein großer Glaube an den Wert der Güte ausgesprochen, der sich oft genug bewährt, wenngleich ihn das „Mancher" vor der Übertreibung und vor der Gefahr sinnloser Verschwendung schützt. Im Deutschen sagen wir: Geben armet nicht . . . Die folgenden Sprüche sind uns etwas peinlich; wir sind doch durch Jesu Geist selbstloser und keuscher, wenigstens in Bezug auf unser Denken über Geben und Schenken geworden, wenngleich wir in der Praxis noch immer solche Gedanken hegen, wie sie hier offen ausgesprochen sind; aber wir sagen es nicht und erkennen so wenigstens mit unserer Heuchelei den Vorzug des Ideales Jesu an. Wir können immer darauf rechnen, daß solche Grundsätze wie die hier ausgesprochenen, die sittliche Höhe vieler unserer Zuhörer bezeichnen.

Wert der Arbeit.

Hier sind die Sprüche in ihrem Element. Denn hier ist die für sie kennzeichnende Verbindung von Klugheit und Tugend, von Personwert und Erfolg mit Händen zu greifen. Zugleich ist hier die Übereinstimmung der bäuerlichen

Grundstimmung unserer Sprüche und der Bibel Alten Testamentes überhaupt mit unserer bäuerlichen Bevölkerung durchaus klar. Soweit ich unsere Bauern kenne, leuchtet ihnen diese praktische Weisheit ganz außerordentlich ein, und sie würden durchaus nichts dagegen haben, wenn in diesem Sinne öfter gepredigt würde. Darum braucht man es ja nicht sofort und immer zu tun, denn es kommt nicht durchaus darauf an zu reden, was die Leute gern hören. Aber die hier ausgesprochenen Wahrheiten sind auch aus anderen Gründen ein wichtiger Predigt-, Unterrichts- und Unterhaltungsstoff. Denn der Bauer lebt ganz von seiner Arbeit. Und zwar lebt er rein materiell von seiner Arbeit; wir dürfen nicht gleich wie so oft mit spirituellen Gedanken dazwischen fahren, daß Arbeit für die Seele nötig ist: der Bauer lebt von seiner Arbeit. Das ist seine Tugend und oft sogar seine Religion. Wir dürfen auf diesen Standpunkt durchaus nicht hinabsehen, sondern wir müssen uns darauf stellen, wenn wir jenem dienen und ihn höher bringen wollen. Alle die hier aufgeführten Gedanken müssen wir darum immer einmal wieder durch unsere Predigt hindurchlaufen lassen; das macht meiner Meinung nach einen Teil der richtigen Dorfpredigt aus, daß man sich auf den Standpunkt der Leute versetzt und auf ihm auch bewegt. Und der ist mit diesen scheinbar rationalistischen Sätzen gegeben. Ganz fremde Welten platzen doch mitunter aufeinander, wenn am Sonntag nach einer mühevollen Woche mit ihren mannigfaltigen Erfahrungen von Gedeihen und Vergehen ein Pfarrer auf die Kanzel steigt und seine Hörer mit Christusreligion speist! Für uns differenzierte Leute wäre eine solche Gabe ein Genuß, die ganz von unseren Anliegen und Voraussetzungen absähe; aber für viele nicht sehr hoch stehende Bauerngemeinden ist das eine unerreichbare fremde Welt. —

Alle diese Gedanken unseres Abschnittes bilden den textlichen Ausgangspunkt oder den Stoffinhalt, wenn es sich wirklich um bäuerliche Dinge handelt; so kann man die Aufgabe, die einem Redner zu einem Raiffeisenfest gestellt ist, am besten lösen, indem man solche Gedanken darbietet; das verstehen die Leute ganz sicher. Oder wenn es sich darum handelte, ein herunter gekommenes Dorf in die Höhe zu bringen, würde ich nicht gleich mit dem Herrn Christus anfangen, sondern mit solchen Wahrheiten, die ad oculos demonstrieren, wie Gut und gut, wie Glück und Tugend zusammenhängen. Oder bei einer Beerdigung lassen sich auch solche Töne anschlagen, wenn es sich um einen Mann handelt, der seiner ganzen Art nach mehr in das A. T. als in das N. T. gehört.

Fleiß bringt Preis.

S. 10 [4]Lässige Hand schafft Armut, fleißige Hand bringt Reichtum.
S. 12 [24]Der Fleißige wird Meister, der Faule muß frohnen.
S. 10 [5]Wer im Sommer sammelt, ist geschickt,
wer in der Ernte schläft, ist nichts nütze.
S. 20 [13]Liebst du den Schlaf, so verarmst du,
halte die Augen offen, so hast du Brot genug.
S. 14 [23]Jede Arbeit hat ihren Lohn, Schwatzen bringt Armut.
S. 27 [23]Sorge für dein Vieh
und kümmere dich um deine Herde,

[24]denn kein Besitz bleibt ewig,
kein Vorrat ist unerschöpflich.
[25]Ist das Gras gemäht, das Heu geheimst,
der Bergwuchs gesammelt,
[26]dann kleiden dich die Lämmer,
deine Böcke zahlen dir einen Acker,
[27]deine Ziegen geben dir Milch genug
für dich und dein Gesinde.

Es ist der Vorzug dieser Worte, daß sie dem Verständnis weniger Schwierigkeiten bieten als dem Willen. Wer sie erfaßt hat, hat sie immer noch nicht zu seinem seelischen Eigentum gemacht; zwischen beiden Arten der Abneigung liegt der häßliche Graben, der überhaupt Verstehen und Wollen trennt: dieser muß durch beständige Beschäftigung mit den aus dem Tun entspringenden Werten, durch Vorbilder, durch den Einfluß des Herrn „Man" und durch Übung überbrückt werden.

Ehrlicher Beruf.

J. S. 11 [20]Mein Sohn, bleib bei deinem Beruf,
sei zufrieden mit deiner Hantierung.
S. 13 [11]Erhasteter Reichtum zerrinnt, wer ruhig erwirbt, gewinnt.
J. S. 11 [10]Was machst du dir so viel Mühe,
wer nach Reichtum jagt, bleibt nicht ohne Schuld.
Mit allem Rennen kommst du nicht ans Ziel,
mit allem Suchen gelingt dirs nicht.
[11]Mancher müht sich, hastet und rennt,
und um so mehr kommt er zurück.
S. 10 [22]Der Segen macht reicht, eigene Mühe hilft nichts dazu.
S. 28 [19]Wer seinen Acker baut, hat Brot genug,
wer spekuliert, kann sich an Armut satt essen.
J. S. 7 [15].
Laß dich harte Arbeit nicht verdrießen, der Ackerbau ist Gottes Ordnung.
S. 16 [26].
Der Hunger des Arbeiters arbeitet für ihn, denn sein Mund treibt ihn dazu.
J. S. 10 [26]Spiele nicht den Gelehrten, wenn du ein Handwerk hast,
spiele nicht den Vornehmen, wenn du arm bist.
[27]Lieber arbeiten und reich werden
als vornehm tun und Hunger leiden.
J. S. 40 [28–30].

[28]Nicht lungere bei Andern herum,	lieber sterben als von Anderen leben!
[29]Wer nach fremden Tische blickt,	dessen Leben ist kein Leben.
Gastbrot verdirbt den Menschen,	dem Gebildeten brennts im Leibe.
[30]Der Aufdringliche weiß schön zu reden,	aber seine Seele geht zu grund dabei.

Unter diesen Sprüchen bietet der zweite etwa einen Text für eine scharfe Leichenrede, die dem allgemeinen Gewissen in einem bestimmten Falle entspricht. Der zweite und dritte sprechen die Normalbedeutung aus, die der Fromme dem

gelungenen Werk zuteil werden läßt: An Gottes Segen ist alles gelegen, aber er fällt nur auf den Fleißigen, nicht auf den Faulen. Dieser deutsche Spruch samt der Parallele zu dem erwähnten zweiten „Wie gewonnen, so zerronnen" erinnern daran, daß wir auf einem Boden stehen, der allen Völkern gemeinsam ist; diese Parallelen im Unterricht herausfinden zu lassen, bildet eine fesselnde und nützliche Übung. – Das Wort S. 28, 19 vom Spekulieren ist im allgemeinen sehr angebracht, weil es Dörfer gibt, die darin zu ihrem wirtschaftlichen und seelischen Schaden sehr viel tun; aber ganz besonders ist es am Platz, wenn der mit seinen Leuten genau vertraute Pfarrer weiß, daß ein drohender oder ein schon geschehener Reinfall und Zusammenbruch nach einer sittlich-religiösen Beleuchtung ruft. – J. S. 10, 26. 27 geißelt die Sucht des Protzen, des Gernegroß und Plusmachers, der vielleicht aus einer früher angesehenen Familie stammt oder ein Streber und darum in dem allgemeinen Wahn befangen ist, daß der Schein und die Rubrik „Stand und Gewerbe" über den Wert des Menschen entscheide. In der Seelsorge oder in einer Predigt, die durchaus nötig ist, wenn es sich um typische Fälle und seelische Seuchen handelt, wird man mit diesem Worte mitunter den Nagel auf den Kopf treffen. – Das Wort J. S. 40, 28 – 30 kann man in einer Aussprache verwenden, die der Fürsorgearbeit für Obdachlose, Bettler und Wandergesellen gilt. Wenn die Privatwohltätigkeit und die bürgerliche Fürsorge sie nur los werden oder wirtschaftlich über Wasser halten will, so liegt uns als Christen vor allem an der Seele, die durch jedes Bummelleben leidet, wie der alte Jesus Sirach sehr richtig erkannt hat; alles immer auch auf das Leben des Charakters und der Seele, alles auf den Menschen im Menschen zu beziehen, das ist der Zoll, den wir der allgemeinen Fürsorge zu entrichten haben.

Faulheit.

S. 6 [6]Zur Ameise geh du Fauler, sieh ihr zu und lerne!
[7]Sie hat keinen Wächter, keinen Vogt, der sie antreibt,
[8]und schafft sich ihr Brot im Sommer, sammelt in der Ernte den Vorrat.
S. 6 [9]Wie lange liegst du, du Fauler, wann stehst du vom Schlaf auf!
[10]„Noch ein wenig schlafen, noch ein wenig träumen,
noch ein wenig – – bequemer liegen":
[11]In deine Türe tritt die Armut, die Not wie ein Kriegsmann.
S. 26 [13]Der Faule sagt: „ein Untier ist draußen, ein Löwe ist auf der Gasse!"
S. 26 [14]Wie die Türe sich in den Zapfen dreht, so der Faule auf dem Lager.
S. 26 [15]Der Faule streckt die Hand in die Schüssel,
es wird ihm sauer, sie an den Mund zu führen.
S. 24 [30]Ich ging am Acker eines Faulen vorbei,
am Weinberg eines unwackeren Mannes:
[31]überall wuchsen Dornen und Disteln, die Mauern waren zerfallen;
[32]ich beschaute es und nahms zu Herzen und zog mir eine Lehre daraus.
S. 10 [26].
Essig für die Zähne, Rauch für die Augen: das ist ein Fauler für seinen Herrn.

Diese Sprüche sind etwas für die Jugend; denn sie hat sie oft nötig, und sie bringen dieses Nötige in einer ansprechenden und zum Lachen reizenden

Form. Und warum soll Jugend nicht einmal lachen? Es hat sich getroffen, daß ich die Sprüche in der Schule immer in sehr heißen Sommernachmittagsstunden durchnahm; da war das Bild des Faulen, der zu träge ist, um die Hand aus der Schüssel zu ziehen und damit den bekannten Schlossergesellen übertrumpft, wirklich eine sehr wertvolle Ermunterung. Dabei kann der Ernst des vorletzten Spruches und der des letzten je an seinem Platz noch voll zur Geltung kommen. Vielleicht hat man einmal auf einem landwirtschaftlichen Feste oder einem Gemeindeabend sehr dankbare Hörer und gewinnt ihnen neues Verständnis für die Bibel, wenn man diese Verse anführt und ausmalt.

Mit der

Freundschaft

betreten wir das Gebiet des Edlen im Unterschied von dem im besonderen Sinne Heiligen. Das A. T. bewährt seine in der Einleitung gekennzeichnete freundlichere Haltung zu der Kultur, indem es auch der Freundschaft ein Wort weiht, dieser Verbindung von natürlicher Zuneigung und sittlicher Beziehung. Nun kommt es darauf an, wie sich ein Theologe zu diesen Formen des Edlen stellt: ob er sie als gleichwertig mit denen des Heiligen ansieht oder ob er einen starken Trennungsstrich zwischen ihnen und der Welt des Heiles im engeren Sinne zieht. Ich sehe nicht ein, warum man nicht auch einmal „das was edel, was eine Tugend, was ein Lob" ist, auf der Kanzel behandeln sollte. Wird doch von hier aus manchem die Größe und Bedeutung des Heiles klar, ebenso wie mancher gerade auf dem Gebiet der Freundschaft die neuen, in die Tiefe gehenden seelischen Antriebe, die er gewonnen hat, auswirken lassen kann. — Soviel ich weiß, gibt es auf dem Lande wenig „Freundschaften" in diesem engeren Sinn (siehe M. Witzig-Malo Im dritten Stadium); man versteht darunter weithin in Deutschland, wie es auch der Lutherschen Bibelübersetzung entspricht, die weitere Verwandtschaft; das ist wieder ein Wink, wie sorgsam man die eigne Ausdrucksweise mit der der Leute vergleichen muß. Vor einer Stadtgemeinde, die man von den gewöhnlichen sittlichen Gütern in die Tiefe hinunterführen will, kann man schon viel eher einmal über jede reden. Am besten macht sich wohl eine Aussprache über diesen Gegenstand vor einem Kreis von solchen, denen einst auch diese Worte gesagt worden waren, also in einem Jugendverein oder einer höheren Schulklasse. Wenn man sich nicht fürchtet, zarte Gemütswerte durch Besprechen zu zerstören, dann rede man einmal darüber; natürlich immer sehr fein und zart. Man weise etwa auf solches hin.

Die meisten Menschen brauchen feste Punkte in der Welt, Menschen, auf die sie sich verlassen können, von denen sie sich wertgeschätzt wissen, wie sie sie auch wieder wertschätzen. Nur der Heros hält es aus, ganz einsam durch die Welt zu gehen. Das ist dann eine tiefe Freude, wenn neben der mündlichen oder der brieflichen Verbindung noch ein „drahtloser" Gedankenverkehr stattfindet, wenn der eine weiß, was der andere sagt und will oder gar tut. Dann fühlt man sich ganz auf der Höhe des persönlichen Wesens, der Gemeinschaft mit Menschen, die uns allein mitten in allen möglichen Gütern und auch ohne sie glücklich machen kann. Für uns Christen wird natürlich eine solche Freundschaft um so wertvoller, je mehr sie auf sittlicher Grundlage oder gar auf religiöser ruht. Um so weniger spricht man von ihr, als dies der Fall ist, während die

auf niedrigerer Grundlage ruhende immer von sich spricht. Geschäftsfreunde, Gebrauchsfreunde, Allerweltsfreunde — das ist eine böse Verzerrung dieser großen, heiligen Sache. Wer jeden „Freund" nennt, einschließlich seines Briefträgers, der hat gar keinen. Es gibt Worte, die man überhaupt am besten gar nicht ausspricht, um das, was sie sagen, nicht zu gefährden. Dazu gehören solche, wie Mutterliebe und Freundschaft. So etwas hat man und ehrt man, aber nur in seltenen, hohen Augenblicken spricht man davon. Jene sittliche und religiöse Grundlage wird sich als die einzig tragfähige herausstellen. Denn sowohl das Interesse wie auch die Zuneigung sind meistens den Schwankungen nicht gewachsen, wie sie immer ein Verhältnis zwischen zwei Menschen begleiten. Und solche Schwankungen weisen in der Regel auf die Aufgabe hin, die Freundschaft noch tiefer in allem Guten zu begründen. Jede Freundschaft hat eine Zeit der Krisen, wie jede Ehe auch. Es sind eben doch nicht nur zwei verschiedene Menschen, sondern überhaupt zwei Menschen, die zusammenstehen. Und wo Menschen sind, sind Fehler. Auch beim besten Willen kommt man über Unterschiede des Temperaments, der sozialen Herkunft und der häuslichen Verhältnisse nicht hinaus; manche Freunde machen einen sehr großen Gebrauch von ihrem Recht, sich immer aufs neue Fehler vergeben und sich in ihren Schwachheiten tragen zu lassen. Aber dafür sind doch die Tugenden der Vergebung und der tragenden Liebe auch da. Und wo soll man sie denn anders betätigen, als in der Ehe und in der Freundschaft? — Manchmal freilich tritt ein ganz anderer Gesichtspunkt in sein Recht: und das ist die Wettbewerberin der Liebe, nämlich die Wahrhaftigkeit. Mitunter geht es einfach nicht mehr. Dann muß man sich scheiden, ohne Trennungswort und Abschiedsbrief; denn solange man solche noch schreiben kann, ist es noch nicht aus — wenigstens von der einen Seite. Jedenfalls muß man sich auch selber treu sein, und diese Treue geht in gewissen Fällen über die Treue gegen den Freund; natürlich darf sich hinter dieser schönen Begründung nicht verletzte Eitelkeit verbergen. Jedes Freundschaftsverhältnis hat seine Kurven; und manches Mal ist seine Zeit einfach um. Dann geht man von einander. Aber man kann es niemals vergessen, wenn man einst ein Herz besessen hat. Für ein jedes Menschenherz ist doch der Besitz eines Menschen der höchste Besitz; in der Beziehung ist die ganze Bibel human durch und durch.

Der treue Freund.

J. S. 6 [14]Ein treuer Freund ist ein starker Schutz,
wer den hat, hat ein hohes Gut.
[15]Ein treuer Freund ist nicht zu bezahlen,
sein Wert geht über jeden Preis.
[16]Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens,
wer Gott fürchtet, kriegt solchen Freund.

S. 18, [19]
Ein treuer Bruder ist eine Feste, ein Vertrauter eine verschlossene Burg.

S. 17 [17]Zu jeder Zeit liebt der Freund, der Bruder ist für die Not geschaffen.

Wahl des Freundes.

J. S. 6 [6]Bekannte magst du viele haben,
zum Vertrauten nimm nur Einen von Tausend.

[7]Erprobe den Freund, ehe du wählst,
vertraue ihm nicht zu schnell.
[8]Denn mancher Freund ist wie die Zeit,
er hält nicht stand am Tag der Not.

S. 18, 24.
Mancher Freund wird zum Verderb, mancher ist anhänglicher als ein Bruder.

J. S. 6, 14–16. Wert und religiös-sittliche Bedingtheit einer wahren Freundschaft sind hier sehr schön zum Ausdruck gekommen.

S. 17, 17. Das stimmt leider noch immer; Brüder, die sich zu genau von jung an kennen, kommen oft recht auseinander; höchstens sehr spät, wenn sie Menschen geworden sind, finden sie sich wieder zusammen. Zu oft spielen auch Geld- und andere persönliche Angelegenheiten in ihr Verhältnis hinein.

J. S. 6, 6 stimmt überein mit dem, was oben gesagt wurde; Freund ist ein Ehrentitel, den man nur dem Bewährten gibt. Hat jeder den Schwarzen Adlerorden, dann hat ihn keiner. Der böse Freund S. 18, 24 ist eine Gestalt, die mancher an Schäden seines Leibes und seiner Seele noch nach Jahrzehnten merkt. Aber grade der böse Freund hat für scheinbar reine und gute Söhne oft etwas dämonisch Anziehendes, wie er sich auch besonders gern mit teuflischer Freude an sie heranmacht. Ein solches Wort sollte man in einer Prima oder schon früher, ebenso wie in einem Jugendverein öfter einmal verlauten lassen.

Dem Freund ein Freund!

J. S. 7 [18]Vertausche den Freund um keinen Preis,
den leiblichen Bruder nicht um Ofirgold.

J. S. 9, 10.
Laß einen alten Freund nicht fahren, ein neuer kommt ihm nicht gleich.
Neuer Freund ist wie neuer Wein, erst wenn er alt ist, wird er gut.

J. S. 22 [23]Sei dem Freund treu in der Not,
so wirst du auch sein Glück genießen;
[25]versäume nicht, ihm beizuspringen,
entzieh ihm nicht deine Hilfe;
[26]stößt ihm Unglück zu durch deine Schuld,
so wirst du von aller Welt gemieden.

S. 17, 9.
Wer Freundschaft sucht, deckt Fehler zu, wer ausschwätzt, verliert den Freund.

S. 26, 18. 19.
[18]Wie einer, der mutwillig auf den Andern giftige Pfeile, tödliche Geschosse wirft,
[19]so ist, wer den Freund verletzt und sagt: „es war nicht bös gemeint".

S. 27 [5]Offener Tadel ist besser, als daß man die Freundschaft zurückzieht.

S. 27 [6]Die Schläge des Freundes sind treugemeint,
gefährlich sind die Küsse des Feindes.

J. S. 19 [13]Stelle den Freund zur Rede, ob ers getan hat,
und wenn ers getan, daß er es lasse.
[15]Stell ihn zur Rede, oft ists bloße Verleumdung;
glaub nicht jedem Gerede.

[16]Mancher fehlt, aber nicht mit Absicht,
wer hätte nicht schon mit der Zunge gesündigt!
[17]Stell ihn zur Rede, eh du ein Unrecht tust,
gib Gottes Gebot Macht über dich!

Ein Freund ist nicht nur etwas zum Bekommen und Haben, sondern auch etwas zum Leisten und Geben. Treue um Treue. Die Treue gegen den alten Freund rät J. S. 9, 10 an. Die besten Freunde erwirbt man in dem zweiten und dritten, auch noch im vierten Jahrzehnt des Lebens. Nachher wird man zu steif und mißtrauisch, zu sehr von der Familie in Anspruch genommen, um sich noch neben Frau und Kindern nach Menschen umzusehn. Der alte bewährte Freund soll gehalten und gepflegt werden, solange es geht. Das ist etwas überaus Beglückendes, wenn man sich in Pausen von Jahren wiedersieht und gewahr wird, daß man sich ohne eingehendere Berührung fast parallel entwickelt hat. Freilich verlange man nicht, der einzige Freund des Freundes zu sein; auch wenn der Freund diese Forderung der Eifersucht an uns stellt, dürfen wir uns dagegen im Dienst unserer Freiheit wehren. Sehr ernst ist S. 17, 9. Wie viele gibt es, denen ein Freund feil ist um eine interessante Neuigkeit, die sie über ihn ausplaudern können, um sich wichtig zu machen oder auch um einen guten oder schlechten Witz, mit dem sie prunken können! Wie viel Freundschaften sind schon an einem solchen Witz zugrunde gegangen! Aber das waren gar keine; denn der eine hat dann den andern nicht als Selbstwert, sondern als Gegenstand angesehen oder wenigstens behandelt; und das verträgt kein Verhältnis zwischen den Menschen. — Eine Freundschaft, die ehrliche Kritik nicht vertragen kann, ist keine S. 27, 5. 6. Nach kurzer, von der verletzten Eitelkeit veranlaßter Pause findet sich die echte doch wieder zusammen und man ist froh über die Kritik. Was J. S. 19, 13–17 anrät, sagt ein schönes deutsches Gedicht in den Versen: Kannst du des Freundes Tun nicht mehr begreifen, so fängt der Freundschaft frommer Glaube an. Manchmal zwar kann der Freund nicht antworten, wenn man ihn in diesem Glauben fragt; dann achte man sein Schweigen. Aber die üblen Klatschgeschichten, die einen irre machen können muß man durch Aussprache aus der Welt schaffen. Wenn man ein solches Wort wie dieses in eine der oben genannten Kreise von jungen Leuten hineinbringt, bei wie vielen wird man da ein aufmerksames Gehör finden! Und erst recht, wenn es sich um junge Mädchen handelt.

Gesundheit.

Gesundheit und guter Mut.

J. S. 30 [14]Lieber arm und gesunde Glieder
als reich und krank am Leib.
[16]Kein Reichtum geht über Gesundheit,
kein Gut über guten Mut.
[17]Lieber sterben als elend leben,
lieber ewige Ruhe als ewige Krankheit.
[21]Gib dich nicht dem Kummer hin,
bring dich nicht um mit Sorgen;

[22]Freude ist Leben für den Menschen,
froher Sinn verlängert die Tage.
[23]Sprich deiner Seele zu, ermuntre dich,
halte die Traurigkeit von dir fern,
viele hat der Kummer getötet,
Trübsinn hat noch nichts Gutes gestiftet.
33 [13]Dem fröhlichen Menschen schmeckt der Schlaf,
und was er ißt, schlägt bei ihm an.
S. 13 [12]Enttäuschung ist Herzeleid, erfüllter Wunsch der Lebensbaum.
S. 27 [7]Der Satte verschmäht den Honig, dem Hungrigen schmeckt das Bittere süß.

Auch bei diesem irdischen Gute kommt es wie bei der Freundschaft darauf an, seine Verbindung mit religiös-sittlichen Gedanken immer einmal wieder zu betonen; denn wie schon oben bemerkt, haben die Menschen kein größeres Gut als ihre Gesundheit: „das ist die Hauptsache". Jene Verbindung ist nun eine doppelte: wenn gesund, dann fromm und gut; und: wenn fromm und gut, dann gesund. — Das ist einer der schönsten und erfreuendsten Zirkel, die es gibt. Seine beiden Teile erleiden natürlich Ausnahmen; aber beidemal ist eine wichtige Wahrheit gegeben, die wir betonen müssen. Wenn die Verdauung, wenn der Blutumlauf, wenn der Schlaf in Ordnung ist, wie leicht kann man dann beten, seine Gedanken auf Gott zusammenfassen, guter Zuversicht sein und seine Launen bändigen! Aber wie schwer ist es, wenn es an einem jener Dinge oder gar an allen dreien fehlt! Gewiß gibt es auch eine Frömmigkeit und Güte der Krankheit, aber sie wird sehr schwer erworben, und viele verfehlen sie überhaupt; wenn sie erreicht ist, dann ist es freilich eine ganz besondere Tiefe von beidem, von Frömmigkeit und Güte. Jedenfalls aber gilt für uns die Pflicht, gesund zu sein. Wenn uns Gott krank haben will, dann bringt er es schon fertig; wir aber müssen uns auf das äußerste gegen die Krankheit wehren.

Denn Gott und unsere Pflicht brauchen gesunde Menschen. Dazu gehört nun aber auch umgekehrt Frömmigkeit und Güte. Wir müssen immer fester daran glauben, daß die Seele den Leib und nicht bloß der Leib die Seele regieren kann. Darum muß man immer wieder den Leuten die Pflicht, gesund zu sein, einschärfen, indem man sie auf eine der wichtigsten Bedingungen dafür aufmerksam macht; das ist der frohe und gütige Sinn. Solange man nicht organisch krank ist, kann man immer für beide sorgen. Freude und Güte treiben die bösen Gedanken hinaus, die vor allem an unserer Gesundheit zehren. Zufrieden und freundlich, heiter und gütig sein — das sind vorzügliche Rezepte. Als Mittel für die Gesundheit muß man sie einmal empfehlen; dann behalten sie die Leute später ganz von selber bei; das ist die oft erwähnte Heterogonie der Zwecke oder der Wandel der Beweggründe. Immer wieder muß ferner darauf hingewiesen werden, wie sehr wir mittelbar auf unsere Gesundheit einwirken können: der Alkoholismus wird am besten von der Rücksicht auf die Gesundheit aus bekämpft, wenn höhere Beweggründe seelischer Art nicht verfangen; wenn sich die Väter an den Herlingen verdorben haben, werden oft den Söhnen die Zähne noch stumpf, das gilt vom Alkohol im schrecklichen Maße, von der Freundin des Bacchus und Gambrinus,

der Venus, gar nicht zu reden. So müssen die Menschen, die arbeiten und glücklich bleiben wollen, langsam auf dem Wege zur Gesundheit auch besser werden. — Sollte es nicht richtig sein, statt daß man eine christliche Gemeinde stets von unrichtigen Voraussetzungen aus geistlich und übergeistlich behandelt, ihr auf der Leiter der in der geschilderten Weise aufsteigenden Werte zur Gesundung des Leibes und auch der Seele zu verhelfen? Ist die Stelle J. S. 30, 14, 16 usw. auch nicht leicht als Text zu nehmen, so kann man doch ihren Gedankengehalt in der Predigt bringen und sie selber eingehend vor jungen Leuten oder bei nicht kultischen Gelegenheiten verwenden.

S. 13, 12 kann einem Anlaß geben, davon zu sprechen, wie man sich vor der niederdrückenden Gewalt der Enttäuschungen durch Bescheidenheit der Erwartungen und durch starkes Gottvertrauen schützen kann; wer wenig erwartet und alles, was kommt, aus Gottes Hand nimmt, der wird nicht leicht enttäuscht oder er kommt leichter darüber weg, als wer dazu erzogen oder stets darauf erpicht ist, daß gerade ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Freilich, wenn ein erfüllter Wunsch das vorher während der bangen Erwartung in den Adern zusammengepreßte Blut wieder frei durch den Körper strömen läßt, dann ist es leicht, gut zu sein; aber jenen Zustand des Druckes muß man überwinden lernen durch Gebet oder gar nicht aufkommen lassen durch bescheidene Lebenshaltung, die der Pflicht des Augenblickes mehr Aufmerksamkeit schenkt als den Erwartungen für die Zukunft.

S. 27, 7. Dieser prachtvolle Spruch versucht einen geradezu zu einer sinnbildlichen Behandlung, die ihn ins Geistliche umdeutet: der Satte, das ist der typische Pharisäer, der sich gut genug ist, der Hungrige, das ist der typische Zöllner, der nach einem höheren und besseren Leben verlangt. Jenem ist das freundliche Wort Gottes, das süße Evangelium, durchaus nicht schmackhaft, weil er kein Bedürfnis darnach hat, dieser läßt sich auch ein bitteres Wort der Rüge süß schmecken. Warum kann man denn nicht auch einmal alte Wahrheit in neuer Form sagen?

Langes Leben.

S. 16[21].

Eine Ehrenkrone ist graues Haar, durch rechtschaffenes Leben erlangt man sie.

J. S. 25 [6]Die Krone der Greise ist Erfahrung, ihr Ruhm ist die Gottesfurcht.

S. 16, 21. Diesen schönen Vers muß man sich für die Beerdigung eines ehrwürdigen, alten Gemeindegliedes merken. Ebenso ist der folgende Vers J. S. 25, 6 dafür geeignet.

Dein Leben genieße!

J. S. 14 [11]Hast du etwas, so laß dirs wohl sein,
pflege dich, so gut du kannst,
[12]bedenke, daß der Tod nicht ausbleibt,
die letzte Stunde weißt du nicht.
[14]Laß nicht vorbei das Glück des Tages,
genieße in Ehren und Züchten dein Leben,
[15]was willst du dein Gut den Andern lassen,
gleichgiltigen Erben deinen Erwerb!

[16]In heiterem Austausch ergötze dich,
im Hades gibts kein Vergnügen mehr.
[17]Ja, wie ein Kleid vergehen die Menschen,
es ist ein Gesetz: sie müssen sterben.
[18]Wie die Blätter am neuerwachten Baum,
die einen fallen, die andern grünen:
so sind die Geschlechter von Fleisch und Blut,
die einen sterben, die andern wachsen.
[19]auch ihre Werke müssen vermodern,
und was sie geschaffen, geht mit ihnen hin.

J. S. 14, 11. In der Theorie werden wir wohl etwas diesem Wort gegenüber die Augenbrauen hochziehen. Aber wenn wir es auch nicht selbst so machten, wie hier der epikureische Weise rät, wir würden ein Leben, wie er es empfiehlt, immerhin höher stellen als das eines Geizhalses auf der einen und das eines wilden Genießers auf der anderen Seite. Unsere Gemeinden sind auf der Kanzel so sehr an Gedanken gewöhnt, die von den uns gegebenen heroischen Vorbildern abgezogen sind, daß sie sich mit Recht über solche Töne entsetzen möchten; aber in einem Jugendverein dürften wir einen solchen Rat schon geben, wie er auch für die Jugend ursprünglich bestimmt gewesen sein mag. Dabei ist, wie eben angedeutet, der doppelte Gegensatz zu betonen, in dem ohne Zweifel dieser Ratschlag steht: Geiz und wildes Genießen; überhaupt sollten wir immer fragen, in welchem Gegensatz von Hause aus irgend ein Wort oder ein Rat gestanden hat; es stellt sich dann sehr häufig heraus, daß er gegen eine andere Einseitigkeit einseitig vorgegangen ist.

Verhalten in Krankheit.

J. S. 38 [1]Ehre den Arzt, denn man braucht ihn,
und auch er hat sein Amt von Gott.
[2]Von Gott hat der Arzt seine Weisheit,
der König zeichnet ihn mit Geschenken aus.
[3]Ein kundiger Arzt wird weithin berühmt,
er bekommt vornehmen Rang.
[4]Gott hat in die Erde Heilmittel gelegt,
der Verständige soll sie nicht verachten;
[5]wurde nicht vom Holz das Wasser süß,
damit offenbar würde Seine Macht?
[6]Auch den Menschen gab Er die Kunst,
daß er Ruhm habe von seinen Wunderkräften;
[7]durch sie stillt der Arzt den Schmerz,
[8]der Apotheker bereitet die Mittel:
[8]So waltet er fort durch die Zeiten,
von Ihm kommt Heil für die Erde.
[9]In der Krankheit versäume nichts,
bete zu Gott, denn er kann heilen;
[10]bekehre dich, wasche die Hände,
von allen Sünden mache rein dein Herz;

[11]bring Speisopfer und Weihrauch
und Tieropfer nach deinem Vermögen.
[12]Auch den Arzt laß gelten,
hol ihn herbei, denn du brauchst ihn;
[13]zuweilen kommt Hilfe durch ihn,
[14]denn auch er betet zu Gott,
daß Er ihn die Krankheit erkennen lasse
und seiner Behandlung Erfolg schenke.

J. S. 38, 1. Manchem Überfrommen vergehen die theoretischen Bedenken gegen die Herbeiziehung des Arztes in praxi schon ganz von selber; wenn nicht, dann kann vielleicht dieser Vers auf ihn einigen Eindruck machen, der dazu anleitet, alle gute Gabe, auch den Arzt, unter das Licht des Gebers im Himmel zu rücken, selbst wenn jener gar nichts von Gott wissen will. Glaube ist doch Beleuchtung und Deutung, nämlich die alles andere überstrahlende endgültige Beleuchtung der Menschen, der Dinge und Geschehnisse, die sie in Abhängigkeit von Gott erscheinen läßt. Auch als Leichentext für einen Arzt kann man diese Worte gebrauchen, zumal wenn es ein bekannter und geehrter Mann gewesen ist; in diesem Fall würden unsere Verse tatsächlich schlagend sogar auf seine anwesenden Kollegen wirken. Wenn man einen frommen Arzt zu beerdigen hat — und es gibt welche — dann könnte man ja noch V. 13 und 14 hinzunehmen, ohne ein großes Triumphgeschrei daran anzuknüpfen. Die V. 9 – 10 sind ein wohl wenig bekannter Spruch für das Krankenbett, den man zur Abwechslung gern gebraucht. Der Synergismus von Gott und Arzt in den letzten drei Versen kann dem einen zur Beruhigung seiner Skrupel über die Herbeiziehung des Arztes, dem andern als Anlaß zum Gebete dienen.

Der Tod.

[1]O Tod, wie bist du bitter — für den, der im Wohlsein lebt,
der in vollem Schaffen und Planen, — in der Kraft des Genießens steht!
[2]O Tod, wie rufst du süß, — dem der schwach ist und geplagt,
der überall strauchelt und anstößt, — der am Leben verzagt!
[3]Fürchte nicht das Todesgeschick, — denke, daß hierin alle gleichen!
[4]Es ist das Los alles Fleisches von Gott, — willst du dich sträuben gegen Gottes Willen?
Ob tausend Jahre, hundert oder zehn, — im Hades fragt man darnach nicht.

J. S. 41, 1 – 4. Diesen prachtvollen Versen fehlt nur ein leiser Schimmer von Hoffnung, um sie für uns verwendbar zu machen. Soweit wir menschliches Gefühl auszusprechen haben, werden wir sie gut gebrauchen können; so etwa als ein Votum im ganzen Gang einer liturgischen Feier am Totensonntag oder bei einer andern Totenfeier; auch als Text am Grab, wenn wir angesichts der ganzen Lage des Falles oder unserer eigenen Überzeugung uns darauf beschränken, Dolmetscher der Gefühle der Menschen und nicht Verkündiger der Hoffnung zu sein. V. 1 und 2 finden allein für sich oft genug eine Gelegenheit zur Verwendung am Grab eines Menschen, der entweder aus dem vollen Leben gerissen oder endlich aus einem kummervollen Leben erlöst ward. Muß man nicht auch einmal darauf hinweisen, daß es unter Umständen gilt, still und gefaßt in den Tod zu gehen, wie es uns von Reisenden der „Titanic" (1912, April) gemeldet wird?

Fromme Bräuche.

Die Toten sind oft viel stärker als die Lebenden; man kommt von manchen Toten nicht los, wenn man es auch möchte. Darum ist die Stellung, die wir Lebenden zu ihnen einnehmen, von der größten Bedeutung. Da die goldene Mittelstraße oder vielmehr die über beiden Irrtümern zur rechten und zur linken Seite liegende Wahrheit doch in der Regel nur eine Konstruktion ist, fällt der einzelne und eine ganze Zeit bald in chinesische Ahnenverehrung, bald in revolutionäre Pietätlosigkeit. Beides ist verkehrt; denn beides ist richtig: der Lebende hat recht, und: die Toten sind stärker als die Lebenden. Wie immer kommt man nur so einigermaßen zu einem Gleichgewicht in seinem seelischen Leben, daß man beide Antriebe auf sich wirken läßt, um sich dann seiner Natur und seinem Gewissen entsprechend zu bestimmen. Selbstbildung zur freien Persönlichkeit bedarf der verschiedensten Antriebe, damit der Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt werde.

Pflege der Toten.

J. S. 7 [33]Seid mildtätig gegen jedermann, auch an den Toten karge nicht.

J. S. 38 [16]Um einen Toten laß die Tränen fließen,
sei betrübt, halte die Totenklage,
bestatte seinen Leib würdig,
entzieh dich nicht deiner Pflicht;
[17]erhebe bitteres Weinen und heiße Klage,
halte die feierliche Trauer,
einen oder zwei Tage wegen der Leute,
fasse dich aber wegen des Kummers,
[18]denn Kummer kann einen töten
und Traurigkeit schadet dem Leben.
[20]Löse deine Gedanken von dem Toten,
das Ende muß doch für jeden kommen.
[21]Denk nicht an ihn, er ist dahin,
du nützt ihm nichts, schadest dir nur.
[22]Sein Geschick bedenke, es ist das deine:
gestern ihm, heute dir.
[23]Der Tote ruht, so laß ihn ruhen,
fasse dich, seine Seele hat Abschied genommen.

Im ersten Vers ist die eine Seite des Gegensatzes, im zweiten die andere betont. Mit der ersten können wir höchstens dann etwas anfangen, wenn jemand in auffälliger Weise das Gedächtnis oder ganz sichtbar das Grab eines Verstorbenen vernachlässigte. Der zweite Spruch hat sein Recht dann, wenn es sich darum handelt, gegen einen ähnlichen Unfug anzugehn, wie wir ihn hier als Anlaß zu diesem nüchternen und fast harten Worte voraussetzen dürfen; und das ist ohne Zweifel die übertriebene Art, einen Toten zu feiern und eine aufreibende Art, seiner zu gedenken. Wir haben in der Bibel und auch sonstwo, wenn große, stark kritische Naturen vor uns auftreten, oft genug die Erscheinung vor uns, daß gegen die eine Übertreibung die andere nötig geworden ist; dann dürfen wir niemals die einseitig kritische Stellung zum Grundsatz für unsere praktische Ge-

staltung der Dinge machen, sondern in ihr bloß eine beständige Warnung vor jener Übertreibung erblicken. – Johannes Müller hat in seinem Buche „Hemmungen des Lebens" ähnlich scharf über den Kultus der Trauer geschrieben; sicher hat das schon viele Gemüter verletzt, was er da sagt. Aber es ist nötig, daß man solche Töne anschlägt; denn es ist nicht recht, daß wir uns von etwas Totem unterjochen lassen oder gar uns noch etwas darauf zugute tun, daß wir uns so an es hängen und von ihm knechten lassen. J. S. ist ja viel nüchterner und trockener; peinlich ist uns seine Rücksicht auf die Leute, um derentwillen die Trauer nicht auffällig vernachlässigt werden darf – wie ganz anders Jesus in der Bergpredigt Matth. 6! Wenn ich auch jenes Wort nicht auf die Kanzel brächte, so kann es doch bei einem seelsorgerlichen Besuch einmal sehr gelegen kommen; wenigstens kann man hoffen, mit ihm eine sogenannte Trauer, die bloß im Komödienspielen vor den Leuten oder vor sich selber besteht, ihres Unrechts zu überführen. Manchen überspannten und übersentimentalen Gemütern mag zwar diese Sprache geradezu entsetzlich vorkommen; aber als Anlaß zum Nachdenken und zur Selbstprüfung ist sie nicht zu übersehn. Im ganzen stehen wir hier nicht auf der Seite von J. S.; denn das, was wir unter Religion verstehn, bedarf eher eines Mehr von Gefühl als eines Weniger.

Opfer und Abgaben.

S. 21 [5]Rechttun und Recht üben ist Gott lieber als Opfer.

J. S. 32 [1]Gehorsam ist Gottesdienst,
[2]Erfüllung der Gebote ist Heilsopfer;
[3]Wohltätigkeit ist Speisopfer,
[4]milder Sinn ist Lobopfer;
[5]süßer Duft ist's, das Böse meiden,
Sühnopfer ist's, vom Unrecht abstehn.
[6]Erscheine vor Gott nicht mit leeren Händen,
[7]man muß tun, was geschrieben steht.
[9]Das Opfer der Gerechten ist angenehm,
sein Gedächtnisopfer wird nicht vergessen.
[10]Gib Gott die Ehre mit voller Spende,
mach nicht klein die Hebe deiner Hand,
[11]bring dar mit leuchtendem Gesicht,
mit frohem Dank weihe den Zehnten.
[12]Gib Ihm, wie Er dir gab,
willig und soviel du vermagst;
[13]denn er ist ein Gott der Vergeltung
und erstattet dir's siebenfach.

S. 3 [9]Gib Gott die Ehre von deinem Wohlstand,
von den Erstlingen deines Ertrags;
dann ist dein Speicher mit Korn gefüllt,
deine Kelter fließt über von Most.

S. 21, 3. Dieses ganz im prophetischen Geist gehaltene Wort hat außer seinem eigenen Wert noch den andern, daß es einen wieder ermutigen kann: die Arbeit der großen Propheten, die das Gute über das Opfer stellten, ist doch nicht um-

sonst gewesen; wenn auch nach vielen hundert Jahren ist ihr Geist in die Form eines Sprichwortes geschlüpft und zu einem selbstverständlichen Satz geworden.

J. S. 32, 1. Daß Gehorsam Gottesdienst ist, muß man allmählich wieder stärker zu betonen anfangen; denn auch in weiten Kreisen unserer jungen Theologen gilt noch als die höchste Pflicht der Individualismus und die Kritik; es wird also, wie oben gesagt war, ein gegen eine bestimmte einseitige Stellung notwendiger Grundsatz zu einem dauernd wirksamen und maßgebenden gemacht. Gehorsam gegen den Willen Gottes, wie er sich aus einer gründlichen Beschäftigung unseres Ich mit Jesu Gestalt am klarsten herausstellt, das ist Freiheit im Gehorsam gegen die Autorität. Die folgenden Gedanken bieten wenig Neues, da uns die Versittlichung der kultischen Verrichtungen bei den Propheten und bei Jesus in drastischerer und ursprünglicherer Form begegnet. Aber man kann doch einiges noch herauslesen: vor Gott soll man nicht mit leeren Händen erscheinen; es sollte immer im Gottesdienst geopfert, also für irgend einen kirchlichen Zweck gegeben werden; und dann soll man mit leuchtendem Angesicht geben. Freilich auf das do ut des von J. S. müssen wir verzichten lehren.

Gebet.

S. 15 8.

Die Opfer der Bösen mag Gott nicht, das Gebet der Gerechten gefällt ihm wohl.

J. S. 7 [10]Sei nicht ungeduldig beim Gebet, nicht lässig beim Wohltun.

J. S. 7 [14]Dräng dich nicht in das Vertrauen der Großen, plappere nicht im Gebet.

Wir versäumen es alle, das Gebetsleben unserer Gemeinde anzuregen und pflegen zu helfen. Denn im selbständigen Gebet liegt das persönliche Christentum. Im Gebet nicht ungeduldig zu werden, ist immer eine feine Mahnung, die wir öfter anbringen sollen. Die Ergänzung zu diesem Wort bildet dann der Gedanke, daß, wenn das Gebet selbst nicht erhört wird, wie es lautet, so vielleicht die ungeahnte Erhörung gerade in der Ablehnung der Bitte oder in der Nötigung, immer weiter, und zwar selbstloser und geistiger zu beten, liegen kann.

Fürsorge für die Priester.

J. S. 7 [29]Von ganzem Herzen fürchte Gott und halte seine Priester heilig;
[31]ehre Gott, achte den Priester und gib ihm den schuldigen Teil:
Schuldopferspeise, Hebeopfer, Heilsopferstück und heilige Steuer.

J. S. 7, 29. Manches ist anders geworden, seitdem diese Zeilen geschrieben sind; Gott sei Dank sind die Privatspenden und die Naturalien beseitigt, und trotz aller damit verlorenen patriarchalischen Stimmung wünschen wir sie nicht mehr zurück. Dafür, daß er geachtet wird, muß der Priester selber sorgen, er kann keine Achtung mehr für seinen Stand verlangen, sondern er muß sie mit seiner Person erwerben. Denn es gilt heute nicht mehr das Kleid, sondern der Mann.

b) Im Verkehr und öffentlichen Leben.

Anstandsregeln.

S. 25 [17]Überlaufe nicht das Haus des Bekannten,
daß er dich nicht satt kriegt und wegwünscht.

S. 27 14.
Überlauter Glückwunsch am frühen Morgen gilt leicht als Verwünschung.
J. S. 21 [22]Der Ungebildete stürmt zur Tür herein,
[23]Anstand ist es, draußen zu warten.
[23]Der Ungebildete späht in Nachbars Fenster,
[22]der Taktvolle hält den Blick zurück.
[24]Es schickt sich nicht außen zu horchen,
der Gebildete verschließt die Ohren.

Diese Sprüche eignen sich natürlich garnicht als Texte, und nur mit Vorsicht kann man sie in der Predigt heranziehen; höchstens kann das so geschehen, daß man sie, wie es immer angeraten wurde, in größere Zusammenhänge sittlich-religiöser Gedanken hineinstellt. Dann machen sie aber oft mit einem Schlag schwierige allgemeinere Aufgaben des seelischen Lebens klar. Besonders dürften sie sich eignen für Jugendvereine, um an den jungen Leuten, die ihr Alter und Stand oft zu wenig Europens übertünchte Höflichkeit schätzen läßt, mit der äußeren Politur auch ein wenig innerlich zu hobeln und zu glätten.

S. 25, 17 beruht ohne Zweifel auf vielen trüben Erfahrungen. Die Vertraulichkeit mit unreifen und wenig gebildeten Leuten oder gar die zwischen solchen, führt immer zum Krach. Man läßt sich gehen, lernt seine Schwächen gegenseitig kennen, verliert dann die Achtung und den Respekt voreinander, ein Wort gibt das andere, und der Streit ist da. Darum gilt es, nicht nur sich vor dem anderen, sondern auch den anderen vor sich selbst zu schützen. Denn überall ist Anlaß zum Zwist; hinter den Kulissen einer jeden Haushaltung ist so viel zu finden, was zur Kritik Anlaß gibt. Diese unschädlich zu machen, dazu sind die Formen, die Regeln und Sitten da, die im Überschwang des Gefühls der junge oder der temperamentvolle ältere Mensch so gern verachtet und bespöttelt. Es sind Dämme, die die Menschen zu ihrem Schutze und zum Schutz der anderen gegen sich nötig haben – ein „Gesetz" gewiß, aber ein solches, das um der Unmündigkeit willen nötig ist, aber überwunden werden kann, wo die Form zum Inhalt und das Gesetz zum Geist wird. So sollte man mit unserem Wort einmal die jungen und die alten Leute vor der Vertraulichkeit warnen, da nicht jeder die Nähe verträgt; ganz besonders verhängnisvoll ist nach meiner Erfahrung das allgemeine Smollis zwischen älteren Leuten, Männern und Frauen; das tut niemals gut, zumal wenn der Wein die Freundschaft gemacht hat, die dann länger als die im Sprichwort zugestandene eine Nacht gelten soll. Aus solchen Freundschaften entstehen dann oft die bittersten Feindschaften, weil man sich kennt und nicht mehr achtet. Mancher muß sich mit Gewalt gegen sein warmes Herz wehren, das immer nehmen und geben will; aber hier tritt die Tugend der Weisheit und Besonnenheit an die Stelle der sicher an sich so viel sympathischeren Tugend der Unmittelbarkeit.

J. S. 21, 22 kann Anlaß geben, diese Formen der Höflichkeit als Ausflüsse und auch wieder als die Wege seiner Nächstenliebe erkennen zu lehren; Neugierde ist auch feiner Diebstahl, Überraschungen oft ein Raub an der Gesundheit.

In Gesellschaft.

Wahl der Tischgenossen.

J. S. 9 [16]Rechte Männer seien deine Tischgenossen, die Gottesfurcht sei dein Ruhm!

Gastmahlsregeln. J. S. 34, 12–18.

[12]Bist du zu einem Vornehmen geladen, so giere nicht nach den Speisen,
denk nicht: „hier ist Überfluß", sonst trifft dich ein mißgünstiger Blick.
[15]Ehre deinen Mitgast wie dich selbst, denk auf alles, was dir nicht gefiele;
[14]wohin er sieht, das begehre nicht, greif nicht mit ihm in die Schüssel.
[16]Iß wie ein Mann, was vor dir liegt, fahr nicht drein, daß du nicht auffällst;
[17]höre zuerst auf, um des Anstands willen, sei kein Fresser, das ist unanständig.
[18]Auch wenns eine große Runde ist, nimm dir nicht vor dem Mitgast.

J. S. 35 [1]Wählt man dich zum Trinkmeister,
so bleibe bescheiden den Andern gleich,
nimm Platz erst wenn du alles beschickt,
[2]den Bedarf besorgt hast.
So hast du Freude davon,
wirst wegen deines Anstandes gelobt.
[3]Rede, Alter, denn es kommt dir zu,
schenk Weisheit, doch hindre nicht den Gesang;
[4]singt man, so halte deinen Spruch zurück,
zeige die Weisheit nicht zur Unzeit.
[5]Karfunkelstein an goldner Kette
ist gute Musik beim Weingelage;
[6]goldner Wein um den Smaragd
ist Liederklang bei süßem Wein.
[7]Rede, Jüngling, wenn du nicht anders kannst,
wenn man dich zwei- oder dreimal bittet,
[8]fasse dich kurz, sag mit wenigem viel,
schweige, auch wenn du reden kannst.
[9]Inmitten von Greisen erhebe dich nicht,
Vornehmen werde nicht lästig.
[10]Vor dem Hagel leuchtet der Blitz auf,
vor dem Bescheidenen leuchtet Gunst auf.
[11]Sei nicht der letzte beim Aufbruch,
geh nach Hause, sei dort vergnügt,
[12]dort rede, was dich noch umtreibt,
doch in Gottesfurcht, nicht in Unverstand.
[13]Danke vor allem dem Schöpfer,
der dich mit Gutem gesättigt.

Der Trinker. S. 23 29–35.

[29]„Wer hat Ach, wer hat Weh, wer hat Zank und Klage;
wer hat Schläge für nichts und Augen so trüb?
[30]Die lange sitzen beim Wein und bechern bis auf den Grund.
[31]Sieh ihn nicht an, wie er so rot ist, wie er im Kelche perlt;
sanft geht er ein, [32]und beißt wie die Schlange;

[33]tolles Zeug siehst du und redest wirr;
[34]schwankst wie auf dem Meer, wie ein Schiffer im Sturm."
[35]„„Man hat mich geschlagen, und es tat doch nicht weh,
man prügelte mich, ich spürte doch nichts,
wenn ich ausgeschlafen habe — — will ich's wieder versuchen.""

J. S. 9, 16. Ein christliches Haus oder eine solche Herberge mögen vielleicht dieses Wort verwenden, um es im Gastzimmer anzubringen, wenngleich die allgemeine christliche Bemalung, Bestickung und Begravierung nicht gerade in dem Sinn unseres Meisters sein dürfte, zumal wenn sie so geschmacklos verübt werden, wie das Frau Witzig-Malo in dem Pfarrersbuch „Im dritten Stadium" so lustig und betrüblich von dem Haus des Superintendenten schildert. J. S. 34 12 – 18. Solche Regeln über den Takt zu geben, dazu gehört selbst sehr viel Takt; vielleicht ist es aber bei manchem jungen Manne nötig. – Während J. S. 35, 1 – 13 eine Regel für Kneipwarte bildet, die wir kaum anzuwenden in die Lage kommen, ist S. 23, 29 – 35 ein sehr dankbares Stück. Der Humor, der darin liegt, entfesselt in jeder höheren Klasse Stürme von Heiterkeit; ist das auch keine richtige Zeit, um zur Abstinenz zu mahnen, so gibt doch gerade die fröhliche Stimmung eher Anlaß, die Gedanken auf diese Not des Trunkes und die Notwendigkeit der Abhilfe zu richten, als eine böse Untersuchung über irgend ein Trinkdelikt, die gleich die Gemüter mit Trotz verrammeln hilft.

In der Gemeindeversammlung.

J. S. 11 [7]Verwirf nichts, eh du geprüft, untersuche, dann magst du's bestreiten,
[8]antworte nicht, eh du gehört, rede nicht in den Vortrag hinein.
J. S. 36 [4]Bereite dich vor, dann rede, sammle dich erst, dann antworte.
J. S. [17]Handfertige Meister schaffen ein Kunstwerk,
der redefertige Weise regiert das Volk.
J. S. 37, 20. 21.
[20]Manchen Weisen hört man nicht gerne, man hat keinen Genuß dabei,
[21]weil ihm Gott nicht Anmut verlieh, so bringt er sich um die Ehre.

Diese Regeln gehören zu den selbstverständlichen, die sich doch leider nicht immer von selbst verstehen. An anderen merkt man sofort, wann sie sie vernachlässigen, zumal wenn man selber davon betroffen wird; aber wir selbst fehlen mannigfaltig dagegen. Immer ist es unser liebes oder vielmehr böses Ich, das uns überrennt; Übereifer, Wichtigtuerei, Gehässigkeit – also unsittliche Dinge sind wieder Schuld an den hier gerügten Unarten. Aus solchen kommen sie hervor, und an den Kennzeichen und Folgen kann man die Ursachen erkennen; denn wer erkennt an sich selbst Eigenschaften, wenn nicht durch verkehrtes, und zwar gestraftes Handeln? Wie nötig wäre es, daß man öfter einmal eine solche Sammlung von Warnungen in eine Versammlung oder Konferenz hineinwürfe! Aber wer wagt es, über das Reden zu reden? Darum möge man schreiben; es wäre kein übler Scherz, wenn jemand auf ein Blatt mit Thesen oder auf ein besonderes Schild J. S. 11, 7 oder J. S. 36, 4 drucken ließe. Jedenfalls aber sollte der Leiter einer solchen Versammlung immer bedenken, daß sie als ein Ganzes erwarten kann, daß man ihr dient, und daß nicht einzelne sie bloß zum

Gegenstand ihrer Anreden machen. In solchen scheinbar kleinen, oft lächerlichen Dingen muß die Zucht und Selbstzucht einsetzen; denn wo hätte sie doch sonst in unserem Leben einen Platz? Ein Ehrenkranz dem Mann, der nach J. S. 37, 20, 21 einsieht, daß ihm die Gabe anmutiger Rede nicht gegeben ist, und daß er sich durch den Versuch nicht nur um die rednerische Ehre, sondern auch die anderen um Genüsse und Freude bringt.

Vorsicht im Verkehr.

Menschenkenntnis.

S. 20 [5]Tiefe Wasser sind die Gedanken, aber der Erfahrene schöpft sie herauf.

J. S. 21 [7].

Der Weise sieht, wen er vor sich hat, im Augenblick kennt er den Schlechten aus.

J. S. 27 [4]Beim Schütteln des Siebs bleibt der Schmutz zurück,
so die Schlechtigkeit des Menschen, wenn man ihn ausforscht.
[5]Tongeschirr erprobt der Ofen,
Menschenkenntnis den Menschen.
[6]Durch die Frucht erkennt man den Stand des Baumes,
durch Ausforschung die Gedanken.
[7]Lobe niemand, eh du ihn ausgeforscht,
dadurch erst werden die Menschen erprobt.

J. S. 19 [26]Mancher tut fromm und demütig,
aber sein Herz ist voll Tücke.
[27]Es geht einer gebückt und stellt sich taub
und plötzlich überfällt er dich.
[28]Manchem fehlt nur die Macht zum Bösen,
kommt Gelegenheit, so führt er es aus.
[29]Aus den Gesichtszügen erkennt man einen,
aus dem Auftreten schließt der Kenner.
[30]Kleidung, Haltung und Gang des Menschen
machen seinen Charakter kund.

J. S. 11 [2. 3].

[2]Lobe keinen wegen seiner Gestalt, verachte niemand wegen Unschönheit;
[3]die unscheinbare Biene bringt süßeste Labung hervor.

Auch diese Vorsicht steht nicht nur unter dem Gesetz der von der Natur gegebenen Gescheitheit, sondern unter sittlich-religiösen Bedingungen. Dazu gehört zunächst einmal die bekannte Erfahrung, daß keiner, der ganz und gar in seinen eignen, besonders in seinen gelehrten Angelegenheiten steckt, einen Menschen kennen lernt, wenn einem auch unter hundert Gelehrten kaum einer begegnen kann, der mehr so in die Welt hineintappt, wie es die Scherzblätter erscheinen lassen. Aber vor allem gehört in dieses Kapitel die Befangenheit durch unser natürliches Ich, das uns überhaupt immer im Weg steht; darin hat Johannes Müller so sehr recht. Zu dieser Befangenheit rechne man den Blick auf unsern Vorteil und Nachteil, der uns angeboren ist und manche nie verläßt. Dann kann man einen Menschen immer nur unter dem Gesichtspunkt des eignen Nutzens ansehn. Man sieht ihn nicht an, wie er ist, sondern wie man ihn haben möchte. Kommt man auch

natürlich nicht völlig von sich los, so muß man sich doch von dieser Befangenheit lösen können. Auch über die Richtungs- und Parteibefangenheit muß sich ein gebildeter Mensch erheben; dazu muß Bildung frei machen. Darüber sollte man nicht nur für seine eigene Behandlung der Menschen in Seelsorge und Amt nachdenken, sondern auch einmal predigen; wie schwer ist es, einen Schmeichler zu verachten und einen Feind anzuerkennen! Wie weit sind wir noch davon entfernt, von uns sagen zu können, was von Jesus gesagt ist; er wußte, was im Menschen war! Zuneigung und Abneigung, die unser Urteil trüben, müssen dauernd einer sachlicheren Auffassung Platz machen; da uns aber keine Neutralität möglich ist, so bedarf es einer Gesinnung, die über jenen beiden steht: das ist die Liebe. Darunter ist zu verstehen der herzliche, selbstlose Sinn für die Menschen, der Versuch, an sie und nicht an uns zu denken und uns für sie zum Mittel zu machen, statt sie immer darauf anzusehn, was wir von ihnen haben können. Wer es versucht hat, der weiß, wie schwer es ist; nicht weniger als Bekehrung und Wiedergeburt gehören dazu, um auf diesen Weg zu kommen. Aber ist man darauf, dann öffnen sich einem wunderschöne Ausblicke; wie viele echte und tiefe Menschen sieht man dann, an denen man achtlos vorübergegangen ist, solange man sich bloß amüsieren und unterhalten wollte. So viele zeigen sich dann in ihrer tiefen Seelenschönheit, die das aufdringliche Getue anderer weit überstrahlt. Hat man Liebe zu den Menschen, dann versteht und würdigt man einen jeden aus sich selbst; Paulus hätte noch seinem Loblied der Liebe hinzufügen können: sie kennet die Menschen.

Man erlebt hierbei folgenden typischen Gang: zuerst war man mit seinem guten Herzen Optimist; ein paar gründliche Enttäuschungen lassen einen in den üblichen logischen Fehler verfallen, an dem aber weniger die Logik als das Ich Schuld trägt, daß man mit den einzelnen das ganze Geschlecht verwirft; — vor allem soll man die Menschenhasser ganz besonders scharf auf ihre Selbstsucht hin ansehen, ihnen aber auch durch Darbietung einer Ausnahme helfen; — dann im dritten Stadium kommt man dazu, sich über die naive Selbstsucht, die einen auf den beiden vorigen Stufen beherrschte, zu erheben, um von höherer Warte, der Warte Gottes aus, die Menschen anzusehen. Dazu kommt man nicht ohne viel Leiden. Durch solche kommen zumal Frauen dazu, die noch von ihrem Instinkt unterstützt werden, der uns Männern so oft ganz abgeht, einen Menschen durch und durch zu schauen oder vielmehr zu fühlen. Zumal wo eine solche Frau liebt, nicht verliebt ist, aber liebt, da wird ihr die Seele des geliebten Mannes wie von Glas. Freilich etwas entzieht sich immer dem Blick des Menschenkenners. Vieles zwar kann er zurückführen auf Antriebe, die er bei sich oder bei andern gesehen hat, aber eine Seele ist doch kein Mechanismus, sondern etwas ganz Eigenes. Auch wenn man die Gegensätze, aus denen jeder Mensch besteht, erfaßt hat, statt sein Wesen wie üblich einfach und roh aus ein paar schlechten oder guten Beweggründen herzuleiten, selbst dann bleibt doch noch jenes Anonyme übrig, von dem Goethe spricht, und aus dem immer wieder die Überraschungen für uns hervorbrechen. Aber bis dahin ist ein weiter Weg; in manche Eigenschaft einer fremden Seele kann man sich hineinversetzen, wenn man sich nur die Zeit und die Geduld dazu nimmt. Dann gehen einem Wunder auf. Nur darf man sich auf christlichem Boden nicht erlauben, aus der Menschenkenntnis einen Sport zu machen,

denn der Mensch ist niemals bloß Gegenstand und Mittel, sondern Selbstzweck. Darum sei auch die Menschenkenntnis immer nur ein Mittel, um einem Menschen zu helfen oder ihn dazu zu bringen, daß er an *seinem* Platze den andern hilft. Da nun stets dem Menschen der Mensch das interessanteste Studium bietet, so werden Worte über diese Menschenkenntnis immer einen guten Ort finden, einerlei ob auf der Kanzel oder in einem Verein.

S. 20, 5. Dieser Satz gilt doppelt, für uns als solche, die erkennen, und als solche, die erkannt werden. Wie leicht fällt es dem ruhigen, seelischen Blick, in einen Menschen, der irgend etwas leidenschaftlich, wenn auch verborgen erreichen will, hineinzusehen — besonders, wenn man selbst das, was ihn noch treibt, schon überwunden hat! Wie leicht aber täuscht man sich in seiner Erregung über den Grad der Durchsichtigkeit, den auch das eigne Ich für die andern gewonnen hat, auch wenn man noch so klug zu sein meint! Darum soll man nur reine und gute Gedanken in der Seele wohnen lassen, allein schon aus Klugheit!

J. S. 21, 7. Es ist eine bekannte Sache, daß der erste unmittelbare, plötzlich gewonnene Eindruck von einem Menschen meistens der richtige ist. Durch allerlei Irrtümer, die sich der reflektierende Intellekt hat aufreden lassen, kommt man meist wieder auf ihn zurück. Aber nur die selbstlos Weisen haben dieses Organ zur Aufnahme im Moment; besonders für die Schlechten sind sie sehr empfindlich.

Diese Art, hinter einen Menschen zu kommen, steht ohne Zweifel über der, die J. S. 27, 4 empfiehlt. Als Anfang kann man sie schon einmal jungen Leuten mitteilen, die noch nicht wieder zu der Naivität und Unbefangenheit ihres Wesens zurückgekehrt sind. Diese durchaus rationale, kühle Art tut ihnen vielleicht mehr wohl als der ihnen unverständliche Preis der Unmittelbarkeit. Dann wird man aber froh sein, daß J. S. 11, 2. 3 mit seinem optimistischeren Klang neben der etwas moquierten Weisheit der ersten Stelle steht. Aus Enttäuschungen und Überraschungen webt sich die Erfahrung der Jugend zusammen, aber diese Jugend dauert oft sehr lange.

Nicht mit jedermann anbinden. Vorsichtige Wahl des Verkehrs.

J. S. 8 [1]Prozessiere nicht mit einem hohen Herrn,
was willst du seine Faust spüren?
[2]Unternimm nichts gegen einen Reichen,
sein Geld ist stärker als du.
[3]Zank nicht mit dem Schreier,
lege nicht Holz auf das Feuer.
[4]Laß dich nicht mit dem Toren ein,
er verachtet doch deine guten Worte.
[10]Zünde nicht an mit der Kohle des Bösen,
sonst verbrennst du durch sein Feuer.
[14]Verklage nicht den Richter,
er hat das Gericht in der Hand.
[15]Reise nicht mit einem Waghals,
sonst kommst du in große Gefahr.
[16]Binde nicht mit einem Jähzornigen an,
nimm ihn nicht zum Begleiter.

17Schenk dein Vertrauen keinem Einfältigen,
er kann kein Geheimnis wahren.
18Tu nichts Geheimes vor einem Fremden,
du weißt nicht, wie er es ausnützt.
19Schließ nicht jedem dein Herz auf,
daß dein schöner Plan nicht zergeht.

J. S. 13 2Was dir zu schwer ist, laß liegen,
mit einem Reicheren geh nicht um;
wie wars bei dem Topf, der mit dem Kessel ging?
dieser stieß und jener zerbrach.

J. S. 13 15–20.

15Jedermann liebt seinesgleichen, 16gleich und gleich gesellt sich gern.
17Ist der Wolf gut dem Lamm? so wenig liebt der Schlechte den Braven;
18ist die Hyäne freund dem Hund? so wenig der Reiche dem Armen.
20Der Hochmut haßt die Demut, der Reiche haßt den Armen.

J. S. 11 29. 34.

29Nicht jeden Menschen bring ins Haus, ein Verleumder schlägt viele Wunden.
34Fremder Gast bringt dir fremde Art, und du wirst deinem Haus entfremdet.

J. S. 12 10–12.

10Dem Feinde traue nie, seine Bosheit rostet wie Erz;
11auch wenn er sich ruhig hält, nimm dich in acht vor ihm.
12Laß den Feind nicht zur Rechten sitzen, sonst trachtet er nach deinem Sitz;
zu spät begreifst du meine Worte und seufz'st über meine Lehre.

S. 26 4Antworte dem Toren nicht nach seiner Torheit,
daß du dich ihm nicht gleichstellst.
5Antworte dem Toren nach seiner Torheit,
daß er sich nicht weise dünkt.

Sich nicht in Fremdes mischen.

S. 26 17Einen Hund am Schwanz packen:
so macht's, wer sich in fremden Streit mischt.

S. 30 10Verleumde nicht den Knecht seinem Herrn,
er flucht dir und du hast den Schaden.

Alle hier zusammengestellten Wörter enthalten ein „Nicht": und zwar ist es nicht das kategorische Nicht des sittlichen Verbotes, sondern das hypothetische des guten Rates. Hier spricht die Vorsicht, die aus der Klugheit, aus der Schlauheit und aus der Erfahrung mit Menschen ihre Lehren zieht. Diese Art berührt uns immer innerhalb der Schrift etwas unangenehm; wir wollen in ihr doch mindestens die Höhe einer rücksichtsloseren Sittlichkeit sehen. Wir merken hier recht, wie viel wir Jesu Wirken und zumal seinem Kreuze verdanken, das doch auf einer sehr großen „Unvorsichtigkeit" beruht und darum hundertmal mehr als noch zehn weitere Spruchbücher gewirkt hat. Keiner dieser hier vereinigten Ratschläge zwar ist schlecht; man wird sie immer einem Menschen zurufen können, der in der Gefahr ist, aus Dummheit in irgend einen entgegengesetzten Fehler hineinzugeraten. Solche pflegen keinen Anspruch auf höhere Sittlichkeit oder gar auf Heroismus zu machen. Also wenn es auf Ruhe und Glück ankommt, dann streue

man den einen oder andern dieser Ratschläge auch in die Predigt hinein; im Verkehr mit den Leuten wird man öfter Gelegenheit haben, einen Hitz- oder Dummkopf mit dieser Weisheit zu warnen. Aber man hat kein Recht, dem mit ihnen in den Zügel zu fallen, der die Aufgabe hat, nach Frieden und Glück nicht zu fragen, sondern einmal einen schweren Übelstand, auch unter eigenen schweren Opfern zu beseitigen. Natürlich muß er das Zeug dazu haben; sonst darf er nicht verlangen, daß man ihm zu Hilfe kommt, wenn er im Sumpf steckt.

Unter diesen beiden Gesichtspunkten, Vorsicht für die Hitzigen und Bewegungsfreiheit für die selbständigen Naturen aus größerem Schnitt, kann man hier oder da wieder vor allem im Jugendverein, diese Sprüche zur Besprechung stellen. Dabei wird sich herausstellen, daß sich die sittliche Pflicht tatsächlich nicht nur nach der einzelnen Gelegenheit, sondern auch nach dem Temperament und der körperlich-geistigen Kraft des einzelnen bestimmt. Dabei kann man ja auch die humoristischen Lichter zur Geltung kommen lassen, die über dieser echten Volksweisheit spielen: der Topf, der mit dem Kessel umging und zerbrach, oder der Mann, der den Hund am Schwanz packt. Eine schöne Übung in einer Schulklasse ist es, wenn man die Ratschläge und Gebote aus dem N. T. heranzieht, die je die höhere Lage seines Geistes zum Ausdruck bringen; so berechtigt für den gewöhnlichen Menschen das Mißtrauen gegen den Feind ist, so viel größer und durchschlagender ist die selbstbewußte Offenheit seiner Persönlichkeit, die es sich mit der Arglosigkeit des Genies gestatten kann, den Feind ruhig zusehen zu lassen bei allem, was man tut; oder erst recht ist größer die große Güte, die den Feind durch Sanftmut und Liebe überwindet. Die Vorsichtigen, die einem Streit aus dem Wege gehen, der vor ihnen entbrannt ist, handeln klug; aber selig sind die Friedensstifter, auch wenn sie nachher von beiden Seiten ihren üblichen Lohn bekommen.

Bürgerspiegel.

Hier steht die Gemeinschaft im Vordergrund, ob es nun die Gemeinde oder das Volk und das Land ist. Auf dem Boden der Gemeinschaft kann sich besonders der Geist unsrer vorliegenden A. T.-lichen Bücher bewähren: der Erfolg der Sittlichkeit und das Gute als die Bedingung für den Erfolg, Sittlichkeit als verdichtete Weisheit, Klugheit als Hilfe für die Pflichterfüllung. Solche Töne gilt es mitunter einmal anzuschlagen, wenn das eigene Bedürfnis oder ein äußerer Anlaß das Gemeinwesen zum Mittelpunkt der Verkündigung machen. Es entspricht vollständig dem Geist der konstitutionellen Monarchie, wenn auch an einem Tage des Königs die Volksgemeinschaft in den Vordergrund tritt, deren erster Diener der Fürst zu sein hat. Gehört die Verherrlichung des Fürsten zum alten patriarchalischen und hofkirchlichen Stil, so verlangt der neue Geist in Kirche und Staat die Hervorhebung der Eigenschaften, die ein Land auf die Dauer zum Glücke führen; und diese grenzen immer ganz nahe an Tugenden heran. Ordnung, gewissenhafte Leitung, Recht und Gerechtigkeit, Hingebung an das Gemeinwohl — das sind alles Dinge, die jeder einigermaßen einsichtige Mensch sowohl als die Bedingungen zum Glück einer Gemeinschaft wie als Tugenden erkennen wird.

Segen der Ordnung.

S. 21 [15]Der Gute freut sich der Ordnung, den Übeltätern ist sie ein Schrecken.

S. 11 [14]Ohne kluge Leitung verfällt ein Volk, wo Ratgeber genug sind, steht es gut.

Nutzen der Frommen für das öffentliche Wohl.

S. 11 [11]Der Segen der Rechtschaffenen bringt eine Stadt empor,
der Gottlosen Mund reißt sie ein.
S. 29 [2]Haben die Frommen die Macht, ist überall Freude,
wenn die Bösen herrschen, seufzen die Leute.
J. S. 16 [4]Durch einen einzigen Gottesfürchtigen wird eine Stadt bevölkert,
durch eine gottlose Familie wird sie menschenleer.

Verantwortlichkeit für das Gemeinwohl. J. S. 37 22–26.

[22]Mancher Weise ist für sich weise, nimmt die Frucht seiner Einsicht für sich.
[23]Mancher ist für sein Volk weise, seine Einsicht kommt allen zu gut.
[25]Wer für sich weise ist, hat viel Gewinn, jedermann preist ihn glücklich,
[26]wer für sein Volk weise ist, wird geehrt, und sein Name lebt in Ewigkeit.

S. 21, 15. Hier klingt Röm. 15 an. Das ist das Wesen des Staates, Ordnung zu schaffen in den Beziehungen zwischen den Menschen; er ist in gewissem Sinn organisierte Sittlichkeit. Wir wissen gar nicht, wie starke erzieherische Kräfte hinter ihm stehen; der Schutzmann als Vertreter dieser verdichteten Sittlichkeit – dieser Gedanke geht freilich nicht jedem leicht ein, zumal wenn er des Gemeinsinnes entbehrt. S. 11, 14 bietet einen Text für eine Predigt zur Zeit einer Wahl, die immer ihr Recht hat, wenn sie sich darauf beschränkt, die Gewissen zu schärfen, ohne für eine Partei oder einen Kandidaten einzutreten.

Nutzen der Frommen. Wo noch irgend eine Verbindung mit dem bürgerlichen Leben besteht oder einmal eintritt, wie etwa bei einem Stadtjubiläum, einer sehr aufregenden Stadtratswahl oder sonstwann, werden diese allgemeinen Sprüche willkommenen Anlaß geben, jene innerliche Verbindung zwischen Sittlichkeit und Allgemeinwohl noch einmal darzulegen. –

J. S. 37, 22–26 eignet sich ebenso wie jene ersten Sprüche zu einer Leichenrede auf einen allgemein um ein Gemeinwesen verdienten Mann, der als Beamter oder Bürger seine Kraft seinem Gemeinwesen zur Verfügung gestellt hat. Auf manchen der häufig so verachteten Rentner trifft dieses Wort zu, die ihre Klugheit und Lebenserfahrung nicht nur für sich, sondern auch für ihre Gemeinde nutzbar gemacht haben. Auch auf einen Gemeindekirchenrat kann man solche Worte anwenden, der weniger durch Jesusliebe als durch klugen und selbstlosen Rat seiner Gemeinde gedient hat.

Allgemeine Bürgerpflichten.

S. 24 21. 22.
[21]Fürchte Gott und den König, nimm dir nichts heraus gegen sie;
[22]diese beiden können plötzlich verderben, unversehens in Unglück bringen.
S. 11 [30]Rechtssinn ist ein Lebensbaum, Gewalttat bringt Menschen um.
S. 22 [28]Verrücke nicht die uralten Grenzen, die deine Väter einst aufgestellt.
S. 28 [17]Ein Mensch, mit Blutschuld beladen, fliehe zum Grab, niemand schütze ihn.
J. S. 4 [7]Mach dich beliebt bei der Gemeinde,
sei der Regierung untertan,

[8]leih dem Geringen dein Ohr,
erwidre seinen Gruß in Bescheidenheit,
[9]rette Bedrängte vor den Bedrängern,
sei nicht ungeduldig beim Rechtsprechen;
[10]sei den Waisen ein Vater,
ersetze der Witwe den Mann,
so wird Gott dich Sohn nennen,
dich lieben mehr, denn eine Mutter liebt.

S. 24, 21. 22. Hier spricht zum Teil ein enger und ärmlicher Geist, den wir nicht als maßgebend hinstellen können. Den König und Gott fürchten aus Angst vor dem, was sie einem unversehens antun können — das ist uns viel zu wenig. S. 11, 30 gibt einen oft willkommenen Anlaß, sich bei der Beerdigung einer richterlichen Person auf allgemeine Gedanken zurückzuziehen, wenn man von ihr selber nichts sagen kann oder will. S. 22, 28 bezieht ein jeder nur auf die uralten Grenzsteine, an denen er selber Gefallen hat und an denen ihm liegt; wir werden das Wort nicht auf Einrichtungen und Gebote irgendwelcher Art anwenden können, weil das doch nicht möglich ist, sondern vor allem auf die großen, tragenden Gesinnungen und Grundsätze, wie etwa die der Rechtlichkeit und Verantwortlichkeit. J. S. 4, 7 ist ein schönes Ideal für den Bürger der weltlichen Gemeinschaft und etwa auch für das Mitglied des Vorstandes der kirchlichen Gemeinde. Als Text für eine Grabrede in beiden Fällen kann das Wort Verwendung finden, ebenso auch als Text für die Einführung eines Gemeindekirchenrates oder eines Gemeindediakons; auch auf die eines Pfarrers kann es wertvolles Licht werfen.

Als Richter.

S. 17 [15]Den Schuldigen freisprechen, den Unschuldigen verdammen,
beides ist Gott ein Greuel.

S. 24 [25. 26].

[25]Wer den Schuldigen freispricht, den verwünschen und verfluchen die Leute.
[26]Wer recht richtet, dem geht es gut, über ihn kommt Glück und Segen.

S. 18 [17]Der erste hat immer Recht mit der Klage,
kommt der andre, so lautet es anders.

S. 28 [21]Parteinehmen ist nicht recht,
manchen verführt schon ein Bissen Brot.

S. 15 [27].

Wer sich bestechen läßt, zerstört sein Haus,
wer fest bleibt, erhält sein Leben.

Höchstens ist etwa S. 24, 26 als Grabpredigttext zu verwenden von diesen Worten, die den Geist einer ganz andern Zeit atmen. Dagegen finden S. 28, 17 und 15, 27 ihre Stelle, wenn wir einmal eine Eidespredigt halten müssen oder halten wollen, ebenso wie die Worte, die den Bürger

Als Zeugen angehen.

S. 14 [25]Der wahrhaftige Zeuge ist ein Lebensretter,
wer Lüge vorbringt, ist ein Verräter.

S. 25 [18]Hammer, Schwert und scharfer Pfeil
ist, wer falsch zeugt gegen den andern.
S. 24 [28]Laß dich nicht ohne Not als Zeuge rufen,
du könntest leicht das Falsche sagen.

Der Eid ist nun einmal eine sehr schwierige Sache; man erreicht mit ihm sehr viel, solange der Gottesglaube noch feststeht; kommt der aber ins Wanken, dann meint mancher, wenn es keinen Gott mehr gibt, dürfe man es ruhig wagen, falsch zu schwören. Über diese Schwierigkeiten sollte eine rechte Eidespredigt hinweghelfen, indem sie, statt auf die furchtbaren Folgen der Beleidigung Gottes im Meineid, auf die Pflicht der Wahrhaftigkeit um der Gemeinschaft willen hinweist, deren Verletzung diese um ihrer selbst willen mit äußeren Strafen ahnden muß, wie den Meineidigen auch sein Gewissen innerlich nicht in Ruhe lassen kann.

Fürsorge für Niedrige und Arme.

J. S. 41. 2. 5.

[1]Achte das Wohl des Armen nicht gering, laß den Betrübten nicht schmachten.
[2]laß den Darbenden nicht stöhnen, erbittre den Unterdrückten nicht,
[5]wende dein Auge nicht ab vom Bittenden, gib ihm nicht Anlaß, dir zu fluchen.
wenn einer in Verbitterung schreit, so hört sein Schöpfer auf sein Geschrei.
S. 22 [2]Reiche und Arme stellt das Leben zusammen, beide hat Gott geschaffen.
S. 327. 28.
[27]Weigre dich nicht, dem Bedürftigen zu helfen, wenn es in deiner Macht steht.
[28]Sag nicht zu ihm: „komm morgen", wenn du's doch heute kannst.
S. 19 [17]Wer dem Armen hilft, leiht Gott; Er vergilt ihm seine Guttat.
J. S. 21 [5]Das Gebet des Armen geht von Mund zu Ohr
und sein Recht kommt schnell herbei.
S. 14 [31]Bedrückst du den Geringen, so schmähst du seinen Schöpfer,
bist du dem Armen freundlich, so ehrst du Gott.
S. 23 [10]Verrücke nicht den Grenzstein der Witwe,
nimm dir nicht vom Feld der Waise;
[11]ihr Rächer ist stark,
er wird ihre Sache führen gegen dich.
S. 11 26.
Wer Korn zurückhält, wird verwünscht, wer's herausgibt, den segnen die Leute.
S. 28 [8]Wer sein Vermögen durch Wucher mehrt,
sammelt für den, der dem Armen hilft.

Hier ist die Tat besser als das Wort, die Einrichtung einer Gemeindepflege, die immer wieder frische Kräfte in ihren Dienst zieht, besser als eine Predigt. Ein Wort über die Aufgabe der Armenunterstützung hat aber doch z. B. die Aufgabe, den Leuten über den Pessimismus hinweg zu helfen, der sich nach den vielen Enttäuschungen auf diesem Gebiet einstellt. Wenn man immer einmal wieder beschwindelt worden ist, dann läßt man es gar zu leicht irgend einen nun einmal wirklich notleidenden Wanderer oder Stadtarmen entgelten, weil er nicht die Frechheit besitzt, wie andere, uns zu verwirren und uns das Geld aus der Tasche zu ziehen; denn jede Verallgemeinerung, wie sie oft starken Gefühlen entspringt, ist verkehrt, weil sie uns einem Grundsatz unterordnet und also passiv macht. Das

Ideal aber ist die Herrschaft über jeden einzelnen Fall, die durch Ruhe und Gerechtigkeit angebahnt und in der sachlichen Behandlung gerade dieses vor uns stehenden Menschen zur Ausführung gebracht wird. — Wer den Mut hat, in das Wespennest der sozialen Verhältnisse hineinzugreifen, wird auch kräftigere und ursprünglichere Texte suchen, als sie hier sind, also Worte aus den ersten Propheten; diese Worte hier überzeugen uns einmal wieder, wie sich doch im Laufe der Zeit das unter großen Mühen und Schmerzen an den Tag gebrachte Gedankengut einzelner erhält und in das Bewußtsein der Führer einer späteren Zeit als etwas Selbstverständliches übergeht. Mit einem Tropfen sozialen Öls sollte jeder Prediger gesalbt sein; Predigt, Unterhaltung und vor allem eigenes Verhalten geben Anlaß genug, diesem Geiste zum Ausdruck zu verhelfen. — Den selbstsüchtigen Geist in einzelnen unserer Sprüche kann man durch Schüler kritisch feststellen lassen; auch heute haben wir ihn noch weit und breit; wenn er nicht mehr auf Gott und seine Gaben schaut, weil Gott weggefallen ist, so macht er sich in Wohltätigkeitsveranstaltungen breit oder wütet in anderen Erscheinungen, die, sittlich genommen, vor jener selbstsüchtigen Barmherzigkeit nichts voraus haben. Der brauchbarste Spruch unter den hier aufgeführten ist ohne Zweifel S. 22, 2. Über ihn kann man eine soziale Predigt halten. In ihm liegt einmal, daß das Nebeneinander von Reich und Arm nun doch ganz offensichtlich eine so unabänderliche Tatsache ist, daß wir auf sie, wenn auch nur mit Schmerz, die Bezeichnung: Gottes Wille und Gottes Ordnung anwenden müssen. Alle wichtigen Umstände, die wir auf Gott zurückführen, also die Verschiedenheit der Anlage, Glück und Unglück usw., werden es nicht zulassen, daß eine Gleichheit in der Welt hergestellt wird. Aber zu dieser kausalen Betrachtung muß dann noch die teleologische treten: Gottes Wille ist nicht nur erkennbar im harten Muß der Zustände, sondern auch im ernsten Soll der Ideale. Reiche und Arme müssen auch untereinander sein, wie Luther übersetzt, damit sie sich gegenseitig dienen, d. h. die Reichen haben sich der Armen anzunehmen. Wenn man bedenkt, daß in manchen Staaten $^2/_5$ der Bevölkerung keine Staatssteuern bezahlt, weil das Einkommen einen sehr geringen Satz, etwa 900 Mk. nicht erreicht, dann erschrickt man doch über das Elend, das es trotz der guten Zeiten noch immer unter uns gibt. Unsere reichen Leute können gut noch mehr Steuern zahlen, denn sie verhungern so leicht nicht.

Die Kunst des Wohltuns

J. S. 12 [1]Wohltat erweise dem Würdigen,
damit du selbst Freude davon hast.
[2]Wohltat am Frommen kommt wieder herein,
wo nicht von ihm, so von Gott.
[3]Wohltat am Gottlosen bringt keinen Dank,
man stiftet auch nichts Gutes damit.
[5]Gib ihm nicht die Waffe des Brots,
er könnte sie gegen dich wenden.
[6]Auch Gott haßt die Bösen
und übt Gericht an den Gottlosen.
[7]Gib dem Guten, weigere dem Bösen,
[5]labe den Bescheidenen, versage dem Frechen.

J. S. 18 [15]Verdirb deine Wohltat nicht selbst,
begleite sie nicht mit verletzendem Wort.
[16]Stillt nicht der Regen den Wüstenwind?
so mildert das Wort die Gabe.
[17]Ist doch das Wort wichtiger als die Gabe.
Beides schenkt der gütige Mann.

Diese Kunst denken wir uns anders. Dem Bösen muß man nur anderes geben als Geld: Arbeit, Lebensmittel usw. und vor allem eine Erziehung, die fest und hart ihn auf bessere Wege zurückzuführen sucht. Der dafür maßgebende Optimismus Jesu und Pauli hängt mit ihrer Vorstellung von Gott zusammen, wie zumeist, wenn nicht immer, das Ideal mit dem Bild von Gott zusammenhängt; was das erste und was das zweite ist, ist dabei schwer auszumachen.

Leihen und Bürgen.

J. S. 29 [1]Wer dem Andern leiht, tut ein gutes Werk,
wer ihn unterstützt, hält das Gebot.
[2]Leih ihm, wenn er in Not ist,
und du, zahle zurück auf die bestimmte Zeit.

S. 6 1–5.

[1]Hast du Bürgschaft übernommen, Handschlag gegeben für einen Andern,
[2]bist du durch dein Wort gebunden, durch deine Zusage gefangen,
[3]so sorg, daß du dich herausbringst, du bist in der Gewalt des Fremden.
[4]Gönne keinen Schlaf deinen Augen, keine Ruhe deinen Lidern.
[5]entrinn ihm wie eine Gazelle, wie der Fink aus der Hand des Fängers.

S. 22 26. 27.

[26]Sei keiner von denen, die Handschlag geben, die sich für Darlehen verbürgen,
[27]Warum soll man dir dein Bett wegnehmen, wenn du nicht zahlen kannst?

J. S. 8 13.

Bürge nicht für einen Vornehmen, und bürgst du, mach dich aufs Zahlen gefaßt.

Der erfahrene Seelsorger, der mit seinen Leuten lebt, kennt Beispiele genug, wo Verarmung durch pflichtmäßiges oder leichtfertiges Gutsprechen eingetreten ist. Auch ohne diese vorsichtigen Worte wird er seinen Einfluß einzusetzen wissen, um solches zu verhüten; wo die Bibel noch eine Autorität ist, kann man ja zeigen, wie nüchtern und praktisch auch in ihr über solche Dinge geurteilt wird.

Kaufmännisches Leben.

S. 16 [11]Wage und Wagschalen stammen von Gott,
die Gewichtsteine sind von ihm gemacht.

S. 11 [1]Falsche Wage ist Gott ein Greuel, rechtes Gewicht gefällt ihm wohl.

S. 20 [10]Zweierlei Maß, zweierlei Gewicht, eins wie's andre ist Gott ein Greuel.

J. S. 27 [2]Zwischen zwei Steinen steckt der Pflock,
zwischen Kauf und Verkauf sitzt die Sünde.

J. S. 26 [29]Schwerlich bewahrt sich der Kaufmann vor Schuld,
bleibt der Händler von Sünde frei.

J. S. 20 [12]Der eine kauft um wenig Geld, der andre zahlt das Siebenfache.

Daß auch im Gewerbe die höchsten Normen als göttliche zu gelten haben, kann man auch einmal betonen; daß sie göttlich sind, bedeutet zweierlei; einmal

sind sie wirklich Normen, und dann rächt sich ihre dauernde und allgemeine Übertretung mit bösen Folgen. Denn Gott ist die Norm und er ist die Macht: Gott ist die Macht der Norm über die Wirklichkeit.

So allgemein werden wir heute nicht den Kaufmann für einen Betrüger und Spitzbuben ansehen; G. Traub hat uns in seiner „Ethik des Kapitalismus" von der Ehre und der Moral des besseren Kaufmanns gesprochen; denn auch er muß doch erfahren, was der Begriff der Weisheit zum Ausdruck bringt, daß man schließlich am besten fährt, wenn man sich nach den sittlichen Regeln richtet, die die längste und allgemeinste Erfahrung als einen „Auszug" aus allen erprobten Regeln hingestellt hat.

In höfischem Dienst.

S. 22 [29]Wer in seiner Arbeit tüchtig ist, wird in des Königs Dienst erhoben.

S. 14 [35]Ein kluger Beamter hat des Königs Gunst,
der nichtsnutzige fällt in Ungnade.

S. 16[13].

Aufrichtiges Wort gefällt dem König, er liebt den, der die Wahrheit spricht.

S. 25[3].

Die Höhe des Himmels, die Tiefe der Erde, der Könige Sinn ergründet man nicht.

S. 16 [15]Das huldvolle Antlitz des Königs macht glücklich,
seine Gunst ist ersehnt wie Frühlingsregen.

S. 19 [12]Löwenknurren ist des Königs Groll,
seine Huld wie Tau, der die Pflanzen netzt.

S. 16 [14]Des Königs Zorn ist ein Todesbote, der weise Mann beschwichtigt ihn.

S. 25[6. 7].

[6]Dränge dich nicht vor beim König, stell dich nicht auf den Platz der Großen.
[7]Besser, man sagt dir: rücke herauf! als offene Zurücksetzung.

J. S. 23[14].

Wenn du an fürstlichem Hof verkehrst, denk an Vater und Mutter,
daß du nichts Unziemliches tust, nicht taktlos dich zeigest,
den Tag deiner Geburt verwünschen mußt und wünschest, du wärest nie geboren.

J. S. 7[4–6].

[4]Erbitte nicht hohes Amt von Gott, nicht einen Ehrensitz vom König.
[5]Wolle nicht gerecht sein vor Gott, nicht weise vor dem König.
[6]Begehre nur dann leitende Stellung, wenn du dem Unwesen zu steuern vermagst,
sonst weichst du vor Mächtigen zurück und dein Charakter wird brüchig.

Von diesen Worten dürfte sich vor allem das erste, S. 22, 29, zum Text für eine Kasualansprache im gegebenen Fall eignen, also wenn es sich um Abschieds- oder um eine Leichenrede handelt. Die anderen Sprüche gehören entweder einer ganz anderen Zeit an oder haben mit unserer Aufgabe nichts zu tun.

Fürstenspiegel.

J. S. 10 [1]Ein weiser Herrscher baut sein Volk,
sein Staat ist wohlgeordnet.
[2]Wie der Regent, so die Minister,
wie das Stadthaupt, so die Bürger.

[3]Ein zuchtloser König verdirbt sein Volk,
die Klugheit des Fürsten vermehrt das Reich.
[5]Gottes ist das Regiment,
der Fürst regiert an seiner Statt.

S. 16 [10]Gottesspruch ist, was der König spricht, er greift nicht fehl im Gericht.

S. 25 [2]Gottes Herrlichkeit ist's, im Dunkel zu bleiben,
des Königs Herrlichkeit ist's, ans Licht zu bringen.

S. 25 4. 5.

[4]Entfernt man die Schlacken vom Silber, so ist es durch und durch lauter,
[5]entfernt man die Schlacken vom Hofe, so besteht der Thron in Gerechtigkeit.

S. 29 [12]Wenn ein Herrscher auf Lügen hört, werden alle seine Diener Schurken.

S. 29 4.

Durch Recht erhält der König das Land, durch harte Steuer geht es zu grund.

S. 20 28.

Liebe und Treue hüten den König, schützen seinen Thron in Gefahr.

S. 28 [15]Knurrender Löwe, gieriger Bär ist ein böser Fürst für ein armes Volk.

S. 21 1.

Das Königs Herz ist in Gottes Hand dem Flusse gleich: Er lenkt es, wohin er will.

S. 31 [1]Spruch für Lemuel, den König von Massa,
wie ihn seine Mutter mahnte:
[2]Was soll ich dir raten, mein Sohn,
Sohn meines Leibs, Sohn meiner Gelübde!
[3]Gib nicht deine Kraft den Frauen,
dein Geschick den höfischen Gelagen!
[4]Nicht ziemt Königen, beim Wein zu liegen,
noch den Fürsten beim Rauschtrank;
[5]er könnte trunken des Rechts vergessen,
der Geringen Sache versäumen.
[6]Gebet dem Elenden den Trank,
dem Traurigen den Wein,
[7]der soll trinken und die Not vergessen,
seines Leides getröstet werden!
[8]Tu den Mund auf für den Stummen,
führe die Sache aller Gedrückten,
[9]öffne den Mund zu gerechtem Spruch,
schirme die Armen und Schwachen.

J. S. 10,1 vermag einen Text für den Geburtstag des Landesherrn zu bilden; man kann daran den großen Einfluß des Königs, den er immer noch auch in einem modernen Staat besitzt, anschaulich machen, um darauf die Bitte um Gottes Geist für den Fürsten zu gründen.

S. 25,4 u. 5 und 29,12 würden nur dann Texte sein dürfen, wenn ganz verzweifelte Zustände nach einem offenen Worte schreien. Dagegen ist S. 20,28 wieder ein schönes Wort für den Ehrentag eines Fürsten: Liebe des freien Mannes gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer — ein Vers, der, wie man hörte, einmal sehr wenig in den höchsten Regionen beliebt war. S. 2,11 enthält die

höchste religiöse Deutung für die wichtige Person des Fürsten: Gott lenkt sein Herz. Das werden wir aber nur sagen für solche Entschlüsse, die wir mit Gottes Wesen und Wirken in Einklang setzen können; nicht alles, was Fürsten tun, kommt von Gott. Das übernatürliche Gottesgnadentum, das bloß auf das Recht des Fürsten sieht, ist immer mehr einem sittlichen gewichen, das seine Verantwortlichkeit betont; demgemäß fühlen wir uns nur da von Gott durch den Fürsten gesegnet, wo es unsere höchsten Gedanken über Gott gestatten; und die weisen uns auf den Begriff der guten und heiligen Macht, nicht auf den der Macht überhaupt.

Lemuels Spruch ist sehr wahr, aber ob eine Verwendung in dem Pflichtenkreis eines Durchschnittpfarrers liegt, ist mir ungewiß.

Es sei noch einmal darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich diese ganze Art religiös-sittlicher Sprüche gerade für die Jugenderziehung eignet, wie sie ja auch für sie bestimmt gewesen waren. Zunächst sei an den Schulunterricht gedacht. Als Einführung in die Bibel kann man eine Auswahl unserer Sprüche der obern Volksschulklasse oder den Konfirmanden vorlesen, was stets besser ist als sie durch die Schüler lesen zu lassen. Den oberen Klassen der höheren Schulen kann man sie als Ertrag der sittlichen Erziehung des Volkes durch die Propheten oder als ein Kennzeichen der großen allgemeinen Aufklärungsperiode noch dazu verständlich machen. Die Behandlung habe ich verschieden gestaltet: das eine Mal bliebe ich bei jedem Spruch des Biblischen Lehrbuchs stehen, — der Erfolg war Langeweile und eine sehr üble Erinnerung an diese Stunden bei den bessern Schülern; das andre Mal habe ich nach den „Schriften des A. T." fast alle Lieder und Sprüche vorgelesen, wozu ich drei Stunden brauchte; der Erfolg war größte Spannung und beste Erinnerung. Ganz besonders wertvoll scheint mir, es muß wiederholt gesagt werden, diese ganze Gruppe biblischer Worte für die in der kirchlichen „Schonzeit" stehenden Jünglinge und Mädchen zu sein. Das ist die Zeit eines meist noch anständigen Rationalismus, soweit die für uns überhaupt erreichbaren Personen in Betracht kommen. Ihnen kann man, wenn sie sowohl des besonders Christlichen Erbauungsstoffes wie auch des alten Schulstoffes überhaupt müde und überdrüssig sind, hiermit etwas Neues und nichts Nutzloses anbieten. Im Sinne F. W. Försters kann man versuchen, mit Hilfe unserer Sprüche von der aufgeklärten Selbstliebe aus den Weg zur Sittlichkeit zu lehren. Das wäre also eine Lebenskunde, wie sie auch für die Christenlehre paßte. Oder wer die schwere Aufgabe hat, in einer Fortbildungsschule Religionsunterricht zu geben, bediene sich unserer Sprüche.

Sehr gut ist nebenbei die Schrift von dem katholischen Pfr. Dr. Kruchen „Stoff und Methode der Lebenskunde für Schulentlassene" (M. Gladbach 1911. 1 Mk.). So wie es dieser Priester mit seinen Mädchen in der Fortbildungsschule macht, können wir es auch in Jugendvereinen machen; dann hörten die Klagen über die schlecht besuchten Bibelstunden in ihnen auf, wenn statt schwerer oder hoher Bibelabschnitte, die in jugendfremdem Geist besprochen werden, frisch und packend behandelte Stellen aus unsern Sprüchen die Geister zu fesseln beginnen.

Die Psalmen.

Unsere Aufgabe sehen wir schon im allgemeinen darin, dazu anzuleiten, das A. T. für den ganzen Umfang des pfarramtlichen Wirkens fruchtbar zu machen, und nicht allein für die Predigt. Um so mehr gilt es für die Behandlung der Psalmen, daß sie unter viel mehr Gesichtspunkten angesehen werden müssen, als bloß unter dem einen homiletischen, Texte oder Zitate für Predigten zu liefern. Die rabies homiletica weiß es freilich meistens nicht anders, als daß vor allem die Schrift auf diese Verwendungsmöglichkeit hin angesehen werde. Das paßt aber am allerwenigsten grade für Erzeugnisse der religiösen Lyrik. Denn unter diesem Gesichtspunkt wollen wir einmal grundsätzlich die Psalmen betrachten, um von da aus ihre Bedeutung für die Praxis festzustellen: es ist religiöse Lyrik, was wir in ihnen vor uns haben. Darum müssen wir zuvor fragen, welches die Art der Lyrik überhaupt und die der religiösen besonders ist, um von da aus zu Regeln für ihre Verwendung fortzuschreiten. — Reden über Goethes lyrische Gedichte oder gar Predigten über sie — an diesem Ausdruck muß man sich einmal die ganze Schwierigkeit der Sache klar gemacht haben, um die Anwendung auf unsre Psalmen zu machen, und um auch den üblichen Mißbrauch in ihrer Behandlung zu verstehn. Lyrik — schon ihre Form weist darauf hin, daß es höhere Seeleninhalte zu sein pflegen, die ihren Gegenstand bilden. Es sind entweder wirklich vorhandene Gefühle idealer Art, oder der Dichter schwingt sich mit seiner Phantasie in ideale Lagen empor, um dann seinen Gefühlen, die er haben möchte und haben könnte, Ausdruck zu geben; immer ist es erhöhtes Seelenleben, das sich in einer vom gewöhnlichen Ausdruck abweichenden Form darstellen will. Diese Form ist im Vergleich mit der gewöhnlichen gehoben, poetisch, bildlich, rhythmisch oder sonst dem höhern Inhalte angepaßt. Es ist die Aufgabe und, wo sie echt ist, die Gabe der Lyrik, daß sie uns durch diese ihre Art tief in die Seele von Menschen hineinschauen läßt, denen Gott gab, zu sagen, was sie leiden und was sie überhaupt bewegt. Je mehr es dem lyrischen Dichter gelingt, allgemeine menschliche Erlebnisse und die Gefühle, die sie erwecken, in einer Gestalt darzustellen, in der das Persönliche in das Typische übergeht, um so leichter gleitet unsere nachfühlende Seele auf der gebahnten Straße des Gedichtes dahin. Für unsere Psalmen hat Luther in seiner prachtvollen zweiten Vorrede den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von ihnen rühmt: Da siehest du allen Heiligen ins Herz. Das ist es aber grade, was wir heutzutage am allerbesten brauchen können, die Berührung mit dem innersten Empfinden und Eigenleben großer religiöser Gestalten; wir hungern ja gradezu danach, weil wir uns bloß mit Geschehnissen nicht mehr begnügen können:

persönliches religiöses Leben ist ja unsere Heilstatsache, wie man überall hören und lesen kann. Wir lauschen überall dahin, wo die Seele spricht, und suchen den Nachhall aus ihren Worten zu vernehmen, weil sie ach! nicht mehr spricht, wenn sie spricht. Mit diesem Bedürfnis nach Seele ist auch unsere Empfindlichkeit für seelisches Leben gewachsen — gewachsen bis zum Aufgeben der Eigenheit, bis zur Selbstsuggestion. Diese Gefahr dürfen wir nicht außer Acht lassen; aber sie überhebt uns nicht der Aufgabe, uns an fremdem starkem Seelenleben zu finden und zu stärken.

Damit kommen wir zur Verwendung unserer religiösen Lyrik. Sie war uns ja doch Ausdruck von Eindrücken, die Welt und Leben auf besonders empfängliche und mit der Gabe des Ausdrucks begnadete Seelen von großer religiöser Kraft gemacht hatten. Zu diesen Erlebnissen, die sie zum Ausdruck bringen, gehört alles, was einen stark religiös zu erregen pflegt; und das ist alles, was unsern menschlichen Grundtrieben Anlaß gibt, in Gefühlen der Freude und des Schmerzes, der Bewunderung und des Abscheus und wie die einzelnen polaren Gefühle noch heißen mögen, zu den Eindrücken und Einflüssen der Außenwelt Stellung zu nehmen. Denn nur wenn das Lebensgefühl stark erregt wird, schwingt und läutet das Glöcklein des Glaubens mit. Zu jenen Ereignissen der Außenwelt gehört nun mancherlei; zunächst alles, was als Glück und besonders was als Unglück von dem gewöhnlichen Lebenstrieb empfunden wird, also Krankheit, Feindschaft und vor allem der Tod. Dann aber steigt die Reihe solcher Ereignisse ins Ideale empor, und zwar wirkt ein derartiges Ereignis in dem Maße, als der Sinn für höheres, also die Wertschätzung idealer Größen in der Seele erwacht ist. Zu jenen Begebenheiten gehört darum zuerst einmal alles, was das Volk, die Gemeinde und den Staat angeht; dazu aber kommt vor allem, was als Beeinträchtigung oder Förderung des innern Lebens, also des Lebens im Guten und des Lebens in Gott, erfahren wird. Solcherlei Dinge sind es, die unsere Heiligen bewegen, sodaß sie das Echo, das jene in ihrem innersten Lebensgefühle finden, zum Ausdruck bringen und uns damit in ihr Herz schauen lassen.

Das kommt uns in mannigfacher Weise zu statten. Es ist schon etwas, wenn sie uns, um das Bild von eben wieder zu gebrauchen, Wege gebahnt haben, auf denen sich unsere Seele ergehen kann. Es hat immer etwas Befreiendes für jeden Menschen an sich, wenn man einem solchen Dichter mit ähnlichen Gefühlen nachgehen kann, um sie in seinem Gedicht ausgedrückt zu finden. Oder ist es nicht ein Glück, das zu irgend einem Glück noch dazu kommt, wenn man sein Hochgefühl in einem gesungenen oder auch nur innerlich gesummten „Lobe den Herrn" ergießen kann? Und hat es nicht schon etwas Tröstliches an sich, wenn man im Leid den Pfaden nachgehen kann, die ein Leidensgenosse etwa mit dem Liede „Was Gott tut, das ist wohlgetan" oder irgend einem anderen Kreuz- und Trostlied gebahnt hat? Oder welche Erlösung und Befreiung gebundener Gefühle ergibt sich, wenn an einem großen patriotischen Tage ein Psalm, wie der 118., gut verlesen durch die Kirche hallt! Dürfen wir nicht dazu noch die mehr oder weniger rein ästhetische Freude an dem Kunstwerk selbst hinzufügen, die einem jeden feinfühligen Menschen etwa ein Psalm wie der Psalm 23 oder 90 bereitet? Wir wollen nicht so eng sein, um nicht die tiefe Befriedigung, ja sogar

auch den Genuß eines ſolchen Ausdrucks fremden großen Seelenlebens zu den Gaben Gottes zu rechnen. Denn die Grenzen zwiſchen ihm und der Übertragung ſolchen Seelenlebens, an der uns ja natürlich als Erziehern zur Religion das meiſte liegt, ſind doch ſehr fließend: wie ein feiner Duft von einem Gemach ins andere zieht, ſo dringt der Geiſt eines ſolchen Liedes oft ganz unſpürbar aus dem frohen Genuß von fremdem Seelenleben in den Willen hinüber, um ihn zu ſeiner Aneignung zu verlocken. In den tiefen Gründen unſeres Seelenlebens kann dann ein ſolches Lied der Erweiterung unſeres Innenreichtums dienen; wie ſind wir denn überhaupt geworden, was wir ſind, wenn nicht durch den Einfluß fremden Lebens, das uns zur Entfaltung des eigenen veranlaßte? Dieſen Vorgang kann man auch bewußt und abſichtlich einzuleiten verſuchen: man ſtellt klaſſiſches Seelenleben, wie es in manchen Pſalmen pulſiert, dar, um es auf andere zu übertragen. Man zeigt ihnen, wenn ſie es noch nicht ſelbſt unmittelbar erfaſſen, mit leiſe nachhelfendem Verſtändnis, wie ſchön, wie groß und wie ſelig ſolches Leben iſt, um ſie dann in dieſelbe Höhe hinaufzuziehen. Iſt es auch oft nur eine feine Linie, die das falſche Verfahren, das große Gefühle aufzureden ſucht, von dem rechten, das ſie durch Darſtellung in den Empfänglichen anbahnen möchte, unterſcheidet, ſo wird ſich unſer Takt zu einer immer größeren Fähigkeit auszubilden haben, die uns den ſchmalen Weg zwiſchen zurückhaltender Wahrhaftigkeit und dienender Liebe finden heißt. Schließlich kommt alles auf die Wahrhaftigkeit der Menſchen an, denen wir dienen wollen, ob ſie ſich bloß an äſthetiſch nahegebrachten Gefühlen berauſchen oder ob ſie ſie in ihr eigenes Innere einlaſſen und einarbeiten wollen.

Fragen wir nach der Verwendbarkeit der Pſalmen in der kirchlichen Praxis, ſo erſcheinen ihre einzelnen Seiten in der umgekehrten Reihenfolge, als wir ſie ſonſt aufzuzählen pflegen. Denn es ergibt ſich aus den vorhergegangenen Bemerkungen von ſelbſt, daß jene Verwendbarkeit um ſo größer und leichter iſt, je unmittelbarer ſie ſein kann, weil eine ſolche Verwendung dem Weſen der Lyrik am beſten entſpricht. Darum ſteht der ſeelſorgerliche Gebrauch voran, ob man nun einen Bitt- oder Bußpſalm einem Menſchen in ſeiner Not vorlieſt oder ihn anleitet, ſelber im Pſalter hilfreiche und fördernde Ausdrücke ſeiner Gefühle zu finden. An zweiter Stelle kommt die Verwendung im Gottesdienſt und bei Kaſualien in Betracht: die Ausſchmückung der gewöhnlichen und beſonders der feſtlichen Liturgie mit Pſalmen und Pſalmſtellen iſt um ſo mehr angebracht, als wir im Pſalter eine Fülle von Liedern haben, die einſt dieſem ſelben Zwecke gedient haben. Je mehr ferner der Religionsunterricht religiöſes Leben aufzeigen und wenn möglich erwecken will, je mehr er alſo ſich religionspädagogiſch und auf religionspſychologiſcher Grundlage geſtaltet, um ſo mehr wird er gerade nach dieſer Lyrik greifen. Das gilt einmal für beſondere chriſtliche Gefühle und Gedanken, die wir immer mehr ſtatt im Katechismus im Geſangbuch ſuchen müſſen; das gilt ferner auch für allgemeinere Empfindungen religiöſer und ſittlicher Art, die wir ſtatt in Sätzen und Sprüchen, in der Form von unmittelbaren Lebensausdrücken, alſo im Lied und Gedicht unſeren Schülern nahebringen ſollen. Sehr gut hat dieſe Aufgabe Chr. Tränckner in einem Büchlein, „Die bibliſche Poeſie, beſonders die altteſtamentliche und ihre Behandlung in der Schule“ dargeſtellt (Gotha, Thienemann 1902). Er unterſucht zuerſt die Art und die pädagogiſche Bedeutung der

Lyrik überhaupt, dann die der religiösen im besonderen; als Gehilfe des Dichters soll der Lehrer die typischen Anschauungen und die gewollte Stimmung eines Gedichtes den Kindern zuführen. Dazu dient eine einheitliche Gesamtanschauung, die aus den einzelnen anschaulichen Zügen des Gedichtes zusammengestellt wird, eine Einführung in die Lage, in der es entstanden ist, und dann vor allem ein guter Vortrag. Tr. gibt zu diesen Regeln einige Beispiele, bei denen aber doch wohl die geschichtliche Einführung etwas zu ausführlich ist; besser ist es doch sicher, wenn man, statt zu den Liedern die Geschichte herbeizuholen, die Lieder in die Behandlung der Geschichte hineinstellt. Sehr gut ist der Rat, man möge doch ja nicht mit erbaulichen Phrasen unmittelbar Gefühle erwecken wollen. — Diese Art, Lyrik zu behandeln, hat Lehmensick an Kirchenliedern klar gemacht; es entspricht seinem Verfahren, wenn wir die Psalmen einmal an wirklich geschichtliche Gestalten und Ereignisse, dann aber auch an erdichtete anknüpfen, soweit uns jene nicht erreichbar sind; so haben es ja auch die Männer gemacht, die unsere heutigen Überschriften über die Psalmen gesetzt haben; denn sie haben damit demselben Bedürfnis nach Anlehnung der Lieder an bestimmte Personen und greifbare Lagen entsprochen.

Es gilt für jede dieser bisher besprochenen Arten, die Psalmen zu verwenden, was Chr. Tränckner für den Unterricht einschärft: es kommt bei der Seelsorge wie vor allem im Gottesdienst darauf an, daß das Lied möglichst gut vorgelesen wird. Gut vorgelesen ist halb erklärt; denn es kommt weniger auf die Erklärung und das Verständnis der Einzelheiten an als auf die Darbietung und die Erfassung der ganzen Stimmung und Gesinnung eines solchen Liedes. Man bereite sich auf die Vorlesung mehr vor, als es unserer einseitigen Wertlegung auf unser Predigtwort entspricht; man fühle sich ganz in das Lied hinein, bis man es im Innersten ergriffen hat; dazu hilft Luthers Übersetzung am besten, weil er stets das ganze Lied, und nicht bloß die Summe der Verse übersetzt hat. Hat man sich das Lied so erobert, dann mache man sich etwa seine Lesezeichen in sein Buch, um ja den Rhythmus und den Tonfall recht zu treffen.

Wie steht es mit der Predigt über Psalmen und Psalmtext? O. Baumgarten hat welche herausgegeben „Altes und Neues aus dem Schatz des Psalters" (Göttingen 1911, Moderne Predigtbibliothek). Wie verfährt er hier mit seinem Texte? Einmal versucht er der Grundstimmung, nicht dem Gedankengang eines Psalms zu folgen, um das Leben des Sängers sich und seinen Hörern durch die Seele ziehen zu lassen, und dadurch zum Gewinn von Mut und Freude für die Kämpfe des Lebens beizutragen; dabei handelt es sich für ihn um eine Art von Nachdichtung des Liedes, die uns in die Seele seines ersten Schöpfers uns einleben helfen soll. Dazu analysiert er es mit nachfühlendem Verständnis und umschreibt mit eigenen Worten, was der Dichter mit den seinen ausgesprochen hat. Ferner holt Baumgarten entweder aus der Fülle der Töne einige wenige heraus, um ihnen weiter nachzugehn, oder er knüpft in der Weise der Homilie seine Gedanken Zug um Zug an die des Dichters an. Dann aber verfährt er auch wieder ganz anders: er nimmt irgend einen Vers oder einen Gedanken aus dem Psalm heraus, um auf Grund des Textes etwa von der „offenen Schuld", dem Bekenntnis der Sünden im Gottesdienst, oder von dem Recht auf den Luxus oder von dem Darwinismus zu reden. Während im

erſten Fall das Gepräge des Textes als einer ſubjektiven Äußerung der Frömmigkeit bewahrt bleibt, erſcheint er im zweiten als Stütze, um die eigenen Gedanken des Predigers zu tragen. In beiden Fällen bekommt man die Schwierigkeit zu ſpüren, die in der homiletiſchen Verwendung von Lyrik liegt. Das erſte Mal wird leicht die Umſchreibung matt und fremdartig modern, ſo daß man lieber zu dem Pſalm ſelbſt greift, um ihn in ſeiner urtümlichen Kraft auf ſich wirken zu laſſen; oder man läßt es an einem großen Haupt- und Mittelpunktgedanken fehlen, der das Ganze leuchtend und machtvoll beherrſcht, und gibt dafür eine matte moderniſierende Paraphraſe, die kein Pſalm und keine Predigt iſt. Im zweiten Fall wird ja die Predigt einheitlich und zielſicher, aber man fragt ſich, warum dieſe Gedanken gerade an einen ſolchen Pſalmtext und nicht an einen Lehrtext angeſchloſſen wurden. Jene erſte Gefahr zu vermeiden, gelingt nur dem, der über eine ſo ſtarke Empfindungs- und Ausdruckskraft wie Baumgarten verfügt; man muß viel innerlich arbeiten, bis man ſich ſo in ein Lied eingelebt hat, daß man auch andere hineinführen kann. Die zweite Gefahr wird um ſo geringer, je lehrhafter der Text ſelbſt von ſich aus gehalten iſt. Wo ein lehrhafter oder ermahnender Ton und Geiſt in einem Liede herrſcht, iſt der Unterſchied zwiſchen ihm und einer Predigt nicht größer als der zwiſchen einem prophetiſchen Text und einer ſolchen Predigt. Die großen altbekannten Pſalmen würde ich freilich von der Predigt auf jeden Fall ausſchließen, höchſtens in der Bibelſtunde darbieten; das ſollte dann ſo geſchehen, wie es im guten Unterricht geſchieht: man führt knapp in die Lage des Dichters ein, beſeitigt einige Schwierigkeiten im Gedankengehalt oder im Wortlaut und läßt dann ſich das Lied voll und ſtark in die Seele der Hörer ergießen. Das iſt beſſer, als es zum Anlaß von lehrhaften und ermahnenden Redensarten zu machen, wie ſo viele unſerer Philologen die Klaſſiker als Turngeräte zur Einübung grammatiſcher Formen mißbrauchen. Zu unterſcheiden, was Mittel und was Zweck im Leben iſt, das iſt eine feine Kunſt, die mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf gelernt ſein will.

Wir folgen dankbar der Anordnung von Staerk in den „Schriften des A.-T.“; wir befolgen die Methode, daß wir ſowohl einigen der größeren Gruppen von Pſalmen je eine allgemeine Einleitung vorausſchicken, wie auch die meiſten Pſalmen einzeln behandeln. Die Eigenart beinahe eines jeden Liedes iſt zu groß und wertvoll, als daß darauf könnte verzichtet werden. Es ſind dabei eine Reihe von Pſalmen behandelt worden, die man kaum unmittelbar verwerten kann. Dann ſoll aber deren Kenntnis und Verſtändnis mittelbar von Wert ſein; entweder um den Sinn für das zu klären, was nun einmal auf eine chriſtliche Kanzel nicht paßt, oder um eine äſthetiſche und religions-pſychologiſche Analyſe eines ſolchen Liedes zu geben, die auf jeden Fall tiefer in das Verſtändnis ſolcher religiöſen Dichtungen einführen kann.

I. Gruppe: Hymnen.

1. Kultische Hymnen.

a) Prozessionshymnen.

Die Gruppe von Psalmen, mit der wir zu beginnen haben, führt uns gleich in ein Gebiet ein, das ihnen im ganzen ebenso wertvoll ist, wie es für unser Empfinden nicht in erster Linie steht, nämlich in das Gebiet der kultischen Darstellung religiöser Gefühle. Unsere nüchterne abendländische und nordische Veranlagung hat, im Bunde mit der aus ihr entsprungenen Reformation, das Ihre getan, um uns dieser Äußerung der Frömmigkeit gegenüber recht argwöhnisch und gleichgültig zu stimmen. Und doch ist es ein großes Verdienst unserer heutigen liturgischen Arbeit, daß sie uns wieder mehr Verständnis und Sinn für diese Dinge erweckt hat. Dazu kommt noch mehreres Allgemeines: einmal nämlich hat uns die Religionswissenschaft gezeigt, eine wie große Rolle in allen Religionen solche Darstellungen des Heiligen im Schönen spielen, und dann kann uns die Kunst- und Religionspsychologie auch darüber unterrichten, wie ein starkes religiöses Gefühl nach solchen Ausdrücken geradezu drängt, und wie es sich auch wiederum an solchen Ausdrücken entzündet und nährt. Wir fassen doch wohl den Glauben noch nicht klar genug auf als das Glück, in Gott zu leben und in ihm zu ruhen. Sonst müßte das Bedürfnis, allen Wert auf die Feier dieser Gemeinschaft mit Gott zu legen, schon größer sein. Wir sind dazu wohl noch zu ernst, und trauen der Macht des Schönen im Gottesdienst, durch die verführende Pracht des katholischen Kultus gewarnt, noch zu viel Gefährliches und zu wenig Förderliches zu. Wir brauchen ja noch garnicht zu Prozessionen überzugehen, davor warnt uns der Anblick so manches Aufzuges an festlichen Gelegenheiten in unserem kirchlichen Leben, der einen wenig erhebenden Eindruck macht; wir Protestanten, können so etwas im allgemeinen überhaupt noch nicht machen. Darum hat die eigentliche Aufgabe dieser Hymnen, die sie für Israel hatten, für uns keinen Wert. Aber sie kann uns doch im allgemeinen etwas mehr Lust machen, auf die Darstellung des Heiligen im Schönen Acht zu haben. So etwa könnten wir an ihrer Hand der Frage des Wechselgesanges im Gottesdienst nachzugehen anfangen. Daneben aber gibt fast jeder Psalm reichlich Stoff zu Predigten, weil er große religiöse Grundgedanken zum Inhalte der Lobpreisungen hat. Unterrichtlich eignen sich manche dieser Lieder dazu, einen Eindruck von dem israelitischen oder überhaupt von dem antiken Kultus mit seiner Pracht und mit seinem Glück zu verschaffen.

100.

Festlicher Jubel tönt hell und warm durch dieses Lied; der Dichter will der Seele der anderen die Richtung geben, die seine Seele beherrscht, die Richtung auf den gütigen und treuen Gott. Jubel, Dank und Jauchzen soll alle erfüllen: wer nicht einmal so voll Glück seinem Gott gegenüber gestanden hat, weiß gar nicht, was Glaube ist. Und kommt dieses Jubeln nicht aus dem tiefsten Bedürfnis hervor, dann ist es einfach eine Pflicht, sich seines Gottes so laut zu freuen. Jedenfalls aber ist es ein großes Glück, sich einmal zu dieser Höhe der Freude an Gott zu erheben, ein Glück, das nicht

nur viel Verdrossenheit wegfegt, sondern auch viele andere böse Keime von Sünden ertötet, die in der Unzufriedenheit und in der Verbitterung ihren Grund haben. Denn was ist Evangelium anders als der Versuch Gottes, mittels der höchsten Dinge, die er zu vergeben hat, die Menschen glücklich und froh, und dann auf diesem Umwege rein und gut zu machen? Darum wohl dem, der so glücklich ist, in diesem Lied seine eigensten Gefühle ausströmen zu lassen. Aber es ist auch so stark, daß es in seine hohe Freude andere mit hereinziehen kann, die sich nicht recht freuen wollen, die sich aber freuen sollten. Denn es liegt eine starke Macht der Ansteckung darin, zumal wenn es uns als vielstimmiger Chor überflutet. Dann trägt es uns empor und hebt uns über uns selbst hinaus, um uns eine Ahnung von der Höhe zu geben, wo unser Gott wohnt. Freilich gehört dann doch noch ein starker Nachdruck durch den Willen dazu, wenn der ganze Erfolg nicht ein vorübergehender heiliger Rausch von Gefühlen gewesen sein soll.

Der Gegenstand der Freude ist ein doppelter. Wir gehören zu dem Gott, der allein Gott ist. Er hat mit keinem anderen Gott die Welt zu teilen, sodaß wir uns etwa irgend eines Übels versehen müßten, das gegen seinen Willen von einem anderen Gott herkäme; sondern alles kommt von seiner Hand: er ist der Weltherr und zugleich unser persönlicher Schöpfer und Regierer. Hier spricht sich das Glück aus, in der Hand der Allmacht sicher zu ruhen, ein Glück, das den innersten Kern alles biblischen Glaubens ausmacht. Diese Gewißheit findet dann noch einen erläuternden Ausdruck in V. 5; dieser Herr ist gütig und ewig gnädig. Das macht das Glück voll. Das, was die illusionistische Auffassung des Glaubens Größenwahn nennt, ist ganz unabtrennlich von allem biblischen Glauben: das Sicherheitsgefühl, in der treuen Hand der Allmacht zu ruhen und Gegenstand besonderer Fürsorge des Herrn der Welt zu sein.

Mit dem Jubel über dieses Glück zieht die Schar der Frommen ein in den Tempel, um ihm dort für seine Gnade und Treue zu danken.

An diesen besonderen Zweck kann die Verwendung des Psalms bei der Einweihung von Kirchen anknüpfen, auch wenn es eine umgebaute und wiederhergestellte Kirche ist, in der schon früher von den Vorvätern her die Treue Gottes gepriesen wurde. Dann hat man wirklich nicht bloß einen festlich gestimmten Text, sondern auch etwas ganz Festes in ihm, was diese Stimmung rechtfertigt: wir gehören zu dem treuen Gott, und er gehört zu uns; davon wollen wir hier in diesem Hause hören, wir und die fernsten Geschlechter nach uns, V. 5b. Wie schön ist es aber auch, wenn man unseren Psalm als Lektion dabei verliest oder, was das Allerschönste wäre, von einem Doppelchor vortragen läßt. Sonst kann man ihn als Text nehmen, wo immer eine große Freude in die Kirche hineinführt, bei Ernte-, Sieges-, Gedächtnisfesten mannigfacher Art, die Gottes Macht und Treue der Seele zum Bewußtsein bringen und sie jubeln lassen wollen. Ohne einen bestimmten Anlaß bloß allgemein Freudigkeit mit ihm erwecken und Vertrauen pflegen zu wollen, empfiehlt sich nicht; dazu ist er zu schade. Die Einteilung der Predigt ist leicht gegeben; auf die Aussagen von Gottes Treue und unserem Geborgensein in ihr gründen sich die Aufforderungen zum Loben und Danken, oder diese werden mit jenen begründet. Höher steigt ohne Zweifel die Predigt im ersten Fall, wenn die Tatsachen vorangehen und der jubelnde Dank den Schluß macht.

95.

Derselbe Grundgedanke bestimmt dieses Lied wie das vorige, aber ein ganz besonderer Klang gibt ihm eine wertvolle Abwandlung. Es ist wieder die Aufforderung und die Begründung wie soeben: die Gemeinde soll jubelnd einziehen in den Tempel und dem Herrn danken; denn der große Herr und Schöpfer der Welt ist zugleich unser besonderer Herr und Leiter; wir sind geborgen mit allem, was uns am Herzen liegt, in der Hand der Allmacht — das eigentliche Credo aller Religion und der christlichen nicht am wenigsten. Neu ist die Stimme, die 7b beginnt: der Dank wird an die Pflicht erinnert. Niemals liegt uns die Verstockung, also die Gleichgültigkeit gegen Gott näher, als wenn wir dem überströmenden Gefühl des Dankes nach einem frohen Erlebnis oder in Tagen des Glücks Ausdruck gegeben und Gott den leichten Zoll eines dankbaren Wortes entrichtet haben. Die Reihe von guten Tagen braucht nur sehr kurz zu sein, um von vielen nicht ohne Leichtsinn ertragen zu werden. Wie es die Israeliten bald nach den großen Rettungstaten, die sie zu einem freien Volke machten, bei Massa und Meriba taten, so hat es auch das deutsche Volk nach seinen großen nationalen Erlebnissen gemacht; so macht es jeder, der Großes erlebt; es kommt nach kurzer Erhebung der Seele der Rückschlag, also die Gleichgültigkeit und der Weltsinn; denn wir haben ja jetzt Gott nicht mehr nötig. Dem will dieser harte Ton wehren, in den das so schön und hoch beginnende Lied, ganz abweichend von dem gewöhnlichen Gang der Gefühle in den Psalmen, ausklingt. Dieser Bußklang ist so grob, den Glücklichen warnen zu wollen vor dem Gift der Gottverlassenheit, das in der Regel gerade im Glücke liegt. Das ist ganz im Sinn und Geist der religiös-sittlichen Frömmigkeit, die den roten Faden bildet, der durch das Alte und Neue Testament geht. Auf hohen Dank tiefe Bußworte und Bußgefühle folgen zu lassen, entspricht diesem Geist der Wahrhaftigkeit und des Ernstes, wie er noch in Luthers Erklärung zum ersten Artikel spricht: „ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit". Geläutert durch solche ernsten Gefühle steigt dann freilich der Dank um so reiner und sicherer empor. Wer dies unterläßt, steht dem Zorn Gottes sehr nahe; dieser äußert sich in der Ruhelosigkeit und in dem Fernbleiben von dem Ziel des Lebens, wie man ohne Gefahr, der Allegorisierung gezogen zu werden, den letzten Vers umdeuten kann.

Die besondere Note dieses Liedes ist die Ergänzung und Korrektur der einseitig hymnologischen und kultisch gerichteten Frömmigkeit durch die religiös-sittliche, die Korrektur des Leviten durch den Propheten. Ob man es einmal wagt, bei einem Kirchengesangfest diesen Ton anzuschlagen? Aber bei jeder frohen Gelegenheit ist er am Platz, die Grund zu der Sorge gibt, die in der Seele des ernsten Dichters wohnt; so etwa, wenn man Grund hat, eine Kircheneinweihung oder ein Kirchweihfest ernster zu gestalten, weil zu viel Menschliches vorangegangen ist, oder weil die Gemeinde wenig Hoffnung gibt, daß sie die Kirche würdig oder überhaupt gebraucht. Wenn es dieser ernst-frohe Charakter verträgt, kann man ja die Darstellung auch etwas beleben, indem man davon ausgeht, wie sich der einstige Vortrag des Liedes wohl denken läßt: der Chor singt, aber auf einmal erhebt sich eine Stimme mit diesen ernsten Tönen dazwischen. Oder man kann die zweite Hälfte als die Stimme des Gewissens einführen, um der des leichten, frohen, festlichen und frommen Jubels ein Gegengewicht zu bieten. Im

ganzen sind wohl protestantische Gemeinden weniger in der Gefahr, über dem Jubel den Ernst als über dem Ernst den Jubel zu vergessen. — Daß das Bild vom Hirten und den Schafen V. 7 nur ganz leise ausgedeutet werden darf, versteht sich von selbst.

24.

Es empfiehlt sich nicht, dieses Lied, wenn man es als Text nehmen will, ganz zu nehmen; denn die Analyse zeigt doch nun einmal, daß drei ganz verschiedene Lieder zu einem Ganzen verschmolzen worden sind. Wem es dagegen bei der Verlesung als Lektion weniger auf den Sinn als auf Klang und Stimmuug ankommt, der mag es ganz vorlesen. In höheren Schulklassen gibt es eine feine und für alle fesselnde Übung, wenn das Lied in seine Bestandteile zerlegt und deren verschiedene Art herausgefunden wird.

Den Hymnus, der die beiden ersten Verse füllt, kann man mannigfach verwerten; als Introitus, als Text, als kurzer Ausdruck für das israelitische Credo; der Schöpfergott ist es, auf den sich das Vertrauen richtet, seine Macht und seine Treue ziehen es immer an. Hier kommt der durch und durch praktische Grundzug zum Vorschein, der allem, was der biblische Glaube über die Schöpfung und das Verhältnis Gottes zur Natur enthält, das Gepräge gibt; der Schöpfer ist es wert, daß man sich ihm in Vertrauen und Ehrfurcht hingibt. Froh und ernst ist der Mensch gestimmt, der an seinen Schöpfer denkt. Weil die Erde Gottes ist, ist er voller Ruhe und Sicherheit, aber er fühlt sich seinem Gott auch verantwortlich — dies die beiden Seiten an dem Wesen jedes biblisch Frommen.

Ganz anderen Geist atmet die prachtvolle Liturgie in den vier folgenden Versen 3—6. Es ist echt prophetischer Geist: die Voraussetzung für das Recht, am Kultus teilzunehmen, ist der sittliche Stand des Herzens. Das kann auf jedes Glied der Gemeinde bezogen werden, wenngleich dann der Zöllner sein Recht zu verlieren scheint vor dem Pharisäer. Aber ist die Voraussetzung für sein Bekenntnis und sein Ferneistehen nicht doch gerade sein im Grunde sittlicher Sinn und Geist? Denn wer kann Reue empfinden und um Vergebung bitten ohne einen solchen Sinn? Ohne ihn ist für niemand Erbauung möglich; denn Kultus darf nicht bloß ein Mittel zu ästhetischem Genuß oder gar ein solches im Dienst irdischster Wünsche ein. Darum wird man öfter einmal Kirchengängern, wo man sie noch hat, als Text oder als Lektion diese Worte nahebringen müssen. Ferner aber empfehlen sie sich für solche, die berufsmäßig an der heiligen Stätte zu stehen haben, für die Pfarrer und auch die Ältesten. Dabei wird es wohl seine Schwierigkeit haben, wenn nicht eine feine und taktvolle Behandlung leichter mit ihnen fertig wird, die negativen Ausdrücke zu behandeln, die hier die sittliche Bedingtheit alles Kultischen bezeichnen. Darum würde sich die Stelle besonders als Lektion etwa bei einer Ordination oder Einführung empfehlen.

Der Rest des Ganzen, das echte Prozessionslied V. 7—10 bringt in den Zwiespalt, in den der geschichtlich gebildete Theologe so oft kommt, wenn er zugleich praktisch wirken soll: es ist der Zwiespalt zwischen der Freude an diesem einzigartigen alten Kulthymnus, die wir mittels unserer übergeschickten Einfühlung so gut nachempfinden können, und unserem protestantischen Gefühl, das uns jede Annäherung an diese Gedankengänge und Gefühlswege streng ver-

bietet. Holen wir zwar jetzt wieder oft genug im Gottesdienst aus ästhetisch-psychologischen Gründen herein, was unsere Alten aus dogmatisch-religiösen hinausgetan haben, so versagt hier jede Anpassung. Hier muß das ästhetische Gefühl dem protestantischen Gewissen ein Opfer bringen. Wir können den eigentlichen Sinn des Liedes der römischen Kirche überlassen, die in der Monstranz die richtige Nachfolgerin der Bundeslade hat. Oder dürfen wir mit Bewußtsein den uns bekannten Sinn des Hymnus so vergeistigen, daß er sich für den Advent eignet? Für diesen Tag gibt er sicher mindestens eine schöne Lektion, die ohne Zweifel stark wirkt und hohe Feststimmung erzeugt, wenn sie, gut verlesen, die beiden Stimmen des Fragenden und des Antwortenden zum Ausdruck bringt. Haben wir doch im Kirchenjahr überhaupt und im Advent besonders etwas von dramatisch bewegtem Leben und von anschaulicher Bewegung, ohne welche unsere Verkündigung doch zu abstrakt und langweilig wäre. Als Predigttext würde ich die Stelle kaum nehmen, wenn die Predigt nur einigermaßen über die allgemeine Stimmung und Anlehnung an dies Wort auf den Wortlaut und eigentlichen Sinn eingehen wollte. Aber im Unterricht auf höheren Stufen kann man mit diesem prachtvollen Hymnus eine Ahnung von antiker kultischer Freude erwecken. Man kann das Lied anwenden, wenn man von Begebenheiten erzählt, die die Bundeslade angehen; so etwa wenn man die Überführung der Lade durch David nach Jerusalem oder ihre Heimholung aus dem Lande der Philister zu behandeln hat. So dient unser Lied dazu, eine Ahnung von dem Geist und der erhebenden Kraft solcher Begehungen zu erwecken, der man sich um so unbefangener hingeben kann, als unsere geistige Auffassung von Gott und gottesdienstlicher Feier uns über jedes Bedenken erhebt, als könnten wir wieder in solche dinglich-magischen Auffassungen zurücksinken. Ganz erschöpft sich die reiche frohe und fromme Stimmungstiefe der Verse in dem prächtigen Chorlied „Hoch tut euch auf, ihre Tore des Herrn."

15.

Licht und klar steigt dies entzückende Lied empor. Man hat die Empfindung, als könne das, was fromm und rein ist, nicht schöner zum Ausdruck gebracht werden als mit diesen Versen. Man sieht dem Heiligen, der dieses gedichtet hat, tief in sein reines und gottgeweihtes Herz. Mit solchem Geiste, sollte man glauben, könne man alle kleinen und ekeln Gedanken vertreiben, die uns Menschen durch die Seele gehen, wenn sie sich nur nicht da, wo sie stark sind, durch alles, gerade oft auch durch den Gegensatz hervorrufen lassen, der in seelisch-geistigen Dingen eine so große Rolle spielt. Es ist reinster prophetischer Geist: nur der Reine hat das Recht, vor Gott zu treten, aller Kultus ist nichts, wenn das Herz nicht rein ist. Oder müssen wir nicht besser sagen, wenn das Herz nicht rein werden will? Und dazu gehört auch die Vergebung der Schuld und die Erneuerung des Herzens, Dinge, die sich gerade im Gottesdienst anbahnen können. Dann kommt also Reinheit nicht als Voraussetzung, sondern als Folge der Berührung mit Gott in Betracht. Aber auch als Türhüter kann dieser Psalm mitunter vortreffliche Dienste tun; es gibt tatsächlich auch Gemeinden genug, in denen das moderne Leben noch nicht als ein Sieb gewirkt hat, das die Gewohnheitskirchgänger von den ernsten schied. Ihrem Tugendstolz, der sich auf kultische Verdienste gründet,

kann man mit diesem Lied einmal ordentlich zu Leibe gehen, wenn man dafür nicht prophetische oder neutestamentische Worte vorzieht; denn unser Wort ist doch zu schade, um wie ein Kehrbesen gebraucht zu werden. Sicher aber eignet es sich für alle Gelegenheiten, wo Kirche und Gottesdienst im Mittelpunkt stehen, wenn nicht sein etwas moralistischer Grundzug die festliche Höhe der Stimmung beeinträchtigt. Oder man kann auch einmal das Bild des Frommen malen, wie es uns hier entgegentritt; es steht auf einer Höhenlage, wie sie zwar nicht an das N. T. heranreicht, aber doch manchem bäuerlichen Ideale überlegen sein mag. Dabei wird sicher der Vers 4b seinen Eindruck nicht verfehlen; mit ihm allein kann man auch einmal über den Eid predigen, auch da, wo es nicht die alljährliche Eidespredigt gibt.

48.

Kein lauter Jubel, aber ein stilles, frohes Glück liegt über diesem Lied. Es ist das Glück derer, die sich lange etwas Großes gewünscht haben, und nun ist es erreicht. Und was sie sich gewünscht haben, das war, Zion, die heilige Gottesstadt zu sehen. Nun sind sie im Tempel und schauen mit verklärtem Auge lauter Wunder. Sie schauen alle ihre Erinnerungen, sie schauen alle ihre Liebe in den Tempel hinein. Wieder verstehen wir nur zu gut die Freude an der heiligen Stadt. Wir wissen, was Jerusalem den Juden, was Rom den Katholiken, was die Hagia Sofia den Griechen, was Mekka den Muhammedanern und was Benares den Indern ist. Wir verstehen es, wenn sich das Bedürfnis der Menschen, ihr Heiliges sinnlich sich zu gestalten, heilige Städte und heilige Flüsse schafft, um dort all ihre Andacht auszuströmen, weil sie einer solchen Vermittlung bedürfen. Aber wir sind froh, daß wir keine heilige Städte haben. Oder vielmehr wir haben so viele, daß keine einzige der anderen den Rang ablaufen kann: wir haben die Wartburg, Wittenberg, Speyer, Worms. Glücklicherweise hat der Gott der Weltgeschichte, der die Reformation ins Werk setzte, zugleich dafür gesorgt, daß wenigstens an den letzten beiden Orten nichts mehr zu sehen und zu verehren ist, was uns von dem hohen Geist abbringen könnte, der sich dort ausgesprochen hat. Aber die Gefahr ist überhaupt nicht groß: aus Wittenberg und der Wartburg bringen wir hohe, starke Gefühle mit, die uns die Erinnerung an die großen Tage, Gestalten und Geschehnisse erwecken, die sich an diese Orte knüpfen. Und wenn man auch einmal mehr als ergriffen in der Kirche Luthers sitzen kann, so ist doch unser Geist von der Art, daß er immer wieder in seine geistigeren Wege zurückbiegt. Unser Lied bietet uns trotzdem manchen Anknüpfungspunkt, wenn wir an Zion als an die geistige Heimat der Diasporajuden denken, in deren Mund dies Lied der Ausdruck ihres erfüllten Verlangens war. Die geistige Heimat von Menschen, die weit über die Erde zerstreut, sich wieder an einem ihnen teuren Orte zusammenfinden — können wir uns als solche nicht eine Anstalt, etwa ein Missionshaus oder eine Brüderkirche vorstellen, wo also der geistige und der örtliche Mittelpunkt der Gemeinschaft zusammenfällt? Aber dazu eignet sich noch besser das folgende Lied.

87.

Dieses Lied atmet dieselbe leise Freude und ist von derselben feierlich frohen Stimmung erfüllt, wie das vorige. Der stille Stolz auf das geliebte und herr-

liche Zion verbindet sich mit dem Glück, einmal wieder in der Heimat der Seele zu weilen. Die Pilger sehen sich alle gegenseitig verklärt im Glanz der erfüllten Sehnsucht und des festlichen Tages. Von allen Enden her kamen sie und füllen sich einander mit dem erhebenden Gefühl, einer so großen Gemeinschaft als Glieder anzugehören. Draußen die Fremde, aber hier die Heimat, und dieser Heimat verdankt man das Beste, man verdankt ihr viel mehr, als was man draußen gesucht und gefunden, Arbeit und Brot. Gustav-Adolf- oder Missionsfeststimmung weht durch das Lied hindurch, zumal wenn man sich die Zusammenkunft an einem geschichtlich bedeutenden Orte denkt. Oder irgend eine ökumenische Kirchenversammlung fände sonst hier ihren festlichen Ausdruck, wenn unsere landeskirchlichen Zäune eine solche ermöglichten. Der Katholik kann sich noch mehr in diesem Psalm heimisch finden. Aber wenn wir aus dem Großen in Kleineres zurückgehen, so paßt die Stimmung des Liedes überall hin, wo die Heimatkirche im Mittelpunkt steht. Ist sie doch so vielen Menschen der geometrische Ort, wenn man so sagen darf, für ihre höchsten seelischen und gemütlichen Werte. Sachsengänger, Seeleute, Soldaten, alles was fremd war und heimkehrt, das kann hier einen Ausdruck für Gefühle finden, die das Höchste der geistigen Welt, wie es nun einmal Menschenweise ist, an traute Örter binden, an denen man mit ihm in Berührung gekommen ist. Aber ich könnte nicht über die Heimatkirche hinausgehen, also etwa die ewige Heimat unter Zion gemeint sehen. Einmal ist uns überhaupt nicht mehr das Bild von Jerusalem oder Zion für die höchste geistliche Welt willkommen, und dann geht jene Deutung weit über den Vergleichungspunkt und die Grenzen der Analogie in unserm Liede hinaus, die nur den örtlichen Mittelpunkt für geistige Werte und hohe Gefühle betonen lassen.

b) Fest- und Siegeshymnen.

Das Kulturgebiet, das in den folgenden Liedern mit dem Glauben in Verbindung tritt, ist das nationale Leben. Genauer ist es der Krieg und der ihm folgende Sieg, der die Herzen zu Gott emporschauen läßt. Man mag über den Krieg denken, wie man will, man mag ihn für durchaus unvereinbar mit christlich-religiöser Gesinnung halten; man mag einem jeden diese Gesinnung absprechen, der nicht nur nichts tut, um ihn unmöglich zu machen, sondern vielleicht noch etwas dazu beiträgt, um ihn in die Wege zu leiten; davon haben wir hier nicht zu reden. Es mag in der Tat die vernünftige Friedensbewegung christliche Gewissenspflicht sein. Aber ebenso gewiß ist doch dieses: ist der Krieg einmal da, dann wird er, wie kaum ein anderes Ereignis, in das Licht des Glaubens gestellt, der hinter allen Geschehnissen den Gott schaut, welcher sie herbeigeführt oder zugelassen hat, aber sie auch zu ihrem Ziel und Ende bringt. Denn was regt die Seelen der Menschen tiefer auf als ein Krieg? Und wann kommt der letzte Rest von Glauben zum Vorschein, wenn nicht dann, wenn die Seele in so tiefer Erregung über das Geschick von allem ist, was sie lieb und wert hält, wie es in einem Kriege geschieht? In dem Kriege spricht wie im Gewitter der große, furchtbare Gott, der erbarmungslos niederstreckt, was sich nicht mehr halten, aber auch manches zerstört, was sich noch halten kann. Spricht Gott im Kriege furchtbar und gewaltig, so spricht er gut und freundlich im siegreichen Friedensschluß. Man muß noch eine Ahnung in der

Seele haben von dem Glück, das vor 40 Jahren die Worte: Sieg und Friede! in dem deutschen Volke erweckt haben. Es greift auch dieses Glück in die tiefsten Gründe der Seele hinunter, wo der letzte Rest von Gottesahnung wohnt, und erregt sie ebenso freudig, wie der Krieg sie schrecklich erweckt hatte. Dann aber hat sich zumeist das religiöse Gefühl genug getan und ruht sich wieder einmal für lange Jahre aus; denn dann tritt die Gegenwirkung ein, die ein durchgehendes Gesetz des seelischen Lebens ist. Für solche matten Zeiten sind Gedächtnisfeiern am Platz: und es ist durchaus angebracht, daß auch die Kirche, die Volks- und Landeskirche sein will, sich nicht die Gelegenheit entgehen läßt, die alten Gefühle religiöser Art, die Krieg und Sieg erweckten, wieder in den Herzen der nachgeborenen Gläubigen erklingen zu lassen. Gottes Sprache in der Geschichte, das ist die Sprache, die viele noch am ersten zu vernehmen wissen.

Darum wollen wir es nicht versäumen, die großen Gedächtnisfeiern, denen wir entgegengehen, in diesem Sinne feiern zu helfen. Unmittelbar gehen wir dem Gedächtnis der Befreiungskriege entgegen. In acht und neun Jahren feiern wir die fünfzigste Wiederkehr der großen Tage von 1870/71. Wir haben keine bessern Hilfen, um diese Feiern religiös und gottesdienstlich zu begehen als unsere Psalmen; denn sie zeigen gerade die Siegesfreude eng mit jener religiösen Deutung verwoben und in die prächtigsten Gewänder eingekleidet. Daß nicht alle Lieder für uns brauchbar sein werden, ist von vornherein schon klar; denn sicher haben sie vieles, was zu besonders jüdisch ist, an sich, um ohne Anstoß vorgetragen zu werden, zumal wir bei solchen Feiern nicht bloß Leute aus unsern Kreisen haben, denen Geist und Sprache Kanaans nicht nur erträglich, sondern im Gottesdienst unentbehrlich ist. Was sich aus diesem Grunde für den Gottesdienst nicht eignet, findet immer noch seine Verwendung im Unterricht; denn ihm kommt es ja darauf an, das, was gilt, auch mittelbar klar zu machen, nämlich durch einen Vergleich mit dem, was nicht mehr gilt. Dieser lehrhafte Zweck aber stört die Stimmung der Feier zu sehr, um ohne Einschränkung empfohlen zu werden.

Sollte uns die Zukunft nicht nur Gedächtnisfeiern vergangener Kriege und Siege, sondern auch noch Kriege und Siege selbst zu bringen haben, dann würden diese eindrucksvoll genug sein, um uns noch eifriger nach solchen klassischen und typischen Ausdrücken für die Gefühle, die jene dann in uns erwecken, greifen zu lassen, wie wir sie in unsern Liedern für alle Zeiten zu finden haben.

2. Mos. 15, 1–17.

In echter starker Begeisterung, die auf jeden Empfänglichen ansteckend und mitreißend wirken muß, preist dies Lied mit seinen erhabenen Bildern und mächtigen Ausdrücken die grundlegenden Taten Jawehs, mit denen er einst sein Volk geschaffen hat. Glück und Dank strömen aus der Seele des Dichters, wenn er daran denkt, wie der große Pharao im Kampf mit seinen Vorvätern untergegangen ist, und wie die Völker erschraken vor dem furchtbaren Eindringling, den so schreckliche Wundertaten seines Gottes begleiteten. Aber trotz allem Stolz ist das Lied kein Preis der nationalen Kraft allein, sondern es spricht die Deutung aus, die der Fromme jenen Ereignissen gibt, weil er gar nicht anders kann, als wichtige Geschehnisse zu Taten seines Gottes zu machen. Gott hat in seiner Gnade

und Treue, Gott hat mit Macht und Wundertaten sein Volk an sein Ziel geleitet. Dabei zittert spürbar noch das leise Grauen unter allem Jubel nach, das Grauen vor dem furchtbaren Gott, der in solchen elementaren Ereignissen sich jedem bemerkbar machen muß, wie es jener Untergang Pharaos im Roten Meere gewesen ist. Dies Lied wird sich immer als Ausdruck darbieten, wenn ein furchtbares Naturereignis plötzlich ein Volk von einem gefährlichen Feinde befreit hat, wenn das Grauen vor dieser Naturgewalt verschlungen wird von dem heißen Dank für die unerwartete Rettung.

Judozentrisch ist natürlich diese religiös-poetische Deutung der großen Ereignisse, wie sie sich für ein kräftiges Volksgemüt ganz von selbst versteht. Die Beziehung auf den nationalen Zweck ist so naiv, wie sie in einem Volke sein muß, das als das Natürlichste von der Welt dies eine ansieht, daß es lebt und nicht untergeht, auch wenn andere darüber zugrunde gehen müssen. Soll Volk und Vaterland sein, dann darf dieses eherne Selbstgefühl nicht geschwächt werden durch sentimentale Reflexionen über Recht und Unrecht, über Schmerz und Verlust des Gegners. Nationales Selbstgefühl, gegründet auf das unmittelbare Bewußtsein, den höchsten Wert in der Welt, wenn auch noch nicht darzustellen, aber erreichen zu wollen, ist der Ausdruck für das starke und zukunftssichere Leben eines Volkes, das eine Aufgabe in der Welt zu erfüllen hat. Man kann nicht einem Volk große Aufgaben aufbürden und ihm dazu den Rat geben, daß es sich doch ja nicht „fühlen" soll. Das geht nicht bei einem Einzelmenschen, geschweige denn bei einem Volk. Dabei muß und kann man gewiß einen Chauvinismus bekämpfen, der der scheinbar notwendige Schatten an diesem Licht ist, wie die Intoleranz der der Glaubensgewißheit. Nicht nur der einzelne, sondern auch ein Volk schwankt immer hin und her, wie nach Luthers prachtvollem Bild der trunkene Bauer auf dem Pferd; so schwankt jetzt unser deutsches Volk, nachdem es lange gleichsam eine immerwährende Bitte an die anderen Völker um Entschuldigung für sein Dasein gewesen, nach der anderen Seite, dem nationalen Übermut und der Verachtung der Fremde, hinüber; wenigstens findet man schon darüber allerlei Klagen. Aber wo solche zutreffen, da sind das noch Rückschlagserscheinungen und Kinderkrankheiten. Ein rechtes Selbstgefühl zeigt sich darin, daß es sich gerade nicht immer zeigt; Schwachheit aber hat immer Angst, übersehen zu werden und bläht sich darum auf. — Jedenfalls aber wollen wir uns nicht wieder so sehr von Rücksichten auf das Ausland bestimmen lassen, daß wir z. B. auf unsern Sedantag verzichten. Denn der ist es für unser Geschlecht, der uns ähnliche Hochgefühle erweckt, wie sie unser Lied ausspricht: „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm! Des Flammenstoßes Geleucht facht an, der Herr hat Großes an uns getan! Ehre sei Gott in der Höhe!" — Von hier aus finden wir uns in die weihevolle und kräftige Art unseres Liedes hinein. Darum ist es aber auch gültig für uns, wenn es sich darum handelt, einen hohen religiösen Ausdruck für nationale Hochgefühle zu finden, die das Gedächtnis oder gar das Erlebnis einer ähnlich großen Gottestat erweckt, die zugleich das Grauen vor dem furchtbaren und gerechten Gott, dem Richter der Welt in großen Geschehnissen, und den heißen Dank für die Rettung des Vaterlandes in uns aufruft.

Wir wollen uns unseres Liedes erinnern, wenn wir im Jahre 1912 an den grauenvollen Untergang der französischen Armee in Rußland, besonders an

die Beresina denken. Wenn die Natur allein ein solch furchtbares, aber heilsames Zerstörungswerk vollbringt, dann ertönt die Stimme Gottes um so lauter daraus hervor: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen." — Wenn England an den Untergang der Armada denkt, dann ist wieder die Erinnerung an den Gott nahe, der Israel rettete, indem er seine furchtbarste Waffe, das Meer, gegen die Feinde seiner Freunde gebrauchte. Und wenn einmal ein feindlicher Truppentransport von furchtbaren Stürmen an die Felsen der Küste geworfen und vernichtet würde, wir würden uns doch nicht im geringsten besinnen, mit Tönen, wie sie dieses Lied uns bietet, Gott für diese furchtbare Rettungstat zu danken; ein schwächlicher Verräter des Vaterlandes, wenigstens dem Geiste nach, wer dann zuerst an die armen Menschen dächte, die da an der Küste oder auf dem Grund des Meeres liegen. Den armen Leuten kann natürlich ein herzliches christliches Erbarmungsgefühl gelten, aber das erste überwiegende Gefühl muß dennoch der Dank an den Gott sein, der unser Vaterland, das er uns als ein hohes Gut zur Pflege anvertraut, aus der Hand des Feindes gerettet hat. Das Vaterland nimmt für uns die Stelle ein, die Zion in unserm Liede einnimmt. Es ist uns auch heilig und teuer, freilich vor allem, weil wir Christen sind, und zwar als eine Stätte, da wir Gottes Reich an den uns stammverwandten Nächsten, in der uns durch Anlage und Geschichte gebotenen Art, nach Gottes Willen zu bauen haben. Die Gesamtheit geistig-geschichtlicher Werte umklammern wir mit heißer Liebe und halten sie für wichtig genug, um sie, wie alles, was uns wertvoll ist, im letzten Grunde allein mit der religiösen Kategorie anzuschauen, also aufs engste mit Gott in Verbindung zu setzen.

Im Unterricht liegt ja die Verlesung des ganzen Liedes, wenn man den Durchzug durch das Meer und den Einzug ins gelobte Land behandelt, zu nahe, als daß man sie über geographischen oder naturwissenschaftlichen Fragen übersehen könnte. Jedenfalls ist es wichtiger, den Schülern eine Ahnung von der Stimmung zu verschaffen, mit der Israel diese Grundtat Gottes ansah, als sich über jene Fragen den Kopf zu zerbrechen. Der Hinweis auf V. 8 erklärt die Entstehung des wunderhaften Berichtes über die Vernichtung Pharaos in ähnlicher Weise, wie der Stillstand der Sonne im Tale Ajalon erklärt werden muß: eine poetische Ausmalung, die das Recht auf Übertreibung hat, ist als solche verkannt und — buchstäblich aufgefaßt worden. Das gibt für Obersekundaner, oder eine Bibelstunde für Suchende eine fesselnde und fördernde Unterhaltung.

114.

Auch hier wird das große Ereignis, das das jüdische Volk und den jüdischen Staat gegründet, in hohen frohlockenden Tönen und prächtigen Bildern gefeiert. Gott stellt dem Siegesgange seines Volkes die Natur zur Verfügung; denn er ist beider Herr, der Gebieter der Natur und vor allem der Lenker der Geschicke der Welt und seines Volkes im besonderen. Darum soll auch die Erde erbeben vor ihrem Herrn, der sie so in seinen Dienst gezogen hat, um seines Volkes willen. — Hier sehen wir wieder in die Art des Glaubens hinein, der seine höchsten und beglückendsten Erlebnisse garnicht anders ausdrücken kann, als indem er nach den Mitteln der poetischen Sprache greift. Und diese bestehen in der Verpersönlichung und in der Übertreibung. Hier fliehen Meere und Ströme, Berge springen

und Hügel hüpfen — alles dies gehört zur Sprache der Begeisterung des Frommen, der sich im Mittelpunkt des Geschehens weiß und hinter diesem Geschehen seinen Gott sieht, der lauter Wunder tut. Springende Berge und hüpfende Hügel haben denn nun doch Schwergewicht genug gehabt, um jedem pedantischen Versuch zu widerstehen, der in ähnlicher Weise „geschichtliche Wahrheit" aus diesen poetischen Bildern machen wollte, wie zurückweichende Meere und Ströme und eine stillstehende Sonne zu Tatsachen geworden sind.

So kennzeichnend und vorbildlich unser Lied auch für die gläubige Deutung großer volksgeschichtlicher Ereignisse sein mag, so tiefe Ehrfurcht auch die letzte Strophe durchweht, als Text oder auch nur als Lektion könnte ich es nicht nehmen, weder bei dem Gedächtnis noch gar bei der Feier eben geschehener Großtaten Gottes. Dazu stößt uns doch zu vieles ab, was damals als schön und und wahr galt. Aber als Ausdruck für das israelitische Hochgefühl, mit dem man auf jene Errettung am Roten Meer zurücksah, und als Beispiel für die heilsgeschichtliche Deutung der Natur empfiehlt sich dieses Lied für den Unterricht.

81.

Der Dankesjubel, der begleitet von festlicher Musik zum Himmel emporsteigt, um dem starken Gott in vollen hohen Tönen Dank zu sagen für seine großen Taten, findet plötzlich ein ganz besonderes Echo in dem Worte Gottes, das von oben herunterschallt. Gott erinnert das Volk an seine Rettungstaten, um die alte, immer wieder notwendige Mahnung daran zu knüpfen: Dulde keinen anderen Gott bei dir, als mich. Weil sie aber ihrem eignen Sinn gefolgt waren, hatte Gott sie preisgegeben. Kehrt aber das Volk zu ihm zurück, dann wird sein Gott es erhöhen und ihm seine alte Stellung unter den Völkern wieder verleihen.

Wir haben hier das Grundschema aller Frömmigkeit: Not, Anrufung Gottes und Rettung, aber in der ethisch bedingten Erweiterung; diese läßt vor die Not die Schuld, und zwar die religiös bedingte Schuld treten, und ebenso läßt sie die Rettung erst auf die Rückkehr zu Gott folgen. Dieser Gedankenzusammenhang ist hier auf das nationale Leben angewandt. Und in dieser Form gehört er zu den wertvollsten Gaben, die wir vom A. T. erhalten haben. Denn wenn jener Zusammenhang im Einzelleben oft genug versagt, so haben wir um so viel mehr Beispiele für seine Gültigkeit auf dem Gebiet des Völkerlebens. Ein Volk hat viel mehr Zeit, um ihn zu erproben als ein einzelner, der darüber wegstirbt, ehe die heilsamen Folgen seiner Bekehrung eintreten können. Natürlich dürfen wir aus diesem Zusammenhang auch keine unbedingte und unverbrüchliche Regel machen. Wir brauchen bloß an das Geschick der Buren zu denken, das viel zu schnell vergessen und viel zu wenig religiös verwertet worden ist, wenn man noch an die große Begeisterung in patriotischen und an die vielen Fragen in religiösen Kreisen denkt, die der Burenkrieg damals erweckt hat. Aber für unsere preußisch-deutsche Geschichte stimmt die Regel; wir sollten doch viel mehr als in gelegentlichen Gedächtnispredigten diese große Lehre der Geschichte fruchtbar machen. Die Rückkehr zum Idealismus und zum Glauben hat doch vor hundert Jahren die innere Wiedergeburt, und diese hat dann die politische Rettung Deutschlands zur Folge gehabt. — Unser Lied setzt zwei Notzeiten vor-

aus: aus der einen hat Gott einst vor langen Zeiten sein Volk gerettet, in der anderen ist es noch. Sie sind in die zweite gekommen, weil sie dem Gott nicht treu geblieben sind, der sie aus der ersten gerettet hat. Sie werden aus ihr gerettet, wenn sie sich wieder zu diesem Gott wenden. — Diesen Zusammenhang finden wir wohl häufiger als einen gewissen Kehrwechsel wieder: er liegt ja auch in der Natur des Menschen. Auf die Rettung folgt Übermut und Leichtsinn und darauf wieder neue Not. So war es nach 1815, so war es nach 1870. Beidemal war es die Pflicht der Kirche, nicht nur mit Dank und Jubel die Taten Gottes zu begleiten, sondern auch die Grundmauern für die Dauer des Glückes zu legen oder zu stärken. Ganz den Geist, der in dem Abschnitt von V. 9 – 12 herrscht, atmet das wunderbare Lied Schenkendorfs: „Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit"; und besonders die eine Strophe: „Aber einmal müßt ihr ringen." Und dann zählt er den wahren inneren Feind auf, den nicht die Sozialdemokratie darstellt, sondern der schlimmer ist als die Sozialdemokratie; Haß und Argwohn, Streit und Neid und böse Lust, — „dann nach schweren, langen Kämpfen kannst du ruhen, deutsche Brust." Dieses Lied und den Geist, der in ihm waltet, sollten wir doch bei den bevorstehenden Gedächtnisfeiern in den nächsten Jahren immer wieder in den Mittelpunkt stellen. Es atmet so ganz und gar das Glück der Errettung und strömt für jeden Empfänglichen spürbar die Freude am wiedergeschenkten deutschen Vaterland aus, das im hellen Frühlingsschein vor dem Sänger liegt; und es vereinigt doch mit dieser Freude den hohen sittlichen Ernst, der alle Vaterlandsliebe vor Chauvinismus schützt, der sie erst adelt und für Christen erträglich und wertvoll macht.

Wenn der Kehrwechsel in der Geschicken der Völker nicht auf einmal durch eine Ordnung abgelöst wird, die eine ganz neue Stufe der geschichtlichen Entwicklung bedeutet, dann gehen wir Zeiten entgegen, die uns wieder einen Anlaß bieten, uns auf solche Klänge zu besinnen, wie sie unser Lied enthält; wir gehen solchen Zeiten entgegen, wie man dem Tal entgegen wandert, wenn man, auf der Wanderung über Hügelland, einen Hügel hinaufgeht. Unsere Stimme vermag ja herzlich wenig im politischen Leben; wenn wir sie aber in sein großes Stimmengewirr hineinzusenden wagen, dann sollte sie immer im Geist dieser religiös-sittlichen Frömmigkeit der Propheten erschallen: nur innere Tüchtigkeit kann ein Volk auf der Höhe erhalten, nur innere Tüchtigkeit kann ein Volk wieder hochbringen; und innere Tüchtigkeit hängt allein an dem Glauben. — Die anderen Götter sind natürlich nicht andere Gottesnamen, sondern andere geistige Mächte, die das Volksleben beherrschen und zerstören.

Zwar macht der besonders stark ausgeprägte jüdisch-nationale Grundzug unseren Psalm für viele nicht geeignet zum Text oder zur Lektion; aber wir haben wenig andere Lieder, in denen die Verbindung von religiös-sittlichem Geist und nationaler Freude so stark ausgeprägt ist wie hier. Darum werden wir jene Züge ruhig mitnehmen und das Typische herausarbeiten, das er in so starkem und reichem Maße enthält.

99.

Ohne Trübung ziehen die feierlichen Klänge dieses Liedes vorüber. Welch ein tiefes Glück erfüllt hier die Seele des Mannes, in dem die Liebe zu Gott

sich vereint mit der zu seinem Volk! Welche feine Form weiß er zu finden für die höchsten Gefühle, die seine Brust durchziehen! Man spürt den Hauch der Festesfreude, der dieses Lied zum Ausdruck dient. Ungetrübter Freude ist es voll, denn die Erinnerung an vergangene Not erhöht nur die Empfindung für das gegenwärtige Heil. Gott hat verziehen, Gott sucht nicht heim unsre Taten. Welch ein Glück und welch ein Ansporn für seine Seelen, sich geborgen zu wissen in den Händen einer Macht, die bei aller Strenge auch verzeihen und üble Folgen menschlicher Taten beseitigen kann! Diese reichen Töne warmen Glückes, wie sie immer auf abgewandtes Übel und auf erfüllte Wünsche zu folgen pflegen, geben unserm Lied seinen vollen, satten Klang und seinen Charakter als eines schönen Ausdrucks für eine hohe Feier.

Wir können uns wundern, daß hier der Gedanke so ganz umgebogen ist, der sonst die Psalmen erfüllt, nämlich der harte Satz des Glaubens: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. An seine Stelle tritt die Freude über Gottes verzeihende Gnade, die alles zum Guten gewendet hat. Aber es ist subjektiv nötig, daß der Glaube große glückliche Geschicke so auffaßt: Welch eine Wendung durch Gottes Führung! (nebenbei: Führung hieß es und nicht Fügung; jene Fassung ist viel wärmer und entspricht viel mehr dem lebendigen Glauben an den Gott, der voller Teilnahme und Kraft die Dinge der Geschichte in der Hand hat.) So nur kann der Glaube reden, der von sich eben so gering denken muß, wie er von Gott groß denkt. Die Vergangenheit spricht noch mit in die Gegenwart hinein; ein Volk, das solche Helden hatte, hat noch eine Zukunft, kann nicht untergehn.

Als Muster für die demütig-gläubige Deutung großer glücklicher Weltereignisse kann dies Lied überall da dienen, wo man sich an dem stark israelitisch-nationalen Zug nicht stößt, sondern ihn als Erhöhung der ganzen Stimmung in die Region des Heiligen hinein mit Ehrfurcht und Gewinn empfindet. Da ist auch der Versuch nicht ausgeschlossen, von den drei hier genannten religiös-nationalen Größen aus eine Linie nach unseren großen Helden zu ziehen, die uns immer dann geschenkt wurden, wenn die deutsche Geschichte einen starken Anlauf in die Höhe nahm, und an denen sich jede Gegenwart und jede Zukunft immer wieder neues Vertrauen auf die starken Kräfte holen kann, die im Grunde unseres Volkslebens als Bürgschaft für unsere nationale Zukunft liegen. Als Text eignet sich unser Lied dann aber besser denn als Lektion, weil jene Beziehungen erst herausgestellt werden müssen.

149.

Häßlich klingt in den frohen Jubel dieses Psalms der Ruf nach Rache hinein. Hat die Harfe das Schwert abgelöst, so wird das Schwert wieder die Harfe ablösen. Offen bricht der Drang nach Rache aus der Seele hervor; der Haß wohnt dicht neben dem Preis und dem Dank.

Das ist der haßvolle nationale Judengeist, das ist der schlimmste Chauvinismus. Hier ist die Schattenseite der Kriegsbegeisterung, die einem die Frage vorlegen kann, ob es überhaupt möglich ist, Krieg zu führen, ohne zu hassen. Uns klingen Töne aus unserer nationalen Lyrik ins Ohr, die ähnlichen Geist atmen: „Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht."

Wir verstehen, wie die Leidenschaft des Hasses gegen den Unterdrücker solche Töne finden und wie auch ein Frommer alles vergessen kann, was er von dem gütigen und heiligen Gott weiß, wenn er nur den heißen Wunsch hat, diese Gerechtigkeit seines Gottes gegen die Unterdrücker aufzurufen.

Wir können nur von Herzen wünschen, in keine Lage hineinzukommen, die uns wieder solche Töne auf die Lippen zwänge. Es wäre schrecklich; wir könnten sie ja doch nur mit bösem Gewissen anstimmen, wir hätten nicht mehr die naive Selbstgewißheit, wie sie noch der Haß unserer großen Sänger vor hundert Jahren hatte. Dann kann für uns dieses Lied nur eine geschichtliche und unterrichtliche Bedeutung haben. Wir können mit ihm die Stimmung der Makkabäerzeit klar machen, und diese ist für uns viel wichtiger als ihre geschichtlichen Daten; wir können mit unserm Psalm die Greuel des Bauernkrieges, wir können den 30jährigen Krieg verständlich machen; denn in jenem hat Thomas Münzer, in diesem hat Kaspar Scoppius ihn benutzt, um zum fanatischen Haß anzufachen; dieser hetzte die römisch-katholischen Fürsten, jener seine Bauern mit ihm auf. Die Verbindung von politischem Haß und Religion hat hier ihren häßlichsten Ausdruck gefunden. Wenn sich in dieser Verbindung die Politik den Glauben dienstbar macht, um sich mit ihm die stärksten Leidenschaften zu sichern, so sollte umgekehrt in jener Verbindung, die tatsächlich gar nicht völlig aufgehoben werden kann, die Religion den politischen Haß zügeln und jenes Kompromiß zu Wege bringen, das uns als das Höchste scheint, was wir vorläufig erreichen können: das Kompromiß, daß man den Angreifer abwehrt und den mit den Waffen überwundenen Feind noch einmal mit jener Klugheit überwindet, die unser Bismarck Österreich gegenüber betätigt hat. Freilich Frankreich gegenüber hat bisher scheinbar diese Politik versagt; aber es kommt bei ihr auch darauf an, ob sie nicht den Eindruck einer Schwäche macht, die zum Nachlaufen veranlaßt und darum gerade zur Vergeltung und Revanche reizt. Wenn aber selbstbewußte Stärke klug die Hand bietet, dann ist der Erfolg wahrscheinlich.

Im Unterricht ist der Psalm gut zu gebrauchen, um reiferen Schülern zu helfen, den Geist und das Wort Gottes in der Bibel herauszufinden. Es wird sicher ein jedes Glied einer höheren Klasse sofort entscheiden, daß hier der Geist unseres Gottes nicht spricht. Solche „Übungen" empfehlen sich mehr als die gebräuchlichen Übungen im Aufschlagen von Bibelstellen; denn nur so können wir helfen, wieder Sinn für die Schrift zu erwecken. Die Gefahr, Besserwisserei auf solche Weise großzuziehen, ist nicht so schlimm wie die Gefahr, alles in der Bibel gleichermaßen anzunehmen oder zu verwerfen. Und dann, wann sollen wir denn anfangen, den spiritus sanctus mit seinem testimonium aufzurufen?

33.

Dieses Lied atmet wieder dasselbe volle Glück wie unser deutscher Sang „Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit", nur daß es einen stärkern religiösen Grundzug hat. Eben darum kommt es an das niederländische Dankgebet heran „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten." Es ist dieselbe frohe, glückliche Stimmung eines noch vor kurzem allseitig gedrückten und zerschlagenen Volkes, das sich nun auf einmal ganz unvorhergesehen und kaum erhofft frei vom Drucke der Feinde sieht. Umso lauter bricht darum

der Jubel empor, und er wird in den frommen Herzen zum Dank gegen Gott, den Lenker der Welt und der Geschichte, der seine Macht dazu gebraucht hat, sein Volk wie durch ein Wunder zu erretten. In der Hand des Gottes geborgen zu sein, der alles lenkt, nicht nur die Weltgeschichte, sondern auch das große weite All mit allem, was darinnen ist, das ist der größte Gewinn eines Gläubens, der es wagt, einen guten und gnädigen Willen über Natur und Menschenwelt zu schauen und sich ihm anzuvertrauen. So ruht nach schweren Zeiten und großen Siegen der Glaube froh und sicher im Schirm des Allmächtigen aus, dessen gewiß, daß Gott immerdar mit seinem Volk sein wird, wenn es sich auch zu ihm hält.

Das Besondere an unserm Liede ist die Lage, in der das Volk war: es scheint von vielen Feinden umgeben zu sein. Wenn ihm trotzdem Sieg und Freiheit geschenkt wurden, dann war dieser Ausgang um so mehr ein Anlaß, allen Erfolg Gott zuzuschreiben, als die eignen Kräfte, weder Massen noch Rosse, nicht imstande gewesen waren, allein den Sieg zu erringen. Hier setzt die Deutung ein, die der Glaube allen großen Ereignissen gibt, die förderlich und heilsam sind: Gott allein hat alles gemacht und gegeben.

Darin liegt für uns der Wert des Psalms. Wir können keinem Volke sagen: Gott muß dich erretten; aber wir können sagen: wenn du errettet worden bist, dann danke es Gott. Denn der Glaube begleitet immer das Geschehen, wie es eintritt und verläuft, mit seiner Deutung; er führt alles auf Gott zurück. Und da Gott und der Glaube ethisch und auf das Heilige gerichtet sind, bekommt diese Deutung immer einen praktischen, einen teleologischen Zug; die Ereignisse, die Gott schickt, sollen etwas sagen. Denn nur so spricht Gott, daß er etwas tut, und er tut nichts, ohne daß er etwas damit sagt. Das ist die naive und echte Art des Glaubens, alles im Licht Gottes zu sehen, und alle Ereignisse als Wirkungen Gottes zu deuten, der als ihr Urheber und Lenker gedacht ist. Diese Deutung wird immer dann angeregt, wenn es sich um lebenswichtige Begebenheiten handelt.

Eine solche lag hier offenbar vor: die Befreiung des Volkes von einem schweren Joch. Für alle ähnlichen Fälle ist darum unser Psalm typisch. Er kann um so eher für solche Fälle verwandt werden, als er wenig besonders Israelitisches enthält. Er ist wie ein großes „Nun danket alle Gott", das auch nach dem Friedensschluß gesungen wurde, der einem furchtbaren Krieg ein Ende machte. In irgend einer Verbindung mit großen, schweren Kriegen kann man darum unseren Psalm brauchen, sei es daß es sich um den 30jährigen, um den Siebenjährigen Krieg oder um den niederländischen Befreiungskrieg handelt. Hoffentlich haben wir es nicht nötig ihn einmal anzustimmen; aber wenn der europäische Krieg kommt, dann wollen wir ihn lieber selber singen, als ihn aus dem Munde unserer Feinde hören.

Als ein schönes Wort für den Geburtstag des Kaisers empfiehlt sich V. 16–19, wenn dies als Sinn hineingelegt oder herausgeholt wird: der Könige und der Völker Geschicke sind in Gottes Hand; das Beste, was man tun kann, ist, sich an diesen Gott zu halten. Und zwar halte man sich an ihn, nicht nur mit dem Vertrauen, daß er alles wohl machen wird, sondern auch mit seinem ganzen Leben und Verhalten. Religiös-sittliche Tüchtigkeit ist das Mittel, mit dem Gott

arbeitet, um ein Volk gegen äußere und innere Schäden (Zeiten des Hungers) zu bewahren. Man kann auch ein allgemeineres Thema gewinnen, wenn man Gottes Macht über die Welt der Natur und über die Menschengeschicke behandelt, also V. 6–9 und 10–12 als materia laudis (Delitzsch) mit dem Eingang und dann noch mit dem Schlusse zusammennimmt, der auf das „Gott hat geholfen" ein „Er wird weiter helfen" folgen läßt. Die Hauptsache aber wird es doch immer sein, daß wir unsere Gemeinden immer mehr in diese Deutung der Welt und der Menschengeschicke hineinziehen, die Gott in letzter Linie als Urheber und Lenker ansieht und ihm vertraut und gehorcht.

68.

Es ist schade, daß der Psalm als Ganzes unverwendbar für uns ist, soweit es sich um die Predigt von Gültigem handelt. Zwar schreitet er prächtig einher, zwar klingt in ihm hell auf die Freude über Sieg und Errettung; aber es ist zu viel nicht bloß der gräßlichen Freude am Blute der Feinde, sondern auch des besonderen israelitischen Gedankengutes darin, als daß wir ihn verwerten könnten. Doch für den geschichtlichen und unterrichtlichen Zweck ist er sehr brauchbar; denn er gibt eine Fülle von anschaulichen Bildern, die Israels Glauben und Kultus beleuchten; Israels Kriege Gottes Kriege, Israels Feinde Gottes Feinde; Gott wohnt auf dem Basam, Myriaden Wagen hat er zur Verfügung, der Zion ist ein heiliger Berg, unberührbar für die Feinde. Und dann lese man das prächtige Bild V. 25–28, das uns den Dankgottesdienst des Volkes malt. Man könnte unser Lied gebrauchen, um die Stimmung unter Judas Makkabäus zu zeichnen: „Seht er kommt mit Preis gekrönt, weil Posaunen ihn empfahn." Damit gibt man einen Eindruck von dem ganzen Geist seiner Zeit, von dem Jubel, mit dem er begrüßt wurde, der noch denen in die Seele klang, die später Jesu einfaches Auftreten nicht mit seinem Anspruch, der Messias zu sein, zusammenreimen konnten. — Für eine Predigt mit sozialem Inhalt empfiehlt sich etwa das Stück V. 5–7: Gott der Vater der Waisen und Anwalt der Witwen; der V. 6 kann auch einmal für sich an einem Grab oder im Gespräch gute Dienste tun.

c) Liturgische Hymnen.

Ein weiteres Stück „Kultur" und „Welt", das uns die Psalmen in einem engen Verhältnis zur Frömmigkeit zeigen, ist natürlich der Kultus. Die Frage, ob er nicht so sehr zur Religion gehört, daß man ihn nicht in dieser Weise bezeichnen kann, geht uns aber hier nichts an. Auf jeden Fall spielt der Kultus im N. T. keine solche Rolle; hat sich ja doch dessen Gedankenwelt zum guten Teil im Gegensatz zur Überschätzung des Kultus entwickelt. Wir haben aber wieder einen Kultus und wir lernen ihn immer mehr schätzen; und zwar tun wir das um so mehr, je weniger auch unser evangelisches Volk dazu neigt, die Teilnahme an ihm als ein gutes Werk anzusehn. Zwei Dinge sind es, die ihn uns immer wertvoller erscheinen lassen: einmal seine Bedeutung als Gemeinschaftsfeier, weil wir immer mehr einsehen, wie wichtig die Berührung mit der Gemeinschaft für das Wachstum aller Religion ist, und weil sich im Kultus wie auf einem neutralen Boden noch sehr viele oft recht verschiedene Ausprägungen des religiösen

Lebens zusammenfinden, die eine genaue Durchforschung ihres dogmatischen Bestandes von einander trennte. Dann aber haben wir noch im Gegensatz zu allem Intellektualismus die Bedeutung der irrationalen Kräfte, also des Gefühles und des Gemütes, für jenes Wachstum der Religion schätzen gelernt. Ein Lied voll Innigkeit und Tiefe, ein echtes, warmes Gebet bekommt eine immer größere Wichtigkeit für das Innenleben und steigt für manche hoch an Wert über die Predigt empor.

Das ist die allgemeinste Bedeutung, die wir diesen kultischen Liedern zuschreiben müssen: sie machen einmal wieder auf den Wert eines schön gestalteten und durchgeführten Anbetungsgottesdienstes aufmerksam. Sie erinnern uns daran, wie man Frömmigkeit pflegen kann, wenn man die Fülle frohen und heiligen Glückes entbindet, die in allen wahrhaft frommen Menschen gelebt hat. Auf den Flügeln froher Lieder und inniger Gebete sollte jeder lernen, eine Gemeinde in die Höhe emporzutragen, der nur irgend eine religiös-ästhetische Ader in sich hat. Und wenn dieser Sinn für das Heilige im Gewande des Schönen auch die Predigtweise bestimmt, wie das z. B. mit den Predigten von Smend der Fall ist, dann ist das ein Weg, auf dem ohne Zweifel sehr viele einem so mit dieser Kraft begabten Prediger folgen werden. Von anderen Weisen, die sich für anders geartete Prediger und Gemeinden schicken, haben wir hier nicht zu reden. — Wie weit sich unsere Lieder jeweils für die Ausschmückung des Gottesdienstes selbst eignen, darüber wird bei der Behandlung der einzelnen Psalmen zu reden sein.

134.

Dieses entzückende, schlichte Lied muß man bekannter machen, als es ist. Welche weihevoll-freudige Stimmung liegt doch über den wenigen Versen! Wahrscheinlich ist es sein klerikaler Grundzug gewesen, der es nicht in allgemeinern Gebrauch hat eingehen lassen. Aber ihm zum Trotz sollte man es sich für allerlei Gelegenheiten merken. Welches schöne und eindrucksvolle Bild gibt es zunächst für allen Unterricht über Tempel und Kultus; der Wechselgesang zwischen dem Chor der Leviten und dem Einzelgesang des Priesters vor dem Tempel in der Nacht: daran kann man die Schönheit des israelitischen Kultus veranschaulichen und überhaupt Sinn für die Verehrung Gottes im Gottesdienst erwecken. Aber unser Lied hat nicht nur schöne Klänge, sondern auch einen hohen Inhalt: Gott preisen seine Diener, und Gott segnet sie reichlich, Er, der als der Schöpfer Himmels und der Erde, der Inhaber alles reichen Segens ist. Preis und Segen — das ist auch ein Weg, auf dem sich Gott und seine Frommen begegnen; er darf über den anderen: Gnade und Vertrauen — und: Gottes Wille und Gehorsam — nicht vergessen werden. Dabei kann man ja dem Worte Segen jeden möglichen Inhalt geben; was hindert uns daran, als solchen auch Gottes heiligen Geist und das frohe Ausruhen in seiner gütigen Gemeinschaft zu sehen!

Zu verwenden scheint mir der Psalm zunächst einmal für alle Gelegenheiten zu sein, wo Pfarrer und andere am Werk der Kirche und der Liebe bestellte Leute zusammen sind. Dann muß man natürlich die Schilderung von V. 1b fallen lassen. Pfarrern, Ältesten und Missionaren kann man auf Festen, bei Versammlungen aller Art in der üblichen Eingangssprache unser Wort zurufen: Preiset den Herren! — Dabei braucht man nicht gleich auf das Preisen im Leben über-

zugehen; man kann sich auch einmal mit dem ruhigen, glücklichen Preisen begnügen, das entweder unserem Mund entströmt oder das ganz still in unserem Innern ertönt. Es gibt kein besseres Mittel, immer wieder zufrieden zu werden, als wenn man sich daran gewöhnt, möglichst viel unsere schönen Lob- und Danklieder zu singen. Sie haben etwas von der glücklichen Stimmung in sich, die in unseren großen Liederdichtern gelebt hat. Und welche innere Befreiung und Erhebung gibt es erst, wenn man Grund hat, glücklich zu sein, und wenn sich dann die Seele, ihrer tiefsten Regung folgend, auf den Flügeln eines Liedes wie etwa „Lobe den Herren" oder „Nun danket alle Gott" zu Gott emporschwingen kann! — Es kommt in unserem Psalm auf die Aufforderung zum Preis noch der liebe Gebetswunsch: Es segne dich der Herr! — welchen Eindruck macht er, wenn es etwa *Missionare* sind, die auf ihr Missionsgebiet abgeordnet werden! Aber wem tut sonst nicht auch ein solches Wort wohl, wenn uns ein ehrwürdiger Mund den Segen des großen Herrn im Himmel für Haus und Amt anwünscht! Ein solches Wort kann immer einmal wieder einen Blickstrahl der Hoffnung und neuer Freude auf irgend einen harten Acker werfen lehren, wo scheinbar nur Dornen gedeihen.

Wenn es nicht bloß „Geistliche" und zum Dienst berufene Amtsträger sind, die der Sänger hier versammelt denkt, sondern die zur nächtlichen Feier versammelte *Gemeinde*, so gewinnt das kleine Lied auch dafür manchen wertvollen Zug. Wo etwa ein Sylvestergottesdienst um die Mitternachtsstunde stattfindet, welche Töne lassen sich da unserm Liede entlocken: Preiset den Herrn! — Es segne euch der Herr, der Schöpfer von Himmel und Erde! — Wir haben hier die ganze Stimmung, wie sie an der Grenze zweier Jahre zu herrschen pflegt: Preis und Segenswunsch, das eine für das alte, das andre für das neue Jahr.

113.

Ruhig und froh gleiten die Klänge dieses Liedes dahin. Sie fordern auf zum Preis des Herrn, der seine Frommen sicher ruhen läßt im Vertrauen auf seine Allmacht und Gerechtigkeit. Ein erhebender Eindruck von Gott liegt dem Sang zugrunde: Er ist die große, hohe *Gewalt*, die alles in Ordnung bringt, was auf der Welt in Unordnung geraten ist. Es ist sein Majestätsrecht, solches als höchste Revisionsstelle der Welt im Sinn seiner Gerechtigkeit wieder zurechtzurücken. Das Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Herrn der Welt spricht sich hier noch ungebrochen in der alten dogmatischen Weise aus: wenn auch erst nach kurzem Schwanken stellt sich der normale Lauf der Welt immer wieder her.

Was sagen wir dazu? Unser erster Eindruck ist, daß der Sänger weder Hiob noch Jesus und Paulus erlebt hat. Seither ist das *Dogma* von der *Gerechtigkeit* Gottes auf Erden gefallen. *Wirklich*? Ja, vielleicht als Dogma, das darüber bestimmen wollte, wie die Dinge geschehen müssen. Aber wir können doch davor nicht die Augen verschließen, daß tatsächlich grade im wirklichen Lauf der Welt häufig genug wieder Dinge in die Reihe gebracht werden, die in Unordnung geraten waren, z. B. daß jemand endlich auf den Platz kommt, der ihm gebührt, wenn auch nach langer Enttäuschung, daß ein Aufsteigen vorkommt, das den Geringen dem Edlen an die Seite bringt. Das kann man auf das Leben des einzelnen, das kann man aber besonders auch auf das politische und

soziale Leben beziehen. Wo solches vorkommt, da führt es der Glaube auf den Gott zurück, der seine Allmacht der Gerechtigkeit zur Verfügung stellen kann. Das ist der Unterschied dieser gläubigen Betrachtung von jeder dogmatischen; diese will sagen, was geschehen muß, wenn Gott so ist, wie man ihn sich denkt; jene will Gott für etwas danken, was in diesem Sinn geschehen ist, wie der Glaube immer alles Geschehen deutend begleitet, indem er es auf den Willen Gottes zurückführt.

115.

Es ist derselbe Ton freudigen Vertrauens auf Gott, der auch durch diesen Psalm hindurchklingt. Wir haben ihn schon oft gehört und werden ihn noch oft hören; aber man hört ihn immer wieder gern. Wir müssen es immer mehr lernen und immer eindrücklicher lehren, daß Religion in unserem biblischen Sinn Vertrauen auf Gott ist, so schwer es einem auch fallen mag. Vertrauen auf Gott, das die Seele mit so überlegener Ruhe und Freudigkeit erfüllt, wie sie hier zu uns spricht. Dieses Vertrauen muß den Menschen auch gut machen, wenn nur irgend die Reformation Recht hat, die ja Gottes Pädagogie so auffaßt, daß er am tiefsten mit seinem Vertrauen auf Menschen einwirkt.

Besondere Kennzeichen des Liedes sind der Vergleich des lebendigen Gottes mit den Heidengöttern, die so spöttisch geschildert werden, ferner der Wunsch nach Mehrung des Volkes Israel, der Hinweis auf die Erde als das Erbe der Menschen, während sich Gott allein den Himmel vorbehielt; und endlich der trübe Gedanke von den Toten, die Gott nicht mehr loben können.

All diese Züge machen den Psalm für uns unverwendbar. Mit unsern Missionsbestrebungen vereint sich die spöttische Schilderung der Heidengötter nicht; sie zu einer christlich gearteten Begründung der Mission umzuschmelzen, dürfte doch auch einem gewiegten Festredner schwer fallen. Auch die andern beiden Kennzeichen des Psalms, die zwiefache Beschränkung auf das Diesseits, machen ihn für unsern Gebrauch unmöglich. Er muß darum zu den bloß geschichtlich und unterrichtlich verwertbaren gerechnet werden, an denen man die Religion Israels und damit ihren Unterschied von der christlichen klar machen kann. Brauchbar ist nur V. 1, aber dieses Wort ist auch voll hohen religiösen Geistes. Im Sinn des Unser-Vater-Gebets kann man es einmal verwenden, um die theozentrische Betrachtung des Lebens zu stärken, die Gott als die Hauptsache ansieht, statt nach unserer Gewohnheit ihn als Mittel für uns anzusehen, worin uns die böse religionswissenschaftliche Erkenntnis so leicht bestärkt. Ist immer das Recht des andern die Grenze für die Gewinnsucht des einen, so ist Gott für uns ganz unentbehrlich, damit wir zu seinen Gunsten auf die beständige Geltendmachung unseres Nutzens und Interesses verzichten lernen. Wir sind zuletzt für ihn da; damit ist auch der feinste Egoismus aufgehoben, der sonst so leicht in das Leben des Glaubens eindringt und es verdirbt. So wohnt in diesem Gedanken, den die reformierte Theologie an die Spitze ihres Systems stellt, ein hoher unaufgebbarer Wert.

135.

Das einzig Besondere, das dieser Psalm besitzt, ist die Aufforderung an die Diener des Herrn, ihm zu lobsingen; ob man neben Psalm 134 diesen Vers

nötig hat, bezweifle ich. Die materia laudis zeigt Gott wie immer als den Herrn der Natur und der Geſchichte, während die Heidengötter nichtig ſind. Hier iſt alſo nichts für unſern Zweck zu gewinnen, was nicht ſonſt beſſer zu haben wäre.

136.

Viel feſtlicher bringt dieſe Litanei die grundlegenden Gedanken der Religion Israels zum Ausdruck. Aber auch ſie iſt für uns unverwendbar; es müßte denn gerade ſein, daß ſie uns einmal wieder daran erinnerte, daß die gläubige Deutung der Geſchichte, alſo die religiös geartete Geſchichtsphiloſophie, von uns weniger vernachläſſigt werden ſollte. Hin und wieder einmal iſt eine Geſchichtspredigt am Platze, die die magna gesta Dei an der geſchichtlichen Entwicklung klar macht; denn in geſchichtlicher Entwicklung muß es ſich immer um ethiſche und geiſtige Werte handeln, nicht bloß um natürliche, die bloß den einzelnen angehn. Darin beruht der große klaſſiſche Fortſchritt, den die israelitiſche Religion gemacht hat. Zur Abrundung unſeres Glaubens an den einzigartigen Wert dieſer Werte gehört aber die Erkenntnis, daß ſie Zwecke Gottes in der Lenkung der Geſchichte ſind. Der maßgebende Standpunkt einer jeden ſolchen gläubigen Betrachtung der Geſchichte kann aber kein anderer ſein, als dieſer große Optimismus, der in dieſen feierlichen Worten der Litanei ausgedrückt iſt: Seine Gnade währet ewiglich!

147.

Und wieder erſchallt derſelbe Ton: Unſer Gott, der uns helfen will, iſt auch der allmächtige Herr der Welt! Aber in welcher Höhe und in welcher Schönheit tritt der Gedanke hier auf! Es ſind faſt neuteſtamentliche Klänge, die V. 3 und 6 a ertönen: Gott heilt das gebrochene Herz und die ſchmerzende Wunde. Der zweite Teil des Pſalms von V. 12 ab gibt uns ein wenig bekanntes, prächtiges Naturlied; dies zeigt einmal wieder Gott in ſeiner überwältigenden Größe und Güte, die ſich ſogar den jungen Raben nicht entzieht. So müſſen wir Gott auch einmal zeichnen. Man beachte aber, wie das Lied ſich nicht auf Naturſchilderungen beſchränkt, ſondern wie die zweite Strophe in V. 11, ſo auch die dritte in V. 19 die eigentliche Grundrichtung dieſes Gottes betont, welche auf Frömmigkeit und auf Gebot und Geſetz hinzielt. Es wäre durchaus verkehrt, dieſe Beziehung fallen zu laſſen, nur um ſich an die Naturfreude zu halten; denn das wäre ganz und gar gegen den Geiſt unſeres Dichters, der feſt auf dem Boden unſerer geiſtigen und ethiſchen Religion ſteht. Die Heranziehung der Mauern Jeruſalems darf uns nicht ſo viel ſtören, daß wir darum auf dieſes ſchöne Lied verzichteten. Es eignet ſich mindeſtens als Lektion, aber auch als Text für einen Erntеſonntag oder für eine andere Gelegenheit, wo die Natur in den Vordergrund tritt.

148.

Hier ſingt eine Seele ihr Glück in vollen Tönen aus ſich hinaus. Sie muß es tun, weil ſie ihr Glück in andere überſtrömen laſſen möchte. Wir wollen es doch nicht vergeſſen, daß es unter den Heiligen, denen wir im Pſalter ins Herz ſehen,

auch solche Glücklichen gibt, und nicht nur gequälte Herzen mit ihren Klageliedern. Unser Sänger hört sein Glück überall heraus, oder vielmehr er hört es überall hinein. Eine starke Übertragung seines Glücksgefühls auf seine ganze Umgebung kennzeichnet sein Lied, wie sie ruhigeren und nüchternen Leuten etwas übertrieben erscheinen will. Aber wir können uns doch der starken universalistischen Richtung nicht entziehen, die hier spricht, zumal da sie uns in hochpoetischer Form entgegentritt. Wir hören ja auch unser Glück aus Wald und Feld im Echo wiederklingen — man denke nur an das Lied „O daß ich tausend Zungen hätte —". Nur die belebte Schöpfung, die Wale, die wilden und die zahmen Tiere, sind wir nicht gewöhnt, als unser Echo zu betrachten, da wir nur der leblosen stillen Natur, grade weil sie über keine Stimme verfügt, unsere eigne Stimme zu leihen pflegen. Höchstens die lieben Vöglein dienen uns als Echo unserer Gefühle. Aber wenn es den Herrn zu loben gilt, bloß weil er der Herr und der Lenker der Welt ist, dann können wir uns schon eher dazu verstehen, die ganze Welt zu einem Jubelhymnus aufzurufen, der alles, was sich sonst befehdet, im Lobpreis des Schöpfers vereinigt. Es entspricht ganz und gar dem Geist der biblischen Religion, wenn zuletzt die Gedanken des Sängers sich auf sein Volk sammeln; denn Mensch und Volk sind doch die wichtigsten Gegenstände der Fürsorge des preiswerten Herrn der Welt. So klingt denn der Jubel aus in die Zuversicht, der V. 14a seinen Ausdruck gibt, der leider nicht ohne weiteres für uns verständlich ist. Trotzdem läßt uns der hohe, festliche Klang dieses Liedes nur ungern auf seine Verwendung an großen, aber auch nur ganz großen Tagen des nationalen und auch kirchlichen Lebens verzichten. Entweder mag man darauf rechnen, daß die Jubelstimmung, die es als Lektion erweckt, so mitreißt, daß man sich weder an dem Horn des Volkes noch an den Israelsöhnen stößt; oder man deute knapp in der Predigt über den Psalm an, daß das Horn, das Gott seinem Volk erhöhen wird, nichts andres bedeutet, als den Retter und Heiland. Die großen Jubiläen, denen wir entgegengehn, sei es das des großen Krieges, sei es das der Reformation, werden sicher eine Verwendung dieses prächtigen Hymnus mit seinem genus grande ermöglichen.

146.

Wunderbar, wie reich die israelitische Dichtung ist, um ihren großen Gedanken immer neu zu formen! Ohne großes hymnologisches Beiwerk spricht dieser Psalm gehalten und straff das Vertrauen auf den Gott aus, in dessen Hand wir uns so wohl und froh fühlen. Es sind schlichte und darum so eindrucksvolle Klänge voller Kraft und Nachdruck, die das Herz zu dem Gott der Güte erheben wollen. Die einfachen Sätze und der einfache Eingang geben dem Lied etwas Wahrhaftiges und Männliches, das uns im Unterschied von anderen Liedern sehr angenehm berührt. Dieser Eindruck der Wahrhaftigkeit wird durch V. 3 und 4 gehoben, die einen eigenartigen Hintergrund zu dem alleinigen Vertrauen auf Gott schaffen: Fürsten sind Menschen und darum sind sie nichts. Es ist doch ein prächtiger Geist, der hier hindurchweht, ein seltener Geist. Denn Gottvertrauen ist oft genug mit Byzantinismus verbunden, weil es sich beidemale um bedingungslose Hingebung an die Autorität handelt; Gottvertrauen ist auch oft genug mit Selbstsucht verbunden, weil man ja doch Gott oft nur darum ver-

traut, um ihn für sich zu gebrauchen. Aber hier herrscht eine andere Stimmung; das Gottvertrauen kehrt eine gewisse Spitze gegen das Vertrauen auf Fürsten hervor, und es ist zugleich durch und durch sozial. So könnte sozialdemokratisches Christentum aussehen, wenn es ein solches gäbe: Gott ist nicht ein Gott der Großen, er ist ein Gott der Gedrückten und der Niedrigen; sie richtet er auf und stärkt sie. Wie stark spricht aus diesen lapidaren Sätzen Gottes ernste und gerechte Güte! Hier ist der große, prophetische Gottesglaube, der uns immer noch not tut. Wenn diese Güte, die alle retten und heben will, der Sinn der Welt ist, dann dürfen aber die Menschen nicht hinter ihr zurückstehen. Darum ist unser Psalm ein prächtiger Text für alle Gelegenheiten, wo Hilfe und Beistand von Mensch zu Mensch gefeiert und gefordert wird; also z. B. besonders für Feiern des Evangelisch-sozialen Kongresses, der seit zwei Jahren wieder eine kirchliche Feier abhält. Aber die Innere Mission sollte es doch trotz jenes offenherzigen Verses wagen, diesen Psalm einmal in den Mittelpunkt zu stellen. Sicher werden allerdings dieselben Leute, die den zweiten Vers des nach unserm Psalm gedichteten Liedes: „Lobe den Herrn, o meine Seele", nicht gern singen lassen, von diesem Vorschlag nicht sehr erbaut sein. Noch seltener wird sich hier jemand finden, der unsern Psalm am Geburtstag des Landesfürsten zu verlesen wagte; denn man würde sofort die Absicht dahinter wittern, die Majestät zu beleidigen oder sich als Demokrat aufzuspielen. Aber welche Töne geziemten sich denn mehr an einem solchen Tag für eine christliche Kirche als diese: Der Kaiser ist vergänglich, aber Gott ist ewig; dieses Gottes Wille ist auf die Beseitigung der Nöte aller Unterdrückten und Leidenden gerichtet; darum kann man auch an einem solchen Tage Gott sich nicht anders hingeben, als wenn man sich in dieser sozialen Gesinnung stärken läßt. — Das wäre doch ein männliches und würdiges Wort; denn in christlichen Gottesdiensten handelt es sich doch immer und gerade auch an Tagen hoher Persönlichkeiten um nichts anderes als um Gott und um die Menschen; die Fürsten aber haben ihre höchste Ehre darin, daß sie an den Menschen unserm Gotte dienen dürfen.

d) Eschatologische Hymnen.

Warum wollen wir so wenig von der Eschatologie wissen? Aus demselben Grunde, der uns auch von der Schöpfung nicht so viel reden läßt. Denn beidemal handelt es sich um die Hauptpunkte eines jeden Glaubensganzen, um den Anfang und um das Ende. Aber um Anfang und Ende handelt es sich in einem besonderen Sinn, nicht in dem Sinn, als ob es auf einzelnes oder allgemeines Wissen um die Begebenheiten und Tatsachen ankäme, die an diesen Stellen zu finden sind, sondern es handelt sich um die Beziehung zu dem Gute, das der Glaube als die Hauptsache umfaßt. Die Glaubenslehre, die von der Schöpfung etwas zu sagen weiß, behauptet, diese habe ihren höchsten Sinn darin, daß dieser Hauptwert der Welt in ihr angelegt sei. Und die Glaubenserkenntnis, die sich mit dem Ausgang der Welt beschäftigt, behauptet dazu, daß dieser Wert am Ende allen Schwierigkeiten zum Trotz verwirklicht werde. Das bringt die Naivität eines Glaubens leicht fertig, der von dem Mißverhältnis zwischen Soll und Sein, zwischen Welt und Wert keine Ahnung hat und sich vor den ungeheuren Schwierigkeiten, die zwischen einem solchen Anfang und einem

solchen Ende liegen, die Augen verschließt. Und so kommt man leicht dahin, daß man alles, was der Glaube auszusagen hat, als eine Sache ansieht, die sich irgendwo und irgendwie zwischen Himmel und Erde abspielt, wie sich so viele andre Dinge auch in der Welt abspielen. Wer wollte leugnen, daß ihm diese Gefahr, das Christentum als etwas Relatives anzusehn, nicht immer so außerordentlich nahe liegt und die schwersten Bedenken macht? Wer das leugnet, der hat sich die Einfalt seiner Seele in einer Weise allen großen Problemen gegenüber bewahrt, daß er zu allem andern eher fähig ist, als Leuten von heute religiös zu dienen. Wer sich aber gar nicht aufschwingen kann zu der Überzeugung, daß unsre biblische Religion Weltsache ist, der hat sich auf der andern Seite so von der Massenhaftigkeit der Welt imponieren lassen, daß auch er nicht imstande ist, der Erbauung von Christen seine Arbeit zu widmen. — Unsere Lieder können uns wenigstens einmal jene Hoffnung nahebringen, die den Kern der biblischen Religion ausmacht, daß sich das große göttliche Heilsgut noch einmal in der Welt durchsetzen wird, wenngleich wir auch in diese Zukunft mit unserm Entwicklungsbegriff hineindenken, der eine lange Linie erkennt, wo die Naivität nur einen Punkt sieht. Diese Hoffnung ruht auf der starken Überzeugung, daß Gott, der Urheber des Heils, und Gott der Weltenlenker zusammenfallen; es handelt sich in der Welt um die Herausarbeitung eines geistigen Reiches, wie es in der biblischen Religion angestrebt und erhofft wird. Wenn man als drittes zu jener Hoffnung und diesem Glauben noch den Sinn für die große Gemeinschaft und ihre Sache selbst treten läßt, um die es sich doch schließlich handelt, so hat man die wertvollsten Antriebe zusammen, die unsere Lieder erfüllen. Zumal dieses letzte, der Sinn für die Sache Gottes und der Gemeinschaft, sollte man doch öfter einmal ohne hohe Redensarten einer Gemeinde vortragen, deren Glieder oft genug die Religion nur als ein wertvolles Mittel für ihre eigene Person zu schätzen pflegen.

98.

Ein Jubel, der sich gar nicht fassen kann, zieht nicht nur die lebendige, sondern auch die leblose Schöpfung in hochpoetischen Worten in seine Kreise hinein. Es muß denn doch ein großes Glück unserm Sänger und seinem Volke zugefallen sein, wenn er sich als Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit der ganzen Erde weiß. Und wenn Gott in der vergangenen Großtat seine Gnade so reichlich erzeigt hat, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß die Zukunft noch Größeres bringt. Und das ist nichts anderes, als daß das Volk Gottes den Nationen der Welt den Weg zu Gott weist. Das ist die rechte Stellung, die es zu den Völkern einzunehmen hat, das ist der Erweis der Gerechtigkeit und Gnade seines Gottes. — Es bedarf keiner großen Umänderung, um wenigstens diese Stimmung auf unsere christliche Gemeinde zu übertragen. Freude in der Gegenwart, weil Gott Großes an uns getan hat, und weil er noch Größeres tun wird, indem er uns zum Träger seiner Heilsbotschaft an die Völker macht — dieses Grundschema unseres Psalms paßt durchaus in christliches Leben hinein. Wem überhaupt nicht nur an sich selbst und seiner Seele, wem auch am Werke Gottes in der Welt etwas liegt, der hat unbedingt den Wunsch, daß Gottes Werk in der Welt vorangehen soll. Es sind darum zunächst pfingstliche Klänge, die wir hier her-

aushören; die großen Taten Gottes berechtigen zur Hoffnung, daß die ganze Völkerwelt noch einmal ihre Freude an ihnen haben wird. Dann sind es natürlich auch Missionsgedanken, die sich hier gewinnen lassen. Ob wir es wagen dürfen, hervorzuheben, daß die Missionserfolge auch ein Erweis der göttlichen Gerechtigkeit sind? Mit dem Erfolg der Mission wird, so könnte man sagen, allerlei Unrecht gesühnt, das in der Verkennung des Christentums in der Heimat liegt. Tritt es im Heimatlande immer mehr zurück, so geht es draußen immer mehr voran, das ist auch ein Erweis der göttlichen Gerechtigkeit.

Vielleicht kommt uns nüchternen Leuten das große kosmische Orchester, das der Sänger aufbietet, doch etwas zu pathetisch vor, als daß wir es in eine Predigt hineinziehen könnten. Jedoch vor einer großen festlichen Missionsgemeinde, die sich aus solchen echt orientalisch-poetischen Übertreibungen nichts macht, kann man diese Verse mindestens in der Lektion gut verwenden.

96.

Mit reichen, hohen Festklängen rauscht dieser Psalm daher. Mannigfach berührt er sich mit dem vorigen und dem folgenden Lied. Dasselbe Drängen durchzieht ihn, das alle mitreißen möchte, wenn sich das Herz des Gläubigen nicht fassen kann vor Freude über seinen Gott. Besonders hat sich der Drang, andere in diese Freude an Gott hereinzuziehen, den Heidenvölkern zugewandt. Ihnen ist Gottes Gericht bestimmt, also Gottes Wille, einen Zustand herzustellen, wie er ihm gefällt. Denn dieser unser Gott ist der Gott der Welt, alle anderen Götter sind nichts. Gott ward König — wir werden etwas ruhiger sagen: Gott ist auf dem Wege, der Herr der Welt zu werden. Die ersten Bitten des Unser Vater-Gebetes sind daran, sich zu erfüllen. Es ist doch ein ganz unentbehrliches Stück aller echten und starken Frömmigkeit, daß sie uns mit der Zuversicht erfüllt: Unsere Sache wird noch einmal die Sache der Welt. Wir können und dürfen gar nicht anders, als hoffen, daß die Welt noch einmal Gottes wird. Und geschieht es auch nicht völlig, so doch immer mehr, geschieht es auch nicht auf einmal, so doch langsam. Diese endzeitlichen Gedanken unterdrücken, heißt dem Glauben das Herz ausbrechen. Wenn man einmal gefühlt hat, wie alles, was Menschheit heißt, unbewußt nach Gott schreit, weil sie ihn braucht, und wenn man des Glaubens lebt, daß Gott nicht nur die Welt am Finger laufen läßt, sondern ein Verlangen hat, seiner Menschen höchstes Glück und ihr Leben zu sein, dann müssen sich diese beiden Ahnungen zur Freude an der Mission verbinden. Das Mittelstück unseres Psalms bietet dem Missionsprediger Imperative genug, um diese einer Missionsgemeinde innewohnende Überzeugung auch in Taten umsetzen zu helfen; daß er sich dabei den Imperativ von 8b entgehen läßt, ist wohl kaum anzunehmen. Die letzten Verse, die Himmel und Erde, Meer und Flur mit in den Jubel hereinziehen, sind ein poetischer Ausdruck für das, was wir trockner die Absolutheit des Christentums nennen. Das Leben des Geistes in Gott ist das Wertvollste in der Welt; die Natur hat allen Grund sich mitzufreuen; wie so oft, wenn nicht immer, tritt auch hier die Natur nicht für sich allein auf, sondern sie stellt sich dienend dem Gott des Geistes und seinen Frommen zur Verfügung. Dieser Hinweis auf die Allgültigkeit unseres Glaubens ist gerade für ein Missionsfest ein dankbares Motiv.

47.

Wie groß ist die festliche Erregung, die sich in diesem prächtigen Liede ausspricht! Und welchen Inhalt hat diese jubelnde Freude? Es ist nichts, was das persönliche Glück des Sängers angeht, wie etwa Genesung oder irgend ein anderer Gewinn, sondern es ist allein die Erhöhung Gottes zum König der Welt. Wie groß aber muß die Begeisterung, ja die Leidenschaft für Gott sein, wenn man sich so über seine Erhöhung zum König der Welt freuen kann! Vor einem solchen hohen Worte selbstloser Freude schämt man sich, wie ruhig und praktisch man doch die Dinge Gottes ansieht und gebraucht. Vielleicht kann dieser starke und frohe Ausbruch der Freude an Gottes Herrschaft dazu dienen, einem wenigstens die Mattigkeit seiner eigenen Stellung zu Gott klar zu machen, wenn er auch noch nicht imstande ist, uns in dieselbe Wärme der Begeisterung hineinzuziehen. Nur über einer solchen großen Hingebung an etwas, das über uns ist, vermögen wir uns selbst zu vergessen, und dies haben wir doch oft so überaus nötig. Oder wir bedürfen der Zuversicht, die die Sänger Israels so eigensinnig und unermüdlich der Geschichte der Menschheit eingehämmert haben: der Träger aller idealen Werte und die Macht, die die Welt lenkt, sind ein und dasselbe; beides ist ja Gott. Darum kann es gar nicht anders sein, als daß die ganze Welt Gottes sein muß: die Werte sind für die Wirklichkeit, und die Wirklichkeit ist für die Werte bestimmt; Gott ist der Herr der Welt und die Welt ist unseres Gottes. Diese Zuversicht bildet das Rückgrat aller religiösen Betätigung, wie immer irgend ein Glaube das tätige Leben beherrscht.

Es gehörte gewiß damals eine unendliche Zuversicht dazu, etwas derartiges für möglich zu halten, daß Israels Gott der Gott der Welt würde. Hat sich unsere Welt gegen damals bedeutend erweitert, so hat sich auch unsere Erfahrung von dem Siege Gottes vermehrt. Wir leben mitten in der größten Missionszeit der Geschichte. Aber schließlich dürfen es nicht nur die Erfahrungen sein, die wir mit der Mission machen, was uns im Glauben und in der Teilnahme für die Mission bestärkt; es muß zuletzt reiner Glaube sein, also das ganz unbedingte Zutrauen, daß Gottes und Christi Sache allgemeine Weltsache sein muß, weil sie die tiefste Menschen- und Gemeinschaftssache ist. — Mit Recht hat die Kirche in unserem Psalm eine frohe Himmelfahrtsstimmung herausgefunden; denn worin besteht diese anders, als in der Gewißheit, daß Christi und Gottes Sache siegen müssen, weil die Allmacht ihr zur Verfügung steht? Weil unser Psalm mehr Stimmungen als Gedanken für das Himmelfahrtsfest bringt, empfiehlt er sich als Lektion mehr denn als Text. Ein Missionsfest am Himmelfahrtsfest oder in seiner Nähe wird in ihm einen prachtvollen Stimmungsausdruck finden.

93.

Hier spricht einmal wieder jenes unerschütterliche Vertrauen auf Gott, das das Kennzeichen der höchsten Stufe alttestamentlicher Religion ist. Der, der das Lied gedichtet, fühlt sich ganz sicher mit seinem Gott. Der Höhe dieser seiner Seelenstimmung entspricht die Pracht und die Knappheit der Sprache; wer etwas Eigenes zu sagen hat, macht nicht viel Worte. Es beherrscht unser Lied der Dreiklang aller tiefen Frömmigkeit; Gott hat geholfen, er hilft, er wird weiter helfen. Und der Gang des Liedes ist ein lebhaftes Auf und Ab; es beginnt

mit der prächtigen Aussprache, wie zuverlässig Gott ist; dann taucht die Erinnerung an furchtbare Zeiten auf, in denen sich gottfeindliche Mächte gegen Gott erhoben; dann aber steigt wie mit einem Jubelruf das Lied wieder empor: Herrlich im Himmel ist Gott! Endlich klingt es aus in die Hoffnung, daß dem Hause Gottes ewige heilige Scheu zuteil wird, daß also die Völker ihm huldigen werden. — Es ist schon ein praktischer Gewinn, wenn man sich hier die innere Struktur der normalen religiösen Gedanken- und Gefühlsbewegung klar gemacht hat. Darüber hinaus dürfte noch die Bedeutung unseres Liedes darin bestehen: unerschütterliches Gottvertrauen, wie es ein jeder braucht, der mit dem Leben fertig werden will, läßt sich nicht mit Beweisen erzwingen. Darum hat es keinen Wert, wenn man an der buchstäblichen Auffassung der Wunder festhält, die uns beweisen sollen, daß man sich auf Gott verlassen könne. Jedem Beweis kann ja doch auf diesem Gebiet ein Gegenbeweis entgegengesetzt werden. Viel besser ist die andere Art: wie Gefühle sich überhaupt nicht durch Beweise, aber durch Ansteckung übertragen lassen, so ist es auch mit dem Gottvertrauen. Ein so starkes Zeugnis von ihm, wie es unser Lied ist, vermag einen leise und langsam in seinen Bannkreis zu ziehen; so ist es auch mit den Wundererzählungen, die ebenfalls ihre Stärke weniger in dem berichteten Geschehnis, als in der starken Zuversicht des Berichterstatters haben.

Für ganz große und schwere Zeiten, vor und nach großen Kriegen oder bei Gedächtnisfeiern von solchen kann unser Lied einen Hauch der hohen, großen Zuversicht erwecken, die angesichts untergehender Welten getrost und tapfer den Gott über den wilden Fluten sieht, zu dessen Füßen schon manche brausende Woge des Völkerlebens wieder ihre Ruhe gefunden hat. Eine schöne Geschichtspredigt könnte das geben, wenn man einmal in raschem Fluge auch nur durch die christlichen Jahrhunderte eilte, um zu zeigen, wie mehrmals große Welten zusammenstürzten, aber Gott derselbe bleibt immer und ewiglich. Auf ihn kann man sich verlassen und ihm müssen alle Völker noch zu eigen werden.

97.

In diesem Liede spricht mit starken, hohen Tönen die Hoffnung des Glaubens. Es ist ein tiefer und unausrottbarer Trieb in aller Frömmigkeit, zu hoffen, daß auch einmal kräftig zutage trete, was ihr das Höchste ist. Der Glaube weiß zwar die Gewißheit festzuhalten, daß die Werte, die er hochhält, stärker sind als alle Wirklichkeit; aber davon allein kann der Fromme doch nicht leben. Er braucht die Aussicht auf eine Zeit oder auf eine Welt, die eine Verwirklichung seiner Ideale und die Erreichung seiner Ziele bringt. Das ist der tiefste Beweggrund von aller Hoffnung auf eine Heilszeit. Ist in aller Vergangenheit und in jeder Gegenwart das Gute dem Bösen untertan, und verschwindet so oft der Wert in der Wirklichkeit, dann labt sich das Auge an der Ahnung, daß es einmal anders werden wird. Je stärker und echter ein Glaube ist, je mehr es einem wirklich auf die göttlichen Dinge und nicht nur auf sich selbst ankommt, desto mehr spricht er seine Gewißheit in solchen Bildern aus. Wir können ohne solche einfach nicht leben. Und wären es bloß Illusionen, dann wären es lebensnotwendige Illusionen, also Erziehungsmittel in der Hand Gottes, um unsre Kräfte anzuspannen. Ist es doch auch in dem profanen und privaten Leben

genau so. Denn auch die tiefste Einsicht in die biologisch-psychologische Entstehung und Bedeutung der Hoffnung hat es noch nicht fertig gebracht, die Hoffnung auf zukünftige bessere Tage selbst zu zerstören. Im Gegenteil, auch bei kritischen Leuten hüpft sie ihrem Lebensgang immer mit flatternden, bunten Gewändern voraus; hat man einen Hügel erstiegen, zu dem sie einem hinaufgewinkt hatte, gleich fliegt sie weiter voran auf den folgenden, wenn man auf dem ersten die volle Verwirklichung seiner Wünsche nicht gefunden hat. So löst sich unser Hoffen, das das große Glück in einem Bilde der Zukunft geschaut hat, auf in die Wahrnehmung von aufeinander folgenden Bildern, die uns immer weiter weisen; es ist ein perspektivisches Schauen in die Zukunft hinein.

So ist auch unser Hoffnungspsalm aufzufassen. Echt poetisch sieht er natürlich die große Zukunft, die Verwirklichung der Herrschaft Gottes, in einem Bild. Aber es ist eine lange Entwicklungsreihe, die nur perspektivisch als ein Bild gesehen wird. Aber was macht denn das aus? „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist."

Worin liegt hier der Inhalt der Hoffnung? Gott wird zur Herrschaft gelangen, die zweite Bitte des Unser Vater-Gebetes wird erfüllt. Vor der Seele erhebt sich das Bild eines Zustandes, da Gottes Gerechtigkeit überall wahrnehmbar und seine Hoheit sichtbar ist: Gott ist alles geworden. Was wollen Gottes Gläubige anders? Aber wollen sie es alle wirklich? Oder ist er nur ein angenommener Schein, ein anſuggerierter Wunsch? Haben wir wirklich das starke echte Bedürfnis, daß Gottes Herrschaft kommt? Kann man auch nicht immer in solchen Hoffnungen leben, so müssen sie doch ganz tief in uns sein, um überhaupt alles Wünschen und Hoffen zu regeln und auch einmal bei starken Anlässen ins Bewußtsein emporzusteigen. Gott soll zur Herrschaft kommen: die Folge wäre eine doppelte. Die Anbeter anderer Götter werden beschämt und geben Gott recht. Und die Guten innerhalb des Bereichs der Gottgläubigen bekommen das Heft in die Hand. Was ist es denn anders, was wir wünschen, als daß in der Christenheit der Einfluß der „Bösen" immer mehr gebrochen und der der „Guten" gestärkt werde? Und darüber hinaus liegt das Ziel der *Äußeren Mission*, daß die ganze Welt sich zu Gott wende. Solche Ideale braucht man für einen je und je vorzunehmenden Ausblick in die Weite, wie wir ihn einmal nötig haben, um unser Alltagsleben immer richtig aufzufassen und unsere Aufgabe immer richtig anzufassen. Das ist die herrliche Zukunft, daß das Licht zu den Füßen der Gerechten und Wonne in den frommen Herzen sproßt; das ist der hohe Zustand der Vollendung der Menschen und der Vollkommenheit der Welt, der Zustand, der die Freude aller bildet, denen wirklich etwas an hohen, edlen Dingen liegt, was sich noch lange nicht für jeden „Christen" von selbst versteht.

Daß ein solcher Zustand der Herrlichkeit nicht nur ein *Traum* ist, dafür bürgt die *Macht* Gottes. Das Göttliche als höchste Herrlichkeit und Seligkeit wird verbürgt durch das Göttliche als höchste Macht. Davon wollen die ersten Verse eine Ahnung geben. So altertümlich sie uns anmuten, so poetisch kräftig

sind sie doch auch. Durch das ganze Lied zieht also der frohe, starke Glaube, daß es mit der Welt auf einem guten Wege ist: es muß Gottes Wille mit ihr geschehen. Wenn eine Predigt über diesen Gedanken einmal mit hohem Klang und weitem Blick Predigten von gewöhnlichem Schlage unterbricht, so wird das eine heilsame Erweiterung des Gesichtskreises und die Einfügung eines nicht unwirksamen Gedankens sein, der eine leise Motivierungs- und Trostkraft ausüben kann. Daß die Äußere wie auch die Innere Mission, daß auch große Zeitpredigten hier ihren Text finden, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

46.

Es ist keine angriffslustige Marseillaise, aber eine starke „Wacht am Rhein" des Glaubens, was wir in diesem so außerordentlich festen und siegesgewissen Liede vor uns haben. Wie ehern, sicher und unerschütterlich das klingt! Leider gewinnt unser schwächlicher Relativismus zu solchen Klängen, wie auch zu Luthers aus unserem Psalm erwachsenem Lied, oft nur ein armseliges ästhetisches Verhältnis, das weniger ein Gefühl der Stärkung als das hoffnungslose der größeren Schwäche im Gefolge hat. Nur wer etwas hat, dem wird hier gegeben, daß er die Fülle habe. Wenn einen doch dies Lied auf dem Wege der Einfühlung nur langsam mit seiner großen Kraft anwehen und erfüllen könnte! Wenn doch in unserer Seele nur etwas mehr von diesem frohen und tapferen Glauben wahr und wirklich würde, daß wirklich in diesem wirren und oft ganz verrückten Weltenlauf schließlich doch Gott die Oberhand gewinnt und alles, was sich ihm entgegenstellt, zu nichte macht!

Der besondere Reiz dieses Liedes ist der wirkungsvolle Gegensatz zwischen den ersten und letzten vier Versen und den beiden Versen in der Mitte: ringsum das Toben der feindlichen Mächte, aber dazwischen die große Ruhe und der Friede der Stadt Gottes. Es ist Ruhe, nicht Stille, um mit einem bekannten Worte zu reden. Das ist ein tiefes Geheimnis des Glaubens: mitten im Kampf und Streit um die höchsten Werte hält er sich den Blick offen auf eine Welt des Friedens. Es ist gleich, ob man diesen Blick als einen Ausblick oder als einen Aufblick faßt, ob man also diese Welt des Friedens in der Zukunft oder in der Höhe sucht, ob man sie als eine ewige vorhandene oder als eine erst zu erringende Wirklichkeit faßt. Jedenfalls unterscheidet dies den Kampf des Glaubens von jedem anderen Ringen um große Ideale: der Glaube weiß, daß er nicht allein steht, sondern, daß Gott die Hut und Wacht über seine Ideale hält. Ein solcher Blick auf das sicher zu erwartende Ziel beflügelt den Schritt und hebt den sinkenden Arm. Der Allmächtige ist mit uns. Ohne eine solche Schauung, um nicht Vision zu sagen, hält es kein Kämpfer aus.

So ist unser Lied angebracht, wenn es sich darum handelt, von Kämpfen um große Dinge zu sprechen, sei es, daß es die Feier vergangener Kämpfe mit ihren Siegen ist, sei es, daß es sich wirklich um schwere gegenwärtige Kämpfe handelt. Vielleicht werden wir noch einmal froh sein, daß wir solche starke, seelische Kampfmittel in dem Arsenal der Bibel zur Verfügung haben. – Dabei ist es gleich, welcher Art diese Kämpfe sind, ob es sich um große Ideale vaterländischer Werte oder um religiös-geistliche Güter handelt. Beider Hort ist für uns Gott. Natürlich läßt es der hohe und gewaltige Ton unseres Liedes ge-

raten sein, es erst als ultima ratio zu verwerten und nicht in den Fehler zu verfallen, daß man aus rhetorischen Bedürfnissen kleinere Übelstände zum Anlaß nimmt, mittelstarke Gefühle mit Hilfe unseres Heldenliedes aufzubauschen. — Ob sich eine Predigt über die Friedensbewegung der letzten vier Verse bedienen kann, muß ich der Entscheidung des einzelnen überlassen. Im Unterricht kann man den Psalm sehr gut an die Befreiung Jerusalems von Sanheribs Belagerungsheer schließen. Ferner trägt es sehr zur Belebung bei, wenn man ihn mit Luthers Nachdichtung vergleicht und dabei Ähnlichkeit und Verschiedenheit klar macht. Dabei kann ja den Ausgangspunkt für eine solche Behandlung sowohl der Psalm als auch Luthers Lied bilden. Gleich ist bei beiden die starke zuversichtliche Stimmung; Luther hat wohl einen größeren Kampfestrotz in sein Lied gelegt, weil die Schilderung der Feinde eine größere Rolle darin spielt. Dafür tritt aber auch der liebliche Zug der mittleren Verse des Psalms stark zurück; man kann ihn höchstens in der letzten Zeile wiederfinden: Das Reich muß uns doch bleiben.

76.

Wieder geht hier durch das Lied die Stimmung der großen Wendezeiten hindurch. Wenn Niedrige erhöht und Hohe erniedrigt werden, wenn starke Reiche bersten und Dulder errettet werden, wenn furchtbare Kriege ein Ende finden, die lange die Länder verwüstet und die Menschen verstört haben, dann zeigt sich der Gott der Weltgeschichte in der ganzen Furchtbarkeit und Herrlichkeit seiner Macht. Die Gewalt Gottes, des Weltenlenkers, sein Zorn, der endlich seinen Gläubigen Bahn brechen und die Widersacher vernichten wird, tönt schrecklich durch dies Lied hindurch. Waffenklirren, Stöhnen sterbender Krieger, berstende Throne und das Jauchzen der Befreiten sind die Klänge, die Gottes Tun begleiten. Wir brauchen Lieder für das Gedächtnis großer Zeiten, wie etwa der Schlacht bei Lützen oder der großen Befreiungskriege in den letzten Jahrhunderten, um unsre religiöse Deutung solcher Weltkatastrophen an klassische Zeugnisse anzuschließen, die ähnliche Zeiten in demselben Geiste gedeutet haben. Als Lektion würde an solchen Tagen unser Psalm sogleich aus der ganzen Stimmung heraus verstanden. Er ist ein „Allein Gott in der Höh sei Ehr" aus dem Alten Testament; es klingt in ihm wie aus diesem Choral das Wort: „Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende." Das ehrfürchtige Grauen vor dem gewaltigen Gott vermischt sich mit dem Dank für die Befreiung oder mit der Hoffnung auf zukünftige Errettung. Es ist doch gut, daß wir solche Lieder haben. Im N. T. wüßte ich nichts, was so treffend in eine gewaltige Zeit hineinpaßte wie dieses Lied.

75.

Auf Grund eines Vertrauens, das in schweren Prüfungen bewährt gefunden ward, spricht hier ein Frommer, allem Spott und Hohn entgegen, seine feste Gewißheit aus, daß Gott doch die Welt gehört und daß er darum die Oberhand gewinnen muß. Der Dichter bleibt im Zorn über die Feinde stecken, ohne zu einem „Vater, vergib ihnen" oder „Gott, überwinde Böses mit Gutem" vorzudringen. Es geht der harte Geist der Weltgeschichte hindurch, die das Welt

gericht ist. Hochmut kommt vor dem Fall – diese weltgeschichtliche Tatsache wird mit dem grandiosen Bilde von dem Taumelkelch religiös gedeutet. Wenn sich die Menschen in ihrem Übermut selbst zugrunde richten, dann ist es für den Frommen der harte und zornige Gott selber, der, wie er ja alles macht in der Welt, so auch die Übermütigen verstockt und verblendet, oder, um in unserm Bilde zu sprechen, mit Taumelwein berauscht, um sie dann zu verderben. All unsre christliche Sentimentalität kann nichts daran ändern, daß es in der großen Geschichte Zusammenhänge gibt, die sich nun nicht anders religiös deuten lassen, als so. Es ist nicht nur eine grandiose Poesie, es ist ein unübertrefflicher Ausdruck für religiöse Wahrheit, wenn wir sagen, daß Gott etwa den beiden Napoleons einen solchen Taumelkelch kredenzt hat. Oder wie kann man das Geschick von Bonifazius VIII. schlagender und erschütternder beschreiben? Hier steckt eine harte Geschichtsphilosophie, wie sie als Ergänzung unsrer weicheren Auffassung privater Verhältnisse unbedingt vonnöten ist. Wer es wagt, eine Zeitpredigt im großen Stil zu halten, wird auch unsrer Zeit einen solchen Taumelkelch in Aussicht stellen können, der sie berauscht macht angesichts ihrer äußern Erfolge und ihres Reichtums an Genüssen, bis es sich herausstellt, daß es ein Taumelkelch war, der uns zum Verderben führt. Daß eine solche Deutung sich nur für ganz große Zusammenhänge der Weltgeschichte eignet, versteht sich von selbst, ebenso auch das andre, daß man ohne Freude an dem Zusammenbruch der Gottlosen diese Deutung vollziehen kann; haben doch auch Propheten des Alten Testamentes nur mit Trauer und Entsetzen sagen können, was vor ihrem unglückseligen Seherauge an Zukunftsbildern aufgestiegen war. Anders erträgt es nicht unser Gott, der nicht den Tod des Sünders will; aber doch vollzieht er zugleich in der Weltgeschichte sein ehernes Gericht, wenn Reiche zusammenstürzen, die nicht mehr auf dem Grunde der inneren Wahrheit ruhen. Darin darf, darin muß der Gottgläubige den Beweis sehen, daß Gott die Zügel des Weltregimentes in starken Händen hat.

2. Individualdichtung (monodische Lyrik).

Naturpsalmen.

Eines der wichtigsten Gebiete, die uns das A. T. und besonders die Psalmen unter religiöse Beleuchtung bringen, während das N. T. davon sehr wenig oder nichts enthält, ist die Natur. Wir werden ihm dafür um so dankbarer werden, je größer unser Bedürfnis wird, Gott wieder in der Weite der Welt zu sehen, anstatt ihn bloß in einer bestimmten Linie der Geschichte und in seelischen Vorgängen zu suchen. So bieten sie uns eine Möglichkeit, einmal eine wertvolle Ergänzung zur Religion der Sünde und der Gnade vorzunehmen und so eine größere Vollständigkeit des religiösen Empfindens anzubahnen, die zwar einer einseitigen Gnadenreligion an Stärke nachstehen mag, dafür aber Bedürfnisse befriedigen hilft, welche weithin in den Menschen noch schlummern oder schon laut nach Berücksichtigung rufen. Daneben bietet uns eine solche religiöse Beleuchtung der Natur auch ein wertvolles Gegengewicht gegen die Gefahr der Isolierung unseres Glaubens, als ob er bloß eine geistige Welt umfaßte, die in der Luft hängt und mit dem Boden der Wirklichkeit, als welcher vielen gerade die Natur erscheint, nichts zu tun habe.

Ferner gewinnen wir, wenn wir diese Lieder benutzen, eine wichtige Anknüpfung für alle, die wir als Naturreligiöse bezeichnen können. Wenn wir unsern christlichen Gemeindegliedern die Natur religiös deuten und sie anleiten, sie selber so aufzufassen, dann schützen wir diese unsere Leute des weiteren vor den Gefahren, einem naturwissenschaftlichen Materialismus zu verfallen, der sie Gott, den Gott des Geistes, allein verehren und suchen läßt, während die Naturwelt bloß ihren eigenen Gesetzen und Nötigungen, ferne von Gott, gehorsam sei. Es ist wichtig, daß diese Lieder ohne Ausnahme keine sogenannte Naturstimmung atmen, also eine Naturmystik vertreten, die zum Aufgehen in die Natur verlocken könnte; vielmehr spricht sich in ihnen, dem ganzen Geiste der Bibel entsprechend, ein kräftiger teleologischer Wille aus, der die Natur großen geistigen Zwecken unterwirft. Dieser personalistische Geist der biblischen Naturauffassung hat dann zu seiner Ergänzung die Anschauung, die alles auf den Menschen bezieht. Davon werden wir nie zugunsten einer naturalistischen Auffassung abgehen können.

An unsern Liedern werden wir zuerst lernen, fromme Menschen in ihrem Verhältnis zur Natur und dem Gott, der ihr Schöpfer ist, zu verstehen, um dann unsere Leute anzuleiten, die Natur religiös und teleologisch zu betrachten. Das geschieht natürlich weniger durch Beweisen, als durch Bezeugen. Wir sollten dadurch gleichsam die Stimme der Urreligion erwecken, die in jedem Menschen schläft, oder das Auge für Gott, das in jedem Menschen, wie wir glauben, angelegt war. Überall werden sich im einzelnen Beziehungen zu dem ersten Artikel und der vierten Bitte ergeben. Bei diesen wird es sich also darum handeln, so wichtige Stücke der subjektiven Frömmigkeit wie Vertrauen auf Gott und Dankbarkeit gegen ihn zu erwecken. Daneben aber wird niemand versäumen, auch auf die Schönheit und Weisheit, die sich in der Welt einen Ausdruck verschafft hat, trotz allem Häßlichen und Törichten, was sie enthält, die bewundernden Blicke hinzulenken, um zu dem schweren Ernst, den unser Glaube uns so oft nahebringen muß, auch etwas von Freude und Genuß hinzufügen. Dazu sind gerade unsere schönen Lieder ein vorzügliches Mittel.

19, 1 – 7.

Mit einem sehr starken religiösen Gemüte setzt uns dieses Lied in Verbindung. So stark ist sein Sinn für Gott, daß ihm die ganze Himmelswelt und die Sonne zumal die hohe Botschaft von ihm entgegenschallen läßt. Die Wunder des Himmels, besonders die einzigartige Majestät des Sonnenballs, sind es, die hier die Ahnung von Gott erwecken und zu einem solchen hohen Preise seiner Herrlichkeit emporwachsen lassen. Wo nur in einer Seele diese Ahnung von Gott, dieses religiöse a priori schläft, da wird es immer wach, wenn starke Eindrücke von außen oder von innen her das tiefste Lebensgefühl berühren. Tut diesen Dienst sonst auf israelitischem Boden die Geschichte mit ihren großen Wundertaten, so tut es hier der Himmel mit seinen Wundern. Wenn der Glaube als der Sinn für Gott erwacht ist, dann hört und sieht er überall nur Gott. Sagen wir religionspsychologisch, er höre in alles Gottes Stimme hinein, so sagen wir endgültig mit dem Glauben selbst, daß er aus allem seinen Gott heraushört. So werden dem Sänger in den ersten fünf Versen die Räume und die Zeiten

zu einem großen kosmischen Lobpreis seines Gottes. Die Musik der Sphären ist hörbar nur dem wahlverwandten Ohr, das den Preis Gottes aus seinen größten Werken zu vernehmen imstande ist; dabei kann man trockne und platte Physiker ruhig ihrem Vergnügen überlassen, wenn sie über solche musikalischen Halluzinationen und astronomischen Phantastereien ihren Spott haben. — Ganz besonders tut es natürlich unserm Dichter die Sonne an, die überall und zu allen Zeiten die größte Kraft besessen hat, jenes religiöse Grundgefühl durch starke Eindrücke von ihrer Hoheit und Lebensnotwendigkeit zu erwecken. Aber wir merken hier den Unterschied der Zeiten und der Gegenden. Wir empfinden an der Sonne weniger die Gewalt des verzehrenden Helden als das Mütterliche ihrer treuen Pflege und Sorge; das kommt ja schon in den verschiedenen Artikeln zum Ausdruck. Wir verhalten uns darum, wenn wir uns genau prüfen, zu der Stelle über die Sonne mehr ästhetisch als religiös. So hat auch schon die Anspielung auf die Sphärenmusik einen fremdartigen gelehrten Zug an sich, den wir uns nur so, wie oben geschehen, religiös aneignen können. Aber trotzdem wirkt dieser Sang, der starke Gefühle eines Mannes, der seinen Gott an den Werken seiner Natur erlebt hat, in so prächtiger Sprache zum Ausdruck bringt, auf jene Stelle unserer Seele ein, wo der Sinn für Gott und der für das erhabene Schöne einander benachbart sind. So wird es zu einem befreienden Glück, dieses Lied zu lesen, zu hören oder zu singen. Denn es hebt einen über sich hinaus und führt einen in hohe und weite Zusammenhänge hinein.

So ist es gültig für uns, als ein Mittel, Gott in der Natur und zwar an den höchsten Werken seiner Schöpfung erleben zu lassen. Es tut not und es tut gut, daß einem Himmel und Sonne mit all ihrem Glanz noch in diesen Glanz getaucht und auch zu Dolmetschern Gottes gemacht werden. Es ist ein Gewinn, wenn man sich selbst oder die anderen mit solchen hohen Gefühlen die Seele reich und froh machen kann.

Wenn sich auch dieses Lied gesungen am besten einen Eingang zur Seele verschafft, wie es immer unsere Tondichter zur Vertonung gereizt hat, so darf man es sich doch nicht für andere Verwendungen entgehen lassen. Als Lektion im heißen Sommer kann es den Dienst tun, starke Eindrücke, die sonst in der Seele sind, mit religiösen Grundgefühlen zu verbinden. Die Predigt kann versuchen, die Seelen auf die religiöse Deutung der Schöpfung einzustellen, die ohne große Reflexion, wie sie allem verschulten Denken noch immer in der Gestalt der Gottesbeweise naheliegen, Gott freudig in seinen Werken finden lehrt. Wie überraschend wirkt dieser Ton der Freude und der feiernden Anbetung auf kleinere und engere Gemüter ein, die mit dem Worte Gott nur enge Gefühle der Pflicht und des Vertrauen-Müssens haben verbinden lernen! So hat O. Baumgarten in seiner Sammlung „Altes und Neues aus dem Psalter" unser Lied seelenverwandt ausgelegt. Im Unterricht mag man an unserem Liede zeigen, wie alte mythologische Vorstellungen von unserm Dichter umgewandelt worden sind. Es geschieht das durch das einfache Mittel des Vergleichs: nach der alten Mythologie läuft der Sonnenheld seine Bahn, jetzt läuft die Sonne ihre Bahn wie ein Held. Wenn man einmal auf die Rolle achtet, die dieses wie und auch das als ob der Religionsgeschichte spielt, dann wird einem vieles klar. Ist nicht manches sogenannte Wunder daraus entstanden, daß ein solches wie und als ob verschwand und das, was

als Vergleich gemeint war, als eine „Tatsache" erschien? Und besteht nicht umgekehrt die Aufgabe einer heutigen Auslegung darin, eine solche Tatsache durch die Einschiebung eines solchen „wie" oder „als ob" wieder aufzulösen? Man denke etwa an den Durchzug durch das Rote Meer oder an alle die wunderbaren Speisungen, Tränkungen und Heilungen.

Ein Vergleich mit dem lieben, prächtigen Lied von P. Gerhardt „Die goldne Sonne voll Freud und Wonne" macht auch vieles klar: weckt in unserm Psalm die Sonne den ehrfürchtigen Eindruck der erhabenen Macht, so dies herrliche, warme Lied den so ganz andern Eindruck, in der Hand Gottes geborgen zu sein, der die liebe Sonne am Morgen wieder an den Himmel zurückkehren läßt.

Das angefügte Lied vom Gesetz trägt ja auch für ein ganz ungeschultes Empfinden eine so ganz andere Art an sich, daß man die beiden Teile kaum miteinander behandeln wird. Vielleicht ist ein Beweggrund, der doch an ihrer Verbindung festhalten läßt, dieser: sonst erscheint überall in den Psalmen, wo von der Natur die Rede ist, irgend eine Beziehung auf den Menschen; denn die Religion des Alten Testamentes ist durch und durch human, also auf den Menschen gerichtet. Hier dagegen ist nur von Gott und Himmel und Sonne die Rede, ohne daß auch nur eine Beziehung auf den Menschen anklänge. Für unser Gefühl ist das gar kein Schade; man kann auch einmal sich Gott ganz und allein hingeben, um, losgelöst von allen menschlichen Wertungen, auch den höchsten, aufzugehen in der ehrfürchtigen Bewunderung seiner Größe und Herrlichkeit. Darin steckt des echt Menschlichen schon genug.

8.

Steigt der vorige Psalm auf wie die Sonne am Sommermorgen, majestätisch und gewaltig, so gleitet dieses Lied lieb und sanft dahin und zieht einen mit hinein in die freudige Stimmung anbetender Bewunderung Gottes. Es quillt beim Lesen etwas in der Seele empor von den Eindrücken und Gefühlen, die der Anblick des weiten Firmamentes mit Mond und Sternen erregt: ein unbeschreibliches hehres Glück voll Weihe, ein gehobenes Gefühl, vor einem Großen und Hohen zu stehn, das die Seele zwar leise niederdrückt, aber sie doch vor allem erhebt. Dieses Gefühl feierlicher Stille, das die großen Majestäten da droben erwecken, ist für uns schon Andacht und Erweiterung der Seele genug, um öfter einmal darin auszuruhen, wenn man nach einem unruhigen Tage am Abend sich etwas sammeln kann im Anblick der Gestirne, die uns die Sonne am Tage so eifersüchtig verdeckt. Aber noch höher schwingt sich die Seele empor, wenn sie des inne wird, daß zwar der Mensch schier erdrückt vor diesen glänzenden Massen steht, aber doch trotzdem eine Stellung einnimmt in dem Universum, die ihn dem Schöpfer all dieser Wunder näher rückt als sie selbst. Darum geht ein erregtes und beglücktes Aufatmen durch dieses Lied, wie es die Augenblicke des gehobensten Selbstgefühls zu begleiten pflegt. Und zu diesem Selbstgefühle haben wir auch in unsrer Religion ein Recht, die so oft dahin mißverstanden wird, als sei sie bloß auf die Herabdrückung dieses Gefühls berechnet. Diese ist doch nur ein Mittel, um falsches Selbstgefühl zu beseitigen, und zugleich die Voraussetzung, um richtiges zu erwecken. Das Ziel für alle christliche Gefühlspflege bildet der Stolz, zu Gott zu gehören; und alle höchste

christliche Erziehung rechnet mit diesem Stolz als dem besten Mittel, Jammer und Sünde dem Menschen unter die Füße zu legen, dessen Haupt von den Strahlen des göttlichen Wohlgefallens vergoldet wird.

Erfrischend berührt uns als tiefster Sinn unseres Liedes jene echt biblische Paradoxie, die Gott gerade daran erkennen lehrt, daß er es entgegengesetzt macht, als es Menschen erwarten. Gerade der Mensch, der der kleinsten Wesen eines ist, die, gemessen an den Sternen, das Weltall birgt, er ist Gott am nächsten und sogar sein Stellvertreter, er, der kleine Gott der Welt. Mit einem gewissen Trotz wird diese Paradoxie noch dahin weitergeführt, daß Gott, wenn ihn seine großen Feinde und Gegner verkennen und schmähen, sich aus dem Stammeln der Kleinsten ein Bollwerk und eine Stütze seiner Macht bereitet hat. So ist es das Verhältnis der Herrlichkeit Gottes und der des Menschen, was unser Dichter zum Ausdruck bringt: die Herrlichkeit des Menschen, die er im zweiten Teile besingt, ist nicht viel kleiner als die Gottes selbst; aber diese ist und bleibt doch die höchste. Es ist doch nicht Kulturfreudigkeit im tiefsten Grund, was hier hindurchtönt, sondern gerade umgekehrt die Herrlichkeit Gottes ist es, die auch in aller weltbeherrschenden Macht des Menschen herausgestellt und gepriesen werden will. Ein solcher Ton ist gerade für eine kulturselige Zeit mitunter einmal vonnöten; das Höchste und Letzte ist doch das, was die Bitte sagt: „Dein Name werde geheiligt!" Darin nur findet der Mensch seine völlige Ruhe, darin nur findet er Schutz vor aller auch der feinsten Selbstsucht, wenn das höchste Ziel nicht seine Verherrlichung, sondern die seines Gottes bleibt.

Reiche Gedanken über das Verhältnis von Gott, Mensch und Natur lassen sich aus unserm Liede gewinnen. Der unbedingt humane Standpunkt aller biblischen Religion, der den Menschen in den Mittelpunkt rückt und ihn zum Herrscher der Natur macht, muß hier wie in Genesis 1 alle zur Verzweiflung bringen, die sich nicht genugtun können, diesen Standpunkt als anthropozentrischen Größenwahn zu schmähen. Solchem Naturalismus gegenüber beharren wir fest auf diesem Boden: wir sind die Herren der Natur, Gott untertan und der Naturwelt Herr. Und wenn sich auch so vieles verändert hat, seit dieses liebliche Lied erklang, die großen Grundverhältnisse, die es ausspricht, sind doch die gleichen geblieben: einmal ist uns der Abstand von den gewaltigen Wundern des Himmels noch größer geworden, seitdem wir wissen, mit welchen Zahlen wir ihre Massen und die Räume zu messen haben, in denen sie sich bewegen; dann aber ist doch auch in demselben Maße auf der anderen Seite seit jenen einfachen agrarischen Zeiten die Fülle der menschlichen Macht ins ungeheure gewachsen. Was ist die Herrschaft des Menschen über ein scheinbar so großes und schwieriges Tier wie etwa über einen Ochsen oder ein Pferd, was ist sie verglichen mit der über Gottes mächtigste Geschöpfe, den Dampf, die Elektrizität und andere Kräfte der Erde und des Himmels! Hieran läßt sich etwa eine Kulturpredigt anschließen. Diese wird den Gang zu nehmen haben, daß sie zwar aufsteigt von der Kleinheit und der Ohnmacht des Menschen, um die Stellung zu preisen, zu der sie es jetzt gebracht hat; dann aber wird sie auch diese seine Beherrschung der Welt als ein Mittel zur Verherrlichung Gottes feiern, dessen Kennzeichen seine Herrschaft über die Welt ist, von der er aber einen Teil den Menschen wie einen Adelsbrief in dem weiten Kosmos überlassen hat. Es wird jeden kundigen Hörer überraschen,

wenn er solche Töne in der Kirche hört, die den Menschen verherrlichen, während er sonst immer gewöhnt ist, daß man ihn hier herabsetzt und im Vergleich mit Jesus von einem „bloßen" (!) Menschen spricht. Dörries hat seiner ganzen Richtung gemäß in seinem neusten Predigtband „Die Welt Gottes" solche Töne angeschlagen; so in einer Adventspredigt, wo er über die Herrlichkeit des Menschen spricht, die in Jesus vollendet wurde, ebenso in einer Predigt über unseren Psalm, in der er die mannigfache Weise darstellt, in der sich der Fromme zur Natur verhält.

29.

Starke Eindrücke von dem erhabenen Gott, der in seiner vernehmlichsten Sprache, im Gewitter zu der Menschheit zu sprechen pflegt, haben hier einen prächtigen Ausdruck gefunden. Ohne große Schwierigkeit kann man sich in die Seele des Dichters hineinfühlen, der in dem Gewitter mit seinen zuckenden Blitzen und seinen krachenden und rollenden Donnern die Stimme des mächtigen Gottes vernimmt. Das ist das Schöne und Große an diesem Liede, daß es einmal ohne jede Einmischung von Furcht, die etwa die Angst um das eigne Leben oder auch das böse Gewissen erwecken könnte, sich rein dem Eindruck hingibt, wie groß und herrlich der Gott sein muß, der so zu seiner Erde zu sprechen pflegt. Darum durchzieht denn der Hauch freudiger Ehrfurcht unser Lied; ein Jauchzen der Bewunderung geht durch es hindurch, das jeden Donnerschlag mit einem Ausdruck der Freude an dem erhabnen Gott begleitet. Damit stimmt der Sänger ein in das Jauchzen der Engelgeister, die oben im Tempel Gottes seine Offenbarung begleiten, indem sie rufen: wie hehr! — Das ist die tiefste und wahrste Antwort, die Gottes Offenbarung in Blitz und Donner finden kann: wie hehr ist doch unser Gott! — Aber noch ein anderer Eindruck kommt hinzu. Während die Elemente drunten in Aufruhr sind, während sich Gott von seiner furchtbaren Seite zeigt, herrscht hoch über der Erde mit ihren hüpfenden Bergen und dem wild aufbrausenden Meere, heilige Ruhe im Tempel Gottes. Er hat alles in seiner Hand und seine Wohnung ist eine Stätte des Friedens. Dieser Gegensatz hat etwas außerordentlich Beruhigendes an sich; er erinnert an den ähnlichen Zug in Psalm 46. In diesem Gott findet man darum auch den Grund zu ruhigem Vertrauen. Gott, der Blitz und Donner in seiner Gewalt hat, wird auch sein Volk nicht zu Schaden kommen lassen, sondern segnen — die übliche Beziehung der Naturlieder auf den Menschen und sein Wohl.

Mutet uns auch mancher Vergleich in diesem Lied etwas sehr orientalisch lebhaft an, so überhört man doch solches über dem starken Ausdruck, den die Stimmung der Bewunderung hier gefunden hat. Dieser Eindruck von Gottes Macht und Größe ist doch einzigartig. Es sind Urlaute der Frömmigkeit, die hier geläutert an unser Ohr klingen, und wir verstehen sie und hören sie gern. Es ist uns nötig, daß wir bisweilen angeleitet werden, gerade auch auf diesem Gebiete des Naturgeschehens den Erweis der Herrschaft Gottes zu erkennen. Dabei erwachen Stimmen der Frömmigkeit, die doch auch zu ihr gehören, wenn sie auch häufig durch die einseitigen starken Töne der Buße und der Freude über die Gnade Gottes übertönt worden sind. Gott ist doch auch noch der Herr der Natur. Das Gewitter unter diese Deutung zu stellen, fügt dem gewohnten Bilde Gottes einen wertvollen Zug hinzu; und wenn es geschieht, dann erhöht und er-

weitert sich die Seele; denn sie ist in demselben Maße über das Gewitter erhaben, als sie es in eine solche Abhängigkeit von ihrem Gotte stellt. Wenn die starken Eindrücke, die die immer zahlreicher und gefährlicher werdenden Gewitter auf die immer nervöser werdenden Menschen machen, fortgeleitet werden zu dem Glauben: Hier spricht Gott in seiner Herrlichkeit, — so ist die befreiende und stärkende Bedeutung dieser Ablenkung nicht zu verkennen. Mancher folgt dann unserm frommen Dichter auf der Bahn der Gefühle und Gedanken, die er so sicher und froh dahingeht, mit ähnlicher Freude und Sicherheit; und so wird seine Seele um ein starkes Erlebnis und um einen Gefühlseindruck innerer Kräftigung reicher. Ohne Zweifel ist eine solche Leitung der Eindrücke, die das Gewitter weckt, männlicher und stärkender als die übliche schwüle und gedrückte Art, wie etwa landläufige „Gebete bei Gewitter zu beten" die Seele auf die Straße der Angst, des bösen Gewissens und der Bekehrung führen.

Im Sommer mag man unser Lied am Altar verlesen. Man kann es auch einstellen in eine liturgische Frühlings- oder Sommerfeier, also in einen liturgisch gehaltenen Naturgottesdienst. Man mag auch darüber predigen in gewitterreicher Sommerzeit, vielleicht auch nach einem schweren Gewitter, um den Versuch zu machen, ob man die Gedanken einiger Hörer nicht von ihrem Wohl und Weh ablenken kann auf die Herrlichkeit Gottes; denn die freudige Bewunderung Gottes ist in einem selbstlos ästhetisch-religiösen Geist immer von einer starken Wirkung, wo sie überhaupt möglich ist; sie erhebt uns über so manches Kleine und Enge, das in uns ist, und gibt dem Blick die Wendung in die befreiende Höhe und Weite unseres Gottes selber.

103.

Dieses wirklich köstliche Lied atmet das ganze frohe Glück des Frommen, wie wir es uns als höchsten Gewinn des Glaubens, wie wir es als ein Echo und einen Anfang der himmlischen Seligkeit in der Gemeinschaft Gottes am liebsten vorstellen. Es ist das Glück, sich in Gott geborgen zu wissen, das hier laut wird, um sich eilends anderen auszusprechen und mitzuteilen. Es ist hier alles so licht und lieb, so hell und warm, so heilig und gut, daß man die hohe Welt ahnt, in der man als Christ zu leben und von der man als Pfarrer zu künden hat. Sie tritt einem fast spürbar in diesem Gedicht eines Menschen entgegen, der von ihr so klar zu sagen wußte. Es ist ohne Zweifel eine der reinsten Blüten biblischer Religion, erblüht in einer Seele, die dessen inne ist, was sie an ihrem Gott besitzt. Hell klingt der fröhliche Glaube und der sonnige Optimismus nach überwundenen schweren Stunden aus der Seele hervor. Gott ist ihr alles, er ist ja ganz Treue und ganz Güte. Er ist ganz anders als der Mensch, der wie Gras vergeht. Und trotz dieser armseligen Beschaffenheit der Menschen ist Gott ihr Trost und ihr Halt.

Die Höhe dieses Liedes wird uns daran klar, daß ihm die Vergebung mehr ist als die Rettung, daß ihm die Seele mehr ist als der Leib. Wir haben hier einen starken Ansatz zur Vergeistigung der biblischen Religion und zu ihrer Erhebung in die Höhe, wo allein noch seelische Werte gelten. Wie neutestamentlich groß erscheint hier Gott, der Sünde und Schuld nicht übersieht, aber vergibt, der hadern kann, aber nicht ewig zürnt, der die Schwäche der Menschen kennt, aber sie gerade darum mit Huld und Gnade krönt.

Um seines warmen, sonnigen Glaubens willen brauchen wir dieses Lied. Die wenigen rein israelitischen Züge können seiner Wirkung auch bei seiner gebildeten und kirchlich gleichgültigen Leuten nichts in den Weg legen. Wer nur irgend ein Empfinden für den Ausdruck einer sonnigen Güte hat, der muß es spüren, wie hier breite goldene Fluten seelischen Glücks einem entgegenströmen.

So ist unser Lied eine Lektion für hohe festliche Tage, besonders für Tage, die der Feier eingreifender Erlebnisse des bürgerlichen Lebens gelten. So etwa kann es als schönstes Schmuckstück an Jubiläen oder goldenen Hochzeiten dienen, so paßt es zum Sylvester- und zum Erntedankgottesdienst. Auch an manchem Grab könnte es allein die Stimmung auslösen oder schaffen, die die einzige, unseres Christenglaubens und der Gelegenheit würdige ist; so etwa wenn ein reichgesegnetes Leben zu Ende gegangen ist und jeder die Empfindung hat, daß hier der Schmerz des Todes und der Trennung ohne Mühe in die Stimmung reichen Dankes übergeleitet werden kann. Für alle solche Gelegenheiten bietet der Psalm auch einen erhebenden und sofort in die Seele eindringenden Text dar.

Die ersten fünf Verse bilden einen prachtvollen Introitus zu festlichen Gottesdiensten. Ebenso sind sie in Verbindung mit den folgenden Versen für eine Beichtrede verwendbar. Die Verse 15–17 geben einen schönen allgemeinen Text für eine Grabrede. Wo immer ein hoher festlicher Tag nach einem prächtigen und stimmungsvollen Worte ruft, wird man also hier suchen dürfen, denn hier sind die elementarsten Töne biblischer Frömmigkeiten nahe bei einander.

104.

Von der Beobachtung und dem Verstande geleitet, stimmt hier ein frommer Sänger ein Lied an, um Gottes Weisheit zu preisen. Er kann nicht anders, als die Welt so auffassen, wie es dem Geist der biblischen Religion entspricht: ein guter und weiser Wille steht hinter allem, was vorhanden ist und was geschieht, und leitet alles nach seinen guten Zwecken. Die personalisch-teleologische Auffassung im Dienste eines freudigen Optimismus regiert unser Lied. „Die Welt ist vollkommen überall" – das ist der Kehrreim, das Thema, das unser Lied wie Genesis 1 abwandelt; aber es geht über dieses erste Kapitel hinaus, indem es gleichsam am Ende hinzufügt: „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual". Des Menschen Sünde ist der eine unbegreifliche dunkle Fleck in der sonst so vollkommenen Schöpfung. Wenn doch nur auch in der Menschheit Gottes Wille geschähe, wie er geschieht in der Natur! So äußert sich auch hier der schon mehrfach beobachtete Zug, daß die Naturbetrachtung in den Psalmen abläuft in ethische Gedanken und Wünsche; ist es doch die folgerichtig humane und ethische Religion, die alles enden lassen muß in solchen geistigen Zielen. Darum dürfen wir es niemals vergessen, in demselben Geiste die Betrachtung und Bewunderung der Natur zu regeln; ohne dieses Schwergewicht des Ernstes ist die freundliche Poesie der Bibel nicht zu haben; selbst wenn sich der eine oder andere darüber beklagen sollte, daß die Fülle der Gesichte der trockene Schleicher des Moralismus stören muß. – Daneben soll man natürlich seine Herzensfreude an der bunten, lieben Welt haben, die uns unser Dichter schauen läßt; es ist eine Freude, an der religiöses Nachfühlen und poetischer Genuß gleichen Teil haben. Dann berührt uns die herzige Kindlichkeit der ganzen Naturauffassung so traut

und lieb, auch wenn wir sie in dieser einfachen Weise nicht mehr teilen sollten. Aber das Grundgefühl muß bleiben, daß schließlich das letzte Verständnis der Natur das Verständnis vom Menschen aus ist. Diesem steht freilich die Nachtseite der Natur entgegen, die hier ganz außer dem Blicke unseres Dichters liegt. Aber warum sollen wir denn eben immer bloß auf diese sehen, wie er auf die helle Tagesseite schaut? Kann man sich denn nicht auch einmal rein an dieser erlaben? Darum, daß jene andere auch da ist, verschwindet doch diese nicht! So mag sich denn das Bedürfnis, mit hellem, sonnigem Optimismus die helle Seite der Natur anzuschauen, unseres Liedes als eines schönen Anknüpfungspunktes bedienen. Es ist zwar wohl für einen Text im ganzen etwas zu lang, aber als Lektion in einem der Natur gewidmeten Gottesdienst oder in einer liturgischen Naturfeier füllt es, gut verlesen, seinen Platz aus. Dem Unterricht hilft es, den schweren Ernst von Gen. 1 und die mißtrauische Stimmung des modernen Menschen diesem Stücke gegenüber mit freundlichen Klängen im Geiste der „Schöpfung" Haydn's zu mildern und in freundliches Miterleben der frommen Naturgefühle überzuführen.

II. Gruppe: Gebete.

a) Dankgebete.

1. Öffentliche Dankgebete (Chorlyrik).

67.

Welch eine feierlich befriedigte Stimmung atmet doch dieses schönes Lied! Zwei Stimmen lassen sich bei genauerem Hinhören unterscheiden. Der eine Grundton klingt nur leise in V. 7 an: das Land hat reichlich getragen. Das ist auch ein einzigartiges Gefühl durch weite wogende Kornfelder hinzustreifen, die der Sense des Schnitters harren. Dann hebt einem dies Gefühl die Brust: Es ist etwas erreicht, Menschenarbeit ist nicht vergebens gewesen. — Ganz feierlich gehoben kann man werden unter diesem Gefühl, das die Erfüllung einer großen Hoffnung und die Erreichung eines schönen Zieles in uns erwecken. Dieses Glück ist aber für den Frommen, der immer, wo ihn auch wichtige Lebensereignisse berühren, seine ihm angeborene Form, die Dinge anzuschauen, anwenden muß, es ist für ihn nur als Segen Gottes verständlich. „Uns segnet der Herr unser Gott": welches tiefe, heilige Glück verbunden mit demütigem Stolz liegt in diesem schönen Wort! Es ist doch ein Glück, Gott zu haben und ihn über allem Glück als den Urheber alles Segens zu schauen! Wenn Glück sich also in Segen wandelt, fällt gleich manche Gefahr dahin, die in guten Tagen schlummert, und man genießt das Glück doppelt, wie man ein Geschenk von einer treuen, lieben Hand doppelt genießt, weil zu dem sachlichen Wert noch der persönliche kommt. — Diese echt frommen und tiefen Gefühlswellen wecken aber andere auf: die Seele, weit geworden im eigenen Glück, wendet sich den anderen, wendet sich den Völkern zu. Auch diese sollen einen solchen Gott erkennen und ihn preisen. Je weniger logisch vermittelt dieser Gedanke ist, desto echter ist er: in unseren Gedanken- und Gefühlsverbindungen, wie sie oft ohne logischen Zusammenhang in unserer Seele auf einander folgen und sich gegenseitig hervorrufen, äußert sich unser

tiefstes Wesen; wenn irgendwo klar wird, was einer ist, so ist es in solchen unmittelbaren und plötzlich eintretenden Gedanken- und Gefühlsverbindungen. Es ist ja doch nichts als unser wirkliches praktisches Ich, also die Art, wie wir schätzen und wie wir wünschen, die über diese Gefühlsfolgen und Gedankenverbindungen entscheidet. So bricht hier in Verbindung mit dem Gefühl der Befriedigung über die Ernte die Sehnsucht hervor, daß doch alle Völker und alle Enden der Erde Gottes Segen erfahren, ihn preisen und ihn fürchten möchten. Hier äußert sich ein Herz, in dem reine lautere Frömmigkeit waltet. Es klingt alles so hell und gut, es ist, als sähe man den Rauch vom Opferaltar feierlich langsam im goldenen Schein der Sonne zum Himmel emporsteigen.

Dieser Doppelton, Dank für die Ernte auf dem Felde und Verlangen nach der Völkerernte für die himmlischen Scheunen Gottes, ist ohne weiteres für uns maßgebend. Am besten paßt darum dies Lied als Lektion, aber auch als Text, auf ein ländliches Missionsfest um die Zeit der Ernte, also in die Wochen, da solche Feste auf dem Land gefeiert werden, zwischen der Heu- und Kornernte, oder gleich nach der Kornerte, wenn die größere Muße und ein reicher Ertrag die günstigen Bedingungen für ein solches Fest darbieten. „Hebet die Häupter auf — Gott hat noch eine größere Ernte in der Welt; tut den Beutel auf, denn Gott hat euch auf dem einen Feld gesegnet, daß ihr auch für das andere opfern könnt." Denn die beste Verfassung der Seele zum Opfern ist immer das eigene Glück; wir müssen immer noch mehr unsere Leute dahin erziehen, daß sie etwas von dem Ihren dem Himmel geben, nicht als Bittopfer, um von ihm wieder etwas zu bekommen, sondern als Dankopfer, wenn durch Gottes Gaben ihre Herzen so weit geworden sind, daß auch die sonst so krampfhaft geschlossenen Hände sich wie von selber öffnen.

65.

Noch höher gehen die Wogen der Freunde über den reichen Ernteſegen in diesem Lied. Lebhafter ist das Empfinden, prächtiger die Sprache. Aber der Höhe der einen Empfindung entspricht auch die Tiefe der anderen: vor dem reichen Segen Gottes versinkt der Dichter in Scham ob seiner Sünde Menge. Aber bald steigt seine Seele wieder empor, um sich der Vergebung des gnädigen Gottes zu freuen und ihm voll Dankes zu jauchzen. Jedoch vergißt er auch des Gelübdes nicht. So ist dies Lied voll von Tönen, die durch eine Seele wogen, deren religiöse Höhenlage nicht gewöhnlich ist. Äußeres Glück ist der Anstoß, der diese Bewegung der Gefühle hervorruft, wie sie dem innersten Wesen dieser Frömmigkeit entspricht. Daß es die ganz und gar ethisch durchgebildete Frömmigkeit der Propheten ist, die hier auch das Erlebnis des reichen Ernteſegens mit ihrem Geiste durchdringt, ist nicht nötig, besonders zu bemerken.

Es ist ein rechtes, frommes Sommerlied, und nichts hindert uns, uns ihm völlig hinzugeben. Wie auf einer gebahnten Straße kann unser frommes Gefühl in ähnlicher Lage diesem Liede folgen. Dem Gott, der gibt und der vergibt, gehören unsere Gedanken und Gefühle. Wir haben keine Ruhe, wenn wir Gottes Güte in der Natur genießen, ohne daß auch unser Gewissen irgendwie berücksichtigt wird; immer sind es doch die Beziehungen auf den Menschen, besonders seine Sünde und seine Aufgabe, die die meisten Worte unserer Psalmen

über die Natur und ihren Segen begleiten und auf die Höhe unserer geistig-sittlichen biblischen Religion erheben. Daneben wogt auch hier die Empfindung dankbaren Glückes hinaus zu den Völkern, die diesen reichen und gütigen Gott noch nicht kennen; Missionsgedanken bilden die andere Richtung, in der die hohen Gefühle des Dankes abklingen und lebendig werden wollen. Ist doch der Gott, der uns so gesegnet, nicht nur unser Gott, sondern der der ganzen Welt; ist er doch nicht nur der Herr der Natur, sondern auch der aller Völker auf Erden.

In dieser Weise auch den Gefühlen unserer Gemeinden ihre Richtung zu geben und ihre Gedanken einzustellen, ist die allgemeine Aufgabe, die unser Psalm uns stellt. Diese — man kann wohl sagen, höchste Form agrarischer Religion sollte die Norm bilden, deren Beachtung erst eine Predigt, was den Inhalt angeht, zu einer Dorfpredigt macht. Je fester und wahrhaftiger man die Gedanken der Hörer in diese Richtung bringt, desto eher kann man erwarten, daß sie langsam von selbst darin weitergehn. Und je mehr die bewußte Reflexion darauf verschwindet, daß man so denken müsse, je mehr alles ganz von selber vor sich geht, desto besser ist es damit bestellt. Die Verbindung des Dankes für alle Gottesgüte im irdischen Leben mit dem ersten der beiden hier ausgesprochenen Gefühle, also mit dem der Scham über die eigne Sünde, hat ja Luther in seiner Erklärung des ersten Artikels in klassischer Form vollzogen: „Ohne all mein Verdienst und Würdigkeit."

Darum eignet sich unser Lied für mannigfaltigen Gebrauch in ländlichen Gemeinden zur Sommers- und Herbstesteszeit: als Eingangsgebet, als Lektion und als Text für die Erntepredigt. Als Erläuterung zu der Folge der Gefühle Dank und Scham, wie sie im ersten Artikel und auch in dem Übergang von der vierten zur fünften Bitte des Unser-Vaters vorkommt, eignet es sich ebenfalls, um damit wenigstens einmal dem Verständnis diese normale Ordnung der Gefühle einzuprägen; vielleicht wird dann in einer dazu willigen Seele echtes Erleben daraus, das dann in all diesen klassischen Stücken Kanäle findet, um leicht und sicher seine eigenen Gefühle ausströmen zu lassen.

118.

Von der Gruppe der Lieder, die den Dank für Errettung aus der Not aussprechen, ist dieses Lied das eindrucksvollste. Noch stark erregt rauschen die Wogen der Gefühle daher, wie die Wellen des Stromes nach einem schweren Gewitter. Nicht folgen die Gefühlsausdrücke in einer ruhigen Ordnung aufeinander, wie sie dem inneren Erlebnisgange entsprechen; — so werden wir es in den folgenden Liedern finden. Sondern es entlädt sich die Seele in starken impulsiven Stößen ihrer mannigfachen Erregungen, wie sie ihr großes Erlebnis, die Rettung, mit sich führte. Es war eine unvermutete plötzliche Rettung, die eben darum mit unwiderstehlicher Gewalt das religiöse Organ der Seele in Tätigkeit brachte, sodaß sie nun mit lebhaftester Freude alles Erlebte in das Licht des Glaubens an den Gott rückt, auf den sie alles beziehen muß. So gräbt sich immer ein unerwartetes paradoxes Glück tief in die Seele ein, bis es auf die religiöse Grundfunktion stößt, um diese wenigstens für eine kurze Zeit zu starker Tätigkeit zu veranlassen; danach freilich versagt diese oft allzu schnell, weil die Freude allein das ganze Haus der Seele füllt und der Gedanke an Gott nun

einmal viel mehr mit dem Gefühl der Not als mit dem des Glückes verwachsen ist.

Es ist der normale Gefühlsgang einer befreiten Seele, der hier zur Aussprache gelangt: die Töne der Angst, die von der Erinnerung an die Not erweckt werden, gehen schnell über in die helle Freude und in den lebhaftesten Dank; dieser Dank drängt zum Lob und Preis Gottes und zur Aufforderung an die anderen Gläubigen hin, daß sie sich diesem Preis anschließen möchten; und im Vertrauen auf die Güte dieses mächtigen Gottes, der auch in der Zukunft helfen wird, kommt die erregte Seele langsam wieder zur Ruhe.

Das Besondere dieses Dankes ist das ganz Unerwartete und Paradoxe der Errettung, und zwar einer Errettung aus einer Not, die feindliche Menschen über den Dichter gebracht haben. Natürlich setzt er diese seine Feinde mit den Feinden Gottes in eins, wie er sich selbst auch mit Gott auf das engste verbunden weiß; das ist die Regel in jeder Frömmigkeit. — Wir werden die Lagen, die der Lage unseres Dichters entsprechen, weniger im Einzelleben zu finden haben; dazu ist das Ganze etwas zu großartig. Wir werden vielmehr nach ähnlichen Lagen im Leben der Völker und der Kirchen suchen. Etwas von der Stimmung der Lieder, die nach dem dreißigjährigen Krieg gedichtet und gesungen wurden, geht durch unsern Psalm hindurch: „All Fehd hat nun ein Ende"; „Nun danket alle Gott". Dankfeste oder Gedenktage ähnlicher Art werden immer in diesem Lied die schönste Zier und den prächtigsten Festschmuck finden können, sei es in der Gestalt des Textes, sei es in der einer Lektion. Der große, starke Optimismus, der das Lied durchweht, dient auch dazu, zu zeigen, was Glaube und Gottvertrauen ist; als Luthers Lieblingspsalm erweckt er gleich die Ahnung oder die Erinnerung, wie schwer die ganze Zeit der Reformation gewesen ist und welches Gottvertrauen dazu nötig war, um durchzuhalten. V. 5 — 7a ist ein prachtvoller Ausdruck der ganz festen Zuversicht auf Gott, dem auch Paulus keinen höheren zur Seite setzen konnte; der V. 6 ist ja ganz und gar aus demselben Geist, wie die Stelle Röm. 8; die Verse 17 und 18 eignen sich für alle ähnlichen Fälle, wo eine plötzliche Wendung zum Guten eintrat; also an dem Bett eines Genesenen, in der Lage eines von schwerem Verdacht Befreiten, und natürlich auch für das Osterfest. Dazu paßt freilich noch mehr der stärkste Ausdruck der Paradoxie, V. 18; so ist schon der Gott des Alten Bundes: was Menschen verwerfen, nimmt er an und macht etwas Großes daraus. V. 24 und 25 sind ja schon beliebt genug als Eingangssprüche für große feierliche Gelegenheiten, um noch besonders als solche empfohlen werden zu müssen; sofort ist der lösende Ausdruck für die weihevolle, aber noch nicht ganz innerlich bereitete Stimmung da, wenn zum Beginn irgend eines besonderen Tages, etwa einer Einweihung, einer Konfirmation oder was es sonst sei, die schönen Worte erschallen und alle andern weltlichen Gefühle zurückdämmen.

138.

Ein ruhiger, glücklicher Dankpsalm steigt hier aus einer Seele empor, die nicht anders kann, als ihre starken Gefühle mit selbstverständlicher Kraft auf den Gott zu beziehen, der im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit steht. Es sind alle starken religiösen Gefühle nicht anders als so zu erklären: Gefühlsregungen, die überall im menschlichen Wesen auftauchen, suchen ihr Ziel und oft auch ihren

Ausklang bei Gott; die Gefühle bekommen dadurch eine personalistische Zuspitzung. So wird aus ruhigem Glücksgefühl in der Seele des Frommen, weil er Gott kennt, Vertrauen auf Gott; so wird aus erregter Freude über etwas Erreichtes Dank an den Gott, von dem es empfangen wurde; so wird aus Scham über Schuld und Sünde das bohrende Gefühl: „An dir allein habe ich gesündigt." — Es ist ein wichtiges Stück der Seelenpflege, den Gefühlen diese Richtung und dieses Ziel zu geben. Weil Gott immer der Heilige und der Gütige in Einem ist, so bekommen die Gefühle, die sich auf den Gütigen richten, dabei etwas mit, was auch schützend und fördernd auf das sittliche Leben wirkt; und weil Gott auch der Gütige ist, so bekommen die Gefühle, die sich auf das sittliche Leben richten, immer auch eine gewisse Wärme, die nicht nur vor Verzweiflung schützt, sondern auch in dem Vertrauen auf den gütigen Gott eine starke Kraft zu einem solchen Leben entbindet.

Hier in unserm Psalm strömt aus der Seele Dank für eine Rettung hervor, die bald auf die Bitte um Hilfe gefolgt ist. Gott brach die Bahn, und die eigne Kraft, die wunderbar gewachsen war, tat das Ihrige; so gelang leicht das Werk der Befreiung und der Aufstieg zum Glück. Nun ziehen frohe Gefühle durch das beglückte Herz: der Dank zuerst an den treuen Gott, dann das Verlangen, von ihm auch den andern gegenüber zu rühmen ohne irgendwelche Scheu, und endlich das feste Vertrauen, daß Gott immer helfen wird, wenn wieder eine Not herantritt. — So haben wir hier einen schönen und dem tiefsten Gottesglauben entsprechenden Gang der Gefühle vor uns: noch ein ganz leiser Ton der Angst, aber dann die volle Kraft des Dankes, der zum Preise Gottes, zum Werben für Gott und zum Vertrauen auf ihn hindrängt. Ein inneres Erleben, das sich an irgend ein schweres äußeres angeschlossen hatte, ist normal und glücklich weitergeführt worden, bis Ruhe und Friede in der Seele herrschen. Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt, oder vielmehr die Seele ist reicher geworden, als sie vorher war. So ist unser Lied ein Vorbild, wie Fromme ähnliche Erlebnisse durchleben sollen, um an ihrer Seele keinen Schaden zu erleiden, sondern um etwas zu gewinnen. Man kann einmal über diesen Psalm predigen, indem man diese normale Bewältigung des Glückes schildert. Denn gerade mit ihrem Glück wissen so viele Menschen nichts Gutes anzufangen, sodaß es nachher, statt wie hier zur Erhebung und Erweiterung der Seele, bloß zu ihrem Verderben ausschlägt. Das wäre eine richtige seelsorgerliche Predigt, die den Überschuß an Kraft, den große gute Tage bringen, so zu verwenden und zu leiten suchte, daß er zum Frieden der Seele dienen müßte. Dabei ist immer das Kennzeichen, daß die Not keine so große Aufwühlung des Innern gebracht hat, wie dies im Psalm 118 vorausgesetzt wird. Die Könige der Erde und die Großen der Welt (V. 4) sind freilich ein etwas kostbarer Apparat für den Fall, daß es sich bloß um die Rettung eines einzelnen handelte; immerhin mögen diese Worte in diesem Falle unbetont bleiben. Dagegen weisen sie auch auf den Fall hin, daß es sich hier um Größeres handelt, also etwa um ein Zeugnis des Dankes, den eine große Gemeinde oder eine ganze Kirche Gott darbringen will. So bekommen wir eine Stimmung, die auf ein Jubiläum, etwa das einer Gemeinde, die um ihres Glaubens wegen viel erlitten hat, oder auf ein Gustav-Adolf-Fest hinweisen könnte.

124.

Viel erregter ist die Stimmung in diesem Liede als in dem vorigen. Schwer und verängstet klingen noch die Töne der Not und der Verfolgung in die Stimme des Dankes hinein, die sich wie ein kurzes Aufatmen aus der befreiten Brust losringt. Je größer die Gefahr, je schlimmer die Menschen waren, um so mehr wächst die Gewißheit, daß es nur Gott gewesen sein kann, der die Rettung gebracht hat. Beinahe war es vorbei; es war die höchste Zeit, als die Rettung auf einmal kam. Nun verwandelt sich der heiße Dank in ein kurzes, aber starkes Wort des Vertrauens, und wieder ist der Kreis der erregten Gefühle geschlossen. Wir fühlen gleichsam noch die harmonische Stimmung innern Friedens nach, die in der Seele des Sängers hergestellt ist. Es ist die große, schwere Lebenserfahrung wie ein Sturm durch die Seele gegangen; aber der Sturm kam zur Ruhe in dem Dank gegen Gott und im Vertrauen auf Gott. So klingen alle religiösen Erlebnisgänge allein normal aus.

Wir dürfen keine Regel aus dem Dank dieses Liedes machen, als pflegte Gott immer so zu retten, als müßte er es gar tun. Das hört man ja freilich gern, und die Verkündiger Gottes sagen so etwas darum auch gern. Aber es ist doch nun einmal nicht der Fall, daß Gott immer so rettet, wovon wir in den Psalmen noch genug Beispiele bekommen werden. Die Sache liegt vielmehr ganz anders, was man nicht genug sagen kann: die Geschehnisse gehen ihren Gang, zum Guten oder zum Bösen, ihnen folgt die religiöse Deutung des Frommen, indem er die Geschehnisse als Taten seines Gottes auffaßt. Das ist natürlich nicht nur eine Deutung, sondern das ist die tiefste und abschließende Erkenntnis; aber es ist doch nun einmal eine Deutung, die für viele um so schwerer errungen sein will, als der Gang der Dinge der Erwartung widersprach. Es ist unfromm, von Gott eine bestimmte Verhaltungsweise erwarten oder ihm gar eine solche vorschreiben zu wollen, so kraftgläubig so etwas auch wohl aussehen mag. Sein Wille geschieht in dem Geschehen, und sein Wunsch ist es auch, daß wir diesen seinen Willen nach den Normen erkennen, die er uns in seinem Worte kund getan hat. Eine solche Norm für die Deutung plötzlicher Rettungen ist nun unser Lied. Es gilt also nur da, wo es gilt; man wird zu ihm im Unterschied von dem vorigen Psalm greifen, wenn die Lage des jetzigen Frommen der des Sängers unseres Liedes entspricht, wenn also eine plötzliche Rettung aus schwerer Verfolgung durch Menschen eingetreten war. Solcher Lagen kann es aber manche geben; also Rettungen aus Kriegen und vor Angriffen Roms, aus Partei- und Familienstreit, wenn dieser eine Höhenlage einnimmt, die eine religiöse Deutung erträgt. Natürlich kann es dann auch das Gedächtnis an jene ersten Begebenheiten, also an große Siege und Erfolge in der staatlichen oder kirchlichen Geschichte sein; darum paßt unser Psalm für eine Friedensfeier oder ein kirchliches Jubiläum.

21.

Fordert das N. T. auf zum Gebet für den König, so bietet uns das A. T. solche Gebete selbst dar. Die erste Hälfte unseres Psalms V. 2–8 ist ein Dankeswort an Gott für den König. Wenn der Glaube alles, was lebenswichtig ist, mit Gott in Beziehung setzen muß, dann kann er am wenigsten die Person

des Königs dieser Beleuchtung entziehen. So schaut über dem Haupt des Königs der Sänger die Gnade Gottes, die ihn so reich gesegnet hat. Feierlich freudige Klänge läßt er ertönen, feierlich wie das „Domine salvum fac regem," wie das „Vater, kröne du mit Segen," oder wie die russische Nationalhymne, die dem ganzen religiösen Grundzug des russischen Reichsgedankens durch ihre religiösen Töne und ihre choralartige Melodie Rechnung trägt. Unser Volk und unsere Zeit im Ganzen könnte kaum mehr eine solche religiöse Einkleidung für ein Lied ertragen, das der Gesinnung gegen den Herrscher einen Ausdruck gäbe. Desto mehr aber bedarf es die Gemeinde der Gläubigen, daß sie für sich den Thron des Landesfürsten in das Licht der göttlichen Gnade setzt. Wohl einem Volke, das von seinem Herrscher so sprechen darf, wehe einem Volke, wenn sich nur die Geburtstags-Rhetorik mühsam zu solchen hohen religiösen Tönen des Dankes aufschwingen kann! Wenn aber die Gestalt des Herrschers hoch und edel genug ist, um solche Beleuchtung zu ertragen, dann ist und bleibt sie der stärkste Träger für hohe, ideale Werte; denn wo es sich um solche höchsten nationalen Werte handelt, wollen auch die meisten der Gebildeten im Volke nicht nur mit kühler Stirne an sie denken, sondern sie bedürfen auch der erhebenden Anschauung, um sie sich desto freudiger anzueignen. Es ist doch gar nicht auszudenken, wie groß der unbewußte Einfluß eines Herrschers auch auf gebildete und kritisch gerichtete Schichten ist, und wäre es auch nur der, daß sie sich im Gegensatz zu ihm entwickeln und sich selber finden lernten. So ist denn reichlich Anlaß zum Danken gegeben, wenn Grund zum Danke vorhanden ist. Ist dies aber nicht in dem Maße der Fall, daß die allgemeine Zustimmung ein solches Wort des Dankes willig begleitet, dann ist die Gefahr groß, daß solche Worte als unvermeidliches Festgerede, wie es der Kirche als dem Werkzeug des Staates gezieme, aufgefaßt und nicht ernst genommen werden. In solchen Fällen werden ehrliche Leute, wenn sie nicht zur offenen Kritik entschlossen sind, ein solches Lied wie das vorliegende als einen Ausdruck für das Ideal nehmen, also in dem Sinne: so sollte es sein, daß die Gläubigen ihrem Gott danken für ihren König. Eine solche Rede würde natürlich sofort als eine mittelbare Beleidigung der Majestät angesehen werden können, wenn nicht der feinste Takt den schmalen Weg zwischen der Wahrhaftigkeit und der Rücksicht auf die festliche Stimmung des Tages und die Würde der königlichen Person selber finden lehrt. Daß wir einen lieber an der Scylla dieser Rücksicht als an der Charybdis der Wahrhaftigkeit scheitern sehen, versteht sich von selbst. Wenn es wirklich echte und tiefe religiöse Töne sind, die jene mittelbare Kritik an dem Herrscher begleiten, dann ist das etwas ganz anderes, als wenn sich irgend ein Parteistandpunkt oder eine persönliche Abneigung unter dem religiösen Scheine Luft zu machen strebt. Religiöse Töne haben natürlich nur dann in einer solchen kritischen Rede ein Recht, wenn große nationale und geistige Werte bedroht sind.

Der zweite Teil des Liedes enthält schärfere Töne; auf das „Stark durch den Glauben" folgt das „Furchtbar den Feinden stets", wie es in der russischen Hymne heißt. Es versteht sich doch wohl von selbst, daß es nicht wohlgetan ist, bei denen, die der König zerschmettern soll, vor allem an den „innern Feind", also an Kinder desselben Volkes zu denken, die nur eine andere politische Auffassung haben. Damit könnte man sich ja billige rednerische Triumphe holen

und bei vielen Gästen der kirchlichen Geburtstagsfeier einen guten Eindruck machen; aber recht ist es trotzdem nicht. Man muß doch immer sehr vorsichtig dabei sein, wenn man die Feinde einer bestimmten Person oder eines Regierungs-Systems mit den Feinden des ganzen Landes oder gar des Guten selber in Eins setzt. Zwar bringt das eine große Schwungkraft in die Leidenschaft des Hasses und des Kampfes hinein; aber es ist trotzdem nicht recht. Die Kraft des ethischen Urteils stumpft sich gar zu leicht ab, wenn man es auf persönliche Gegner verschwendet, anstatt es für wirklich böse Menschen und Gruppen zu verwahren. Aber gegen die Anwendung dieser Worte auf äußere Feinde ist gar nichts einzuwenden. Denn so lange es noch solche gibt, solange also noch Kriege möglich sind, wollen wir lieber, daß unser König sie zerschmettert, als sie ihn. — Die leidenschaftlichen Bildwörter, mit denen hier die Vernichtung der Feinde geschildert wird, sind nicht unangebracht für eine festliche Gelegenheit. Freilich würde ich diesen zweiten Teil, wie das ja auch geschieht, von der Verlesung als Text und Lektion ausschließen; aber ganz vortrefflich paßte er etwa in einen Gottesdienst vor dem Ausbruch des Krieges hinein, wenn sich aller Augen auf die Person des obersten Kriegsherrn mit der Frage richten: Wird Gott mit ihm sein? — Dann werden auch in solchen Leuten religiöse Klänge wieder erwachen, die sich ihrer längst entwöhnt, wenn nicht gar geschämt haben. Wenn uns doch nur eine solche Verwendung unseres Liedes erspart bliebe, wenn es uns doch nur vergönnt wäre, noch recht lange mit voller Überzeugung die hohe Gestalt des Herrschers voll Dank im hellen Lichte der echten Gnade Gottes zu sehen! Diese ist etwas ganz anderes als das Gottesgnadentum im üblichen Sinne: ist dieses oft genug geradezu physisch und mechanisch gemeint, so ist jene daran zu erkennen, daß ein Land von Gott durch seinen Herrscher mit reichem äußerm und innerm Segen gesegnet wird.

66.

Ein stark erregter Ton geht durch diesen Sang; noch zittert die Erinnerung an die Feinde und an viele Drangsale in dem Herzen nach und verstärkt den Preis des Gottes, der mächtig und gütig seinen Frommen aus ihnen gerettet hat. Wieder läuft dieser Preis des göttlichen Waltens aus in den Drang, Gott auch den Völkern zu bezeugen. Aber dieser ganze Teil des Psalms ist doch nicht original und stark genug, um ihn zum Ausgangspunkt einer Predigt zu machen. Am meisten verwertbar ist noch das Stück V. 10—14. Es ist hier in einer besonderen Weise der übliche Dreiklang wiederzufinden, der alle Dankworte beherrscht: die Not, die Rettung und der Dank. Die Nöte werden in der Weise, wie sie in das allgemeine religiöse Bewußtsein oder in den Sprachgebrauch der Frommen eingegangen ist, als eine Prüfung geschildert. Ist dies auch nicht die höchste Bewältigung der Gefahr, wenn sie als Prüfung verstanden wird, so ist es doch immerhin eine solche, die große ethische Gedanken aufbringt, um jene richtig zu verstehen und gut zu bestehen. Alle möglichen Drangsale, wie sie Naturereignisse und Menschen über eine Gemeinschaft bringen können, werden damit in der üblichen Weise teleologisch verstanden und auf Gott zurückgeführt. Das echte Empfinden, das sich hier ausspricht, hat etwas an sich, das kräftig auf andere einwirken und sie anstecken kann. Die Ausdrucksweise ist so, daß sie auf ähnliche

Ereignisse, wie sie in diesen bildlichen Ausdrücken beschrieben sind, und doch auch auf Gefahren und Nöte überhaupt angewendet werden mag. Ich denke mir, daß dieses Wort bei der kirchlichen Feier etwa eines Stadtjubiläums angebracht ist, wenn sich dabei all die vielen Katastrophen ins Bewußtsein drängen, an denen viele unserer alten Städte so reich zu sein pflegen. Oder an dem Jubiläum einer Anstalt dürfte es sich auch mit Wahrheit sagen lassen, daß alle möglichen Schädigungen und nicht zuletzt solche durch Menschenbosheit, ihren Entwicklungsgang begleitet und zu einer rechten Prüfung gemacht haben. Aber auch zum Verständnis für jede andere Art von Heimsuchung ist das Wort geeignet; dabei wird natürlich das prachtvolle Bild von dem Silberschmelzer in den Mittelpunkt zu rücken sein; Gott sieht das Silber, aber auch die Schlacken; das Silber will er gewinnen, die Schlacken will er beseitigen. Aber nur wer hat, dem wird auch in der Trübsal gegeben. Wo nur wenig Silber ist, da verläuft es sich leicht in der Asche; wo aber keines ist, da bleiben nur die häßlichen, krustigen Schlacken übrig. Jedoch wo viel echtes Silber, also die Anlage oder der Anfang zu einem hohen und reinen Leben ist, da wird es in der Heimsuchung geläutert und herausgeholt. Und dann freut man sich, wenn man einen Menschen sieht, der also geprüft und geläutert worden ist. Von sich selber darf man so etwas kaum sagen, sonst wäre das ein Beweis, daß noch ein bißchen Schlacke übrig blieb. — Aber man darf sich der Hoffnung trösten, daß man immer tiefer und reicher werden kann, je mehr man in den Gluten des Schmelzofens stille hält.

2. Monodische Dankgebete (Individuallyrik).

Jona 2, 3 – 10.

Eine gewisse ältere Methode der Schriftauslegung und Anwendung liebte es, aus solchen persönlichen Ergüssen religiösen Lebens sofort Aussagen über Gott zu machen, die eine allgemeine Regel von Gott aussagen sollten; sagte der Fromme: Gott hat mich aus der Not erlöst, so machte jene Auslegung daraus: Gott erlöst die Frommen aus der Not. Das mußte zu den bekannten Schwierigkeiten für den Glauben führen. Wir können es nicht mehr so hinstellen, als müsse Gott jeden Frommen erlösen, wie er diesen seinen Bekenner, der in unserm Liede spricht, erlöst hat. Wir dürfen kein Muß von unserm Standpunkt aus für Gott aufstellen. Wir dürfen bloß für den Frommen ein Muß aussagen; ich meine: wir dürfen zwar nicht sagen: Gott muß den Frommen erretten, aber wir dürfen sagen: Der Fromme muß, wenn er gerettet ist, diese seine Rettung auf Gott zurückführen und ihm danken. So ist also unser Lied zunächst einmal für alle die gestimmt, denen es ähnlich gegangen ist, wie seinem Dichter. Es gibt immer noch verzweifelte Lagen genug, die der seinigen entsprechen. Wenn man diese aus eigner schwerer Erfahrung oder aus der Erfahrung anderer heraus schildert, dann wird man ganz einfache wirklichkeitstreue Farben suchen; das wird immer großen Eindruck machen. Es gibt wirklich Lagen zum Verzweifeln; man meint, nun müsse alles aus sein und eine solche Lage hätte es noch nicht gegeben. Das ist doch wohl die Lage derer, die zum Strick oder zum Revolver greifen. Wenigstens ist das ihr Gefühl von ihrer Lage. Man weiß gar nicht mehr, wo die Hoffnung einen Ausweg finden könnte. — Aber in manchen Fällen

sagen wir im Unterschied von der Durchschnittssprache der Vertrauenslieder und üblichen Sprüche, in manchen Fällen kommt dann plötzlich eine Wendung. Meist geht die Sonne der Rettung da auf, wo man sie nimmer gesucht hätte. Daß ein solches Erlebnis die tiefsten Lebensgrundlagen berührt, die diese Berührung wieder weiter leiten in das religiöse Grundgefühl hinein, versteht sich von selbst. Aber es versteht sich nicht so von selbst, daß daraus wirklich bewußter Dank wird. Dieser erst schöpft das Letzte aus jenem ganzen Erlebnis heraus und macht es zu einem wirklichen Erlebnis. Meist aber eilt man sehr bald flüchtig darüber hinweg. Das ist aber nicht nur ein Schaden für das religiöse Leben, sondern auch einer für das ganze Seelenleben, wenn man die Dinge so oberflächlich an sich vorüberstreichen läßt, anstatt sie sich bis auf den tiefsten Grund kommen zu lassen. Daß diese Gefahr auch schon in den Zeiten unserer Psalmdichter bestand, beweist das „Vergiß es nicht" in Ps. 103. Man wird immer auf empfängliche Seelenstimmungen stoßen, wenn man einmal diesen Ton in der Predigt anschlägt. Oder man kann einen Genesenen aus der seelischen Pflege entlassen, indem man dieses Lied mit ihm liest. Die allgemeinen Ausdrücke, die es dem Historiker erschweren, die besondere Lage des Dichters herauszufinden, sind gerade für den praktischen Gebrauch das Allerbeste; denn sie lassen die Anwendung dieser typischen Bilder auf sehr viele ähnliche Einzelfälle zu. — So kann man unsern Psalm den dankbaren Erretteten anbieten, um ihre Gefühle zu sammeln und, wenn das schreckliche Wort einmal gestattet ist „abzureagieren"; denn hierin liegt eine wichtige Bedingung zur Klärung und Befriedigung des Seelenlebens. Den andern dagegen, die noch in der Not sitzen, kann man nicht mehr als dieses sagen: Gott macht zwar nicht immer, wie in diesem Falle, der Not rasch ein Ende; er läßt zwar auch nicht immer seine Kinder in ihr stecken; aber er hilft doch auch einmal, wie hier das Beispiel zeigt. Ist das auch nicht die felsenfeste, absolute Gewißheit, die jemand verlangen könnte, so ist es doch eine wahrhaftigere Zuversicht auf Gott als die alte, die die Enttäuschung nachher um so schmerzlicher machte. Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, daß es nur das seelische Gebiet ist, wo Gott bestimmt dem hilft, der mit Ernst ein reines Herz und neue Gedanken haben will.

116.

Dieses Lied ist dem vorigen weit überlegen, was die Innigkeit des religiösen Dankgefühls angeht. Welch eine wohlige Stimmung atmet es doch und wie ist diese Stimmung verbunden mit dem innig-glücklichen Ruhen in Gott, dem treuen und lieben Helfer! Der V. 7 nimmt doch die echteste und beste Stimmung biblischer Frömmigkeit auf, nicht ohne etwas edelste Mystik. So sollte man leben. Wieviel glücklicher wäre man und wieviel glücklicher machte man, wenn man sich nicht immer Gedanken machen wollte über dies und das, anstatt fröhlich das Haupt in Gottes Schoß zu bergen und zu sagen: Du tust wohl an mir, wie du immer wohl an mir getan hast! Es geht etwas durch unser Lied hindurch wie die frohe und wehmütige Stimmung eines Genesenen; und für solche kann man es sich auch merken. Es muß doch ein Glück sein, die starken Gefühle der Seele, wenn die Gedanken noch zu schwach sind, sie zu formen, in diese gebahnte Straße einlaufen zu lassen. Zumal wenn man auch die Erfahrung gemacht hat von V. 11,

die ja freilich weniger Kranken als andern Heimgesuchten nahekommen wird, daß die Menschen gar nichts sind. Und gehören wir auch selber für andere Menschen zu den Menschen, von denen sie sagen, daß sie eitel Trug sind, so empfinden wir doch sehr stark, wie das Bedürfnis nach einem Halt, nach einem Echo von der flüchtigen und oberflächlichen Teilnahme der Menschen hin zu dem Gotte drängt, der immer Zeit für uns hat und auch einmal unsere einseitig selbstsüchtigen Klagen anzuhören bereit ist, bis wir uns selber ihrer vor ihm zu schämen beginnen. Wenn man sich vorstellt, wie lieb man ein eigenes Kind haben kann, so kann man sich auch mit V. 15 auf den Standpunkt Gottes versetzen; so wert ist ihm das Leben seiner Frommen. Die innere Erhöhung des Selbstgefühls, die der Erfolg dieses Glaubens sein soll, muß so hoch sein, daß sie einen vor ihrem Mißbrauch schützt: ich bin mir zu gut, um schlecht zu werden, weil ich Gottes Wohlgefallen als besten Schutz über mir weiß. Wenn man als Echo aus unserm Gesangbuch das wundervolle Lied hinzunimmt „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut", dann hat man ein Singen und Klingen im Gottesdienst zuwege gebracht, das um so mehr Leute ergreift und um so tiefer wirkt, je mehr beidemal noch die tiefen Töne des eben überwundenen Wehes nachklingen.

30.

Auch dieses Lied verliert manches Bedenkliche und kann seinen tiefen Inhalt eröffnen, wenn wir uns der Bemerkung zu dem Psalm aus dem Jonabuch erinnern. Offenbar liegt sein Besonderes und auch der Kern des Liedes in V. 7 und 11. Aus der Selbstsicherheit, in die er langsam hineingeraten war, ruft Gott den Frommen durch das Leid heraus. Man kann auch im Gegensatz zu W. Stärk den Zusammenhang von V. 7 und 8 so auffassen: Ich glaubte mich sicher und vor jedem Fall geschützt durch meine eigne Kraft; aber Bestand gibt nie diese eigene Kraft, sondern allein die Gnade Gottes. Das hat sich herausgestellt, als Gott sein Antlitz vor mir verbarg nnd ich ins Elend kam. Da schrie ich um Hilfe und sie ward mir gewährt. Nun aber bin ich fröhlich und lebe ganz im Vertrauen auf dich und habe damit den besten Grund. In einer Predigt einmal im Anschluß an dieses Wort das Selbstgefühl des Christen zu regeln und auf das unbedingte Vertrauen auf Gott zu gründen, ist eine schöne Aufgabe, die, glaube ich, in der letzten Zeit nicht mehr so oft angefaßt wird als früher. Das Lied „Auf Gott und nicht auf meinen Rat will ich mein Glück stets bauen", gibt das richtige liturgische Echo dazu. Wird ein Wort über diese Aufgabe des Seelenlebens ganz einfach und mit wirklichkeitstreuer Echtheit gesagt, so kann es wohl Eindruck machen. — Es steht sicher dem nichts entgegen, den „Fall", von dem hier die Rede ist, nicht nur, wie es wohl der Text verlangt, auf den Unglücksfall, der das äußere Leben zerstört, sondern auch auf den Sündenfall zu beziehen, der das innere Leben verwüstet.

27, 1 – 6.

Ein doppelter Ton macht das Besondere dieses Liedes aus. Es ist einmal der fröhliche Trotz den Bösen gegenüber, der aus dem unbedingten und erprobten Vertrauen auf Gott erwächst. Die Töne gegen die Feinde dürfen uns nicht gleich empfindlich machen; es gibt doch nun einmal böse, wirklich böse Menschen in der

Welt, die eine Freude daran haben, einen zu quälen und zu verderben. Je mehr man unter ihnen zu leiden hat, desto mehr kehrt man ein bei dem großen Freunde, dem getreuen und starken Gott, der Licht und Heil sein will. Ein solches Hochgefühl gläubigen Trotzes gegen eine ganze Meute von bösen Menschen schwellt die Brust und macht einen jedem Angriff gegenüber überlegen. Man wird nicht nervös, wie man sonst immer wird, wenn man Feinde hat; Gottvertrauen ist ein gutes Mittel gegen solche Nervosität, wenn man nur nicht auch wieder Nerven brauchte, um die Sammlung der Gedanken fertig zu bringen, die zum Gottvertrauen gehört. Der andere Ton ist der einer auffallend weichen und herzlichen Stimmung Gott gegenüber, die sehr fein einen versöhnenden Gegensatz zu dem wehrhaften Trotz nach außen bildet. Es ist die Stimmung der Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott. Seine Freundlichkeit ist Leben und Glück; wem dies Wort mehr als eine fromme Redensart geworden ist, weiß was Glaube ist. Diese ganze Doppelstimmung ist vielen unserer großen religiösen Helden zu eigen gewesen. Besonders Luthers Wesen und damit auch das Wesen des echten Protestantismus drückt sich darin aus. So könnte man an einem Reformationsfest oder an einem Tag des Evangelischen Bundes darin die beiden Seiten des evangelischen Ideals zeichnen: fest und trotzig nach außen gegen die Feinde, voll innigen warmen Verlangens nach Gott im Innern. Das eine böte den weichen, frommen Seelen eine gute Ergänzung, daß sie protestantisch hart werden, das andere tut den Nichts- als -Protestanten gut und not, daß sie die Hauptsache nicht vergessen, die evangelische Frömmigkeit.

b) Öffentliche Bittgebete.

1. Gebete in gemeinsamer Not.

71, 74, 79, 83, 44, 60, 89, 162.

Wir nehmen alle diese Lieder zusammen, weil sie auf denselben Ton gestimmt sind und nicht sehr viel Eigenes aufweisen. Sie haben das Gemeinsame, daß sie die Not des Volkes in schwerer Zeit klagend vor Gott bringen. Sie gipfeln alle in dringenden inbrünstigen Bitten um Hilfe, um baldige Hilfe. Diese Bitte gründet sich meist auf die Erinnerung an die Gnade, die Gott dem Volk einstmals erwiesen hat. Diese Erinnerung stärkt die Beter in dem Vertrauen, daß Gott die Not seines Volkes, besonders aber auch den Druck ansehen wolle, den der Hohn der Feinde und der Nachbarvölker über es bringt. So ringen sich diese Lieder aus schwer gedrückten Seelen empor, die zu sagen wußten, was alle andern mit ihnen litten. Ihre sittliche Höhe ist ganz verschieden; bald sinkt ein Lied zu der Tiefe leidenschaftlicher Rache hinab, dann aber erhebt sich ein anderes wieder zu dem Bekenntnis eigener Schuld und der Bitte um Vergebung. In der Regel aber herrscht die Überzeugung, daß alles Unrecht auf der Seite der Feinde liegt und daß Gott seinem Volke zürnt, ohne daß es einen Grund weiß. — Diese Lieder gehören meistens der Zeit des großen jüdischen Kulturkampfes unter den Maccabäern an. Das gibt uns einen Wink für ihre Verwendung. Ihr ganzer Ton läßt sie zu einem absoluten Gebrauch ungeeignet erscheinen; wir können sie also nicht zur Aussprache unserer Gefühle benutzen. Auch wenn wir einmal in einen ähnlichen Zustand hineinkämen, was Gott ver-

hüten wolle, würden wir kaum nach diesen Liedern greifen dürfen. Gewiß würden ja ähnliche Gefühle in uns auftauchen, wenn etwa in einem revolutionären Zukunftsstaat alle christliche Religion verfolgt und unterdrückt würde oder wenn ein großes Unglück unser Vaterland träfe, das weite Kreise unseres Volkes wieder religiös denken lehrte. Wir könnten dann den schönen Wegen von Psalm 80 folgen, aber kaum den in diesen Liedern eingeschlagenen Pfaden. Jene unterethischen Züge der Selbstgerechtigkeit und der Rachgier müßten uns davon abhalten, so sehr z. B. auch Luther solche Töne geliebt haben mag. Es ist im Gegenteil oft geradezu nötig, leidenschaftliche fromme Kreise vor dem Gebrauch dieser Psalmen zu warnen, wenn sie sie gegen das, was sie die ungläubige Welt nennen, beten wollten. Das liegt solchen Naturen gar nicht fern; hat doch jemand einmal geäußert, es sei an der Zeit, die Rachepsalmen wieder zu beten. Einem solchen Standpunkt gegenüber muß man betonen, daß nicht alles, was in der Schrift steht, Gottes Wort ist. — Darum bleibt uns im ganzen nur der referierende Gebrauch übrig. Wir können also diese Lieder wieder benutzen, um jene schwersten Zeiten jüdischer Geschichte, die der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier und die der Unterdrückung durch die Seleuciden, verstehen zu helfen. Aus einem solchen Liede tritt gleich die Verfassung der Seele viel deutlicher heraus, als das jede andere Schilderung vermag; und diese ist uns doch in einem solchen religionsgeschichtlichen Unterricht viel wichtiger als die weltgeschichtlichen Einzelheiten.

106.

Dieser Psalm enthält als etwas Besonderes eine Art von religiöser Geschichtsphilosophie; dreimal führt der Dichter dieselbe Gedankenform durch; indem er rasch über die Geschichte seines Volkes hinwegfliegt; Gottes Gnade, die sich im äußerlichen Gedeihen zeigt, Sünde des Volkes, die Strafe Gottes, die auch wieder in äußeren Plagen besteht, und dann wieder Gottes Gnade, die das Volk dem Eintreten seiner großen Führer verdankt. Auf diesen beständig eingetretenen Verlauf gründet der Dichter auch nun seine Hoffnung auf erneutes Eingreifen Gottes. Wir finden also hier in diesem Liede eine religiös-sittliche Stilisierung der Geschichte, eine Deutung der Ereignisse mit einem Grundschema, wie es dem Glauben des Volkes entsprach. Es ist eine Art von Geschichtspredigt, die ein wichtiges Dogma mit Hilfe der Geschichte erhärtet. Wir sollten doch ein solches Modell nicht ganz unbenutzt lassen und daran denken, daß dieses große Gebiet der Geschichte sich vorzüglich eignet, um unsere großen Grundgedanken über das Verhältnis von Gott und unserm Volke zu bewahrheiten, Gedanken, die von den hier geäußerten gar nicht unterschieden sind. Außerdem ist es von Bedeutung, kein Gebiet der Wirklichkeit, weder die Natur noch die Geschichte, der Beleuchtung des Glaubens zu entziehen.

86.

Ebenso gehört dieser Psalm zu denen, die uns angenehmer berühren. Warme Töne werden angeschlagen, wenn sich V. 5 der Beter zu dem Gott wendet, der Schuld vergibt; desgleichen befriedigt V. 11 unser sittliches Empfinden, wenn um die Gabe eines gefestigten Herzens gebeten wird, das in der Wahrheit zu wandeln

weiß. Wäre nur nicht der mit diesem so stark in Widerspruch stehende Zug von Selbstgerechtigkeit in V. 2, so könnte sich unsere Klage und Bitte in schwerer Zeit wohl in diesem Lied ausdrücken. Die Hoffnung des letzten Verses, daß sich die Feinde schämen sollen, würde uns darin nicht stören.

Im ganzen müssen wir es diesen Liedern anrechnen, daß sie nicht der Not und dem Haß des einzelnen zum Ausdruck dienen, sondern daß sie Gemeinschaftsgefühle ausdrücken. Es ist immer etwas Großes, wenn die Liebe zur Gemeinschaft des Volkes oder der Kirche sich bittend und gelobend an Gott wendet; wenn dabei der Haß zum Worte kommt, so darf man nicht vergessen, daß er eben die Kehrseite der Liebe ist. Jedenfalls stehn wir noch in einer Weltlage, die es als sittlicher erscheinen läßt, der engern Gemeinschaft auch mit Leidenschaft anzugehören, als ihr vornehm blasiert eine Sympathie für die ganze Welt entgegenzustellen, die weder Kraft noch Gelegenheit hat, sich irgendwie zu betätigen.

80.

Dieses Lied ergreift darum so stark, weil es tiefe und edle Gefühle in einer so schönen Form zum Ausdruck bringt. Liest man es öfter mit wachsender Aufmerksamkeit, dann fühlt man, wie das Herz eines Mannes darin schlägt, der seine tiefe Trauer um sein zerstörtes Vaterland mit andringender Innigkeit dem Lenker der Weltgeschicke ans Herz legt. Eine Wehmut, die durch keinen Gedanken des Hasses oder der Bitterkeit gestört wird, spricht sich hier aus. Besonders stark wirkt hier der Kehrvers, der von verschiedenen Ausgangspunkten aus immer dieselbe Bitte inbrünstig zu Gott emporsendet. Wie immer erscheinen die drei Zeiten in der Beleuchtung des Glaubens: die Gegenwart steht unter dem Zorn Gottes, darum schweift die Erinnerung voll Wehmut in die glänzende Vergangenheit, die ein Zeugnis der Gnade ist, und gestärkt durch diesen Blick, wagt die Seele, auf die Zukunft zu hoffen. Schon naht sich ganz von ferne diese Rettung in der Gestalt eines Mannes, der „es tun" wird; für diesen erfleht vor allem der Sänger den Segen Gottes. —

Jetzt mögen wir uns bloß ästhetisch-religiös in dieses Lied einfühlen, wir mögen es darum im Unterricht dazu gebrauchen, um mit andern Liedern die Stimmung der gläubigen Juden zu zeichnen. Wir wollen hoffen, daß wir nicht in die Lage kommen, einen andern Gebrauch von ihm zu machen. Sollte uns aber später einmal unsere Kirche oder unser Staat zerbrechen, dann wird sich unsere Seele auf dem Wege ergehen können, der von diesem Liede gebahnt ist. Dann würde sicher die Gewalt der Ereignisse genug Herzen erschüttern, um wieder das Verlangen nach Gott und seiner Hilfe in Schwingung zu versetzen. Die Bilder, mit denen hier die Not gezeichnet ist, sind allgemein genug, um ihre Verwendung ohne weiteres zu ermöglichen. Erinnerung und Hoffnung könnten dann dieselben Bahnen gehen, wie sie unser Dichter gegangen ist. Die Hauptsache ist aber die, daß es uns dann nicht an einem Manne fehlt, der die Hoffnung des Volkes verwirklichen kann. Oder wenn es nicht einer ist, dann sollten es mehrere von geringerem Maße sein. Wenn wir nur im Leben des Staates dann Leute genug finden, die die geistige und seelische Kraft haben, ihn wieder

aufzubauen. Oft will es einem Freunde des Vaterlandes ſcheinen, als ob unſere zur ſpäteren Führung des Staates beſtimmte Jugend nicht ſehr viel Hoffnung böte, daß ſie einmal dieſer Aufgabe gewachſen ſei.

Der Kehrvers eignet ſich, beſonders in der wunderſchönen Faſſung Luthers, zu mancherlei Gebrauch. Als Gebetswort in einem ernſten Gottesdienſte oder am Grabe zeigt er die Kraft der traurig-hoffnungsvollen Stimmung, die in ihm liegt, und bietet dazu einen Schmuck für jede ſolche Gelegenheit.

2. Klagelieder.

123.

Dieſes zarte, gedrückte Lied ſtellt die Kehrſeite dar zu den trotzigen wilden Liedern, die voll Zorn und Zuverſicht auf den endlichen Sieg einherklingen. Es geht ganz in Moll; es endet im Unterſchied von den meiſten andern nicht in der Höhe, ſondern in der Tiefe. Entſpricht ſonſt der Gang der Pſalmen meiſt der Bewegung des religiöſen Grundgefühls ſelbſt, die von unten nach oben, von der Klage zur Zuverſicht geht, ſo kehrt dieſes Lied traurig wieder zu der Tiefe zurück, von der es ſich nur ein wenig erhoben hatte. Es war ein ſchwergeprüftes und ſtark gepreßtes Herz, in dem es emporklang; aber es war ein Menſch, dem Gott wenigſtens gegeben hat zu ſagen, was er litt. Man könnte aufs höchſte von unſerm Liede entzückt ſein, wenn man es nur poetiſch wertete und nicht religiös. Religiös aber iſt es von der Höhe weit entfernt, die wir als Chriſten erſtreben: der Hohn der Feinde und der Spott der Hoffärtigen ſpielen eine zu große Rolle in dem Leben des Dichters; dieſem ſo verbreiteten Zug muß man immer entgegenhalten, wie ſich auch Jeſus verſpotten ließ, und was ſich Paulus hat nachſagen laſſen. Eine wirkliche Erhebung der Seele, die über die Maßſtäbe der Welt hinaus zu dem ruhigen Beſitze Gottes und ſeines Geiſtes führt, muß ſo ſicher machen, daß man des Spottes nicht einmal ſpottet, ſondern ihn als einen Erweis anſieht, daß man auf dem rechten Wege iſt, während es die armen Spötter nötig haben, daß man ihnen die Hoheit des Glaubens in froher Unempfindlichkeit gegen ihren Spott bewährt. So darf man ſich auch durch die ſchöne Form nicht über den Inhalt der Bitte unſeres Sängers hinwegtäuſchen laſſen: Gnade iſt und bleibt ihm nun einmal nur die Befreiung aus der Gefangenſchaft. Im äußern Erleben will er ſie ſehen. Das Gefühl der Nähe Gottes als das Kennzeichen dieſer Gnade anzuſehen, iſt ihm ebenſo unmöglich, als es ſo ſehr vielen „Chriſten“ möglich iſt, allein im innern Erleben Gottes Ferne und Nähe zu ſpüren; dabei iſt natürlich vorausgeſetzt, daß dieſes Erleben Gottes ſich bemerkbar macht in der ſo ganz andern Beleuchtung, die von dieſem Innern her auf die Außenwelt fällt. Aber ſie muß ſich nicht unmittelbar in Veränderungen der Außenwelt ſelber beweiſen. Auch das entzückende Bild von dem Sklaven und der Sklavin darf uns nicht poetiſch über die niedrige Höhenlage hinwegblicken laſſen, die unſer Dichter Gott gegenüber einnimmt. Wir ſtehen doch Gott als Kinder gegenüber, die in jedem Falle voll Vertrauen ſein Walten verfolgen.

Aus dieſen Gründen kann unſer Pſalm nicht abſolut, ſondern nur relativ verwendet werden. Dabei kommt zuerſt der Unterricht in Betracht. Die Stimmung im Exil läßt ſich nach ihrer weich-gelaſſenen Seite hin ſehr ſchön mit

ihn ausdrücken. Oder für eine Lektion ist er zu gebrauchen. So könnte etwa eine gedrückte Diaspora-Gemeinde hier ihre Stimmung wiedergegeben finden. Oder man könnte unser Lied als Lektion an schweren, ernsten Tagen als Ausdruck für harten, schweren Druck gebrauchen; so etwa an Buß- und Bettagen. Oder man könnte ihn ebenso als Lektion einer Predigt vorausschicken, die dann nachher gerade die entgegengesetzten Töne anzuschlagen hätte, also die des großen, heiteren Vertrauens, die der Gewißheit, in allen Fällen mit Gott jedem Übel und jedem Spott überlegen zu sein. Aber als Text für eine Predigt eignet sich unser Lied wegen des gedrückten Tones nicht; denn in dem Text soll doch absolut Evangelium ausgedrückt sein mit seinem hohen, frohen Klang; dieser darf nicht nur von der Predigt herangebracht werden, weil dann der Text keinen Sinn mehr hätte.

126.

Hier in diesem Liede spricht in leisen, feinen Tönen die Hoffnung, die von der Vergangenheit voll befriedigt und von der Gegenwart schwer enttäuscht, ihre Fittiche zu neuem Fluge in die Zukunft erhebt. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — der ewige Dreiklang: Gott hat geholfen, er muß jetzt helfen und er wird weiter helfen, auch wenn im Augenblick seine Hilfe zu versagen scheint. Immer ist es die Hoffnung, in der die Frömmigkeit lebt. Sie zu wecken ist nicht schwer, sie zu pflegen und auf gute Ziele zu richten, ist viel schwerer. Wie alle starken Gefühle, setzt sie leicht die religiöse Grundfunktion der Seele in Bewegung. Ist sie aber, wie es doch meistens der Fall ist, auf irdisch-sinnliche Dinge gerichtet, die nicht ohne ein „Wunder" eintreten könnten, so liegt die Gefahr nahe, daß die Enttäuschung jener Erwartung auch die Religion mit in den Abgrund reißt. Darum ist es immer gut, der religiösen Hoffnung die bedingte Form zu geben, die ihr Jesus in seinem Gethsemane-Gebet gegeben: Ist es möglich — Oder man muß sie auf bessere Güter lenken, wie sie dem geistig-innerlichen Zuge unseres Christentums entsprechen; also auf all die großen ewigen Dinge, von denen man so oft spricht, ohne sich ihre Wirklichkeit und ihren Wert klar vor Augen zu halten: Vergebung, ein neues Herz, ein gutes Gewissen, Frieden, dauernde Gemeinschaft mit Gott. Die Hoffnung auf sie abzulenken, ist eine feine und schwere Kunst, und viele fallen ab, die diesen Kunstgriff merken. Aber trotzdem muß es fleißig geschehen; denn diese Hoffnung auf eine ideale Welt und unsere Teilnahme daran ist der allerbeste Grund, anzuregen und zu trösten. In diesem Sinne wird man immer wieder unsern Psalm verwenden. Es liegt auch gar kein Grund vor, ihn bloß seiner ursprünglichen Beziehung auf das Leben der Nation und des Staates zu überlassen. Seine wundervolle Form läßt ihn für alle möglichen Fälle geeignet erscheinen, wo sich enttäuschte Hoffnung wieder aufs neue aufrafft. So kann man ihn beziehen auf jedes große Werk und jedes wertvolle Gut, das, wie es ja die Regel ist, in eine schwere Krisis hineingerät und dann vor dem Ende zu stehen scheint. Man kann ihn also beziehen auf schwere Nöte des Staates und der Kirche, wobei die Erinnerung an eine vergangene Glanzzeit zur Hoffnung auf die Zukunft anspornt; man kann ihn beziehen auf Sündennot und Erlösung, auf Erde und Himmel, auf Tod und Leben; die schöne weiche Form schmiegt sich jedem großen, idealen Gedankengehalt willig

an. Und wenn das Lied für eine Predigt zu schade erscheint, dann kann man es als Lektion gebrauchen, bei den genannten Gelegenheiten, und besonders am Grabe. Was läßt sich nicht alles mit dem Bilde vom Säen und Ernten, einem der großen klassischen Elementarbilder der Menschheit, zum Ausdruck bringen? Wenn man in irgend einer Richtung mit echtem Gefühl und nicht ohne Gründe die Hoffnung ausspricht, die nicht zu Schanden werden läßt, man wird überall in der Brust seiner Hörer ein dankbares Echo finden; denn die Hoffnung ist die Seele der Religion.

85.

Wir haben hier wieder die drei Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; wie immer ist der Gedanke an sie in starkes Gefühl getaucht. Die Gegenwart ist voller Jammer, die Vergangenheit voll erfahrener Gnade und die Zukunft wieder voller Licht wie die Vergangenheit. Wie oft finden wir doch dieses Bild: zwischen dem hellen Einst der Vergangenheit und dem hellen Einst der Zukunft das düstere Jetzt; aber die Hoffnung sieht schon, gestützt auf die Erinnerung an das einstige Heil, über die Dunkelheit des Jetzt in ein neues Hell, in ein besseres Einst hinaus. Das ist der Rhythmus im Leben der Frömmigkeit, den es zu erkennen und zu beeinflussen gilt. Das Besondere an unserem Lied im Vergleich mit dem vorhergehenden ist nun dies, daß der Geist alles Guten mit der Hoffnung verbunden ist und nicht mit ihr erst verbunden zu werden braucht. Die Hoffnung ist religiös-sittlich begründet, wie das dem besten Geist des A. T. allein entspricht. Die Vergangenheit war auch früher einmal dunkel, aber dies Dunkel wich, als Gott die Schuld vergab, die es verschuldet hatte; — und dem entspricht es auch, wenn in der reizenden Solostelle, die mit V. 9 den Chorgesang abzulösen beginnt, als Bedingung für das erwartete Heil Liebe und Treue, Gerechtigkeit und Friede erwartet werden. Treue von der Erde und Gnade vom Himmel her begegnen sich — kann man sich ein schöneres Wort denken für den idealen Zustand, dem wir immer entgegenhoffen, ob wir nun an eine schnelle und baldige, oder ob wir an eine langsame und allmähliche Verwirklichung glauben? Etwas ernüchtert werden wir ja dann von dem Kennzeichen dieses Heilszustandes in V. 13 b; aber wir sind einmal auf dem Boden des A. T., wo sich meistens die Gedanken noch auf irdischer Höhenlage bewegen. Und dann — ist es uns denn gleichgültig, welche Früchte das Land trägt? Liegt es so sehr ab, wenn wir von diesem agrarischen Grundzug der Heilszukunft aus in das wirtschaftliche Leben überhaupt hineindenken? Dabei werden wir es ruhig wagen dürfen, statt, wie es hier geschieht, den reichen Ertrag der Äcker allein als ein Geschenk Gottes für die Heilszeit anzusehn, ein blühendes wirtschaftliches Leben in Handwerk, Industrie und Handel als einen wichtigen Erfolg jeder tieferen religiös-sittlichen Durchdringung des Volkslebens zu betrachten. Umgekehrt ist es natürlich auch unsere Überzeugung, daß ein gedeihliches wirtschaftliches Leben des Volksganzen nur auf religiös-sittlicher Grundlage dauernd möglich ist. Wir haben also hier, geschichtlich gesprochen, prophetischen Geist, mit Begriffen aus der Gegenwart gefaßt aber ein religiös-soziales Programm, das als Bindeglied zwischen Religion und Volkswohl den sittlichen Geist einschalten muß. Wir haben hier ein Programm für die Förderung oder den Wiederauf-

bau eines Volkslebens, und zwar für den Wiederaufbau auf religiös-sittlicher Grundlage. Darum kann unser Psalm als Lektion oder als Text dienen, wenn es sich darum handelt, diese Gedanken über den Zusammenhang von Volksgedeihen mit Sittlichkeit und von Sittlichkeit mit Religion, zumal angesichts schwerer Schäden des Volkslebens, in freundlicher, schöner Form zum Ausdruck zu bringen.

90.

Es erübrigt sich, hier bei diesem großartigen Liede zu sagen, was jedermann weiß und fühlt; daß es einer der mächtigsten Klänge ist, über die wir überhaupt im ganzen Bereich biblischer und religiöser Ausdrucksmittel verfügen, daß es kaum einen erschütternderen Klang gibt, um tiefste Wahrheiten auszudrücken, die einem jeden nachdenkenden und besinnlichen Menschen nahetreten können. In der Tat ist ja die Fülle und die Gewalt der Stimmung ganz außerordentlich groß, die hier in unserm Liede ruht, und die sofort alles Verwandte in uns aufweckt, wenn nur ein Wort von ihm irgendwo erschallt. Und doch muß man sich hüten, um dieser starken Stimmungswerte willen das Lied so ganz unbesehen anzunehmen und zu verwerten. Wenn es einem nicht auf starke Stimmungen, sondern auf richtige und fördernde Gedanken ankommt, dann macht einen doch manches bedenklich. Ist denn dieser schwere Pessimismus eine normale Stimmung für uns Christen? Ist das denn das letzte Wort, daß wir aus ihm heraus Gott um Hilfe und Förderung bitten? Und vor allem — so hoch wir diese Deutung der Vergänglichkeit werten müssen, die in ihr die Folge des Zornes Gottes über die Sünden der Menschen sieht, — stimmen wir denn tatsächlich mit dieser Deutung überein; glauben wir denn tatsächlich, daß die Menschen vergehen und dahin müssen um ihrer Sünden willen? Wissen wir nicht, daß das eine Auffassung ist, die zwar hoch über jeder untersittlichen steht, die aber doch nicht viel mehr ist, als ein starker Ausdruck eines starken Gewissens? Und geht der Blick der Christen nicht viel mehr voll Hoffnung nach vorwärts als voll Schwermut und trüber Gewissensgedanken nach rückwärts? Es ist Dämmerung in diesem ergreifenden Lied, Abenddämmerung, nachdem die Sonne untergegangen ist, aber es wird keine Sonne mehr erwartet. Und wir Christen sehen doch mehr der aufgehenden Sonne entgegen, als wie unser Sänger der untergegangenen nachsieht. Wir sind nun einmal unverbesserliche Optimisten, und das sind wir, weil wir eine höhere Welt als diese kennen sollten. „Fahr hin, ein andre Sonne, o Jesus, meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint." Wir können darum auch nicht Gott so wie hier als den zornigen Lenker der Welt und der Menschheit ansehn, der die Menschen im trostlosen Kreislauf von Staub zu Staub wandern heißt.

Darum dürfen wir unser Lied niemals für sich verwenden, ohne daß ihm ein heller Klang folgte. Aber es ist vorzüglich als Ausdruck für den Pessimismus, den man durchgemacht haben muß, ehe man zum großen, hellen, christlichen Optimismus übergehen kann. Darum gehört es zu allen Gelegenheiten, wo wir uns aus trüber Schwermut zu hoher Zuversicht erheben sollen. Vor allem also gehört es an die großen Tage, wo uns das Vergehen gleichsam greifbar nahekommt, oder schwere Ereignisse im häuslichen oder allgemeinen Leben außer der Reihe an es erinnern. Also Sylvester und Totensonntag rufen gleichsam nach unserm Psalm,

oder ein plötzlicher Todesfall verlangt, daß die Gefühle der Trauernden ihre Auslösung finden, und unser Lied gibt sie, wenn es gut vorgetragen wird. Ein Erdbeben von Messina oder ein Schiffsuntergang wie der der Titanic wecken Empfindungen, die auf der Straße unseres Psalms leicht einhergleiten können, um sich so entweder zu verlieren oder zu verklären; bei solchen Gelegenheiten paßt er um so mehr, je deutlicher der Zusammenhang des Unheils mit der Sünde ist. So ist z. B. dieser Zusammenhang klarer bei dem Unglück der Titanic, wo tatsächlich die Hybris mit im Spiel war, als bei dem Erdbeben von Messina, wo einfach scheinbar willkürliche und brutale Mächte walteten. — Sehr stark kann die Grundempfindung unseres Liedes einen etwa in der Kaisergruft zu Speyer überkommen. — So dient es allenthalben zur Auslösung und zur Abspannung starker, schwerer Empfindungen; mit diesem Dienste muß man sich oft begnügen, wenn etwa an einem Grab gegen jeden hellern Klang einfach Widerwille zu erwarten wäre. Dann wäre es tatsächlich richtig, einfach unsern Psalm gut zu verlesen und sonst kein Wort mehr zu sagen, wie sich auch wirklich ein großer Kirchenhistoriker dies als seine Grabfeier ausbedungen hat. Sonst aber gehört eine Auflösung zu diesem Septimakkord: also ein Wort vom Leben, ein Wort, das unsern Glauben und darum einen hohen Optimismus ausspricht. Ein solches ist etwa das Wort aus dem ersten Johannes-Brief, das genau auf unsern Psalm paßt: die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit. — In solcher Weise die Empfindungen nicht nur zu fassen und darzustellen, sondern auch zu leiten, ist die schönste Aufgabe der liturgischen Arbeit.

12.

Auch dieses Lied zeigt den typischen Gang, in dem sich die meisten unserer Bittpsalmen bewegen und in dem sie für alles Bitten und Klagen vorbildlich sind: Klagen verwandeln sich in Bitten zu Gott, und die Bitten werden mit der festen Gewißheit begleitet, daß Gott sie erhören wird. Der besondere Geist unseres Psalms erfordert aber einige Aufmerksamkeit. Einmal handelt es sich nicht um einen Privatgegner, sondern um eine ganze Gruppe von Feinden und zwar von Feinden der Gemeinde Gottes; dann aber ist es ein ethischer Vorwurf, der ihnen gemacht wird: sie haben ein böses Maul. Beide Umstände machen dieses Lied für uns viel erträglicher als manches andere. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß sich auf dem Boden einer ethischen Religion leicht die Gewohnheit einstellt, den Gegner mit ethischen Maßstäben zu verdammen, weil man nicht mehr naiv genug ist, sie wegen ihrer persönlichen Feindschaft gegen einen selbst alleine zu verurteilen. Sieht man genauer zu, dann ist dieser Privathaß nur unter der Maske sittlicher Entrüstung versteckt; denn er hofft, mit ihr desto größern Eindruck zu machen. Darum sagt man niemals: Du warst böse zu mir, sondern du bist böse. Besonders pflegt diese Heuchelei sich in frommen Kreisen zu finden. Noch schlimmer ist es freilich, wenn sich dieser Privathaß und der Klatsch in die Form des Bedauerns bringt, daß der und die so wenig fromm sind. Auf solche Fehler der Frommen sollte man öfter einmal den Finger legen und sie immer zur völligen Wahrhaftigkeit anhalten, wenn sie sich mit ihren Feinden oder mit den Feinden Gottes beschäftigen, die oftmals so

viel besser und gottwohlgefälliger sind als sie selber, wie es der Samariter im Vergleich mit dem Priester, der Zöllner im Vergleich mit dem Pharisäer war. — Aber natürlich mit dieser Pflicht der Selbstprüfung wird die Wahrheit nicht aufgehoben, daß es solche nichtsnutzige Menschen gibt, wie sie hier geschildert sind. Man geht hier weniger mit Gewalt als mit bösem Geschwätz gegen die Gemeinde vor; natürlich ist der Selbstruhm V. 5 ironisch gemeint. Gegenüber dieser Macht der Finsternis, wie sie in solchen Verleumdungen die Gemeinde umschleicht, ist die Wahrhaftigkeit Gottes Schutz und Trost. Und zwar nicht nur weil sie Hilfe bringen wird, sondern auch weil sich an ihr der Glaube wieder aufrichtet, der sonst verzweifeln müßte, wenn es keine Stätte der Wahrheit in der Welt mehr gibt. Es ist sicher ein häufiger Gang, den die innere Entwicklung manches ernsten Gläubigen nimmt, daß er angewidert von der allgemeinen Unwahrhaftigkeit der Menschen, sowohl der bewußten als der schwächlichen Lüge, sich ganz fest auf den allein wahren Gott zu stellen beginnt. Außer diesem Gedanken, der nur wenige angehen dürfte, gibt unser Psalm auch Gedanken für einen Buß- und Bettag her, wenngleich er, genau genommen und ausgelegt, gerade den Frommen selbst wenig Bußgedanken nahelegt. Aber für eine jede schwere Lage, in die eine Gemeinde in der Diaspora, der schwarzen oder der roten, kommen kann, bietet sich hier der Ausdruck für ein frommes Empfinden dar, das darin Gott sucht, und zwar den Gott, der nicht nur ein Privathelfer, sondern der Hort der Wahrhaftigkeit ist. Besser wäre es ja, wenn man unser Lied nur als Lektion einer Predigt voranschickte, die doch noch höhere Töne als diese zu finden wüßte, also solche von der Höhe des Gebetes Jesu: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun."

3. Königspsalmen.

20.

Die Gedanken des frommen Sängers steigen vom Anblick des königlichen Thrones zu dem Throne Gottes im Himmel empor. Das Herz, das das Vaterland und den König liebt, kennt zugleich Gott, und weiß darum nicht eher für seine Wünsche und Sorgen Ruhe, als bis es sie dem ewigen Könige zu Füßen gelegt hat. So erhebt sich denn auf dem Grunde festen Gottvertrauens die zuversichtliche Bitte um Sieg für den König: Gott sei mit uns! Feierlich mild klingen die ersten Verse mit den segnenden Bitten einher; dann erhebt sich das Lied zu starken zuversichtlichen Tönen: „Gott ist mit uns und wir mit Gott; den Sieg wollen wir erlangen". Diese Zuversicht ist ganz und gar religiös begründet. Mögen die Feinde Wagen und Rosse haben, wir haben den Herrn und müssen darum siegen. Und von dieser Höhe der Gewißheit aus steigt dann noch einmal ein kurzer Ruf mit der Bitte um Sieg zu Gott empor. — Man merkt es dem Liede an, daß es ganz und gar echt empfunden und keine patriotische Geburtstagspoesie ist. Wie schwer wird einem Prediger häufig ein solch echter und starker Ton, wenn er mitten in eine unserer üblichen theatralischen und aufgedonnerten patriotischen Feiern hinein sprechen soll, während er doch fühlt, wie sich die vielen dabei mitwirkenden Komödianten mitunter verstohlen anzwinkern ob all des Trara, das sie anscheinend so begeistert, in Wirklichkeit mit reichlich viel blasierter Ironie mitmachen müssen! Gott bewahre uns davor, daß einmal

in einer wirklich ernsten Zeit dieser ganze künstlich aufgezüchtete dekorative Pomp in seiner ganzen Hohlheit offenbar wird und zusammenbricht! Dann aber werden wir diesen Geist der gegenwärtigen Pflege der Vaterlandsliebe und des Byzantinismus anzuklagen haben, der durch ein Übermaß von Schein und Klang den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen verschuldet und vielen ernsten Leuten das ganze Getriebe gründlich verleidet hat. Aber wo sind die Leute, die mit der Wahrhaftigkeit eines Propheten etwas Derartiges einmal an großen vaterländischen Tagen zu sagen wagten? Das ist immer der Vaterlandsfeind gewesen, der die gegenwärtige Form des Regimentes getadelt hat, weil er in heißer Liebe zu dem Vaterlande selbst nicht schweigen konnte. Und als Vaterlandsfreund gilt immer der andere, der sich selbst und anderen den kritischen Mund zuhält, wenn er sich dafür auch in heimlichem Spotte schadlos hält.

Am genauesten paßt unser Lied in einen Gottesdienst, der mit dem Tage der Mobilmachung oder der Abreise des Königs zur Armee zusammenfällt. Aber als Lektion und auch als Text ist es an jedem Geburtstag des Königs und des Kaisers, als des obersten Kriegsherren, verwendbar. Dabei läßt sich vorzüglich der V. 8 dahin auslegen, daß es tatsächlich die Begeisterung für eine große Idee, daß es überhaupt sittliche Eigenschaften sind, die den Sieg allein an die eigne Fahne fesseln. Vor allem ist es aber der Glaube, daß man eine gerechte Sache vertritt, die vor Gott bestehen kann, was den tiefsten Antrieb im Herzen des Volkes und der Armee bilden muß. Freilich welche Sache läßt sich nicht als die gerechte von geschickten Diplomaten hinstellen? Jedoch das Volk hat dafür ein sehr gutes Verständnis, ob eine Sache gerecht ist oder nicht. Wollte Gott, daß wir eine wirklich gerechte Sache haben, wenn es einmal losgehen sollte! Wollte Gott, daß dann vor allem noch Millionen da sind, die mit ganzer Überzeugung so beten können, wie es hier geschieht, daß wir vor allem einen Herrscher an der Spitze haben, der es diesen Betern leicht macht, die Bitte um seinen Sieg vor den Thron Gottes zu tragen!

72.

In festlichen Klängen erschallt hier das Gebet für den König und wendet sich an den König der Könige in der Zuversicht, daß er es dem irdischen Herrscher nicht fehlen lasse. Was unser modernes christliches Gefühl so stark anspricht, ist der ausgeprägt soziale Zug, der durch unser Lied hindurchgeht. War der Ton der alten Vaterlands-Religiosität im ganzen ausgesprochen in dem Spruch, der noch heute Helm und Gürtel des Soldaten ziert „Gott mit uns", so ist die neuere vaterländische Gesinnung viel mehr nach dem Ton unseres Psalms gestimmt; es handelt sich hier weniger um den Sieg über den äußeren Feind, als um Recht und Gerechtigkeit im Innern. Wir haben hier das Hohelied des sozialen Königtums. Auf die Liebe des kleinen Mannes ist der Herrscherthron zu gründen, nicht nur auf das Interesse der großen Grundbesitzer und Fabrikanten. Und auf diese soziale Gerechtigkeit baut sich dann der Glanz und die Macht des Vaterlandes auf, die es auch äußerlich herrlich erscheinen lassen. Man kann sagen, daß es ein religiös-sozialer Imperialismus ist, der den Geist dieses Liedes ausmacht. Es erschallen hier Klänge, wie sie jedem unvergeßlich und teuer sind, der sich sein politisches Denken hat von Friedrich Naumann wecken oder be-

einflussen lassen. Dies ist die religiöse Vaterlandsliebe, die nicht darum von Gott besonderes Heil erwartet, weil wir es nun sind, sein auserwähltes Volk, dem der große Alliierte da droben gleichsam verpflichtet wäre, Sieg und Gedeihen zu geben; sondern dieser religiöse Patriotismus läßt sich vor allem einmal von Gott den Geist der Gerechtigkeit und treuen Fürsorge für die Geringsten im Volke schenken, um so das Glück des Vaterlandes ganz sicher auf die granitnen Fundamente der sozialen Pflichten zu gründen. Der freilich weiß nicht, was echte Güte ist, der dann nach kurzer Zeit schon einen Umschwung der vaterlandsfeindlichen Gesinnung der Massen verlangt; denn echte Güte hat Zeit und trägt gern die Folgen von so vieler Selbstsucht, die vorher an dem Volke gesündigt hat und immer noch sündigt.

Es ist leider immer noch ein Wagnis, in Gegenwart der Kreise, die für die Stützen des Thrones gelten, solche sozialen Töne anzuschlagen, wenn man sie nicht in die Watte einer klingenden unverbindlichen Rhetorik einwickelt. Aber man sollte es doch einmal wagen, wenn man seiner insoweit sicher ist, daß einem kein taktloses Wort entschlüpft, wie es leicht ein häufig in Pfarrerkreisen eingenisteter Unmut über unsoziale Politik eingeben kann. In ganzem Ernste etwa könnte man an dem Geburtstag oder an dem 25jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers an das Wort von den herrlichen Tagen erinnern, denen er sein Volk entgegen führen wollte. Sind sie gekommen? Sind die Verhältnisse nicht doch weithin besser geworden? Ist es nicht doch dieser Geist sozialer Gerechtigkeit, der sich allen Widerständen entgegen langsam durchsetzt? Kann man verlangen, daß auf einmal große Schritte getan werden? Ist nicht unsere große Arbeiterversicherung, die in diesen Tagen Gesetz geworden, ein Versuch, Recht und Gerechtigkeit dem kleinen Mann und auch den mittleren Ständen zu schaffen, von dem sich die ersten Träger dieses nationalen und sozialen Geistes nichts haben träumen lassen? — Die Predigt, die O. Baumgarten in der oben erwähnten Sammlung über unsern Psalm gehalten hat, sei der Aufmerksamkeit empfohlen; liegt sie doch ganz und gar in dem Gedankenkreis dieses sozial gerichteten Theologen.

16

Noch einmal erklingt das Gebetslied, das dem Wunsche Ausdruck gibt: Domine salvum fac regem. Wir werden uns niemals darin irre machen lassen, diesen Wunsch an vaterländischen Tagen und auch im regelmäßigen Gottesdienst zum Himmel emporsteigen zu lassen, gewönne er auch dadurch an Wiederhall in den Herzen vieler Gemeindeglieder, wenn er nur hin und wieder erschallte. Wir werden mit diesem unserm religiös begründeten Sinn für König und Königtum die Mitte innezuhalten haben zwischen zwei Extremen; oder vielmehr wir werden diese beiden überwinden müssen, indem wir einen viel höheren Standpunkt einnehmen. Es ist das die Ansicht auf der einen Seite, die in dem politisch gewordenen Begriff vom Gottesgnadentum ihren Ausdruck findet. Und es ist die entgegengesetzte Ansicht auf der andern Seite, die dieser politischen Verwendung des Wortes dadurch entgegentritt, daß man auf den Begriff überhaupt verzichtet. Über diesen beiden Seiten steht die rein religiöse Wertung des Königtums; wir haben allen Grund, diese wichtige Einrichtung mit unserm

Glauben an Gott in Verbindung zu bringen. Und zwar tun wir dies, indem wir den König wie alles Wichtige aus Gottes Hand empfangen, indem wir Gott für alles danken, was wir durch ihn Gutes empfangen, indem wir alles tragen im Blick auf Gott, was uns der Herrscher zu tragen gibt, indem wir vor allem darum bitten, daß Gott ihn segnen möge. Unser Lied nimmt eine Stellung ein, die es vielen erst ermöglichte, gerechter und freundlicher über die Person des Herrschers zu urteilen. Aus der Fremde, aus dem Ausland nämlich, läßt der Dichter seine Bitte emporsteigen für den König. Aus einer solchen Ferne gewahrt man nicht mehr allerlei Menschliches, sondern es verklärt sich leicht eine Gestalt ins Hohe und Ideale hinein. Der Stolz auf alles Große an dem Herrscher, der Sinn für die nationale Ehre den Leuten in dem Auslande gegenüber, mitklingende Gefühle der Freude an der Heimat, vermögen dann in vielen gerade und gut gesinnten Herzen eine Stimmung zu erzeugen, die dankbarer das Große an dem Herrscher würdigt, als es oft im Inland geschieht, wo einem manches Menschliche an ihm näher rückt und wo vor allem der Vergleich mit viel schlechteren Verhältnissen fehlt, die einem im Ausland den Stolz wiedergeben können, ein Deutscher zu sein; so kann denn unser Psalm auf der Kanzel von Auslandsgemeinden am Geburtstage des Kaisers erklingen, und Vers für Vers kann man dann die Gefühle des Diaspora-Israeliten nacherleben lassen, der aus der Ferne in die Heimat den herzlichen Wunsch sendet: Gott segne unsern König!

Monodische Bittgebete (Individuallyrik).

1. Die persönlichen Feinde.

Die folgenden Psalmen gehören zu denen, die uns am wenigsten angenehm im Psalter zu sein pflegen; denn sie beschäftigen sich mit den Feinden und zwar mit den Feinden, die der einzelne hat. Wenn es sich noch um die Feinde handelt, die eine große Gemeinschaft, also ein Staat, eine Kirche, eine Partei besitzt, so pflegt die Empfindung nicht so ausgeprägt zu sein, wie in diesem Fall, daß hier ein Gebiet vor uns liegt, das wir lieber nicht betreten möchten. Denn gerade in unserer Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft, um deren Feinde es sich handelt, liegt schon eher etwas, das unserm Gewissen eine gewisse Dosis von Zorn und auch Haß gestattet, als wenn nur Feinde unserer eignen Person in Betracht kommen. Diese Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ist ja etwas, was wir als einen sittlichen Zug anzusehen gewöhnt sind. Handelt es sich aber bloß um uns, so trauen wir, wenn wir nur irgend von dem Geiste Jesus berührt worden sind, uns selber nicht die nötige Unparteilichkeit zu, um immer unsern Zorn als sittlich berechtigt anzusehen. Wir sind darum, wenn wir von Jesus berührt sind, oft gerade diesen persönlichen Feinden gegenüber recht unsicher, auch dann, wenn ihre Feindschaft daher stammt, daß wir einer bestimmten Gruppe von Menschen, also etwa einer religiösen oder nationalen Partei, angehören. Diese Unsicherheit kommt daher: wir haben als Menschen in uns den gesunden natürlichen Instinkt gegen alles, was uns schädigen und vernichten will. Jeder, der nicht innerlich gebrochen ist, fühlt immer in sich den ganz aufrichtigen Wunsch, daß sein Gegner da- oder dorthin fahren möge. Auf der andern Seite

aber hat doch Jesus mit seinen Worten über die Feinde einen starken Eindruck auf uns gemacht. Diese beiden Bestrebungen kämpfen nun in uns miteinander. Häufig hilft man sich dabei so aus der Verlegenheit, daß man seinem persönlichen Zorn ein sittliches oder gar ein frommes Mäntelchen umhängt. Und weil man das von sich weiß, darum wagt man überhaupt oft genug nicht gegen einen Gegner aufzutreten und vorzugehen, weil man unsicher ist, ob es nun wirklich gerechte und gute Beweggründe sind.

Von solchen Erwägungen sind nun unsere Dichter sehr weit entfernt. Mit einer erfrischenden Natürlichkeit hassen sie, wer sie haßt, wie sie lieben, wer sie liebt. Ganz unverblümt macht sich der Wunsch und die Schadenfreude geltend. Dafür ist es aber auch ein echtes Gefühl, wenn sie diese Dinge mit Gott zusammenbringen. Mögen sie sich vielleicht auch einmal dabei selber täuschen, wenn sie ihre und Gottes Sache zu eng zusammenbringen; aber es ist doch alles echt und wahrhaftig gemeint, und berührt darum nicht ohne weiteres unangenehm. Das wird uns um so erträglicher, je mehr wir uns davon überzeugen, daß diese Feinde in der Regel solche Leute waren, die die Frommen um ihrer Frömmigkeit willen gehaßt haben.

Wie sollen wir uns nun zu diesen Liedern stellen?

Es darf gar keine Rede davon sein, daß wir unter allen Umständen dem Gegner und Feinde, so wie die Bergpredigt gebietet, zu begegnen hätten. Das sollte den Weltkindern, auch denen im frommen Gewande, wohl zusagen. Auf der andern Seite geht es ebensowenig an, daß wir uns nun ohne weiteres alle diese Stimmungen und Gefühle aneignen, die hier den Feinden gegenüber gehegt werden, so natürlich sie uns auch vorkommen mögen; denn wir haben mit Recht einen großen Argwohn gegen dieses „Natürliche." Was aber läßt sich dann machen? Zuerst soll man sich und andere stets daran erinnern, daß überhaupt die Herren Gegner und Feinde in unserem Denken einen viel geringeren Raum einzunehmen haben. In der Regel beschäftigen wir uns viel zu viel in unsern Gesprächen und zumal in einsamen bösen Nachtstunden mit dem Bilde unserer Konkurrenten, Kritiker, Verleumder, Spötter und Hasser. Wir nagen an ihrem Bild herum und schaden dadurch weniger ihnen als uns selber. Wir wenden immer und immer wieder dieselben bösen Worte des Hasses und des Spottes hin und her, um uns immer neuen Haß an ihnen zu holen. Wir freuen uns, wenn wir eine neue Schwäche oder Bosheit an dem Feinde entdecken und die Hoffnung, daß uns diese Freude noch öfter beschieden sei, läßt uns immer weiter uns mit seinem Bild beschäftigen. Das ist grundverkehrt. Man soll mehr an seine Freunde als an seine Feinde denken. Und gerade, wenn alle Gefühlsassoziationen immer wieder uns das geliebte verhaßte Bild des Feindes aufdrängen wollen, dann soll man sich mit der letzten seelischen Kraft ein liebes Kind oder einen angenehmen Verkehr vor die Seele zwingen, damit man sich vor dem Gift der Bitterkeit bewahrt.

Muß man sich aber mit den Feinden befassen, dann geschehe es natürlich im sittlichen Geiste unseres Glaubens. Der gibt uns völlig Recht, wenn wir von ganzem Herzen wünschen, daß unsere Feinde geschwächt und beseitigt werden möchten, falls wir mit der Unparteilichkeit, die einem die Erregung der Selbstliebe gelassen hat, feststellen können, daß es ein böser Geist ist, der sie regiert

und der auch an ihrer Feindschaft gegen uns beteiligt ist. Wir dürfen uns auch freuen, wenn es gelungen ist, sie zu entlarven und zu beseitigen, zumal wenn sie sich selber ein Grab gegraben haben, das für andere bestimmt war. Aber eines dürfen wir oder vielmehr können wir nicht: wir können Gott nicht um ihre Vernichtung bitten. Wir bitten mit gutem Gewissen Gott um unsere Befreiung von ihnen, aber nicht um ihre Vernichtung. Das ist der tiefe Graben zwischen unsern Rachepsalmen und der Bergpredigt; unsere frommen Sänger denken bloß daran, wie sie ihre Feinde selber loswerden sollen; aber Jesus denkt auch an sie selber. Jesu liegt immer noch an seinen Feinden, und er will, daß auch uns etwas an ihrer Person liegen soll. Darum bittet er, daß Gott ihnen ihre Schuld vergebe, weil sie nicht wissen, was sie tun; darum fordert er, daß man ihnen nicht widersteht, sondern für sie eintritt, weil sie auch einen eigenen Personwert haben. Diese Rücksicht auf den Personwert eines jeden Menschen, die das ganze N. T. zu dem großen Quell neuer Werte macht, erstreckt sich auch auf die Feinde. Der Sinn für das, was aus unsern Feinden werden kann, und zwar natürlich im Sinne Jesu werden kann, ist das entscheidende Kennzeichen des Christen. Und darum wird ein solcher, wenn er um Befreiung von seinen Feinden bittet, sich allmählich dazu emporbeten, daß er für ihre Seele betet, daß Gott sie erleuchten und so der Feindschaft ein Ende nach seinem Sinne machen möge. So wird sich immer ganz von selbst in die Freude über den Sturz eines Gegners, den er sich durch seine eigene Verblendung zugezogen hat, das Bedauern über eine verlorene Seele mischen. Dazu muß, dazu kann man sich langsam erziehen. Wenn die erste starke Erregung vorüber ist, in der wir alle jenem „Natürlichen" unsern Zoll entrichten, dann muß die Kraft der Seele sich ehrlich und wahr auf das Interesse an der Seele des Menschen einstellen lassen; das geschieht, je nachdem, indem wir bedauern, daß er sich verloren hat und dazu auch zu großem äußeren Schaden gekommen ist, oder indem wir ihm herzlich wünschen, daß er sich wiederfinde und in die Höhe komme. Ohne in die Gefahr der Heuchelei zu verfallen, kann man sich dazu erziehen. Und diese Erziehung wird um so wahrhaftiger werden, je weniger man von diesen Gefühlen und Gedanken spricht, etwa um damit zu kokettieren. Heimlich darf man sich aber doch darüber freuen, wenn man merkt, daß man auf diesem Wege weiter gekommen ist. Denn dieser Weg, der sauerste von allen Wegen, die Christen zu gehen haben, führt uns zu der Höhe der Vollendung, wo wir allem Niedrigen überlegen und damit christliche Persönlichkeiten geworden sind.

Wir fassen mit diesen vorstehenden Bemerkungen einige Psalmen, die eine weniger ausgeprägte oder uns ganz fremde Art an sich tragen, zusammen, nämlich den 3., 28., 40., 54., 120., 140. und behandeln nun andere, die ein persönlicheres Gesicht tragen, oder sonst interessanter sind, etwas ausführlicher für sich.

2. Die Feindschaft als Not.

10.

Hier sehen wir in das Ringen einer Seele hinein, die nicht nur praktisch mit bösen Menschen zu kämpfen hat, sondern die auch noch an ihrem Vorhandensein im allgemeinen Anstoß nimmt, weil es sich mit der Gerechtigkeit Gottes nicht vertrage. Unter eignen Qualen ist ein Mensch irre geworden in seinen Grund-

überzeugungen; die Wirklichkeit macht sich gegen ein Dogma geltend, und es ist doch noch kein Weg offen, wie sich dieser Zwiespalt in einer höheren Harmonie lösen kann. Wenn keine Vergeltung in diesem Leben stattfindet, wo könnte dann für unsern Sänger eine Lösung dieses bittern Problems gegeben sein? Welche Lösungen hat man denn sonst aufgestellt? Zuerst die, daß doch endlich die Sünder in die Hölle kommen; aber davon weiß unser Dichter nichts, weil seine Gedanken ganz im Sichtbaren bleiben. Oder man hat die inneren Qualen als Strafe angesehen, mit denen Gottes Gerechtigkeit einen Ausgleich findet; aber dafür ist wiederum der Blick unseres Sängers zu sehr auf das äußere Ergehen gerichtet. Darum gibt es für ihn nur die eine Lösung, daß Gott die Frevler vernichten müsse. — Wir sind mit allen diesen Lösungen nicht zufrieden. Was sagen wir denn einem, der unter ähnlichen seelischen Qualen, unter ähnlichen Zweifeln an Gottes Gerechtigkeit leidet? Wir geben entweder die kühle Antwort, daß die Willensfreiheit, die Gott dem Menschen verliehen habe, erst allein auch das Gute gut mache, das ihm aufgegeben sei; dann müsse man aber auch die Gefahr mit in den Kauf nehmen, daß er von ihr einen andern Gebrauch machen könne. Oder wir meinen, daß, wie das Bild den Schatten brauche, so brauche auch das Bild der Welt den Schatten der Sünde, um eine rechte Harmonie des geistigen Universums zu bilden; als ob um ästhetischer Maßstäbe willen so viele Menschen von ihrem höchsten Ziele abgedrängt werden dürften. Oder wir glauben an eine Vernichtung des Sünders, weil er doch keinen Anteil an der allein lebensfähigen Kraft des Geistes hat; oder endlich, wir trösten uns mit der Lehre von der allgemeinen Wiederherstellung am Ende der Zeiten. Auch von diesen Auffassungen ist keine zur Herrschaft gekommen. Wir mögen es mit dieser oder mit jener versuchen, wenn überhaupt auf solche Fragen eingegangen werden muß. Am besten ist es freilich, wenn wir solche Frager abfertigen, wie sie Jesus abgefertigt hat, indem wir sie überhaupt aus solchen Fragen herausziehen und ihnen praktische Aufgaben stellen. Und diese heißen hier so: Sorgt ihr dafür, daß ihr andern Leuten nicht ähnliche Schwierigkeiten des Glaubens bereitet, wie jene Bösen es euch tun. Ringt ihr mit dem Bösen, wo es Euch entgegenkommt; ein Christ betrachtet alles, was vorhanden ist, als eine Aufgabe, die ihm von Gott gestellt ist; das Böse gilt es darum nach seinem Willen mit Gutem zu überwinden. Im übrigen soll man sich auf die Höhe des Psalms 73 zu erheben suchen, und diese Höhe heißt: Gott zu vertrauen, auch ohne daß man eine Antwort auf solche schweren Fragen bekommt. So müssen wir sorgen, daß die Gedanken unserer Grübler von ihrem Grübeln abgelenkt werden zu irgend welchem Tun; denn Tun stärkt immer, ebenso wie Grübeln schwächt. Ob unser Psalm zu etwas anderem zu gebrauchen ist, als daß man sich selbst einmal derartige Gedanken im Anschluß an das von ihm aufgestellte Problem macht, ist mir fraglich. Man kann ihn unmöglich absolut gebrauchen, also als irgend eine Antwort, zu der auch wir uns bekennen. Man kann ihm höchstens im Unterricht oder in einer freieren Weise der Verkündigung als ein bezeichnendes Glied einstellen in eine Reihe von Äußerungen biblischer Frömmigkeit, die jenes Problem zum Gegenstande haben.

64.

Eine übersentimentale Seele könnte auch vor diesem Gebet zurückschrecken, weil es die Hoffnung auf die Vernichtung der Feinde in einer gar zu kräftigen Weise zum Ausdruck bringt. Aber es ist durchaus nicht so, daß wir als Christen auf die Anwendung des Vergeltungsdogmas immer verzichten müßten. Wir tun es ja doch so wie so in der Tat überhaupt nicht. Wenn wir sehen, wie sich in einem kleinen oder in einem großen Kreis eine Partei langsam selbst ruiniert, die sich in den Dienst des Bösen gestellt hat, so haben wir das allerbeste Gewissen dabei, wenn wir diese Selbstzerstörung in das Licht des Glaubens stellen und sagen, daß Gott sie geschlagen und getroffen hat. Gott ist viel weniger sentimental als wir, seine Gläubigen und seine Diener in der Regel wenigstens offiziell zu sein pflegen. Und alle seine vielgepriesene Liebe und Gnade setzt doch seine Gerechtigkeit nicht außer Kraft, die die Bösen in die Grube fallen läßt, die sie sich selber gegraben. Dann offenbart sich die vergeltende Kraft dieses Gottes, der oft genug geradezu einen Zug von Spott an sich zu tragen scheint, wenn er die Menschen gerade auf dem Höhepunkt ihrer Bosheit zu Falle kommen läßt. Von diesem Geist ist unser Lied erfüllt. Wie oft wiederholt sich die Lage, die es voraussetzt! Böse Parteien, wirklich und wahrhaft böse, also nicht bloß solche, die uns persönlich schädigen und die wir darum mit allgemeinen Prädikaten nennen, weil diese stärker sind als der Ausdruck unserer persönlichen Mißstimmung, — böse Parteien und Gruppen haben lange die Gemeinde und besonders einzelne in ihr schikaniert; sie haben eine rücksichtslose Gewaltherrschaft ausgeübt, wobei ihnen jedes Mittel recht war. Aber auf einmal wurde dieses Komplott in seiner ganzen Häßlichkeit enthüllt, die Eiterbeule wurde aufgestochen. Und nun geht ein Aufatmen durch die ganze Gemeinde, jedermann freut sich, ohne darin durch schwächliche, angeblich christliche Erwägungen sich stören zu lassen. Am nächsten Sonntag ist die Kirche voll, weil jeder ein Wort zu hören hofft, das seinen Empfindungen Ausdruck gibt und seine Seele befreit. Für solche Lagen ist unser Psalm ein Text. Man kann um so eher davon Gebrauch machen, je weniger man selbst in dem Verdacht steht, persönlich bei jener Sache beteiligt gewesen zu sein. War es aber eine Hetze, die sich gegen den Pfarrer oder auch gegen ihn richtete, dann wird natürlich der Text nur dann zu einer solchen Predigt raten dürfen, wenn wirklich die Seele sich persönlich ganz von allen Empfindungen der Schadenfreude freigemacht hat und sich nur der Freude über diesen Erweis der göttlichen Gerechtigkeit hingibt.

142.

Wieder nimmt hier ein Mensch seine Zuflucht zu Gott, weil er allein aus schwerer Drangsal retten kann. Wer echtes Gefühl von zusammengesuchten Ausdrücken unterscheiden kann, muß hier den Herzschlag eines Menschen hören, dem es ganz und gar Ernst ist mit dem, was er spricht. Sie haben ihm sehr übel mitgespielt, und in dieser seiner Not findet er sich ganz einsam und von allen verlassen. Das ist eine Lage, in der der letzte Rest von Glaube Gott suchen läßt. Ihm liegt an seiner Rettung, ihm liegt aber auch zugleich an Gott und seiner Ehre. Er bittet um Hilfe, damit Gott an ihm verherrlicht wird. Das geschieht, wenn die Partei der Gerechten, zu der er gehört, ihm, dem rettenden

Gott, Danklieder ſingt, weil er ſeinen Gläubigen aus der Not befreit hat. — Gar leicht wird ein ſolcher Gedanke zu einer Formel herabgeſetzt oder er wird ausgeſprochen in der Hoffnung, damit einen Druck auf Gott auszuüben. Iſt es aber ein echtes und lebendiges Gefühl, das ſich darin ausſpricht, ſo ſteht ein ſolcher Beter auf einer beträchtlichen Höhe. Dann betet er im Sinn und Geiſt der erſten Bitte des Unſer-Vater-Gebetes. Es täte uns gut, wenn wir öfter daran erinnert würden, unſere Gebete nicht im Dienſte unſerer eigenen Intereſſen, ſondern in dem der göttlichen Abſichten zu geſtalten. Es gibt kein beſſeres Mittel, um über eigene Beſchwerden und Klagen hinauszukommen, als wenn man ſeinen Blick auf anderes richtet. Das geſchehe nicht bloß mit der ganzen Art, wie man ſein Leben führt, das geſchehe auch mit dem Gebet: man kann ſich die Seele durch richtiges Beten erweitern und ſie in die Höhe bringen.

140.

Die Verbindung von Glauben an Gottes Hilfe mit dem Haß gegen die perſönlichen Feinde iſt uns zu fremdartig, als daß wir dieſes Lied abſolut gebrauchen könnten. Wir können uns an ihm klar machen, wie ſich langſam die Geſtalt Jeſu doch ſo eng mit dem Bilde von Gott verbunden hat, daß es ſolche Gefühle des Haſſes aus dieſer Verbindung heraustreiben muß. Oder wir haben wenigſtens ein böſes Gewiſſen dabei, wenn wir auf eine ſolche Verknüpfung zurückfallen, wie ſie den Frommen damals natürlich und recht war. Das iſt ein Fortſchritt in der Religions- und Kulturgeſchichte; was den früheren Recht und Pflicht ſchien, tun wir doch immer noch, obwohl wir es für böſe halten; aber unſer Gewiſſen iſt nicht mit uns zufrieden. So ſchwächt uns das Hangen zwiſchen zwei Idealen; aber die Kraft kommt wieder, wenn wir uns entſchloſſen zu dem höheren Ideale erheben. Das können wir, wenn wir, ſo wie wir nur irgend in eine entſprechende Lage kommen, uns einmal zu einem Verhalten zwingen, das wenigſtens den Anſchein des idealen Seelenſtandes trägt; ſind wir ehrlich, dann überwinden wir die Gefahr der Heuchelei, die in einem ſolchen Zwange liegt, und gewöhnen uns an ein gutes Verhalten, bis ſich allmählich in unſerer Seele die Wurzeln der rechten Geſinnung aus ſolchen Gewöhnungen gebildet haben, die das richtige Verhalten allein dauernd zu tragen imſtande ſind.

13.

Hier ſchaut man in die Seele eines Menſchen hinein, der ſich aus der Erregung über den Feind und aus der Angſt vor ſeiner Schadenfreude gläubig und ergeben in die Nähe ſeines Gottes flüchtet und in ſeinen Armen zur Ruhe kommt, um ſich dann mit frohem Sang dieſes Gottes zu freuen. Wohltuend ſticht dies Lied von den meiſten andern ab. Es iſt ein wundervolles Ausklingen ſtarker Erregungen in die völlige Hingebung an den ſtarken und treuen Gott. Daran kann man merken, was einem Menſchen Gott ſein kann: wie von ihm eine Erregung ausgehen kann, die in unſer Leben eine ganz neue Bewegung trägt, ſo bietet er uns zugleich einen Ort, wo all die Erregungen, die uns das Leben bringt, langſam abklingen können, um völliger Ruhe in ſeinem Frieden zu weichen. Und dazu kommt noch die rein lyriſche Art des Liedes; es verweilt gar nicht bei dem Feind, ſondern ſpricht bloß die eigene Klage und Bitte des Dichters

aus. Frage um Frage, Klage um Klage, Bitte um Bitte ſendet er zu ſeinem Gott empor, viel zu ſtark mit ſich und mit Gott beſchäftigt, als daß er Zeit zu Gedanken über den Feind finden könnte. So iſt es ein tief frommes Lied, das einem jeden gebahnte Pfade zeigen wird, der unter dem Druck böſer Menſchen und unter den ſeeliſchen Qualen, die einem Haß und Hinterliſt bereiten können, den Weg zu dem Gott ſucht, dem man alles ſagen und klagen kann. So iſt unſer Lied ohne Abzug gültig. Es wird ſich vor allem einmal eignen für das Privatgebet. Wieviel bitterböſe Feindſchaft geht doch argliſtig um das Pfarrhaus herum und brütet Rache für irgend ein harmloſes oder ernſtes Wort! Überall merkt man die Spuren dieſer heimlichen Feindſchaft und darunter können empfindlichere Seelen unendlich leiden. Dieſen ſchweren Druck kann man ſich mit unſerm oder einem ihm ähnlichen Gebet vom Herzen herunterbeten. Oder man kann einmal im Sinn unſeres Pſalms von dem Feinde überhaupt predigen. Vielleicht in einer Predigtreihe über Freund und Feind und ähnliche Wirklichkeiten des Alltagslebens. Wem es dann zu gewagt erſcheint, dem Haß gleich die großen ewigen Worte Jeſu aus der Bergpredigt anzubieten, der kann wenigſtens einmal dieſen einen Schritt über den kräftigen natürlichen Haß oder den ohnmächtigen Zorn hinaus tun lehren, daß er anweiſt, die Feindſchaft, wie alles, was einen ſchwer erregt, vor Gott zu bringen. Auf dem Boden des Evangeliums wird man ja nicht anders können, als eine ſolche Predigt mit dem Hinweis auf das Wort Jeſu am Kreuze zu ſchließen, das doch weit über dieſen Eindruck der Beruhigung hinausgeht, den wir hier vor uns haben: Vater, vergib ihnen. In dieſem Wort werden die Feinde wieder zum Gegenſtand der Aufmerkſamkeit gemacht, aber nicht zum Gegenſtand des Haſſes, ſondern zu dem der Fürbitte.

3. Die Feindſchaft als Strafe.

27, 7–14.

Wieder ein Gebetswort, das ſich der bitteren Not der Seele entringt. Und wieder ſind es die Feinde, die dem Dichter die Bruſt zuſammenpreſſen; wer kennt nicht dieſes Gefühl des Druckes, das einem oft den Atem verkürzt? Wohl dem, der dann für dieſen gedrückten Seelenzuſtand den Ausweg des Gebetes zu Gott findet. Es iſt eine ſehr traurige Lage, in der der Dichter ſeine Stimme zu Gott erhebt; draußen Nöte und innen Kämpfe. Keinen Menſchen mehr hat er, auf den er ſich verlaſſen kann, nur ſeine Gegner kümmern ſich um ihn mit ihrem Zorn und ihrer Wut. Dieſe ſeine ſchwere Lage deutet er als einen Ausdruck für den Zorn Gottes, weil er gewöhnt iſt, alles mit Gott in engſte Verbindung zu bringen. Und er weiß auch den Grund dieſes Zornes, ſoweit er in ihm liegt: es iſt ſeine eigene Sünde. Und aus dieſer innern Lage heraus erhebt ſich dann ein Gebet, das muſtergültig für ähnliche Lagen iſt; er bittet nicht um die Vernichtung ſeiner Feinde, er bittet nicht nur um Rettung aus ihrer Hand, ſondern er bittet vor allem um den rechten Geiſt, um ihnen nicht anheimzufallen; und dieſer Ton tut uns ſehr wohl. Der Beter ſteht uns näher, der nicht eine äußerliche Beſeitigung der ihn umgebenden Schwierigkeiten erbittet, ſondern der zuerſt einmal von Gott den rechten Geiſt verlangt, damit er ſelber mit ihnen fertig werden kann. Wenn in dieſer Weiſe die Not nicht nur zum Anlaß ge-

nommen wird, überhaupt sich auf Gott und seine Hilfe zu besinnen, sondern ihn um seine besten Gaben für die rechte sittliche Lebensführung zu bitten, dann mag diese Bitte zuerst noch in dem Sinne geschehen, daß man mit dem erbetenen Wandel im Guten ein Mittel in die Hand bekommt, seinen Feinden zu entgehen; es ist dann doch die Möglichkeit gegeben, daß man überhaupt diesen Weg finden und lieben lernt, auch wenn man ihn zu solchen Zwecken allein nicht mehr nötig hat. Wir haben hier also eine Bewältigung der Schwierigkeiten des Lebens mit Hilfe des Glaubens an Gott, der in ihnen einen Wink sieht, sich dem Guten zuzuwenden. Stammen hier die Schwierigkeiten im besonderen von den Feinden, so liegt es nicht fern, an den Spruch zu denken: „Zeigt mir der Freund, was ich kann, zeigt mir der Feind, was ich soll." Insofern ist unser Psalm ein Muster, wie man mit Feinden fertig werden kann, und vor allem, was sie einem Gemüte zu sagen haben, das nicht anders kann, als, dem innern Gesetze des religiösen Lebens entsprechend, alle tief eingreifenden Lebensumstände mit Gott in Verbindung zu bringen. Auch für eine Predigt über diesen so bedeutungsvollen Teil unseres Lebens, das Verhältnis zu den Feinden, eignet sich unser Lied. In ihr könnte man die Hörer, die nicht sehr hoch stehn, dahin führen, daß man ihnen zuerst die Klugheit begreiflich macht, die uns davor schützt, uns unsern Gegnern in die Hand zu geben. Für den Frommen versteht es sich aber von selbst, daß er um eine solche wichtige Sache Gott bittet. Hat man einmal an solcher Klugheit Gefallen gefunden, dann wird sie einem auch an sich selbst wertvoll und begehrenswert, ohne daß sie als Mittel für diesen bestimmten Zweck zu dienen hat. Dann wird man aber dahinter kommen, daß diese Klugheit um so echter und besser ist, je mehr sie auf dem Instinkte eines reinen und treuen Herzens beruht. Das ist dann das Höchste, was man von Gott erbitten soll. So können einem wahrhaft frommen Menschen auch die Feinde zum Besten dienen, wenn man sich durch sie auf Gott und seine Gaben hinleiten läßt. Das ist der tiefste Sinn christlicher Lebensbeherrschung, aus allen Blüten Honig zu saugen und alles, auch die schlimmste Feindschaft, zu einem Anlaß werden zu lassen, daß man dem Guten nahe kommt. So kann man sogar für seine Feinde Gott dankbar werden, dieweil er uns durch sie segnen und behüten will. Dazu freilich gehört dies eine, daß man sich auf eine ganz andere Höhe der Wertschätzung erhoben hat: es darf einem nicht mehr alles an seiner Ruhe und Behaglichkeit liegen, in die dann die Feinde eine üble Störung hineinbringen, sondern der Gewinn eines reinen und wahrhaftigen Herzens muß einem das Wichtigste sein, und dazu kann einem Gott auf allerlei Weise und auch dadurch verhelfen, daß er einem Feinde schenkt, die einem zuerst als Wächter, dann als Führer zu Gott auch gegen ihren Willen die besten Dienste leisten müssen. Es ist eine häufige Erscheinung, daß einer ausreitet zum Fluchen und daß er dann wider seinen Willen zum Segen dienen muß.

148.

Hier macht sich wieder eine gepreßte Seele Luft in einem andringenden innigen Gebet zu Gott. Wieder sind es die bösen Menschen, unter denen sie leidet; aber es spricht doch nicht nur der Haß und der selbstgerechte Trotz. Es spricht doch ein inniger, starker Glaube an Gott, der genug sittliches Gefühl bei

sich hat, um neben der klagenden Bitte auch Gewissenstöne zu wecken. Es muß dem Sänger ja recht übel mitgespielt sein; ähnliches kommt ohne Zweifel heute noch oft genug vor; das Martyrium des Pfarrers in Stadt und Land, aber auch das manches ernsten Frommen ist verfeinert, aber nicht leichter geworden. Wie mancher trägt furchtbar schwer an einer solchen Feindschaft, die ihm sein innerstes Leben verbittert und vergiftet. Verleumdungen, boshafte Vereitelung von selbstlosen Plänen, Zerstörung allgemeinnütziger Unternehmungen, Boykott wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art — es ist nicht zu sagen, wie viel in dem Pfarrerstande von dieser Art gelitten wird. Dann ist es zu viel, gleich von einem solchen Manne Feindesliebe zu verlangen. Man muß selber erfahren haben, wie tief eine solche bittere Feindschaft das Herz aufwühlen kann, um sich mit dieser höchsten Zumutung zurückzuhalten. Die Höhe, die unser Lied einnimmt, ist schon achtungswert genug. Denn es leitet an, die durch die Feindschaft bereitete Lage als den Ausdruck für den Zorn Gottes anzusehen, der an seinem Diener selber genug auszusetzen hat; und in der Tat, wer läßt sich nicht in solcher oft jahrelangen Fehde zu Worten und Maßregeln hinreißen, derer man sich nachher vor Gott schämen und die man bereuen muß! Darum, wenn sich in der bittern einsamen Not, etwa in schlaflosen Nächten, die Seele so innig zu den Füßen Gottes drängt, wie es hier geschieht, so soll doch die eine Bitte den Ton haben, daß Gott uns in der Hitze des Streites das Gewissen unversehrt erhalten möge. Seine Hilfe soll immer mehr darin gesucht werden, daß er uns kluge und ruhige Gedanken gibt, wie wir der Gegner ledig oder gar Herr werden können, daß er uns ein Herz bewahrt, das in aller Leidenschaft nicht der Leitung des guten Geistes Gottes entraten will. Faßt man unser Gebetslied so auf, dann kann es einem allerlei Dienste tun; dann bezeichnet es vor allem einmal einen vorgebahnten Weg für das eigne innerste Gebet und ein Muster, wie man beten soll; dann aber läßt es sich auch in einer Dorfgemeinde, wo so häufig die bittere Feindschaft die Verwandten und Nachbarn Menschenalter hindurch entzweit, als Text verwenden, um in die Gemüter der Verfeindeten ein gewissenweckendes Wort zu senden. Freilich wird man damit leicht Öl ins Feuer gießen, wenn man nicht durch seine ganze Persönlichkeit über den Verdacht erhaben ist, sich in den Dienst der einen Partei gegen die andere zu stellen.

6.

Hier spricht ein gläubiges Herz, dessen tiefste Gedankenrichtung eingestellt ist auf Gott. Es kann nichts erleben, zumal nichts, was irgend tiefer in das Leben eingreift, ohne daß der Gedanke an Gott aufs innigste damit verbunden wird. Hier ist es die Entwicklung, die das Verhältnis des Dichters zu seinen Feinden genommen hat, die von den lebhaftesten religiösen Gefühlen begleitet und auf Gott bezogen wird. Das ist Frömmigkeit, wie wir sie haben und wie wir sie erwecken sollten; denn was ist sie anders als das beständige Gefühl der Nähe Gottes, als die selbstverständliche Nötigung, alles, was lebenswichtig ist, immer auf ihn zu beziehen? Mit dem Blick auf Gott wird zuerst die Not gedeutet, in die die Feinde den Frommen gebracht haben. Sie wird ihm zum Ausdruck des Zornes Gottes, wie ja immer echte religiöse Deutung eine Lebenslage personalistisch faßt, also als Ausdruck einer Gesinnung des Freundes im

Himmel. Gerade so wird der heiße Wunsch, sie loszuwerden, zu einer Bitte an Gott. Endlich wird die Tatsache, daß er von ihnen befreit wurde, als Erhörung seiner Gebete empfunden. Dafür steigt freudiger Dank zu Gott empor. Ihr Haß wird auch so beschämt, daß sie von ihm ablassen. So ist unser Psalm ein Beispiel, wie sich starkes Erleben mit dem frommen Blick auf Gott verflicht. Auf dieser Bahn können sich zur Not Gedanken bewegen, die sich mit unsern Feinden befassen. Freilich ist die religiöse Seite viel stärker als die sittliche entwickelt, wie dies ja meistens in unsern Liedern der Fall ist, die sich mit den Feinden befassen.

141.

In dieser Bitte liegt weniger Leidenschaft als in dem Psalm 143; es ist aber derselbe Geist sittlicher Selbstzucht, der hier spricht. Der Sänger erbittet, als den besten und auch als den am leichtesten zu erreichenden Schutz vor seinen Feinden, von Gott eine vorsichtige Zunge, als eine Wacht für seinen Mund. Ist der Ausdruck nicht prachtvoll? Daneben aber, und das ist das Besondere und das Schöne an unserm Lied, bittet er um seine Hut vor jeder Ansteckung, die von den bösen Menschen ausgehen könnte. Denn im Kampf sagt man gar zu leicht: wie du mir, so ich dir. Es hat Bosheit und Gemeinheit eine furchtbar suggestive Macht an sich, die vor allem daran Schuld ist, wenn sich Haß und Zorn der Feinde gegenseitig immer in die Höhe steigern. Auch scheint es, daß sich unser Frommer hüten muß vor der ansteckenden Macht, die dem Genußleben seiner Gegner innewohnt. Er ist arm, und sie schlemmen; wenn er zu ihnen überginge, wäre er mit einem Schlage ihre Feindschaft und seine niedrige Lage los. Bilder, die man mit Haß und Verachtung ansehen möchte, üben immer eine unheimliche heimliche Verführungskraft auf uns aus; darum hilft uns nur die andringende Bitte an Gott, er möge die Fülle seiner heiligenden Kraft uns dagegen zur Verfügung stellen.

Wie weit man in die Schlußbitte einstimmen darf, ist allgemein nicht zu sagen. Durchweg ausgeschlossen ist es nicht. Es gibt Fälle, wo wir tatsächlich wünschen dürfen und wünschen müssen, daß böse Menschen, also solche, die mehr sind als unsere Privatgegner, auf diese Weise beseitigt werden, daß sie sich selbst in den Schlingen fangen, die sie andern legen. Wir haben gar keinen Grund, gegen die Herren Schleicher und Ränkespinner milder zu sein als Gott selbst, der sie vielmehr häufig genug in diese ihre eigne Schlinge hineinlockt. Bei dieser Vernichtung brauchen wir ja nicht gleich an den Tod dieser Leute zu denken; denn ihre Entdeckung und Bestrafung genügt. Aber diese müssen wir im Interesse Gottes von Herzen wünschen. Und je mehr dieser Gedanke an Gott und an seine Sache dabei ist, desto mehr dürfen wir auch einen solchen Wunsch hegen, als wenn seine Erfüllung uns selber zugute kommt. Nur besitzt jeder Christ ohne weiteres Feingefühl genug, um sich in einem solchen Falle lieber zuweit zurückzuhalten, als sich zu viel gehen zu lassen. Denn wir wissen ja nur zu gut, wie leicht uns unser Privathaß einen Streich spielt, indem er unsere Gegner zu Feinden Gottes stempelt.

25.

Hier betet sich ein Frommer eine Reihe von drückenden Anliegen und Beschwerden von der Seele, wie sie ein jeder Mensch hat, der sein Leben nicht nur auf den unteren Stufen menschlicher Lebensideale zubringt, sondern der auch höhere sittliche Seelenregungen kennt. Was in einem solchen Menschenherzen hin und her geht und auf und nieder steigt, das findet seinen Ausweg, indem das Gebet alles vor den ewigen und gütigen Gott bringt. Das Besondere dieses Gebetes ist, daß es gleichsam von Reflexionen durchschossen ist, die immer den Grund zur Erhörung dieser Bitten aussprechen. So bekommt das Gebet eine Form, die es hinter lebendigere und schönere Gebete zurücktreten läßt. Aber sein Feingehalt an tiefreligiösen und sittlichen Anliegen darf es uns doch nicht übersehen lassen. Vergebung auch der Jugendsünden, Wandel in der Wahrheit und Unschuld samt der Gradheit als bester Schutz der Seele — das sind wertvolle Gedanken, die unser Gebet wohl geeignet machen, als eine Art von alttestamentlichem Unser-Vater einmal Gegenstand einer Predigt zu sein; zumal da der etwas lehrhafte Charakter des Liedes es dabei weniger leiden läßt als manche andere Gesänge, die eine derartige Behandlung nur schwer ertragen können.

40, 1 – 11.

Welch ein warmer, herzlicher Ausdruck echter und tiefer Frömmigkeit bietet sich uns in diesem lieben Liede dar! Gerade weil seine Form durchaus nichts Besonderes an sich hat, tritt diese herzliche Art, sich zu Gott zu stellen, um so schöner und stärker hervor. Man spürt noch das Aufatmen der befreiten Brust, die erst kürzlich einer tiefen Drangsal entladen wurde. Und nun wallt die ganze frohe Erregung der Seele dem hilfreichen und treuen Gotte entgegen. Wir müssen darauf achten, wie sich diese drängende Fülle froher Dankgefühle einen Ausweg verschafft; sie drängt einmal zum Liede, zum neuen, eignen Lied, weil alle alten Lieder die Fülle des Glücks doch nicht fassen könnten. Dann drängt sie weiter in die frohe und laut verkündigte Erkenntnis hinein, daß man sich auf diesen Gott verlassen kann. Aber dann kommt das Beste. Früher wäre unser Sänger von solchen Gefühlen auf den Weg zum Opferaltar gedrängt worden. Aber jetzt hat seine Seele einen ganz neuen Weg gefunden, wenn sie ihren frommen Eindrücken irgend einen Ausdruck in einer Betätigung geben will. Und dieser Weg ist der einer starken Hingebung an den großen, treuen Gott, eine Hingebung, die vor allem im freudigen Gehorsam gegen seinen Willen sich beweisen soll. Hier ist der Weg, den die Propheten mühsam gebahnt haben, schon zu einer selbstverständlich zu beschreitenden Straße geworden. Es hat ihre Arbeit eine Spur, eine Ahnung in der Seele zurückgelassen, die als die nächstliegende angesehen wird. Ein solcher Erfolg großer, langer Arbeit macht einem immer wieder Mut; es setzen sich doch solche mühsam errungenen Gedanken langsam in Selbstverständlichkeiten um. Im ganzen kann man sagen, daß diese Umbahnung sich in unserm Volke durchgesetzt hat. So ist es z. B. sehr interessant zu hören, wie etwa auf dem Land der Bauer ein paar Birnen, die sein Urahn für eine Gottheit auf dem Baum hatte hängen lassen, nun für die armen Leute bestimmt, oder auch wie er am Ende des Jahres den „Dank für den Stall" in Gestalt einer Spende dem Pfarrer ins Haus bringt, um sie etwa einem Diakonissenhaus zuzuwenden.

Das ist ohne Zweifel nichts anderes, als was das Deuteronomium angebahnt hat, daß man immer von seinem Überfluß den Witwen und Waisen und Armen etwas zuwenden soll. Jedoch es wird immer noch nötig sein, die Gedanken der Leute auf diesen Weg einzustellen, daß sie überhaupt einmal Gott für irgend eine Rettung danken, daß sie dann aber diesen Dank in einem neuen, reinen Leben und in immer völligerer Hingebung an Gott erzeigen. Der Ausdruck, den V. 9 dafür findet, ist geradezu neutestamentlich weit und tief. Wenn man doch nur möglichst vielen ein Glück, wie es sich hier ausspricht, übermitteln könnte!

Unschuldspsalmen.

19, 8–15.

Dieser Psalm ist nicht nur geeignet, einen Eindruck von der jüdischen Frömmigkeit zu geben, die es dem Apostel Paulus so schwer machte, mit seiner Gnadenlehre durchzudringen, sondern er bezeichnet auch unsere heutige Durchschnittsfrömmigkeit aufs beste. Sicher würden sehr viele Leute staunen, wenn man ihnen nachwiese, daß irgend etwas an diesem Psalm sei, das unter der Linie echten Christentums steht. Der V. 12 b ist ein so festgegründetes Stück unseres Jugendunterrichtes, daß der ganze Psalm einen jeden Durchschnittschristen auf das angenehmste berühren wird. Und es wird darum sehr schwer halten, solchen Leuten das Ungenügende an ihm klar zu machen, weil sie ja doch auch Paulus und Luther noch nicht erlebt haben. Darum eignet er sich etwa, um eine Gemeinde, die noch auf diesem Standpunkte steht, langsam höher zu führen. Gerade jener Halbvers eignet sich dazu aufs beste. Denn er setzt ja voraus, daß wir gar nicht wissen, wie wir sündigen; dieser Sänger hütet sich also davor, sich so ohne weiteres wie der von Ps. 26 mit seinem Ideal in eins zu setzen. Denn nur so kommen wir dahin, wo wirkliches Christentum zu finden ist: dieses ist an zwei Kennzeichen deutlich zu machen: an die Stelle des Gesetzes tritt der Geist, der uns von innen erfüllt und regiert; und damit ist Gott die ganze Leitung des Lebens in die Hand gegeben. Wenn man sich ihm und Jesus ergibt, dann lenkt ihr Geist unser Leben und gestaltet es, wie es sein soll.

26.

Warum ist uns auch dieser Psalm nicht angenehm? Der Dichter begründet die Bitte um Befreiung von den Mordbuben, die ihn verfolgen, mit einem ausführlichen Nachweis seiner eigenen Vortrefflichkeit. Wenn wir ihm auch zu gute halten müssen, daß er in seiner durch die Gegner hervorgerufenen Erregung und im Gegensatz zu ihnen sich auf seine Vorzüge besinnt, um Gott zur Hilfe zu bestimmen, so kann das unserm Liede doch nicht zur Entschuldigung gereichen. Zwar kennen wir dasselbe Gefühl auch an uns: wird uns Unrecht angetan, dann sehen wir das doppelt schwarz an, wenn wir das Licht unserer Vorzüge dagegen halten; Unrecht läßt uns immer daran denken, wie wenig wir gerade es verdient haben. Man besinnt sich gleichsam voll Trotz gegen die darin liegende Kränkung um so mehr auf seinen eigenen Wert. So erfordert es der Zwang, uns als geistige Personen mit unserm Werte selbst zu erhalten. Und gerade in solchen Lagen, wo unser äußeres oder innerliches Daseinsrecht in Zweifel ge-

zogen wird, neigen wir noch mehr dazu, uns mit unserm Ideal gleichzusetzen und dieses unser Ideal für das Ideal zu halten. So steckt in uns allen etwas von diesem Geiste, ohne daß wir es an uns merken, während wir an andern dafür sehr empfindlich sind. Merken wir es aber an uns doch, dann haben wir kein gutes Gewissen dabei; denn es hat nun einmal Jesu Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner so weltweit und so ganz außerordentlich tief in die Geschichte der Menschheit eingewirkt, daß jeder, der nur etwas von ihm berührt ist, nicht mehr imstande ist, so naiv, wie es hier geschieht, von seinen eigenen Vorzügen Gott gegenüber zu prahlen. Es ist schon ein Erfolg, wenn irgend ein geistiger Einfluß wenigstens einmal zur Heuchelei veranlaßt. Freilich tut einem wahrhaftigen Gemüt diese naive Art, sich seiner Vorzüge zu rühmen, doch vielmal mehr wohl als die Koketterie mancher Ur-Pharisäer mit der Zöllnerdemut, wenn aus allen Löchern des Gerechtigkeits-Gewandes die alte liebe Eitelkeit hervorlugt. Das ist eine ganz verzweifelte Erkrankung der Seele. Ist aber diese Eitelkeit noch so naiv wie hier, dann ist die Sache noch nicht so schlimm, falls man überhaupt hier Eitelkeit und nicht Selbstgerechtigkeit sehen will. Der große Schade an solcher Selbstgerechtigkeit ist vor allem der: wer sich mit seinem Ideal oder gar mit dem Ideal in eins setzt, der kann nicht mehr fortschreiten. Und wir sollen doch immer über uns selber hinausschreiten. Der ist ferner auch außerstande, sich der göttlichen Geisteshilfe zu bedienen; und wir kommen nun einmal über uns selbst nicht hinaus, wenn wir nicht Einflüsse aufsuchen, die innerhalb der Ökonomie unseres eigenen Innenlebens nicht zu finden sind. — Aus all diesen Gründen ergibt sich, daß an einen absoluten Gebrauch dieses Psalms nicht zu denken ist. Man kann ihn benutzen, um Pharisäerstimmung im A. T. nachzuweisen, oder um wie an einem Modell Gedanken- und Urteilsübungen vorzunehmen, um so christlichen Geist als das Gegenteil dieses Geistes erkennen zu lassen. Solcher christliche Geist führt eher dazu, daß man sich im Unglück auf seine Fehler als auf seine Vorzüge besinnt.

Anders wird aber die Sache, wenn man den ersten Teil V. 1—8 als Ausdruck des Ideals faßt, wie es auch noch heute eine gute Durchschnittsfrömmigkeit bestimmen kann. Dann fällt die uns unangenehme Reflexion des Frommen auf sich selbst weg, und wir haben das Ideal kultisch-sittlicher Frömmigkeit, gegen das von unserm Standpunkt wenig einzuwenden ist.

41.

Es ist ein Kranker, der uns hier seine Seele enthüllt, aber es ist kein sehr ansprechendes Seelengemälde. Er gibt sich selber, wie er in der Erregung seines Krankenbettes wirklich fühlt, aber zugleich zeichnet er auch so viele Kranke, mit denen der Pfarrer in seiner Seelsorge zu tun hat. Wir können die einzelnen Züge dieses Seelenbildes fast überall wiederfinden. Zuerst ein bißchen Pharisäismus in der Form einer wohlklingenden Sentenz. Der Gedanke ist echt alttestamentlich-bäuerlich: Ich habe so vielen in ihrer Not geholfen; nun bin ich selber in Not; darum muß mir Gott in meiner Not behilflich sein. — Darauf folgt die Bitte um Heilung. Es klingt zwar sehr schön, wenn der Kranke hier sagt, daß er an Gott gesündigt habe; aber ich wollte ihm nicht die Frage vorlegen, ob denn am Ende seine Feinde nicht etwa recht haben mit dem, was sie ihm

nachzusagen wissen. Jeder, der zu ihm kommt, erscheint ihm gleich in der düstern Beleuchtung, die seinem grämlichen Innenzustand entstammt. Es dürfte doch wohl sicher hier stark die Melancholie und Hypochondrie mitspielen, die so manche Krankheit begleitet und den Kranken doppelt unglücklich macht. Wir würden nicht in die Versuchung kommen, die Auffassung unseres Patienten von seinem Freunde irgend zu kritisieren, wenn wir nicht an dem bösen cholerischen Vorsatz, V. 11, daß er es ihnen heimzahlen werde, einen Anhalt zu haben glaubten, seinen Charakter für recht wenig liebenswürdig zu halten. Am Fall seiner Feinde will er Gottes Wohlgefallen erkennen, und in seiner Schuldlosigkeit, die er ohne an sein vorhergehendes Geständnis zu denken, nun zu rühmen weiß, glaubt er einen Grund für diese Hilfe Gottes zu besitzen. — Es ist wirklich ein recht unliebenswürdigen Kranker, der hier spricht. Verärgert, mißtrauisch, scheinbar bußfertig und in Wirklichkeit ein Pharisäer, gehässig und fromm zugleich, das verträgt sich in demselben Bewußtsein vortrefflich. So bietet uns unser Psalm alles andere eher als einen Normalstoff, den wir etwa einer Predigt könnten zu Grunde legen. Freilich, als man noch alles, was in der Bibel steht, als solchen Normalstoff ansehen mußte, weil man keinen andern Gesichtspunkt hatte, da kam man dazu, sich auch solche Psalmen gleich den Rachepsalmen als richtigen Ausdruck von Gefühlen anzueignen. Von solchem Mißbrauch des Wortes Gottes hat uns aber unsere kritische Arbeit gründlich und für immer befreit. Darum haben jedoch solche Stücke wie unser Psalm durchaus nicht allen Wert für die Praxis verloren; im Gegenteil, wir können gerade diese abnorme Haltung aufs beste zur Bekämpfung ähnlicher abnormer Gesinnungen verwenden. So könnte man etwa einem Kranken, der in ähnlicher Verfassung ist, unsern Psalm als abschreckendes Beispiel vorlesen, um ihm dann vor den Kopf zu sagen, daß er ein ähnlich unangenehmer, wüster Patient sei, wie dieser da, der hier spricht. Verträgt sich das auch gar nicht mit dem Grundempfinden der gewöhnlichen Frommen und Unfrommen, daß „in der Bibel nichts Schlechtes stehen kann", so muß dieses Vorurteil eben im Dienst der Wahrheit geändert werden. Denn sonst berufen sich solche Leute auf ein derartiges Vorbild und werden noch verstockter, als sie so schon sind.

Klagepsalmen.

Zunächst machen einmal die nachfolgenden Lieder den Seelsorger darauf aufmerksam, wie unendlich viel Leid es doch in der Welt gibt. Leid ist nicht nur ein Fach des religiös-sittlichen Denkens, sodaß man über seinen Grund sich streiten kann, es ist nicht nur ein homiletisches Inventarstück, über das sich rührend oder mit Zurückhaltung reden läßt — Leid ist vielmehr eine sehr, sehr harte Wirklichkeit. Und nicht etwa das bißchen Unvollkommenheit oder das bißchen Alltagsherzeleid ist damit gemeint, auch nicht das unentbehrliche Lebenskreuz, ohne das sich der Kopf zu hoch in die Luft höbe; sondern das brennende, bohrende Herzeleid, das einen Menschen nie verläßt, weil es mit ihm aufsteht und wieder zur Ruhe geht. Es gibt solch brennendes, bohrendes Herzeleid. Wir tun gut, uns öfter einmal an diese Tatsache zu erinnern. Wir haben Menschen um uns, die mit ihrem lebendigen Gefühl darunter leiden; es ist das keine Hypochondrie

oder Selbſtquälerei, es iſt vielmehr wirkliches Leid, das die Seele aufs tiefſte angreift und leiden macht. — Dieſem Leid geben unſere Pſalmen Ausdruck: . . „wo findeſt du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit als die Klagepſalmen ſie haben. Da ſiehſt du abermals allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finſter und dunkel iſt es da von allerlei betrübendem Anblick des Zornes Gottes!" -- ſo ſagt Luther in der zweiten Vorrede zu den Pſalmen. — Sehr breiten Raum nimmt das leibliche Übel, alſo die Krankheit ein, ebenſo das Leiden durch Menſchen, wie Verkennung und Verfolgung. Daneben machen ſich in den letzten Pſalmen nach unſerer Anordnung auch Klagen geltend, die der ſeeliſchen Verfaſſung, alſo der Sünde und der Schuld gelten. — Und all dieſe Leidenden ſtrecken dann bittend und flehend die Hände zu Gott empor: Gott im Himmel, hilf, hilf! Es kann einen tatſächlich überwältigen, wenn man ſieht, wie ſtark dieſer Schrei des Elends nach Gott iſt. — Hier liegt auch der Anfang zu unſerer praktiſchen Verwendung dieſer Lieder im Dienſt unſerer Leidenden. Iſt das ein bohrender Schmerz zu allem andern Leid, daß man meint, ſo etwas treffe nur uns allein, ſo tut ein Blick in dieſen Krankenſaal und auf dieſe vielen socios malorum oft geradezu Wunder. Manchmal iſt etwas wie leiſe Schadenfreude dabei, manchmal iſt es aber die wohltätige Empfindung, daß man auch ſelbſt einer großen Regel und ihrer Notwendigkeit, alſo einem Geſetz des Lebens oder dem Willen Gottes unterliegt, und das iſt es, was hier lindernd einwirkt. So kann uns dieſe Gemeinde der Leidenden einen ähnlichen Dienſt tun helfen, wie ihn ſich nach einer mir unvergeßlichen Bemerkung in einer Zeitung die Schlafloſen in London tun: ſie denken in der Nacht an einander — —. Wenn wir nur unſere Leidenden dazu bringen könnten, daß ſie Sinn bekämen für andere Leidende, um ſo etwas von ſich loszukommen! —

Dann aber finden wir hier für manchen unter ihnen auch eine geebnete Gedanken- und Gefühlsbahn, die es ihm ermöglicht, ſacht auf dem Weg ſolcher einherzufahren, denen Gott gegeben hat, zu ſagen, was ſie litten. Das iſt immer ſchon etwas Gutes, wenn man ſich äußern kann, mag das auch nur mit Hilfe der Worte eines andern und in der Stille geſchehen. Wenn man einem Kranken als Seelſorger einen ſolchen Pſalm oder ein paar vorlieſt oder als Leſung verordnet, wird man vielleicht ſeine Gedanken wirklich und nicht nur in der Einbildung in die Höhe zu Gott wenden können. Und noch etwas kommt dazu. Die meiſten unſerer Lieder haben zum Inhalt die Bitte um Erhörung und Befreiung aus der Not. An dem Punkt ſetzt unſere wichtigſte Arbeit ein. Wir müſſen es unſern Leidenden zum Verſtändnis bringen, auch unter Preisgabe tiefer, eigener Erlebniſſe, wie wir nirgends eine größere innere Förderung erlebt haben, als durch unerhörte Gebete. Es gibt keinen Chriſten, in deſſen Leben die Wendung nach Jeſus und ſeinem Lebensgeiſt hin nicht durch unerhörte Gebete wie mit einem Wegweiſer bezeichnet wäre; denn tatſächlich kommt die meiſte Tugend aus der Not. Darum bedeuten unſere letzten Pſalmen die Wendung ins Seeliſche, die wir keinem aus Sentimentalität oder aus Reſpekt vor der „gewachſenen Frömmigkeit" erſparen können, der noch ganz und gar in der Frömmigkeit des Wortes „Rufe mich an . . " ſtecken geblieben iſt.

So haben wir hauptſächlich Stoff für die Seelſorge in unſern Liedern; wo ſich eines Liedes die Predigt bedienen kann, iſt es vermerkt; der Unter-

richt reihe ein solches Lied ein, wo in der biblischen Geschichte von tiefem Leid die Rede ist, um den Eindruck von ihm zu vertiefen und zu verwerten.

42 43.

Eine wieviel sympathischere Seele als in den zuletzt behandelten Liedern spricht sich in diesem tief ergreifenden Liede aus! Wie geht hier eine große leibliche und seelische Not ganz auf in dem Verlangen nach Gott und zwar nach Gott selber! Er soll nicht unserm bedrängten Dichter als Knüppelchen-aus-dem-Sack dienen, um ihm die Feinde vom Halse zu schaffen, sondern Gott ist ihm — bis auf eine ganz kurze konventionell bestimmte Stelle 43, V. 1 — wie der Hafen, in dem die hochgehenden Wogen seiner erregten Seele abebben und zur Ruhe kommen können. Man lese sich unser Lied einmal laut vor, und man wird hören, wie tiefe und weiche Töne aus der innersten Seele hier zum Klingen kommen. Unser Sänger breitet vor unsern Augen seine ganze Seele offen aus. Welch ein Klagen, Sehnen und Hoffen geht hier hindurch, also Gefühle, die überall ein Echo finden, und darum einen jeden veranlassen, mit ihm den Weg seiner Gedanken zu gehen! Die Einsamkeit und der Hohn der Leute treten deutlich als sein schlimmstes Leiden hervor. Aber davon hebt sich um so wirkungsvoller ab seine Erinnerung an den Tempel, in dem er inmitten der feiernden Gemeinde seinem Gotte nahe war — nach ihm schmachtet wieder seine Seele. Wir haben hier einen der nicht allzuzahlreichen Ausdrücke tiefer Gottessehnsucht im A. T.: Sehnsucht nach Gott selbst und Freude an Gott selbst, statt daß Gott nur in Betracht käme als Hort des Glückes und als Urheber des Gesetzes. Wir müssen diesen Ton häufiger anschlagen, um jedes allzupraktische Christentum aus den Angeln zu heben, das Gottes Wert nur an dem abmißt, was man von ihm haben kann. Zwar ist Gott, wenn man so sagen darf, für uns wertvoll; aber es kommt mehr das in Betracht, was man an ihm haben, als was man von ihm gewinnen kann. So hoch auch hier dieser Wunsch nach Gott über andern ähnlichen Wünschen steht, so eng ist doch noch die Vorstellung von Gott mit der üblichen verknüpft. Denn Gott wird aufs innigste mit dem Tempeldienst verbunden; der Sänger bedarf noch der Versinnlichung des Gottesgedankens trotz der Höhe seines Wunsches, der ihn zu Gott hintreibt. Aber auch dies wollen wir zu verstehen suchen.

Den Durst nach Gott können wir eigentlich kaum in den Kreisen voraussetzen, mit denen wir es in der Regel zu tun haben; für die ist Gott eine Wahrheit oder ein Schutz oder die höchste Autorität. Gottesdurst finden wir aber oft genug bei Leuten, die ganz außerhalb unseres Kreises stehen. Wir würden z. B. manchem aus der Seele sprechen, wenn wir an einem Grabe mit solchen Tönen von Gott und dem Verlangen nach ihm redeten, wenn es so einfach und wahrhaftig geschieht wie hier. An Veranlassungen, die einem heutzutage einen solchen Durst erwecken könnten, fehlt es wahrlich nicht. Noch nicht einmal am schlimmsten brennen die großen Fragen in der Seele, die Fragen nach dem Woher und Wohin und Warum. Viel schlimmer brennt das Leid und die Scham und das böse Gewissen. Wie mancher läuft mit einem ganz ruhigen Gesicht an uns vorüber, und wir merken nicht, was in dem Geheimnis seiner Seele vorgeht! Aus all dem Brande in der Seele erhebt sich das Verlangen nach Gott,

wenn man sonst weder bei Dingen noch bei Menschen dauernde Ruhe gefunden hat. Vielleicht ist dieses Verlangen auch der Grund für so viele Nervosität und äußere Unruhe, auch ohne daß der Mensch selber davon eine Ahnung hat.

Wir würden natürlich den stärksten Widerspruch finden, wenn wir einem solchen, der nach Gott fragt, den Weg in die Kirche zeigen wollten. Darüber zwar, daß wir das Verhältnis zwischen Gott und Kirchenhaus ganz anders denken, als es hier gedacht ist, ganz anders denken, seitdem das Wort Jesu an das Weib am Jakobsbrunnen und das Wort Pauli auf dem Areopag gesprochen worden ist, darüber muß man vielleicht dem einen oder andern doch auch noch ein Wort sagen. Um ihm aber den rechten Weg zu weisen, wird man ihm auch zu zeigen haben, wie der Gott in uns uns doch nicht genügenden Halt gibt gegen uns, wie der Gott in der Natur zwar Gottesstimmung, aber keinen klaren Gotteswillen und keinen Halt schenken kann. Der Durst nach Gott hat wenig Gewinn von den Zisternen, die sich in der Natur finden, denen es an dem wirklich durststillenden Wasser fehlt; wir brauchen eine gefaßte Quelle und einen gemauerten Brunnen. Und etwas derartiges finden wir nur in der Gemeinde und in dem Hause, das ihrer Versammlung dient. Darum hat sich auch das Christentum wieder eine Kirche, im Sinn von kultischer Gemeinschaft und von dem Haus, in dem diese ihre Zusammenkünfte feiert, geschaffen, und diese gelten uns als solche Gottesbrunnen. In diesen Häusern ist es das Wort Gottes und der Geist der Gemeinde, die Wasser für jenen Durst bieten können. Das ist das Zeugnis eines kräftigen und seines Gottes gewissen Mannes und zugleich der Geist der Andacht, der durch eine versammelte, andächtige Gemeinde geht, der Geist, der sich in ihrer ganzen Haltung, in ihren Liedern und Gebeten kundgibt.

So kann man, an unsern Psalm angelehnt, einmal wieder von der Kirche sprechen. Man kann bei irgend einer von außen gegebenen Gelegenheit, wie etwa bei einer Kirchweihe, solche tiefen Töne anschlagen oder einmal ohne solchen Anlaß über Kirche und Gottesdienst predigen, wenn man etwa eins von den oben genannten Stücken als Lektion am Altar zur Sicherung gegen falsche Auffassungen vorausgeschickt hat. Ebenso wird sich unser Psalm sehr gut für eine Gustav-Adolfpredigt eignen; was man selbst an seiner Kirche haben kann oder gar schon hat, das soll man auch andern Gemeinden zu verschaffen suchen. Dabei ist für jeden die Beziehung leicht herzustellen, die den in der Diaspora befindlichen Sänger mit unsern in ähnlichen Verhältnissen lebenden zerstreuten Glaubensgenossen verbindet. Gerade in der Ferne merkt man erst recht, zumal wenn es einem auch äußerlich schlecht geht, was Kirche und Gemeinde wert sind.

22.

Dieses ergreifende Lied führt uns in eine Tiefe des Leids und des Jammers hinein, wie sie uns, die wir meist an der Sonnenseite des Lebens wohnen, oft genug verborgen ist. Und wenn wir uns auch ästhetisch oder sittlich beleidigt von ihm abwenden, und wenn wir uns auch nicht soviel Nervenkraft zutrauen, um es anzusehn, oder wenn es uns die peinlichen Fragen nach Gottes Wirklichkeit immer wieder weckt, es giebt doch nun einmal abgrundtiefes Herzeleid. Solches haben wir gewiß hier vor uns, wenn wir nach der Stärke der Leidenschaft schließen dürfen, die sich in diesen Bildern ausgesprochen, die sich den ge-

radezu klassischen Ausdruck in der ersten Zeile des Liedes gegeben hat. Es ist ganz einfach Hölle, was der erlebt, der hier spricht, wovon Gott sei Dank die meisten von uns doch keine Ahnung haben; es ist Hölle, nicht nur wegen der Pein selber, sondern auch wegen des schrecklichen Gefühls der Verlassenheit, das einem das Furchtbarste sein muß, der bisher Gottes Antlitz an dem Firmament seines Lebens hat leuchten sehn. Wie qualvoll ringt sich hier eine Seele aus der Verzweiflung zu einem neuen Gottvertrauen empor! Wie weckt die Wüste seines Leids das Traumbild seiner Rettung in weiter Ferne! Und wenn er gerettet ist, dann will der Dulder Gott preisen und er hofft, daß er dann auch den andern Duldern ein Grund sein wird, Gott für seine Rettung zu preisen.

Trotz dem ersten Verse würde ich unsern Psalm nicht am Charfreitag verlesen können. Er ist doch zu fremdartig mit all seinen Bildern, als daß er anders denn abkühlend wirken könnte. Aber dem üblichen häßlichen Einwand entgegen, als habe sich Jesus wirklich von Gott verlassen geglaubt, wird man immer wieder darauf hinweisen, daß sein Wort ein Zitat und zwar ein Zitat aus einem Psalm ist, dessen letzter und höchster Sinn doch starkes Gottvertrauen ist. Friedrich Spitta behandelt in der Christlichen Welt 1912, Nr. 13 dieses Zitat ausführlich; dabei führt er aus, daß Jesus weit davon entfernt war, mit diesem Wort seinen innern und äußeren Zusammenbruch auszudrücken, wie es einem modernen Empfinden scheinen muß, vielmehr daß er gerade daran ist, diesen ganzen Psalm, der den Messias redend einführt, zu erfüllen; denn sein zweiter Teil ist ein Preis der Erbarmung Gottes, der den Leidenden wunderbar zu Leben und Herrlichkeit emporführt. An einem Krankenbett könnte man ihn aber recht gut verwenden; wenn man einen Kranken hat von der Art, wie der im Ps. 41 sich ausgesprochen hat, dem kann man einmal dieses Lied vorlesen, um ihm zu zeigen, wie sich ein wirklich demütig Frommer in seinem Leid benommen hat. Oder einem andern Kranken, dessen Gefühlsleben noch schwankt, kann man den Dienst tun, daß man ihm unser Lied als den Ausdruck der Seele eines Leidensgefährten vorliest. Es tut einem solchen Dulder sehr wohl, wenn er findet, daß es auch andere Dulder gegeben hat. Und wenn ihn zunächst nur die Aussprache der gedrückten Gefühle des Leidenden fesselt und noch nicht sein Versuch, sich über sich selbst hinauszuerheben zum Vertrauen auf Gott, so tut das schon gut. Viel hat man aber gewonnen, wenn zunächst einmal stimmungsgemäß auch dieses Vertrauen angeeignet wird. Man darf doch ja von andern nicht mehr verlangen, als was man selber leisten kann; wer hat denn immer solches Vertrauen und solche Heiterkeit des Gemüts, wenn er krank ist? Gehn da die Stimmungen nicht viel leichter auf und ab, wenn man durch die Erkrankung noch mehr in das Getriebe der Natur zurückgeschleudert wurde, als man sonst schon ihm unterliegt? Wird nicht gleich Intellekt und Wille mit angegriffen, zumal wenn die Erkrankung irgend an die Nerven heranreicht? Dann tritt an die Stelle von Erkenntnis der augenblickliche Eindruck, an die Stelle des Willens die Stimmung. Hat man einem in solcher Lage den Dienst getan, ihn nur einmal in Berührung mit einem kräftigern Geiste zu bringen, so hat man viel getan. Hat man nur einmal den Blick, der auf das eigne Übel gebannt ist, auf Gott und auf die anderen ablenken können, wie es hier geschieht, so hat man noch mehr getan. Gott preisen im Leide, ja, Anlaß werden, daß andere den

Gott, der so stärken kann, ins Auge fassen und Achtung vor ihm bekommen, — das ist ein Beweggrund aus unserm Psalm, der vielleicht auf manche angeregte und ernste Christen seines Eindrucks nicht verfehlen dürfte. Wer mit einem Mindestmaß zufrieden ist, wird nicht der Gefahr unterliegen, ein Scheinhaus von Trost und Kraft aufzurichten, das über kurz oder lang doch schmählich zusammenbrechen muß.

55, 59, 69, 35, 109.

Auch hier sehen wir in Tiefen hinein; es sind nicht mehr Tiefen des Leides, das ohne weiteres wie etwa Krankheit und Sterben auf Gott zurückgeführt werden kann, sondern es sind wieder die Tiefen, die wir schaudernd in menschlichen Seelen gewahren. Es ist der Haß, die Leidenschaft samt allem Bösen und Schweren, das sie mit sich bringen. Wenn man sich einmal mehr in diese Lieder hineingelesen hat, möchte man sich sogleich wieder von ihnen abwenden; denn sie sind voll von Seelenregungen, die uns erschrecken und traurig machen. Aber dem Seelsorger kann es nicht schaden, wenn er sich immer einmal wieder auch diese Nachtseite am Menschenherzen klar macht. Solche Leidenschaft des Hasses, wie er zwischen Einzelnen und zwischen Gruppen und Parteien hin und her geht, gab es nicht nur, sondern gibt es immer noch. Dabei denken wir zunächst an irgend welche Leidenschaft und irgend welchen Haß. Wir wissen gar nicht, was davon in den Häusern wohnt, an denen wir in unserer Gemeinde vorübergehn oder auch in denen wir verkehren. Hinter manchem freundlichem Gesicht versteckt er sich, um bei geeigneter Gelegenheit hervorzubrechen. Diese Leidenschaft ist eine Elementargewalt; wer sie einmal empfunden hat, wie sie gleich einem glühenden Strome aus der heißen Seele des andern ihm entgegen kam, der kann das nie mehr vergessen. Man träumt davon, wenn man einen bangen Traum haben soll, man wird ängstlich vor Menschen, weil man ähnliches in ihnen wittert. Und war die eigne Seele von ihr voll, dann geht es einem nicht anders. Auch solche Stunden oder Tage graben sich einem bis auf Einzelheiten in die Seele ein; man kann es nicht mehr vergessen, daß man sich so vergessen hat. — Und die Leidenschaft geht hin und her. Das ist auch eine Folge ihrer natürlichen Art, daß sie derartigen mechanischen Gesetzen unterliegt. Die Leidenschaft auf der einen Seite ruft gleich die auf der andern hervor, und dann verstärken sie sich gegenseitig, bis die Vernichtung der einen Seite oder die Erschöpfung auf beiden dem Kampf ein Ende macht.

In unseren Liedern verbündet sie sich nun noch mit dem Glauben an Gott. Dieser Glaube an Gott wirkt wie Öl auf das Feuer, nicht wie Öl auf das Wasser. Wir schauen hier mit Entsetzen in Religionskämpfe hinein, wo auf keiner Seite an Haß gespart wird. Wir hören im Hintergrund all das Höhnen und Spotten der Gegner unserer Frommen, aber diese geben ihnen nichts nach. Greulich sind diese Verwünschungen im Namen Gottes, die auch ihnen von den Lippen fließen. Immerhin können wir aus diesen Flüchen und leidenschaftlichen Reden schließen, wie außerordentlich wichtig ihnen ihr Glaube an Gott war. Wir verstehen nun die Greuel der Christenverfolgungen, der Inquisition, der Gegenreformation, wir verstehen auch Calvins Verfahren mit Servet. Diese Leidenschaft, die sich auf die Gegner richtet, ist der Schatten der Leidenschaft, die

sich auf Gott richtet. Wie lange hat es darum auch dauern müssen, wenn wir an diese tief eingewurzelten Instinkte denken, bis sich der Gedanke der Toleranz hat durchsetzen können! Aber er muß auch gerade an dieser Glut des Hasses und seinen furchtbaren Folgen einen Bundesgenossen gehabt haben, der ihm wider Willen zu Dienste war, wie sich immer das Extrem gegenüber dem Durchschnitt zur Beseitigung der Sache selbst entwickelt. Daß dann aber auch jene Leidenschaft für Gott selbst um dieses Hasses gegen die Menschen willen, der sich so oft mit ihr verband, zurücktrat und einer Ermattung und Gleichgültigkeit Platz machte, ist kein Wunder. Und doch flammt diese Leidenschaft immer wieder auf. Wo es irgend einen „Fall" in der Kirche gibt, da stellt sich gleich diese Leidenschaft ein. Das Borromäus-Rundschreiben, das Vorgehen von A. Drews, der Fall Jatho — sie lösen sofort wieder, wenn auch natürlich in gesitteteren Formen, jene Leidenschaft aus, die wie ein Funke von der einen Seite zur andern springt, bis sie langsam verlöscht oder einer andern Erregung Platz macht. Und solches darf doch nicht sein. Es ist ein Unrecht, diesen Funken zwischen den christlichen Konfessionen und den kirchlichen Parteien hin und her zu jagen. Es ist ein Unrecht, mit der Leidenschaft gegen anders gerichtete Menschen die Leidenschaft für Gott erwecken zu wollen. Man soll jene böse vielmehr immer auf diese gute hin ablenken. Wir wollen lieber etwas von der engen Kraft vermissen, wie sie der Leidenschaft innewohnt, als sie um den Preis des Hasses ungezügelt wachsen und wüten lassen. Wir können es auch gar nicht anders; für uns hat sich doch mit dem Bilde Gottes zu stark das Bild Jesu verbunden, als daß wir ohne böses Gewissen so für Gott hassen könnten. Wo der Ev. Bund ähnliche Töne der Leidenschaft nicht verschmäht, wo die kirchlichen Gruppen in der gegenseitigen Überwachung und schadenfrohen Verfolgung das wichtigste Stück ihres ungeschriebenen Programmes sehen, da muß wie ein ernstes Zeichen das Bild Jesu dazwischen aufgerichtet werden. Und gilt auch der Kampf gerade ihm, so muß es allein ihn auch zum Stillstand bringen können.

Nun noch einzelnes zu unsern Psalmen. Das wehe und bittere Wort von dem zum Feind gewordenen Freund 55, 13–15 wird sich immer wieder als typisch erweisen, und mancher mag in ihm seine bitterste Lebenserfahrung ausgedrückt finden. Wenn nur solche Feindschaft nicht so oft weniger um Gottes und des Glaubens willen, als durch törichte Mißverständnisse und gesuchte starrköpfige Einseitigkeiten in dieser oder jener Nebensache entstünde! Das schaurige Bild vom Ps. 59 vergißt sich so leicht nicht; der Abscheu vor dem ewigen, unheimlichen Quälen von seiten der Gegner hat sich in dieser Anschauung von den abends umherschweifenden Hunden ausgedrückt. Ps. 69 enthält einige Stellen, die zu dem größten Religionskampf, dem Ringen Jesu mit seinen Gegnern, in Beziehung gesetzt worden sind. Ps. 35, 11–15 enthält eine Aussprache, die man irgendwie verwenden könnte; hier segnet einer solche, die ihm fluchen.

Im ganzen wenden wir uns gern von diesen Liedern ab. Wir könnten sie uns ja gut im Munde unserer großen Helden denken, die auch immer große Hasser waren, so etwa Luther und Bismarck. Aber wir freuen uns, wenn wir selbst nicht mit dieser Wucht des Hasses beladen sind, auch wenn unser Eifer für das Haus Gottes nicht über den Wunsch hinausgeht, daß Gott uns und sein Haus von den Gegnern befreien möchte; wir können es nicht über uns bringen, ihm

anzuliegen, daß er sie auch vertilgen soll. Das wird Gott tun, wenn er es für richtig und an der Zeit hält. Wir wollen seinem Zorn Raum geben und Raum geben lehren. Und zum Schluß: es ist nicht nur eine Redensart, sondern es ist ein wirklich mögliches Verhalten, daß man seine Leidenschaft und seinen Haß gegen die Andersgläubigen ganz anders als in Fluch und Zorn ausströmen läßt, nämlich in eine Fürbitte; zu ihr führt freilich, wenn sie echt sein soll, nur ein sehr langer und steiler Weg der Selbstverleugnung empor.

88.

Das ist ein tief ergreifendes Lied. Es ist einem, als dürfe man nicht laut sprechen und müßte ganz leise auftreten, um dem Ärmsten der Armen nicht weh zu tun. Es ist doch nun der tiefste Jammer, der uns hier entgegentritt. Der Körper unseres Dichters ist noch nicht krank genug, um bald dem erlösenden Tode zu verfallen, und doch viel zu sehr von Schmerz durchwühlt, als daß er ertragen werden könnte. Die allerschwerste Lage ist es also, die sich denken läßt. Die wenigsten von uns haben nur von Ferne einen eignen Blick in solches Grauen und in eine derartige Hölle getan. Es ist auch kaum mehr möglich, daß ein Mensch das ganze Maß dieser Leiden ertragen müßte; denn bei uns bleibt doch auch der allerschlimmste Kranke nicht so allein, wie es unser Dichter gewesen sein muß, wenn seine Krankheit wirklich der Aussatz war. Und in dieser Seele, die durchwühlt ist von unsagbaren Qualen, wohnt noch der Gedanke an Gott. Aber auch er wird in das Dunkel hineingezogen, das sie ganz erfüllt. Nur ein wenig von dämmerndem Schein geht von dem Bilde Gottes aus, das in dieser Seele wohnt; ihr Dunkel verschlingt alles Licht, mit dem es sonst die Dulder erfreut und beglückt. Und so wird Gott zu dem Gott des Zornes, zu dem Gott des Grauens, wenn er ein solches Übermaß des Leidens über seinen Knecht verhängen kann. Ihm erscheint sein Leiden als Zeichen göttlichen Grimms, als ein Zeichen, daß er von Gott verworfen ist. Keine Freunde, an die er sich halten, kein Gott, dessen er sich trösten kann, nur Leiden und Schmerzen, nur Grauen und Verzweiflung! Auch wenn sich Gott seiner erbarmen wollte, so fragt er sich, ob seine Macht groß genug sei, um in diese Tiefe des Elendes hinunterzureichen. Aber trotz dieser Zweifel ringt sich immer wieder aus der todwunden Seele das Flehen um Hilfe zu Gott empor. Wohin sollten auch die Gedanken sich wenden in diesem Jammer als zu ihm? Aber in dem Auf und Ab der Gefühle bleibt nicht die Hoffnung das Letzte, sondern die Verzweiflung: Nur das Dunkel bleibt mein Genoß. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn man sich überwinden muß, dieses Lied auf sich wirken zu lassen und sich in es einzufühlen. Denn dann ist man entweder zu weich für dieses harte und schwere Leben oder man mag sich sein Behagen nicht stören lassen durch solche dunkeln Bilder. Eben darum aber tut es einem sehr gut, wenn man sich einmal in es hineinversenkt. Hinter dem heitern Tage, durch den man geht, gibt es auch Krankensäle mit Krebskranken, die keine Hoffnung haben, gibt es verkrüppelte Kinder, gibt es unsagbares Elend in dieser traurigen Welt. Und die solches zu tragen haben, sind doch Menschen, die ebenfalls fühlen wie wir, die auch ihr bißchen Glück haben wollen wie wir; alles wie wir und wir wie sie, bis auf das Leid, das böse, schwere Leid. Es ist tatsächlich eine Bereicherung der Seele, wenn man sie durch die Berührung

mit solchem abgrundtiefen Jammer zu erweitern weiß. Darum ist solches Lied für jeden Seelsorger, zumal für einen jungen Mann, der frisch von der Universität kommt, mit einem tadellos gesunden Körper und einem ewig frohen Mut, ein Weg, um sich ein wenig in die Seele von Menschen einzufühlen, die doch auch Gegenstand seines Verständnisses und seiner Pflege sein sollen. Solche Stimmungen gibt es noch immer. Hat man also Fühlung mit einem solchen Leidenden gefunden, dann wagt man es nicht, seine paar Trostgedanken auszupacken. Dann weiß man vorläufig nichts Besseres zu tun, als sich zu einem solchen Hiob hinzusetzen wie ein guter Freund, wenn auch in einfachen, herkömmlich frommen Häusern ein solches Schweigen nicht verstanden, sondern die übliche Trostrede erwartet wird. Man könnte einem solchen Menschen einmal den Dienst tun, ihm dieses Lied vorzulesen; denn es ist tatsächlich kein solamen miserum socios habuisse malorum. Fragt man sich aber, was allein in solche Tiefen von erhellenden Trost- und Hilfsgedanken hinabreicht, so kann das nur das Stärkste sein, was wir überhaupt als Christen haben. Und das ist das Bild des leidenden Erlösers oder es ist das Triumphwort des Apostels Paulus Röm. 8: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn." Einen Menschen von der in unserm Psalm ausgesprochenen Tiefe zu dieser Höhe emporzuheben, soll uns nicht von vornherein als unmöglich gelten, wenn ein treuer Seelsorger vielleicht lange Jahre hindurch einen Kranken mit allem Ernst und aller Güte geistlich pflegt. Wem solches gelänge, der hätte mehr erreicht, als wenn er einen ganzen Band druckfertiger Predigten hält. Denn er hat eine Seele vom innern Tode errettet.

38.

Wir kommen von einer Tiefe in die andere. Wiederum ringt sich aus einer übermäßig gequälten Menschenbrust bitteres Klagen und inbrünstiges Flehen los. Wer einmal etwa in schlaflosen Nächten ähnliche Seelenqualen erlebt hat, der schaut wie von Ferne in diese Tiefe der Hölle auf Erden hinein. Wie arm und jämmerlich ist doch das, was wir „Mensch" nennen! Je größer und je bewußter sein Anspruch auf Glück, desto größer ist aber auch seine Qual. Er hat vor dem Tier das traurige Vorrecht voraus, zu wissen, daß er leidet. Und nur selten gab der Gott ihm die befreiende Gabe dazu, daß er es sagen kann, was er leidet. Hier wühlt in der gequälten Seele neben allem andern Schmerz noch der des bösen Gewissens; er muß sich sagen, daß er an seinem Leiden selber Schuld trägt. Damit wird zwar die herzbeklemmende Frage nach der Ursache des Leides beantwortet, die allen Hiobsseelen so viel zu schaffen macht; aber es gehört denn doch zu den allerbittersten Erkenntnissen, daß man selbst an all seinem Elende schuld ist. All das Elend, zumal die Befehdung durch die Menschen, wird also zum Anlaß, daß nicht nur die allgemeine religiöse Beziehung auf Gott, wie das so oft geschieht, in Tätigkeit tritt, sondern daß auch das böse Gewissen erwacht, das die eigene Schuld vor dem Antlitz Gottes in Erinnerung bringt. So wird es dunkel und dunkler in einer Seele. Aber gerade der Vorzug, daß unser Dichter seine Gedanken auf seine Schuld hinwendet, vermag ihm Befreiung zu bringen. Denn viel leichter ist Vergebung von dem

gnädigen Gott als Heilung von dem allmächtigen zu erlangen. Freilich muß man auch hier sagen, daß unser Frommer noch nicht genug gereinigt, noch nicht innig genug mit Gott vereinigt ist; denn es klebt seiner Seele noch etwas von Selbstgerechtigkeit und von verkehrtem Sinn seinen Feinden gegenüber an. Dies herausfinden zu lassen, ist eine feine Übung für eine höhere Schulklasse, deren sittlich-religiöses Feingefühl dadurch geschärft werden kann. Oder man kann unser Lied eben darum einem Kranken von ähnlicher Beschaffenheit, wie es sie uns zeigt, als einen Spiegel vorhalten, in dem er solche Flecken an seiner eigenen Seele erkennt, die noch entfernt werden müssen; vielleicht ist das gerade der Wille Gottes in seiner Krankheit, daß er diese Flecken entfernt. — Jedem Pfarrer tut es für sich selbst gut, wenn er sich etwas in unser Lied hineinfühlt. Denn es bezeichnet die Tiefe in der Menschenseele, der die Höhe des Evangeliums entspricht, und das ist Jesu frohe Botschaft, daß das angenehme Jahr des Heils gekommen ist. Jene Tiefe erfordert eine solche Höhe, aber diese Höhe erfordert auch eine solche Tiefe. Nur wer eine Ahnung hat von dem, was in Menschenseelen von Qualen und Ängsten wohnen kann, der weiß, was das Evangelium der Welt bedeutet. Dann wird er es verlernen, große Worte darüber zu machen, vielmehr wird er dann ganz schlicht und wahrhaftig, aber um so eindrucksvoller von dem Gott und dem Heiland und der ewigen Geisteswelt reden lernen, die die einzige Rettung für solche Qualen sind. Er wird es aber auch lernen, Geduld zu haben, wenn ein Armer nicht sofort zugreift, sobald ihm das Wort des Heiles nähertritt; denn oft genug hat sich einer viel zu sehr in sein Weh verliebt, oder er hat in seinem Leid viel zu sehr alle seelischen Organe verloren, mit denen man sich an einen Helfer klammern kann, um sofort zuzugreifen. Erst langsam gewöhnt sich der Elende in seinem tiefen Dunkel an das Licht, das ihm einen Ausgang verheißt.

130.

Wie atmet man auf, wenn man von den bisherigen Psalmen zu diesem wunderbaren Liede kommt! Es ist, als wenn man aus dem Rauch und Dunst der Stadt ganz hoch hinauf auf einen Berg gestiegen ist und ganz reine Luft atmen darf! Gewiß, in den andern Liedern kommt ja auch öfter die Bitte um Vergebung der Schuld zum Ausdruck. Aber dort steht sie zumeist im engen Zusammenhang mit allerlei Übel, wie Krankheit und Verfolgung durch die Feinde. Diese Übel hatten dann die Dichter gemäß dem alten Vergeltungsdogma auf ihre eigene Sünde und Schuld merken lassen, und aus dieser Bedrängnis stieg dann die Bitte um Vergebung empor, jedenfalls nicht ohne die stille Hoffnung, daß mit der Schuld auch ihre Folge, nämlich das Übel verschwände. So steckt also dort dieses hohe Anliegen, Vergebung der Schuld, noch sehr stark in geringwertigeren Wünschen. Aber hier scheinen Schmerz und Anliegen und Bitte ganz dieser Verflechtung entnommen zu sein. Es handelt sich, rein und losgelöst von selbstischen Wünschen niederer Art, nur um das ideale Verhältnis zu Gott. Schuld ist nicht mehr bloß eine Begleiterscheinung vom Übel, und Vergebung der Übergang zur Befreiung von ihm; sondern Schuld ist das Übel selbst und Vergebung ist die Erlösung selbst. So ist religions-geschichtlich ausgedrückt ein Wandel der Motive eingetreten. Es finden sich hier alle wichtigen Begriffe, die zum Typus

des religiösen Lebens gehören: Tiefe oder Not — Verlangen und Gebet — Hoffnung auf den erlösenden Gott —; aber sie sind alle um ein Stockwerk in die Höhe gehoben. Denn es handelt sich jetzt um nichts anderes, als um die Seele und um ihre Not, und das ist die Schuld, rein abstrakt die Schuld; aus ihr steigt ein flehendes Verlangen nach Errettung so heiß empor wie nur sonst irgend eines aus leiblicher oder nationaler Bedrängnis. Und Gott erscheint hier allein als der, der Schuld durch sein erlösendes Wort vergibt. Ist auch sonst oft der ins Auge gefaßte Erfolg einer Rettung durch Gott eine Bewegung des Gemütes und des Willens auf Gott hin, so erscheint hier diese Folge in einer ganz besonderen Gestalt; die Vergebung, die die Furcht vor Gott aufhebt, soll gerade die Ehrfurcht vor ihm wecken und stärken. Wie nötig hat unser evangelisches Christenvolk gerade diesen prachtvollen Gedanken, daß die Gnade nicht verwöhnen, sondern zur Ehrfurcht erziehen will! Die Schnelligkeit, mit der unsere Leute gelernt haben, auf den guten und lieben Gott zu vertrauen, der alle Sünden im Nu vergibt, findet hier ein heilsames Gegengewicht. Der vergebende Gott ist doch nun einmal kein anderer als der heilige Gott; und dem geziemt Ehrfurcht. Die Vergebung muß so dargeboten werden, daß sie den Respekt vor dem Heiligen nicht schwächt, sondern erhöht; der heilige Gott ist es, der vergibt. So wird das Quietiv der Schuldvergebung zum stärksten Motiv für ein tieferes und besseres Leben. Denn für wen Vergebung ebenso einen Selbstwert empfangen hat, wie ihm die Sünde an sich, ohne Rücksicht auf ihre Folgen, das Übel war, der hat genug heilsamen Schrecken vor dieser und auch genug Verständnis für jene, um sich vor dem Bösen zu hüten und den sauren Vorgang, der zur Vergebung führt, sich nicht allzuoft auflegen zu lassen.

Unser Psalm ist ein wertvolles Hilfsmittel, um unsere Leute höher zu führen. Dabei denke ich zumal an all die Vielen, die in alttestamentlich-bäuerlich-volkstümlicher Frömmigkeit befangen sind. Deren Kennzeichen ist, wie oben gesagt, daß ihnen irdische Werte und irdische Übel im Vordergrunde stehen und die Sünde bloß als eine Störung jener und als eine Ursache dieser erscheint; dementsprechend gilt ihnen die Sündenvergebung bloß als ein Mittel, um diese Ursache der Übel und jene Störung im Besitz der Güter zu beseitigen. Solchen Leuten muß man einmal ganz einfach und wahrhaftig eine Ahnung von dem Verlangen verschaffen, das unsern Psalm durchzieht. Nein die Tatsache der Schuld an sich kann einen quälen und zur Verzweiflung bringen; das feine Gewissen und das empfindliche Herz, das sich darin verrät, ist das beste Zeichen dafür, daß der wirklich auf der Höhe steht, wer sich so selbst in der Tiefe weiß; — nur daß man das natürlich nicht sagen darf, um die Unbefangenheit nicht zu stören. Das Bedürfnis nach Rechtfertigung, also das Bedürfnis, vor der obersten sittlichen Instanz und damit auch vor sich selbst zu bestehen, ist ein tiefer Trieb geistiger Lebenserhaltung; ohne ein solches Gefühl, einer Autorität recht zu sein, hält es kein strebender Mensch aus; nur dies Gefühl gibt einem Frische und Sicherheit. Je heiliger und reiner aber im Zusammenhang mit der ganzen Vertiefung des Ideals und des Schuldgedankens auch Gott erscheint, um so weniger ist diese Herstellung des innern Gefühlsgleichgewichtes vom eigenen Tun abhängig, desto mehr muß Gott allein vergeben. Das kann das allertiefste und brennendste Anliegen werden, wovon die meisten gar keine Ahnung haben; aber an Luther

im Kloster, diesem typischen Bilde für solche Vorgänge, kann man es ihnen klar machen. Zu jenem Verlangen nach Gnade gehört aber auch die Gewißheit, daß sie vorhanden ist. So steigt denn ganz typisch unser Lied auf aus der Tiefe in die Höhe, von dem Mangel zu der freudigen Hoffnung auf den Besitz, wie nur irgend ein anderes Lied, das denselben Gang auf dem Gebiete der leiblichen oder nationalen Wertschätzung zurücklegt.

Als Einleitung zum Reformationstag oder wo sonst sich Anlaß und Bedürfnis einstellt, die Leute in die Tiefe zu führen, wird unser Lied einen willkommenen Text bilden. Als Lektion vor einer Predigt über Sündenvergebung, etwa im Zusammenhang mit dem Abendmahl, wirkt es mit seiner klassisch einfachen Sprache prachtvoll. Trotz dem Worte „Israel" in der letzten Zeile reicht es weit ins allgemein Menschliche hinein. Der Unterricht wird auf den Unterschied von den andern Liedern und auf die Übereinstimmung mit dem Liede Luthers achten lehren.

51.

Im Vergleich mit dem vorigen tritt dieses Lied scheinbar einen Schritt zurück; der kranke und dem Tode nahe Leib ist der Anlaß, der die Gedanken über Sünde und Schuld sowie über die Beseitigung beider Störungen des Verhältnisses zu Gott in Bewegung setzt. Aber das macht nicht die Hauptsache aus und ist nicht der Ausgangs-, sondern der Zielpunkt dieser Gedanken. Dieser liegt ganz und gar auf der geistigen Höhe. Wie kann man, um dies gleich im Anschluß daran zu bemerken, an diesem Anknüpfungspunkt und diesem Übergang ein Muster für die Behandlung von Kranken finden! Die Gedanken müssen immer mehr weg vom Leib und müssen sich zur Seele hinkehren. Dabei wird in der Regel, wie es auch hier der Fall ist, die Krankheit weniger als Folge der Sünde erscheinen und diese damit ihre Art als das eigentlich Böse verlieren; vielmehr wird sie bloß der Anlaß sein, daß sich die Gedanken, still und ernst geworden, mit dem wichtigsten am Menschen, seiner Seele und ihrem Verhältnis zu Gott beschäftigen. Man verzichte auf jede logische Begründung für diesen Zusammenhang und stelle ihn einfach her wie sich ja auch unser Dichter von seiner Krankheit in sein inneres Leben hinein leiten läßt, wo seine größten Werte und Aufgaben liegen. — Die kleinere Not bringt die größere zum Bewußtsein; das ist eine Assoziation der Gefühle, die man immer ausnützen sollte, weil sie besser ist als alle logischen Verbindungsbrücken. Diese größere Not macht sich als Scham und Trauer bemerkbar; man kann es nicht begreifen, wie man nur so etwas tun, wie man nur so sein konnte. Es ist einem, als sähen es einem alle Menschen an; vor allem ist der Gedanke an Gott, den man doch nicht los werden kann, äußerst peinlich geworden. — Wenn man diese innere Lage psychologisch wahr ausmalt, dann wird man immer sofort jene Stille empfinden, die es bezeugt, daß man auf die geheimsten Wege besinnlicher und ernster Menschen gestoßen ist, auf denen wir alle miteinander zu wandeln haben. Am Gegensatz zu dem reinen und heiligen Gott verschärft sich dieses bittere Gefühl, schuldig zu sein. Je früher sich in dem kindlichen Geiste die Vorstellung von Gott mit der Pflicht, rein zu bleiben, verbunden hat, um so besser bahnen sich nachher jene hier geschilderten Vorgänge an, die uns in die Tiefe und wieder in die Höhe

führen. Die Begriffe Gott und Reinheit müssen so ernst verknüpft werden, daß jede Sünde sofort den ihr inhaltlich entgegengesetzten, aber äußerlich mit ihr verbundenen Gedanken an Gott hervorruft. Vor seinem heiligen Bild, das nicht nur gutes Tun, sondern gutes Sein verlangt, sieht sich dann der Mensch im düstern Licht des radikalen Bösen; Gott ist ja das radikale Gute, aber der Mensch merkt in sich das radikale Böse. Diese Erkenntnis ist nur möglich, wo eine Erhöhung des ganzen sittlichen Ideals von der Stufe des Tuns auf die des Seins stattgefunden und alle andern religions-typischen Vorstellungen mit sich gezogen hat. Wenn man es dann doch nur fertig brächte, ohne die üblichen Redensarten den Leuten ganz ernst und wahr zum Verständnis zu bringen, wie ein solcher innerer Vorgang, der einen zur bittern Erkenntnis von seiner Unwürdigkeit vor Gott gebracht hat, ausgetragen werden muß, damit einer zu neuen Entwicklungen emporsteigen kann! Dies geschieht, wenn man jene Bewegung in sich vollzieht, die man an andern Gestalten, wie etwa an Luther, oder die man an Katechismuslehren kennen gelernt hat und die übergeht in die ernste Bitte, daß Gott einen nicht verachten, sondern annehmen wolle. Und diese Bitte gründet sich auf die Gewißheit von dem Gott, der die Sünde vergibt. Das ist die Grenzscheide, die das Christentum, das biblische Christentum, orthodoxes wie liberales, von allem Monismus trennt; zum Vorgang der Vergebung gehören eben zweie. Und zwar zwei Personen. Tatsächlich lassen sich alle Unterschiede zwischen der personalistischen und der impersonalistischen Religion von hier aus leichter gewinnen, als vom Gottesbegriff aus; denn dieser steht immer — wohlgemerkt der Begriff! — in Abhängigkeit von dem Gut, das in einer Religion ersehnt wird. Alles, was dieses Gut, die Vergebung, und diesen Gott, den vergebenden Gott, kennt, gehört gegenüber allen andern Frommen zusammen, die die Lösung innerer Schwierigkeiten durch Untertauchen im großen All herbeiführen wollen.

Nun kommt das Große, das unsern Psalm weit über den vorigen erhebt: die einzigartige Bitte um das reine Herz und den festen Charakter. Es muß auf alle ernsten Leute wie eine Offenbarung wirken, wenn ihnen in irgend einer Predigt schlicht und einfach gesagt wird: man soll doch in die Höhe und zur Festigkeit kommen, aber mit unserm Mühen allein geht es nicht. Jedenfalls geht mit diesem die Naivität und Sicherheit der Einfalt verloren, die ein reines Herz ganz rein und einen sichern Charakter ganz sicher macht. Darum soll man um beides beten. — Es gibt auf der andern Seite kein besseres Gebet als das um diese beiden Güter. Man muß lernen, alle andern Anliegen, die man vor Gott aussprechen möchte, langsam hinter diesem einen zurückzustellen. Und dieses Gebet wird auch am ersten erhört. Und wäre selbst bei der Erfüllung dieses Wunsches Psychologisches im Spiele, sodaß also etwa nur ein ernst gerichteter Mensch so bitten könnte und daß die beständige Beschäftigung mit solchen Dingen zuletzt ihre Rückwirkung auf die Seele ausüben müßte, — kann denn Gott nicht auch, nein, muß Gott nicht gerade solche Dinge auf dem psychologischen Wege machen, wie er die vierte Bitte auf dem physikalischen erhört? Ebenso wenig wie Gott Brot vom Himmel herunter regnen läßt, sondern Wasser, ebensowenig schickt er, soweit wir wissen, heiligen Geist anders als auf solchem psychologischen Wege ins Innenleben herein. Es ist eine große, stille heilige Freude, wenn man es wagt,

wahrzunehmen, daß man sich allerlei weggebetet hat, was nicht nur, wie etwa die Regungen der Heftigkeit oder die sexuellen Bilder, mit dem Wandel des Naturells und mit der Zeit zurückzutreten pflegt. An solchen Erfahrungen sollte jeder Gott spüren lernen. Aber dazu ist nun einmal nur der imstande, der die Notwendigkeit in sich hat, alles mit seinem Gott in Verbindung zu schauen. Der sieht dann in unserm wie in jedem andern Fall nur das Ergebnis, und zwar sieht er es als ein Geschenk Gottes an und fragt nicht, auf welchem Wege es geworden ist. Man wird auch natürlich nicht gerne oder überhaupt nicht von solchen tief innerlichen persönlichen Dingen sprechen; und wären solche Erfahrungen auch ganz winzig, wäre es bloß die Ablegung einer kleinen törichten Angewohnheit unter dem Eindruck und vor dem Bilde Jesu, so geben einem jeden Prediger solche Eindrücke jene ganz besondere persönliche Kraft für das ganze Auftreten und legen jene persönliche Note in jedes Wort, die jede feinere Seele sofort spürt, wo sie vorhanden ist, und vermißt, wo sie fehlt. Dann klingt es ganz anders, wenn man auffordert, die ganze Kraft des Gebetslebens auf diese Punkte des Innern zu werfen, die wir Vergebung der Schuld und Befreiung von den bösen Angewohnheiten nennen. Mit unserm Lied kann man auch einmal ein tief in der Menschenseele liegendes Bedürfnis befriedigen, nämlich das Bedürfnis, Gott etwas zu leisten und zu opfern. Die schönen Verse 17—19 knüpfen an dieses an, um es dann sehr hoch hinaufzuheben. Man opfere Gott, wie er geopfert haben will, also geistliche Dinge, einen demütigen Sinn und ein zerknirschtes Herz. Wir denken bei Opfern viel mehr an Dinge, die man aufgeben, als an solche, die man darbringen soll. Diesem Sinn des Opfers entspricht viel eher die Forderung, den Stolz und die Selbstzufriedenheit zu opfern. Das setzt eine innere Arbeit, eine Gewöhnung, sich in einer rechten Weise mit sich selber zu beschäftigen, voraus, die wir bei sehr vielen Menschen erst heranziehen müssen. Denn von dem Verständnis für das, was damit gemeint sei, und von der Reflexion über sich selbst, bis zu dem sich kräftig aufschwingenden Willen, der solches wirklich fertig bringt, ist ein weiter Weg. Vielleicht gelingt es uns so noch am ersten, die hier gewünschten Opfer Gott darzubringen, sodaß wir ihm zuliebe jene üblen Dinge, die ihnen entgegenstehen, langsam und geduldig in uns unterdrücken.

Daß sich unser Lied für den Bußtag und das Reformationsfest als Lektion und Text eignet, braucht ja nicht besonders hervorgehoben zu werden. Dabei wird man ohne Gewissensbisse den fremdartigen Ysop einfach auslassen dürfen, um doch ja die Gegenwärtigkeit des Gebets nicht zu beeinträchtigen. Für die Vorbereitung zum Abendmahl will es mir unentbehrlich scheinen. Und abgesehen von solchem unmittelbaren Gebrauch sollte es die allgemeine Richtung und Stimmung unserer ganzen Erziehungsarbeit regeln. Denn in ihr kommt es weniger aufs Glauben und aufs Tun als auf das Beten an; im Gebet sind wir viel mehr selbsttätig als im Glauben oder was man so Glauben nennt. Es ist vielleicht das Höchste, was wir erreichen können, wenn wir unsere Leute anregen, daß sie selber so aufrichtig beten: Schaffe mir Gott ein reines Herz.

Alle ältern Schüler sind mit Freuden dabei, wenn man den Unterschied der letzten Verse vom Geist des Ganzen und den Beweggrund ihrer Anfügung im Gespräch herauszubringen versucht. Wer das dann verstanden hat, der hat

zwei Schichten der Frömmigkeit verstanden, und die höhere ist ihm ohne Zweifel an Bedeutung durch den Vergleich in seiner Wertschätzung gewachsen.

39.

Wenn man dieses Gebet auf sich wirken läßt, bis man etwas sieht, bis sich also die Gedanken in eine Gestalt verwandeln, dann sieht man einen Menschen, der in der Finsternis der Nacht die Hände emporhebt dahin, wo nur ein ganz kleiner Stern am Himmel etwas Licht verbreitet. Es wird niemand so kühn sein, der jemals mit den Rätseln des Lebens und besonders denen seines eignen Lebens gerungen hat, unsern Dichter darüber anzulassen, daß er nicht mehr sieht als ein solches kleines Licht. Vielmehr muß jeder, der nur etwas Empfinden für das, was echt und was unecht ist, sich bewahrt hat, von diesem Liede sagen, daß es ganz und gar *echt* ist. Hier ist alles erlebt, es kommt aus der Tiefe einer Seele hervor, der es gegeben ist, eignen starken Eindrücken vom Leben einen Ausdruck zu verleihen. Darum auch gehört es zu den beiden vorigen Liedern, weil ihnen allen diese Art des Echten und Persönlichen gemeinsam ist. Aber eben darum sind diese drei auch den bekanntesten und beliebtesten im Psalter zuzurechnen. Kein Reimer hat hier Verse zusammengebracht, die sonst wo gewachsen oder ihm nur auf einen äußeren Anlaß zugekommen waren, sondern hier hat der Zwang, innere Gefühle auszudrücken, den Mund geöffnet. An solchen Liedern kann man sich einmal den ganzen Unterschied zwischen dem Ausdruck echten Erlebens und künstlich gesteigerten Nachempfindens zum Bewußtsein bringen, wobei man oft und schmerzlich genug an seine eigne homiletische und liturgische Tätigkeit erinnert wird. Aber ist es wirklich wohlgetan, so wie es häufig geschieht, alles auf das *Erleben* zu stellen? Abgesehen von vieler Selbsttäuschung, kann man wirklich sagen, daß nur Erlebtes verkündigt werden darf? Wie steht es denn mit der Botschaft, die das Mehr des christlichen Glaubens im Vergleich mit unserm Psalm darstellt, also mit der Hoffnung des *ewigen Lebens*? Was ist denn davon zu erleben? Das ewige Leben ist einfach Gegenstand eines kühnen Vertrauens, das es wagt, auf mehr Licht zu hoffen, als es unserm Dichter möglich war; ob man von der Hoffnung auf dieses Leben verlangen darf, daß sie erlebt sei, ist doch die Frage. Was man meint, ist doch nur, daß sie echt und wirklich vorhanden ist; das schließt aber doch nicht aus, daß man sie sich erkämpft und immer wieder erkämpft. Wir werden also so bescheiden sein müssen, daß wir in unserm Fall schon das Hoffen-wollen als genügend ansehn, wenn es nur echt, wenn es nur „erlebt" ist. Das Ziel bleibt freilich, daß sich einem an Christus oder an andern Gestalten oder auch an irgend welchen äußern und inneren Geschehnissen langsam ein solches Licht erschließt, das das Dunkel erhellt, in dem unser Sänger steht, ein Licht, das einen als Ewigkeit anspricht und froher macht, als er ist. Denn Freude und Sicherheit gehören unbedingt zu dem Christentum, wie wir alle es verstehen. Diese Freude mit der Kraft, die zu ihm gehört, läßt sich aber nur aus solcher Hoffnung gewinnen, wie sie unserm Dichter noch nicht aufgegangen ist.

Vielleicht ist aber der *heroische* Grundzug seiner Seele eben darum, weil er nur vom beinahe trotzigen, blinden Vertrauen und nicht von einer leichten und fröhlichen Hoffnung lebt, Leuten unserer Zeit viel zusagender, als eine un-

erſchwingliche Ewigkeitshoffnung. Offenbar ſpricht hier ein Charakter, eine Perſönlichkeit. Wie er ſich vornimmt, keinen Anſtoß an dem Glück des Frevlers zu nehmen, das ſeine ganze Weltanſchauung aus den Fugen bringt; wie er mit ſich ringt, um ſeiner Zunge einen Zaum anzulegen, ohne daß er es fertig bringt; wie er dann ſich doch ausſprechen muß vor ſeinem Gott, weil es ihm ſonſt den Atem nähme — das iſt ſo herzerfriſchend perſönlich, daß es immer wieder lebendig anſpricht. Und von dieſem Eindruck wogt das Gefühl ſeiner Seele hinüber zu den tiefen Empfindungen vom Jammer des Lebens; — wer weiß nicht, wie ſich in einer impulſiven Natur ſofort derartige Einzeleindrücke ausdehnen zu allgemeinen ſchweren Stimmungen, wie leicht man gleich ſolche Dinge tragiſch nimmt, um auch das ganze Leben tragiſch zu nehmen! Es tut einem leid um dieſe peſſimiſtiſch gewordene edle Seele, der nun das ganze Leben als viel Lärm um Nichts erſcheint. Solcher Peſſimismus gehört aber zu einer edlen Seele, wenigſtens als Übergangsſtufe. Die „Leichtmütigen", um dieſen Ausdruck von James zu gebrauchen, ſind auch oft die Oberflächlichen und Wertloſen. Darum kann man dieſe Verſe einmal gebrauchen, um den Sichern ihre Sicherheit zu zerſtören, ſei es in einer Predigt oder am Grabe. — Schließlich aber ſteigt dieſe Seele hier langſam ein wenig in die Höhe: Gott! auf dich ſteht mein Hoffen! — Aber es iſt ein ernſtes Antlitz, das er in ſeiner Dunkelheit ſieht. Es iſt der zerſtörende Gott, der nur ſelten ſeine harte Hand von den Menſchen nimmt, die um ihrer Sünde willen ſchwer auf ihnen liegt. Wenn er fortblickt, heitert ſich die Seele des Menſchen auf; für einen Chriſten aber liegt erſt aller Grund zur Freude darin, daß Gott ihn anblickt. Ein Fremdling und Schützling iſt er auf Erden; aber zu dieſer Fremdlingſchaft gehört nicht die himmliſche Heimat, ſondern nur ihr Ende, das Grab, als Ergänzung.

Das ganze Lied iſt zu traurig, als daß wir es als abſoluten Ausdruck für chriſtliche Gefühle verwenden dürften. Es darf nur als einleitender, nicht als endgültiger Klang ertönen. Das wäre eine wirkliche Irrlehre, wenn jemand in ſeinem Sinne predigen wollte. Denn auf dem Boden des Proteſtantismus haben es die Irrlehren ebenſo wie die Lehren mit dem praktiſchen Lebensideal des Gläubigen zu tun. Aber es eignet ſich unſer Lied vorzüglich dazu, den Leuten unſerer Zeit eine Brücke zu bauen von der Zeit zur Ewigkeit. Denn wir täuſchen uns ja doch nicht: dieſe Stimmung, wie wir ſie hier haben, iſt auch unter ſog. Chriſten weit verbreitet; wer hat denn ſelber nicht oft genug mit ihr zu ringen, mit der Stimmung: Es iſt doch nichts über der Erde und hinter dem Grab, denn mit dem Tode iſt es aus? — Wenn dieſe nur einmal alle Weltfreudigkeit, ſoweit ſie mehr an dem vergänglichen als an dem edlern Gut der Welt hängt, beſeitigen und im Sinn unſeres und des 90. Pſalms verſuchen wollte, Augen und Hände zu einem Halt im Himmel emporrichten zu lehren! Ach wir müſſen mit uns und mit den andern Geduld haben; denn nur ſchwer iſt der Übergang zu finden von dem Bilde der obern Welt, die einfach eine beſſere Wiederholung und Fortſetzung dieſer iſt, zu dem der geiſtigen Welt, die ſich an Jeſus und andere hohe Namen knüpft. Und auch wenn einem die Werte aufgegangen ſind, die in dieſen liegen, wie ſchwer ſchwingt ſich dann doch unſer Glaube dazu auf, ſie auch für wirklich zu halten! Denn unſer Mißtrauen iſt ſo groß, daß wir nicht mehr ſofort das Wertvolle für wirklich halten, wie die Naivität

der Gläubigen vor und um uns tut, sondern daß wir gerade es am liebsten als Erzeugnis des Wunsches ablehnen möchten. In solcher Lage hilft nur eins: ein Eindruck von etwas, was alles Menschliche überragt, also etwa von dem Geist und Leben Jesu; ihm muß dann der Mut folgen, eine Welt voll solchen Geistes über dieser ungeistigen Welt zu glauben.

So etwa an einem düstern Herbst- oder Frühwintersonntag, wenn wir unserer Toten und unseres Todes gedenken, von unserm Lied als der Lektion aufzusteigen zu der Gewißheit von Römer 8, das wäre eine Predigt, die sicher die Herzen erfaßte; und zwar täte sie das um so mehr, je weniger unwahrhaftige Künstelei und Rhetorik den zagenden Fuß abschrecken, die ersten Sprossen der Himmelsleiter zu betreten.

c) Trostgebete.

Wie die Trost- und Vertrauenslieder den Schatz des Gesangbuches ausmachen, so bilden diese Psalmen den Schatz des Psalters. Wir Menschen brauchen viel Trost und Vertrauen. Man könnte sagen, die Religion verdiente unter allen Religionen den Preis, die am wahrsten und gründlichsten zu trösten und mit Vertrauen zu stärken versteht. Wir erkennen diesen Preis der biblischen Religion zu. Sie ist ganz auf die Erweckung von Vertrauen abgestellt. Denn sie will das tiefste Bedürfnis des Menschen und der Menschheit, das Bedürfnis nach Leben und Gedeihen, befriedigen, und was ist doch Leben ohne Vertrauen? Vertrauen hält gesund und froh, Vertrauen macht immer wieder willig zu neuem Anfang, Vertrauen überwindet die schwersten Geschicke, mögen sie aus der eigenen Schuld des Menschen, aus der anderer oder aus dem Ungefähr kommen. Vertrauen bestimmt, was Auge und Geist gewahr werden in der Welt, und es beflügelt auch Geist und Hand, wenn es etwas zu schaffen gilt. — Unsere Lieder schlagen in besonderer Weise diesen Klang an, der der Grundton der ganzen Bibel ist; denn dieser ihr Grundton ist überall Optimismus, starker, heller Optimismus, und Vertrauen ist die personalistische Gestaltung dieses Optimismus, indem er auf einen großen, starken Persönlichkeitswillen über der Welt gegründet wird. Aus dem A. T. zieht dieser Geist des Vertrauens in das N. T. hinein; was ist denn das Evangelium anders, als eine Botschaft, die die Menschen auf alle Fälle auf Gott vertrauen heißt? Vertrauen wird zur Grundmelodie der Welt, gleichsam ein kosmisches Prinzip, wenn sich dazu ein solches persönliches Verhalten eignete: Gott vertraut den Menschen, und sie vertrauen Gott — das ist die neue Erziehungsweise, die der Welterzieher anwendet, statt der unbewährten Methode, die darin besteht, daß der Schrecken und Zorn Gottes der Menschen Angst und Mißtrauen erweckt. — Darum dürfen wir die Trost- und Vertrauenspredigt nicht gering ansehn. Es ist viel Bedürfnis nach ihr, oft, wo man es gar nicht hinter lachenden Augen vermutete. Wir sollten all unsere Verkündigung daraufhin prüfen, ob sie imstande ist, Vertrauen zu erwecken. Mit jeder Art von Vertrauen müssen wir aber auch einmal zufrieden sein, die uns entgegentritt, weil die Menschen so verschieden sind. Bald wird es mehr bloß eine Stimmung, bald ein klarer, starker Wille zum Vertrauen sein, bald ist das Vertrauen voller Weichheit, bald voller Trotz, bald ist es mühsam dem verzagten Herzen

abgerungen und schwankt hin und her, bald ist es aus der tiefsten Seele heiter hervorgestiegen und erfüllt sie dann wie ein Duft. Bald richtet sich das Vertrauen auf bestimmte ersehnte Güter, bald auf irgend einen unbekannten Glückszufall; bald hört es nicht auf, auf ein neues Glück zu hoffen, wenn es einmal wieder nicht gekommen ist, wie es sollte; bald wiederum wird das Vertrauen klug und richtet sich auf andere Güter; sei es, daß es sich überhaupt außerhalb der Welt und des Lebens einen Ort sucht, wo es sich erfüllt sehen wird, sei es, daß es in der innerlichen Welt der Seele diese Erfüllung ahnt und ersehnt. Das ist nun das Höchste, was im A. T. weniger als im N. T. erreicht wird, daß jener Optimismus sich ethisch vertieft und ins Transzendente hinausgeht, daß der Glaube einen Gott erfaßt, der nicht nur allen Enttäuschungen zum Trotz, sondern gerade auch durch sie seine Kinder von einer Höhe zur andern führen will.

So sollen wir Vertrauen predigen und vertrauen lehren. Aber das Wort allein tut es nicht: wir und alle Christen müssen bedenken, daß ein Gefühl, wie das Vertrauen, mehr als ein Wort der Lehre braucht, um zu erwachen; es bedarf der Hilfe, die in der Anschauung und die in der Tat liegt. Christen sollen einmal nämlich ihren Mitmenschen ein Modell für ihr Bild von Gott bieten, an dem sich deren Empfindungen für den vertrauenswerten Gott klären; und dann müssen Christen ihren Mitmenschen auch Liebe erweisen, an deren Auswirkungen ihr Glaube merken kann, wie gut Gott ist. So können und so sollen Christen durch ihre Liebe dafür sorgen, daß sie Gott etwas von den Wohltaten zur Verfügung stellen, an denen andere Menschen merken, daß man sich auf ihn verlassen kann.

31.

Ist dieser Psalm auch keine originelle Dichtung, sondern eine Zusammenstellung von geläufigen Redeweisen, so hat er doch etwas an sich, das einen anspricht. Man beachte einmal, wie die Bewegung der Gedanken verläuft: zuerst kommt die Aussprache unbedingter Gewißheit, die der Gläubige seinem Gott gegenüber hat, dann spricht sich ein tiefes, schmerzbewegtes Herz vor Gott aus, um ihm darauf seine Anliegen vorzutragen und um zum Schluß wieder zu der Höhe der Gewißheit emporzusteigen. Es ist, als wenn ein Mensch sein ganzes Innere im Gebet Gott zuwendete. Vielleicht liegt er zur Nacht schlaflos auf seinem Lager und betet, um das, was so stark durch seine Seele geht, im Gebet zu gestalten und die Seele zur Ruhe zu bringen. Wer nur immer betet, der kann es ihm nachfühlen. Es ist vielleicht etwas Schweres über unserm Haupt oder es droht uns noch ein Verhängnis; es handelt sich um Gesundheit und Krankheit, um Leben und Tod, um Sein oder Nichtsein; man bangt für sich selber oder für irgend jemand, der zu einem gehört. Das läßt einen nicht los und raubt einem den Schlaf. Aber zugleich drängt es einen zum Beten und immer wieder zum Beten, weil man es keinem Menschen sagen kann und weil es doch von der Seele hinweg muß, damit sie nicht daran erstickt. Dann steigt zuerst ein Wort des Vertrauens auf, aber dann kommt wieder die Angst und schnürt einem alles zu. Aber dann bittet man wieder und hofft und vertraut auf Gott, daß er es am

Ende doch noch wenden kann. So geht es in der Seele auf und ab. Ähnlich ist es unserm Frommen gegangen; wir können uns so gut in seine innere Lage versetzen. Wunderschöne Ausdrücke für das Vertrauen auf Gott hat er; sie berühren einen so lieb und so warm, sie sind so licht und hell gefaßt, daß wir sie öfter als Voten und Texte benutzen könnten; so z. B. V. 2 und vor allem der einem jeden teure V. 6, aber auch V. 15 und 20. Was wollen denn die Menschen anders von einer Predigt als die Anregung und Stärkung zu einem solchen lichten, warmen Vertrauen auf den ewigen, treuen Gott? Denn der Nöte, der Sorgen und Ängste sind ja so viele unter der oft so heiter scheinenden Stirn der Leute! Warum werden sie denn immer so gern gesungen, unsre alten lieben Vertrauenslieder, wie etwa „Befiehl du deine Wege" oder das so liebe und helle „In allen meinen Taten" oder wie sie alle noch heißen, die den Stolz unsres Gesangbuchs bilden, als darum, weil die Menschen, gedrückt und gequält, einer wie der andere, sich zum Vertrauen und zur Hoffnung aufschwingen wollen? Anstatt immer nur sittliche Vertiefung anzubahnen, sollten wir doch des öftern einen solchen Ton anschlagen, um den geängsteten Herzen das Vertrauen wiederzugeben — sie werden uns sehr dankbar sein. Könnte man das nicht im Anschluß an unser Lied einmal so machen: man zeigt, wie es in ihm auf und ab geht, und bald Zuversicht, bald Angst herrscht; damit ist gleich die Berührung zwischen den aufmerksamen Hörern und unserm Dichter hergestellt; dann aber weise man den Weg, wie man den Ausdruck der Angst immer mehr einschränken und den der Zuversicht immer mehr hervorkehren kann. So wandle sich die Seele selber in ihrem Beten, und das ist schon ein Teil der Erhörung, auf die wir hoffen müssen. Wie schön ist doch der Schlußvers: Seid getrost und fest sei euer Herz, ihr alle, die ihr harrt des Herrn! — Wie gut kann man doch ein solches Wort gebrauchen, wenn es einem einmal bange werden will: fest sei euer Herz! — V. 13a bildete den Text einer Andacht zum Totensonntag in der Christl. Welt: Meiner ist vergessen im Herzen wie eines Toten. Hier wird die Wahrheit ausgesprochen, die unsere unwahrhaftige Sentimentalität so gern verdeckt, die Wahrheit, daß so vieler Toten ganz einfach nicht gedacht wird, weil der Lebende recht hat. Es sind nicht immer üble Lebende und üble Tote, um die es sich dabei handelt, sondern oft genug wischt auch im Geist ernsterer Leute die Unrast der Zeit das Gedächtnis an die lieben Toten weg, wenn man sie nicht gerade mehr äußerlich nötig hat. Und welchen Segen kann doch das Gedächtnis an die Toten bringen! Und dabei erhebt sich die Frage, wie man selber dafür sorgen kann, daß man nicht vergessen wird — wie ein Toter. Das gäbe einmal Töne für das ernste Fest des Gedächtnisses an die Verstorbenen, die statt der üblichen sentimentalen oder triumphierenden Klänge ernst und nüchtern in die Wirklichkeit hineinsprächen.

77.

Hier rauben einem Frommen nicht die Sorgen um sein eigenes Wohl, sondern die um sein Volk den Schlaf. Denn sein Gott scheint ferne von seinem Volk zu sein. Da beginnen die Gedanken in der nächtlichen Stille und Einsamkeit ihre Wanderung, wie sie es so gern tun, wenn die Außenwelt um uns schweigt, die uns so in Anspruch nimmt. Es wandern die Gedanken weit, weit zurück in die Vergangenheit des Volkes, und finden dort überall, wohin sie auch

forschend dringen, Treue und Gnade Gottes. Diese Verse sind von dem größten Eindruck, wenn man sie langsam auf sich wirken läßt; es ist, als träte man mit dem Sänger in große, weite Hallen hinein, um ehrfürchtig auf Gottes Stimme zu lauschen. Es ist, als lüde er uns ein, voll Andacht Gottes Spuren in den alten Zeiten nachzugehen, wie er den Weltlauf mit mächtiger Hand leitet und sein Volk mit Wundern überschüttet! — Gott, dein Weg ist heilig! Diese Verse 12—15 eignen sich ganz ausgezeichnet zum Text für eine Predigt, die an großen Tagen einen Rückblick auf eine Zeit werfen will, um in ihr Gottes Spuren zu schauen und alle seine Wunder zu preisen. Unvergeßlich ist mir eine Predigt von K. Gerok über diesen Text, die er am Sylvester des Jahres gehalten hat, das die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts abschloß. Dabei verfolgte er die Spuren Gottes in der Kirche, im Staats- und Völkerleben, und immer sang zwischen den einzelnen Abschnitten der Predigt der Chor einen festlichen Dankvers. Es muß ein außerordentlich eindrucksvoller Gottesdienst gewesen sein. Gott, dein Weg ist heilig — ist ohne Zweifel noch lange in der Seele von allen Anwesenden nachgeklungen. — Um die früher von uns bei der Behandlung ähnlicher Psalmen gebrauchten Ausdrücke zu wiederholen, so handelt es sich hierbei um die Aufgabe, religiöse Geschichtsdeutung oder Geschichtsphilosophie zu dem Ende zu treiben, um den Glauben an Gott in der Gegenwart zu stärken. Wenn Gott in der Vergangenheit deutlich heraustritt, warum sollte er der Gegenwart ferne sein! Es ist vielleicht dies die Art Gottes, daß er selten in der Gegenwart klar genug heraustritt; denn die Sorge oder die Eitelkeit oder was sonst uns immer von Schwächen erfüllt, umgibt in ihr zu stark unser Auge mit einem Nebel. Jedoch wenn sich dieser verzogen hat, dann sehen wir Gott in der Ferne, wie ja auch eine gewisse Entfernung den Blick auf das Ganze eines Gebirges erst möglich macht. Dann geht es einem oft erst auf, was Gott will, dann sieht man ihn erst, während man sonst um sich her nur Menschen sieht, die etwas tun oder etwas erleiden; dann treten seine Spuren, die sein Fuß durch die Völkergeschichte gegangen ist, klar heraus, und dann wird immer dies der letzte Eindruck sein: Gott, dein Weg ist heilig! Du bist ein Gott, der Wunder tut.

94.

Wertvoll und eigenartig an diesem Lied ist das Mittelstück, V. 12—19. In ihm ringt sich der Sänger empor aus den trüben, schweren Gedanken, die ihm die Gottlosen um ihn her verursachen. Er leidet weniger unter dem Übel in der Welt als unter dem Bösen, das die Menschen tun, ohne daß Gott ihnen in den Arm fällt und sie beseitigt, wie es das Dogma verlangte. Demgegenüber besinnt er sich hauptsächlich auf sich selbst: Glücklich der Mann, den Gott in Zucht nimmt und aus dem Gesetze belehret. Es ist also besser, sich den Willen von Gott, dem Erzieher, zerbrechen zu lassen, als nur sich den Kopf zu zerbrechen über die, die von Gott nichts wissen wollen. Dann ergießt sich das Lied in schönen Ausdrücken herzlichen Vertrauens zu dem Gott, der immer gut und immer gerecht bleibt; besonders V. 18 und 19 lassen sich als Ausdrücke einer solchen Gewißheit verwenden, um auch wieder den Eindruck von ihr in andern zu erwecken. Wir sind immer noch nicht viel über die ganze Art dieses

Frommen hinausgekommen; auch wir wissen den schlimmsten und quälendsten Fragen gegenüber keine andere Rettung, als die, uns immer fester an Gott anzuschließen und ihm zu vertrauen, damit wir stark werden.

36.

Aus diesem Psalm leuchtet einem jeden, der auch nur leise Fühlung mit echt religiösen Gedanken hat, das Mittelstück V. 6–11 entgegen. Hier quillt das tiefe Leben einer frommen Seele zu ihrem Gotte empor. Aber es ist nicht eine Bewegung schmerzlichen Entbehrens, die Gottes Hilfe suchen soll, sondern es ist das Hinstreben der starken Sehnsucht einer Seele, die es nach dem wahlverwandten Gott verlangt, um sich mit ihm froh und glücklich zu vereinigen. Es ist doch gut, daß unter all den Liedern, in denen sich ein gedrücktes Gefühl ausspricht, auch dieses prächtige Lied steht, das uns einmal wieder anschaulich zeigt, welches Glück es ist, einen Gott zu haben. Wie hell und froh mag es in dem Innern dieses Menschen aussehn, der solche schöne und treffende Bilder findet, um zu sagen, was ihm alles Gott an Glück und Freude bedeutet! Das ist doch etwas von der Seligkeit, die wir im Glauben an Gott bekommen können. Statt immer bloß dieses Wort zu gebrauchen oder die Sache begrifflich zu fassen, sollte man in der Predigt und im Unterricht ein solches Lied verlesen, und sogleich steht diese Seligkeit klar und deutlich vor Augen: so ist es einem Menschen zumute, der mit seinem Gott lebt oder gar in seinem Gotte lebt, während andre es bloß zu einem Leben vor Gott bringen. Wir sind es den tiefern und den über sich selbst hinausstrebenden Gliedern unsrer Gemeinde schuldig, daß wir auch einmal solche Klänge ertönen lassen; ebenso freilich sollten wir auch einfachere Klänge über Gott anschlagen, in denen er die Autorität für unser tätiges Leben und die Macht ist, auf die man sich verlassen kann. In den V. 8–11 haben wir den Ausdruck einer Mystik, die darum jeden anspricht, weil hier von einem Aufgehen in Gott und von einem Genuß Gottes keine Rede ist. Die Schranken zwischen Gott und Menschen sind noch völlig gewahrt, und die Bildreden gehn über die herzinnige Freude an Gott nicht hinaus. Steht hier wirklich bei diesen Bildreden noch der Tempel mit Keruben und Opfermählern und anderm Kultuswesen im Hintergrund als sinnlich wahrnehmbare Größen, so werden wir natürlich diese schon verblaßten sinnlichen Beziehungen völlig zu streichen und sie als lebhafte Ausdrücke für die geistige Gemeinschaft mit Gott zu fassen haben. Wir sollten dann doch alle die Gefühle erhebender Freude zu entbinden wissen, die nun einmal mit diesen schönen Wörtern des Psalms — köstlich, Schatten deiner Flügel, Mahl deines Hauses, Brunnquell des Lebens und vor allem Licht Gottes — verbunden sind. Für viele Leute ist es sicher einfach eine Offenbarung, daß man so froh sein kann in seinem Gott. Es läßt sich denken, daß jemand unwillkürlich sagte: Gott sei Dank, daß wir solchen Gott haben. Dem tiefen Drang, der in jeder Menschenseele sitzt, dem Drange nach Freude und Glück und Licht und Wonne, dem Drang, der sich vor allem in dem unbefriedigten Pessimismus verrät, dem sollte man doch öfter entgegenkommen, indem man solche Töne anschlägt. Am besten ist es natürlich, wenn man selbst davon zu sagen weiß, daß man solches von Gott haben kann. Aber es läßt sich auch denken, daß sich ein schwermütiger und geschlagener Mensch dazu aufrafft, andern von diesem sonnigen

gläubigen Gemüt unseres Sängers zu berichten, um selbst etwas von diesem Sonnenschein mit zu bekommen. — V. 10b ist ein prächtiges Wort für Weihnachten, wenn mitten in der dunklen Jahreszeit die Lichter brennen; ist es richtig, dann recht viel vom Licht zu sprechen und singen zu lassen, weil dann gleich die ganze Weihnachtsstimmung da ist, so gebührt unserm Worte dabei auch eine Stelle. Man kann es in der Predigt, etwa am zweiten Tage auslegen, indem man den schönen Vers Luthers dem Gedankengang zugrunde legt: Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein, es leuchtet mitten in der Nacht und uns zu Lichtes Kindern macht. — Wer mit solchen Mitteln keine Weihnachtsstimmung erwecken kann, der hat auch selber keine.

Noch ein Wort über den Rahmen des Psalms. Hier spricht der Dichter wieder einmal von Gottlosen. So gibt er Beispiel und Gegenbeispiel. Das tut ja auch Jesus so häufig in seinen Gleichnissen. Man denke nur an die Gleichnisse aus der Mitte des Lukas-Evangeliums, Pharisäer und Zöllner, der barmherzige Samariter und die beiden kultischen Personen, die beiden Söhne des barmherzigen Vaters usw. Das ist aber offenbar eine ganz andere Richtung der Gedanken. Denn hier spricht sich die ganze Paradoxie Jesu aus: der von beiden, der Gutes erwarten läßt, enttäuscht, ebenso aber überrascht auch der andre, bei den man sich nur Böses verspricht. Wenn man dieses Paar von Bildern mit dem in unserm Psalm gegebenen vergleicht, dann hat man den Unterschied der Frömmigkeit beider Testamente — auch Beispiel und Gegenbeispiel.

63.

Gewiß, es scheint, daß in diesem Psalm die drei Töne, die wir so häufig bei einander finden, Verlangen nach Gott, Freude an Gott und der Wunsch, daß die Feinde verderben, daß diese drei Töne hier nicht einen solchen Akkord geben, wie das sonst öfter der Fall ist. Wir brauchen uns darüber nicht solche Gedanken zu machen, wie der theoretisch und geschichtlich gerichtete Ausleger, da wir ja nicht verbunden sind, das ganze überlieferte Stück unserer Behandlung zu Grunde zu legen. Wenn wir also die dunkeln und gehässigen Schlußverse weglassen, dann haben wir einen prachtvollen Ausdruck für zwei Seelenzustände: zuerst einen für das tiefe Verlangen nach Gott, das sich unvergeßlich mit dem Bilde vom ausgetrockneten Erdreich nahebringen läßt, und dann noch einen ebenso schönen Ausdruck für die Befriedigung dieses Verlangens, wenn die Seele ihren Gott gefunden hat und sich seiner freut. Darum gilt von diesem Liede dasselbe, was vom vorigen gesagt ist. Sind doch auch die Bilder dieselben. Nur kommt noch der schöne Zug hinzu, daß der Sänger auch auf dem nächtlichen Lager seines Gottes gedenkt. Das ist besser, als sich mit dem Bild seiner Feinde beschäftigen und an ihm herumnörgeln oder sich mit sich selbst beschäftigen, um nur noch unzufriedener mit dem eignen Geschick zu werden. Wenn man einen solchen Zug einmal ausführlicher in einer Predigt behandelte oder Kranken, die viel wache Stunden haben in der langen Nacht, diesen Vers zu Gemüte führte, man würde sicher manchem erstaunten Blicke begegnen; denn das wäre genau in gewisse allgemeine seelische Lagen hineingesprochen. Mit solchen Klängen, wie sie dieser und der vorige Psalm bieten, könnte man Schülern die Mystik klar machen, zumal wenn man als Gegenbeispiel noch irgend welche

andere Stücke fände, die, wie etwa solche von Zinzendorf, einen andern Geist atmeten. Oder man kann ihnen auch zeigen, daß es einen Unterschied gibt zwischen verschiedenen Arten von Glauben an Gott; das einemal ist es die Zustimmung zu der Theorie, daß es als höchste Weltautorität und als Weltschöpfer einen Gott geben muß, das andere mal ist es ein solches Besitzen und Genießen Gottes, das die ganze Seele mit seinem Licht und seiner Wärme erfüllt. Solches läßt sich auch immer am besten mit Ausdrücken der verschiedenen Stimmungen selber vor Augen führen, weniger mit begrifflicher Darlegung klar machen. Sucht man mit den Schülern im Gesangbuch nach ähnlichen Liedern mystischer Art, wie etwa nach Liedern von Tersteegen, so hat man über die Entfernung der Zeiten hinweg das Gemeinsame aller tiefen Frömmigkeit zum Verständnis gebracht.

121.

Die Menschen brauchen viel Vertrauen, um mit dem Leben fertig werden zu können. Angst und Zagen rauben einem nicht nur die Freude und die ganze Gehobenheit der Stimmung, in der doch das Glück liegt, auf welches wir ein Recht haben, sondern nehmen uns auch die Kraft, mit klarem Auge und fester Hand dem Leben zu begegnen und mit ihm fertig zu werden. Darum sollen wir die Predigt des Vertrauens immer wieder pflegen. Bei dem einen schlägt sie ein, wenn sie in starker oder gar trotziger Weise geschieht, etwa in dem Ton von Psalm 46; dem andern sind solche linden Klänge angenehmer, wie sie unser feiner Psalm enthält. Mit ihm kann man darum auch einmal versuchen, das Vertrauen auf Gott in einer Seele zu wecken und zu stärken. Dazu muß man natürlich selber entweder schon welches haben oder man muß sich zu ihm aufzuringen suchen. Dabei ist es sehr schwer, die breite Kluft zu überspringen, die zwischen dem Verständnis eines solchen Vertrauensausdrucks, wie es unser Lied ist, und der Freude daran auf der einen Seite, und dem eignen persönlichen, festen Vertrauen auf der andern besteht, das kaum mehr weiß, daß es Vertrauen ist, sondern sich einfach in der Sicherheit des Lebens betätigt. Wozu kommen denn sonst die Nöte und die Sorgen in ein Pfarrhaus oder überhaupt in jedes christliche Haus hinein, als daß man durch sie zu diesem Vertrauen kommt? Unser Lied spricht Vertrauensklänge in einer ganz eignen Weise aus. Meistens übersieht man, wenn man von der so starken Stimmung, die in ihm liegt, erfaßt wird, daß die Personwörter wechseln; V. 1 und 2 heißt es ich und mir, während in den andern Versen nur dich und dein zu finden ist. Es ist also offenbar ein Zwiegespräch. Der Sänger spricht mit sich selbst. Das geht verloren, wenn man mit der üblichen Übersetzung in V. 1 b einen Neben- und keinen Fragesatz sieht. Sieht man aber darin eine Frage, dann entfaltet sich das ganze Lied viel klarer und schöner. Dann fragt etwa die Sorge: Von wannen kommt mir Hilfe? — Die Berge, zu denen sie aufblickt, sind natürlich geschichtlich die Berge um Jerusalem; aber davon wissen wir nichts mehr; uns sind die Berge, von denen uns Hilfe kommt, ein so fester, einheitlicher Begriff geworden, daß wir kaum mehr darüber nachdenken, was damit gemeint ist, weil wir hier nur fühlen, ohne nach Anschauung zu fragen. Trotz dieser Stimmung müssen wir es einer Gemeinde zumuten, sich in die andere Auffassung dieses Sätzchens, die auch ganz stark von Delitzsch betont wird, hineinzufinden. Das

wird sie um so leichter, je mehr sie einsieht, wie schön sich der Psalm dialogisch entfalten läßt. Denn auf jene Frage der Sorge antwortet die Hoffnung V. 2, daß die ersehnte Hilfe vom Herrn kommt. Dann nimmt der kundige Glaube das Wort auf und führt der Hoffnung diese ihre Ahnung mit den schönsten Bildern aus. Von Wünschen steigt der Glaube zu Gewißheiten auf. Gott ist ihm ein sorgsamer Führer und Wächter bei Tag und Nacht, in guten und bösen Stunden; er ist der schützende Schatten der rechten Hand, also der Hand der Arbeit und der Abwehr der Feinde. Die Gewalten der Natur können dem Gläubigen nichts tun, denn Gott ist ihr Herr. Das läßt sich auf Gefahren und Nöte gut und leicht anwenden, die uns näher liegen als Sonnen- und Mondstich, also auf Krankheiten und Unfälle verschiedener Art. Aber über alle Gebiete der Welt, nicht nur über die Natur reicht sein Arm hin; darum behütet er uns vor allem Übel; unsern Eingang und Ausgang, Handel und Wandel (Delitzsch) behütet er. Wir können ganz getrost uns ihm überlassen. So kann man sich das Zwiegespräch zwischen Angst und Glaube vollziehen lassen. Aber es kann auch ein solches zwischen zwei Parteien sein, die in dem Verhältnis zu einander stehn, daß die eine sorgend fragt und die andere segnend antwortet. Das könnte bei irgend einem Abschied zur Verwendung kommen, z. B. bei dem Abschied des Pfarrers von seinen Konfirmanden oder von seiner Gemeinde oder bei dem Auszug von Missionaren und andern Arbeitern für Christus und sein Reich. Die Abschiednehmenden fragen: Woher kommt uns Hilfe? Die hoffende Antwort, die ihnen ihr christliches Wissen gibt, verstärkt ihnen der Verkündiger des Wortes Gottes mit sinngemäßer Anwendung unseres Psalms. Die gelassenen, feierlichen Klänge passen ganz vorzüglich zu einer jeden solchen festlichen Gelegenheit mit leise einklingendem ernstem Grundzug. Darum eignete sich unser Lied auch zu einem Trautext, der doch ganz besonders die Stimmung des Vertrauens stärken helfen sollte.

125.

Der Vergleich derer, die auf den Herrn vertrauen, mit dem Berg Zion, der nicht wankt, wird verschieden wirken; die einen stößt alles ab, was die Sprache Kanaans enthält; was liegt ihnen am Zion? Die andern aber berührt ein solches Wort schon an sich wie himmlische Musik; es weckt in ihnen gleich eine Fülle von tiefen, frommen Klängen, die allmählich ihr Bedürfnis, das Heilige und Ewige an bestimmte irdische Größen und bestimmte Namen zu heften, mit dem Worte Zion verbunden hat. Besteht ja doch die Hauptwirkung einer religiösen Einwirkung auf Erwachsene darin, daß wir mit irgend welchen Worten in ihre Seele gleichsam hineinstoßen, um dadurch eine ganze Fülle von Beziehungen und Erinnerungen lebendig zu machen, die sich unter der Bewußtseinsschwelle angesammelt haben; und eine derartige eigne Predigt der Seele an sich selbst, die nur durch unsere oft ganz und gar anders gemeinten und gerichteten Worte angeregt wird, ist oft das Beste, was wir fertig bringen. So kann unser Vers vielen, die echtes Bibelchristentum großgezogen hat, mit jener weihevoll frohen Stimmung erfüllen, die dem Gläubigen innewohnen soll: Gott ist bei mir und Gott umgibt mich. Wenn in dem Vers 3 die Hoffnung ausgesprochen ist, daß Gott das Szepter nicht auf dem Los der Frommen lassen wird, so ist das natür-

lich politisch gemeint. Sollten wir es nicht auf die Herrschaft der Gemeinheit und Schlechtigkeit über die bösen Gruppen des Volkes beziehen können? Liegt dann der Gedanke so weit ab, daß wir dringend wünschen müssen, es möchte doch diese Herrschaft bald beseitigt werden, damit uns nicht auch noch unsere Kreise, also die christlichen und anständigen, verdorben werden? Und liegt es dann so fern, diesen Psalm einem Feste der Innern Mission zuzuweisen, die doch die Macht des Bösen, etwa auf dem Gebiet des Sexuellen und besonders des Schmutzes in Wort und Bild brechen will, damit uns unsre christliche Jugend nicht mit angesteckt werde? In der Tat, dieser Gefahr gegenüber heißt es nur kräftig zuschlagen, und zwar ohne jede Sentimentalität. Staat, Gesetzgebung und Polizei heißen da die Waffen, und Vernichtung der ganzen Brut heißt die Losung. Mädchenhändler, Kuppler, Verleger und Autoren von „Schönheitsbüchern und Kunstbildern", jener Sorte, die das Dunkle liebt -- das alles mit Stumpf und Stil ohne Rücksicht auf dieser edlen Herrschaften Existenz und Zukunft auszurotten, das ist heute der Krieg des Glaubens gegen die Weltmacht. Dann kommt Friede über Gottes Volk, also äußeres und inneres Gedeihen und Glück.

4.

Wiederum spricht ein Mensch, der zwischen bösen Menschen und seinem gnädigen Gott steht. Es ist also wieder das alte Lied von den Feinden. Aber wie anders klingt es hier, als es früher erklang? Der Mann, der dies gedichtet, macht einen prächtigen Eindruck. Er ist fertig geworden mit dem, was uns allen so viel zu schaffen machen kann, mit dem Neid und Unmut von widerwärtigen Leuten. Er steht völlig darüber und gewährt uns darum den erhebenden Anblick eines überlegenen Menschen, der uns so sehr in den früheren Psalmen ähnlicher Art fehlte. Man meint, man sähe in dieses feste, frohe Gesicht hinein, das so sicher drein schaut, und keine Spur von jener klagenden Gedrücktheit verrät, die sich sonst einstellt, wenn man unter Menschen leidet. Aber es sind nicht nur gute Nerven, was dazu gehört, um sich von Gegnern und verdrossenen Anhängern nicht imponieren zu lassen, sondern hier kommt die frohe Gelassenheit vor allem von einer ganz festen Verbindung mit Gott her, die das Herz sicher und froh macht. Tief läßt uns der Dichter in sein Inneres hineinschauen; wieder einmal meinen wir unmittelbar das Leben mit Gott zu spüren, das ihm zu seinem Glück geworden ist. Gott hat ihm Luft verschafft, wenn ihn früher ähnliches bedrängte wie jetzt; darum wird Gott es auch jetzt nicht fehlen lassen. Gott hat ihm Freude ins Herz gegeben — das kommt hier so einfach und natürlich heraus, daß es einen wirklich packt; wie schämt man sich da aller Überschwenglichkeiten, die oft das Fehlen des einfachsten religiösen Wirklichkeitsbesitzes verdecken müssen. Und nun kommt das Schönste. Dieses Glück ist größer als das der andern über eine reiche Ernte. Unserm Frommen ist Gott nicht mehr bloß der Spender irdischer Gaben, sondern er ist ihm Selbstzweck geworden. Er liebt Gott um Gottes willen, und Gott selber ist ihm seine Freude, nicht nur daß Gott ihm mit allerlei Dingen Freude macht. So warm sollte es doch auch uns Christen werden, wenn wir von Gott sprechen. Daher stammt diese heitere Gelassenheit, mit der der Dichter über seine Feinde hinsieht. Dazu sagt er ihnen noch klar die Wahrheit: Zürnet meinetwegen, doch sündiget nicht — dies Wort läßt sich einmal gut

verwerten, ohne Rücksicht auf diesen Zusammenhang. Zwar für seinen Zorn kann niemand etwas, und oft genug ist er nötig und recht; aber man muß unbedingt lernen, sich allmählich so in die Gewalt zu bekommen, daß man in ihm überhaupt nichts beginnt, es sei denn, daß man ihn „abreagiert", indem man an irgend einem Dinge sein Mütchen kühlt. Das geheime Hadern möchte ich nicht empfehlen; denn das ruiniert die Seele und die Nerven dazu. — So ist unser Dichter Herr der Lage; an Gott gelehnt ist er seiner Gegner mächtig. Nun kann er sich schlafen legen und ruhig schlummern. Denn ein gutes Schlafmittel ist ein Herz voll Friede, wie ein Herz voll Angst und Zorn den Schlummer raubt. An einen solchen Vers wie diesen letzten unsres Liedes könnte man einmal ein Wort über den Schlaf anknüpfen, was in einer Gemeinde mit nervösen Leuten sicher Anklang fände. Die Heilung der Nerven von dem Geiste her ist etwas, worauf uns die sog. christliche Wissenschaft zum Glück wieder aufmerksam gemacht hat. — Im ganzen ist unser Lied ein Zeugnis dafür, wie man als gläubiger Mensch mit seinen Gegnern fertig wird, wenn man noch nicht reif genug ist, um sie zu lieben, oder wenn die ganze Lage nicht dazu angetan ist, sie anders zu lieben, als indem man ihnen, ohne Haß und voller Überlegenheit, die Wahrheit sagt, wie es unser Dichter hier unternimmt.

62.

In diesem Lied ist die Lage und auch die Stimmung ähnlich wie in dem vorigen. Vielleicht weist die Lage eine kleine Verschärfung und die Stimmung eine gewisse Gedrücktheit ohne die ruhige Überlegenheit des vorigen Dichters auf. Es ist ein prachtvoller Psalm, zumal in der treuherzigen Sprache Luthers, der keine andere Übersetzung gleich kommt. Das eindrucksvolle Bild von der hangenden Wand und der stürzenden Mauer, gegen die die Gegner noch losgehen, mag sich wohl leicht einstellen, wenn man es ansieht oder gar an sich selbst erlebt, wie gegen einen Schwachen und Verfolgten alle Rücksichten schwinden und die größten Feiglinge Mut bekommen, sobald nur alle wider ihn schreien. Dann ist es eine trotzige Freude für einen Menschen mit guten Nerven und gutem Gewissen, ihnen zu zeigen, daß es noch lange nicht so weit ist, wie sie meinen. Und diese Freude kommt von der ruhigen Gelassenheit, mit der man sich seinem Gott hingibt, der die unbedingte Zuverlässigkeit gegenüber allem falschen Menschenvolke darstellt. — Wenn es auch nicht sehr durchsichtig ist, wie auf einmal diese Ermahnungen hereinkommen, die in der zweiten Hälfte des Liedes zu finden sind, so haben sie doch einen großen Wert. Wie schön ist das doch gesagt: Schüttet euer Herz vor Gott aus und vertraut ihm allezeit! Und als Gegenstück dazu erscheint, wie in dem Worte Jesu über Gott und den Mammon, die ernste Mahnung: Fällt euch Reichtum zu, so hängt euer Herz nicht daran. Dieses Wort und das Wort Jesu über Gott und Mammon kann man einmal als Parallelen in einem Gottesdienst am Altar oder von der Kanzel herunter verlesen. Zum Schluß erscheint noch einmal das biblische Credo: in Gottes Hand liegt die Macht, aber sein Herz ist voll Gnade. Was hilft uns die Gnade, wenn ihr die Macht fehlt, was hilft uns aber erst recht die Macht ohne die Gnade?

16.

Dieser Psalm macht einen starken Eindruck. Wenn er sich einem erst durch häufigeres Lesen eröffnet, dann spürt man mehr als bei andern den tiefsten Inhalt biblischer Frömmigkeit. Und der ist gefaßt in dem Ausdruck innigen tiefen Hangens an Gott. Wie überrascht muß jeder sein, der Gott als das asylum ignorantiae, als eine Hypothese oder als eine unangenehme Last kennen gelernt hat, und ihn hier als Quelle eines ganz einzigartigen Glückes erkennen darf! Gott selbst ist das summum bonum, nicht etwa ein Mittel zu einem andern bonum, das kein höchstes ist. Die dem agrarischen Leben entnommenen Bilder für diese Gemeinschaft mit Gott, V. 5 und 6, tragen nur noch zur Hebung dieser Stimmung der Freude bei, gerade wenn man sie in einer nicht bäuerlichen Gemeinde gebraucht. Und wie beständig dieses Glück der Freude an Gott um unsern Frommen ist! Tag und Nacht ist es in seinem Sinn — wie muß sich davor der Durchschnittschrist schämen, wenn er der paar Gedanken gedenkt, die er seiner Arbeits- oder Erholungszeit abringt, um sich einmal flüchtig mit einem blassen Eindruck an Gott zu erinnern! Darum aber haben wir auch keine Ahnung von dem Glück, das darin liegt, Gott zu haben. — In dieser Grundstimmung des Glaubens wurzeln nun tiefe Gedanken der Liebe und der Hoffnung. Wer an Gott hängt, der muß auch seinen andern Freunden traut gesinnt sein. Klänge von „Herz und Herz vereint zusammen" werden wach, wenn man V. 3 liest. Gottes- und Bruderliebe gehören zusammen. Und wenn auch die Heiligen der Liebe nicht so würdig sind wie der heilige vollkommene Gott, so darf man nicht vergessen, daß man selber auch zu ihnen gehört und den andern mindestens gerade so viel zu tragen gibt, wie sie uns. Wenn man das immer einmal betont, dann wird man den Sinn für die Gemeinschaft unter den Kindern Gottes stärken und vor allem erweitern können. Und beides hat dieser Sinn nötig genug. Denn je näher man beisammen ist, desto mehr sieht man, wie wenig eigentlich unser Glaube unter die Oberfläche unseres Wesens zur Gesinnung durchgedrungen ist. Es ist ein Jammer, wenn man mitunter einmal irgend einen frommen Menschen mit den Worten loben hört: Es ist aber wirklich ein anständiger und guter Mensch. Wiedergeburt, Erfülltsein mit dem Geiste Christi, Zugehörigkeit zur Welt Gottes wird beansprucht und oft auch behauptet; und die Kinder der Welt wundern sich, daß ein Frommer ein anständiger Mensch ist! Aber das nur nebenbei; hier spricht ein glückliches Kind Gottes dieselbe Anhänglichkeit an die Kinder Gottes wie an seine Person selber aus. Der schwierige Vers 4 zeichnet offenbar das Gegenteil von diesen Heiligen, um die Abneigung des Dichters dagegen auszusprechen; keine rechte Liebe ist ohne diese Kehrseite. Und wenn sich diese Abneigung nur auf ihr Tun bezieht und nicht in Haß gegen sie selbst entlädt, dann ist gar nichts einzuwenden. — Aber nicht nur in Liebe, sondern vor allem auch in Hoffnung läuft dieser Glaube aus. Die Zuversicht auf Gott ist so groß, daß ihm ein Untergang unmöglich erscheint, solange er an diesem Gott festhält. Leib und Seele sind wohlgeborgen in der Hand, die die Allmacht besitzt und die von der Treue gelenkt wird. Dieser Gott kann nicht anders als seine Gläubigen schützen, sodaß sie nicht dem Verderben verfallen, sondern dem Leben angehören. Die Hoffnung zieht hier Linien, die sich in die weite Ferne verlaufen, sodaß es ganz unmöglich ist, zu entscheiden,

ob sie auf dem Gebiet dieses Lebens enden oder ob sie über den Tod hinaus in ein anderes Leben hineinreichen. Diese Unsicherheit könnte ich mir aber nicht zunutze machen, indem ich kurzer Hand hier ein ewiges Leben im Sinn des N. T. gelehrt fände. Ich könnte nur sagen, daß wir es so auffassen dürfen, mag auch der Dichter es gemeint haben, wie er will. Jedenfalls sind aber hier die Bestandteile für diesen Glauben beisammen — die Freude an hohen Werten innerlichster Art, die es allein würdig sind, erhalten zu bleiben, und dann der Glaube an einen Gott, in dessen Händen sie liegen. Denn nur das Wertvolle gibt uns als Christen einen Anlaß, uns überhaupt mit der Frage nach dem ewigen Leben zu befassen; wir wollen, daß alles, was groß und hoch ist, nicht mit dem Gemeinen versinke, sondern geborgen werde in irgendwelchen Scheunen, die seine Erhaltung verbürgen. An einer blassen metaphysischen Unsterblichkeit liegt uns, recht besehen, gar nichts. Will man diese auf die Erhaltung des Wertvollen gerichtete Hoffnung die Lehre von der bedingten Unsterblichkeit nennen, so ist gegen diesen Rotheschen Ausdruck nur einzuwenden, daß er zu trocken und verschränkt aussagt, was positiv, einfach und warm das ewige Leben in dem Gott genannt werden kann, der nicht nur den Ursprung des Daseins, sondern vor allem auch den Hort der höchsten Lebenswerte bedeutet.

Unser Psalm ist geeignet, um einmal die christliche Trias Glaube, Liebe, Hoffnung neu und fein umschreiben zu helfen, dann aber auch um bei allen Gelegenheiten, die es mit dem Tode zu tun haben, als Text zu dienen. Als ein solcher würde er, wenn am Totensonntag 1. Cor. 13 als Lektion vorangegangen ist, sicher wirksam verwendet werden können; ebenso aber auch kann er am Grab von echten Christen gute Dienste tun, wenn man an seiner Hand ohne Unwahrheit von dem innern Gottesglück, der Güte und der frohen Zukunftshoffnung des Entschlafenen zu sagen weiß. Dagegen wird sicher der messianische Gebrauch nach dem Vorbilde von Apg. 2,25 zurücktreten.

73.

Dieses Lied zerfällt in zwei Teile, von denen der zweite der bekanntere und wichtigere ist. Der erste enthält das Hiobsproblem und seine Lösung. Dies Problem erwacht überall da, wo auf einmal erkannt wird, daß die beiden Uhren, die der Wirklichkeit und die des Glaubens an den gerechten Gott, nicht mit einander übereinstimmen wollen. Ist schon die dauernde Existenz der Bösen in der Welt Gottes an sich etwas Auffallendes, so ist ihre glückliche Existenz um so mehr ein Widerspruch, wenn keine andere Welt gekannt wird, in der sich diese Unstimmigkeit ausgleichen könnte. Wenn auch irgendwie das Dogma lange die Geschichte zu besiegen vermag, so geht es doch auf einmal nicht mehr. Dann kommen die Schmerzen der Seele, von denen unser Dichter uns zu erzählen hat. Sehr gut ist die Schilderung der freien Geister in ihrem Übermut und in ihrem Glück. Man sieht sie geradezu in ihrem fetten Behagen, mit ihrem Augenzwinkern, das den armseligen Frommen und ihren Plagen gilt. Sie führen das große Wort und lästern Gott im Himmel. Diese Schilderung kann man mitunter in eine Predigt einflechten, um zu zeigen, wie wenig Neues die angeblich neueste Weisheit bedeutet. Wer Grund und Mut zur Satire hat, der hat an diesem Psalmstück den besten Ausgangspunkt. — Dieser Widerspruch gibt nun Anlaß

zum Ärgernis und zur Anfechtung. Es wird unzweifelhaft vielen Leuten aus dem Kreis der Durchschnittsfrömmigkeit aus der Seele geredet sein, wenn man die Gedanken schildert, die der Anblick jener erweckt; denn diese unsere kleinen Leute machen sich genau noch dieselben Gedanken über jenes Mißverhältnis wie unser Dichter. Sicher gehn oft solche bittern Gedanken durch ihre Seele: jene sind gottlos und sitzen in Wohlbehagen, und sie sind fromm und stehn unter dem Druck des Lebens. Wenn man ihnen von Kindheit an, echt alttestamentlich, wie unsre gewöhnliche Erziehung zur Frömmigkeit gerichtet ist, mit eudämonistischen Beweggründen auf den Weg zu Gott hat helfen wollen, dann rächt sich das in solchen Lagen mit der bittern Frage: Wo ist denn Gott, wenn man nichts von ihm hat? Für solche bedeutet es schon immer einen großen Fortschritt, wenn man sie davon zurückhalten kann, sich in der Erwartung, auf die Seite jener zu schlagen, als ob die Gottlosigkeit selbst das Glück mit sich brächte, das sie von der Frömmigkeit vergebens erwartet haben. Wir können sie dann nur dringend bitten, daran zu denken, daß sie sich damit von der Schaar der Frommen trennen, zu der sie doch ihrer ganzen Art nach unzweifelhaft gehören. Dieser Grund wird aus denselben alttestamentlichen Neigungen heraus, die an jener Anfechtung schuld sind, einen gewissen Eindruck machen; solche Leute trennen sich doch nicht gern von ihrer Gemeinde. Nun kommt freilich die Schwierigkeit. Wenn wir sie auffordern, der Sache tiefer vor Gottes Angesicht nachzugehen, können wir ganz unmöglich mit dem Beweisgrund arbeiten, der unserm Dichter seinen Halt wieder gibt, nämlich mit der Erwartung, daß das Ende die Last tragen, daß der Sünder zuletzt elend ausgehen muß. Ich glaube fest und bestimmt, daß das hier tatsächlich gemeint ist; denn es entspricht ganz und gar dem alttestamentlichen Denken der kritisch gewordenen, aber noch nicht skeptischen Zeit, daß der Ausgleich zwischen Leben und Geschick an das Ende des Lebens zurückgeschoben wird. Die Gottlosen finden ein Ende mit Schrecken — dies ist auch wohl immer noch eines der populär christlichen Auskunftsmittel in unsrer Frage. Aber dieser Vertrag zwischen Dogma und Wirklichkeit ist für uns unannehmbar. Darum müssen wir auch wirklich auf ihn verzichten und dürfen ihn auch den Schulkindern nicht mehr als die Lösung anbieten, so einfach diese ja auch sein mag. Diese Ausgleichung nun noch weiter über das Ende des Lebens, wobei sie sich sicher nicht vollzieht, in eine Hölle hinauszuschieben, wo sie wenigstens nicht nachzuprüfen ist, empfiehlt sich ebensowenig; diese Höllenpredigt ist uns ganz unmöglich geworden. Darum empfiehlt sich nur die Vergeistigung und Vertiefung, die Stärk vorgenommen hat; sie empfiehlt sich mir aus praktischen, nicht aus exegetischen Gründen. Die Gottlosen sind fern von der Quelle des Lebens und darum geistig tot. Das wird ja gewiß auf sie keinen großen Eindruck machen, denn man muß etwas schätzen, um seinen Verlust zu empfinden. Und auch die Strengern unter den Frommen sind damit nicht einverstanden, denn für viele gehört die Folie der Schmerzen des Gottlosen zu ihrer eignen Seligkeit hinzu. Aber mehr können wir nicht sagen als dies: wer von Gott fern ist, der ist auch vom Leben fern.

Die positive Gegenseite, daß jeder das Leben hat, wer zu Gott gehört, wird nun in dem zweiten Teile des Psalms unübertrefflich zum Ausdruck gebracht. Es ist, als spürte der Dichter, wie wenig die erste Lösung, die er doch als eine solche gibt, wirklich befriedigen könnte. Zwar ist er nur um ihretwillen bei den

Frommen geblieben, zwar glaubt er um ihretwillen wieder an den gütigen und gerechten Gott, an dem er vor dem Gewinn ſolcher Erkenntnis irre geworden war. Aber ganz wohl ſcheint es ihm dabei doch nicht geweſen zu ſein. Und ſo ſchenkt er uns denn dieſen Blick in eine einzigartige Seelentiefe. Unmittelbar und elementar dringt hier der reinſte Urlaut der Frömmigkeit hervor: Gott, Gott! — unbedingtes Vertrauen auf Gott, unbedingtes Hangen an Gott. Hier wird einem klar, was Gott bedeutet für einen, der ihn nicht bloß kennt, ſondern der ihn hat. Der ungelöſte Widerſpruch des Daſeins treibt ihm immer wieder jeden in die Arme, der zuviel Lebensmut und Glauben an ſeine Pflicht hat, um ſich der Verzweiflung hingeben zu wollen. Mit ſeinem „Dennoch“ hat Luther hier eine ebenſo richtige und tiefe Ergänzung des Textes gebracht wie mit ſeinem berühmten „Allein aus dem Glauben“ im Römerbrief. Wie vielen hat dieſes einzigartige „Dennoch“ ſchon geholfen! Der leiſe Trotz, der darin liegt, daß man von der Welt an Gott appelliert, die Freude am Widerſpruch gegen den Widerſpruch ſelbſt, den das Leben aufweiſt, das iſt ja ganz einzigartig damit ausgeſprochen. Natürlich iſt dieſer zweite Teil längſt über die Aufgabe hinausgewachſen, die poſitive Ergänzung zu dem erſten zu geben; die allerwenigſten Chriſten, denen die Worte des zweiten teuer ſind, wiſſen, was in dem erſten ſteht. Und das macht auch nichts aus; denn dieſe großen, weiten Ewigkeitsworte paſſen zu jeder Erdennot, die arme Menſchen zur Verzweiflung bringen will, um ſie dem Ewigen entgegen zu führen. Unſere Durchſchnittsjämmerlichkeit kann ſie ja meiſt nur äſthetiſch oder pſychologiſch nachfühlen; aber in den großen ſchweren Nöten ſelbſt knicken wir zuſammen oder werden wie die meiſten gebildeten Leute ſtumpf und reſigniert. Wie ſchwer iſt es darum, ſolchen Leuten in ſchweren Lagen unſer hohes Wort darzubieten! Daß es nur nicht rhetoriſch, daß es nur nicht ſo geſchieht, als ob es das Selbſtverſtändlichſte und Leichteſte von der Welt ſei, ſich alſo Gott in die Arme zu werfen! Jedenfalls führt ſelten ein Weg von einem Menſchen, der Gott nicht hat, zu einem ſolchen feſten Haben Gottes durch das Tal der Not und Verzweiflung. Eher läßt es ſich denken, daß einer, der Gott ſo oder ſo ſchon kennt, durch die Not perſönlich und wirklich zu ihm geführt wird. Dann wird aus der freundlichen Hypotheſe von Gott der einzige Halt und Troſt im Leben und Sterben. — Das iſt das Große an unſrer Stelle wie an einigen andern in unſern Pſalmen, daß Gott nicht um deswillen geſucht wird, was er hat und geben kann, ſondern allein um deswillen, was er iſt; und er iſt für unſern Dichter Halt und Troſt als Gott, nicht als Hüter irdiſcher Hilfen nud Schätze. Wieder erklingt hier und zwar im Original das große Wort Auguſtins: Mihi adhaerere Deo bonum est. — Die Erde iſt nichts ohne Gott und ſogar der Himmel iſt nichts ohne Gott. Die Gemeinſchaft mit ihm findet ſich ſelten ſo ergreifend ausgedrückt wie hier: Gott, ich halte dich und du hältſt mich. Selten erhebt ſich das Alte Teſtament zu dieſer Höhe des Optimismus, die zu ihrer notwendigen Folgerung den Blick der Hoffnung in eine andre Welt hat, da ja die Erde als Stätte der Wiederherſtellung alles Glückes verſagt. In ihr mag Leib und Seele, alſo das Leben des Leibes dahinſchwinden —, das Ich, der Wille, der Kern des Gläubigen iſt noch da und findet da ſeinen Gott. Das iſt eine unüberbietbare Höhe des Gottvertrauens und der Gemeinſchaft mit Gott. Wir haben im N. T.

kaum viele Ausdrücke, die wir über diesen stellen, was die Stärke des Gefühls betrifft. Das N. T. hat nur eins voraus, nämlich ein größeres Wissen um das Ziel der Welt und des Lebens, das auch der Not seinen Sinn gibt; das Gute, Röm. 8, 28 ist heller ins Licht getreten, sodaß man weiß, wozu etwas gut ist, was einem schwer aufliegen will. Mit Jesus Christus ist eine Gestalt in die Welt gekommen, die an eine höhere Welt der Güter glauben lehren konnte. Gerade weil ein solches hier fehlt, darum ist dieser Glaube um so größer und um so höher anzuschlagen. Vielleicht kommt aus diesem Grund unsere Stelle dem Bedürfnis vieler Heutigen mehr entgegen, als manche Stelle aus dem N. T., die denselben Optimismus mit Gründen und mit klareren Anschauungen vertritt. Vielleicht reizt manchen von diesen eben gerade dieses Dunkel, das dem trotzigen, kühnen Wagen mehr Spielraum gibt, als die angebliche helle Klarheit des N. T. Man wird Leuten innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern unser Wort in Fällen anbieten, wo das einzige Mittel gegen den innern und äußern Zusammenbruch der Appell an den männlichen Trotz ist, nun einmal in der allerschwersten Lage, die über Menschen kommen kann, also etwa beim Tode der Frau und jungen Mutter das Letzte an selbständiger Widerstandsfähigkeit herauszuholen, was in der Seele liegt. Oder wenn es in schwere oder auch nur unbekannte Zeiten hineingeht, also vor einem neuen Jahr, einer Reise in die Weite oder vor einer Operation, vermag dieses Wort um seines kräftigen Wesens willen, das aus seiner gar nicht übertriebenen Form herausspricht, sehr gute Dienste zu tun. Darum gehört es auch zu dem memorierwürdigen Gut, das unter allen Umständen, auch wenn nur ein Verständnis des Wortlautes zu erzielen ist, auf das Allerbeste einzuprägen ist; wer weiß, wie vielen dieses Wort den Nacken stark gemacht hat, sodaß sie dem Mann dankbar waren, der es ihnen so fest eingeprägt hatte. Liturgisch macht es sich um seiner feierlich gehaltenen Form willen auch ganz vorzüglich; steigt ein Gottesdienst von diesem Wort als der Lektion hinauf zu Röm. 8 als Text, so hat man wieder die große Linie von unten nach oben, die als Sinnbild aller christlichen Gedankenbewegung keinem Gottesdienste fehlen sollte.

III. Gruppe: Lieder.

a) Geistliche Lieder.

137.

Durch die wilde, prächtige Glut dieses einzigartigen Liedes wird sich natürlich niemand bestimmen lassen, es anders als referierend zu gebrauchen. Es hat also seine Stelle im Unterricht, wenn man die Schilderung des Exils zur Aufgabe hat. Die beiden Kehrseiten in der menschlichen Seele, Liebe und Haß, treten ja hier geradezu klassisch in ihrer Verbindung auf; diese tiefe, starke Liebe zu Jerusalem und dieser Haß gegen Edom! Unser Lied ist ein Schulbeispiel von

der verführenden Macht, die dem Ästhetischen innewohnt; manchmal muß man etwas in sich aufbieten, um ihr nicht zu erliegen, sondern um den richtigen gesunden Abscheu gegen diesen schön geputzten Haß aufzubringen. Man muß unwillkürlich an ein schön gefleckes Raubtier denken, wenn man die zweite Hälfte liest. Die erste dichterisch noch schönere Hälfte spricht uns ja an, aber wir haben keine andere Verwendung für sie als die genannte.

Es ist doch echtes Judentum, was hier spricht: glühende Liebe zum eignen Stamm, glühender Haß gegen die Nationalfeinde. Darum sind sie auch odium generis humani, sie hassen und werden gehaßt.

129.

Etwas milder ist dieses Lied als das vorige. Das ganze leidsame Judentum erscheint vor unserm Blick; gehetzt, gequält und ausgenützt, wenn sie nicht herrschten und anderen dasselbe taten, was man ihnen tat, so stehn die Vertreter des Judentums vor uns. Und wirklich bezwungen hat man es nicht; es ist Lebenskraft in ihm. Noch mild genug klingt dieser Fluch, der eine so eigenartige Form zeigt; wie das Gras auf den Dächern sollen die Zionshasser vergehn. Etwas anders scheint mit unserm Lied nicht möglich zu sein, als daß man es wie das vorige zur Kennzeichnung Israels benutzt.

84.

Wieder erweckt dieses wunderschöne Wallfahrtslied, wie die liturgischen Lieder S. 193 ff, eine gewisse Wehmut, daß unsere Kirchen so selten imstande sind, ein derartiges Bedürfnis zu befriedigen, wie es hier sich ausspricht; das Bedürfnis nach einem sichtbaren Ort, wo alle tiefen und frommen Gefühle sich sammeln vor dem lebendigen Gott. Wir möchten ein Mittelding haben zwischen unsern oft nüchternen Kirchen und den Heiligtümern der Katholiken, in denen Gott wohnt. Diese Mitte ist überall da zu finden, wo ein trauliches Kirchlein von altersher alle edlen und tiefen Gefühle mit dem der Andacht verwoben hat. Wir müssen bei der Ausgestaltung unserer Gottesdienste und Kirchen ein solches Bedürfnis voraussetzen, wie es sich hier ausspricht; sonst verlieren wir noch mehr Leute, als schon bis jetzt verloren gegangen sind. Und vor allem sollte den Soldaten und den Dienstmädchen draußen in der Fremde, aber auch den Ausgewanderten überall in der Welt die heimatliche Kirche das Fleckchen Erde sein, von dem aus auch noch für die Erinnerung lauter gute Gedanken zum Himmel aufsteigen. Das ist doch auch ein guter Zug an der ganzen sog. Dorfkirchenbewegung. Wie eng hier die Beziehung zwischen dem Tempel und dem ewigen Gott gedacht ist, so eng ist sie tatsächlich immer noch für viele einfachere Leute, die nicht mit der Gabe der Abstraktion geschlagen sind: daß Gott in der Kirche wohnt, gilt zwar nicht mehr sakramental-real, aber psychologisch-praktisch. Wie groß und tief ist doch wieder hier das Glück des Frommen, das ihm die Gemeinschaft mit Gott beschert! Solches Glück läßt sich immer noch in der Kirche übermitteln; aber wie alles Glück kommt es nicht zustande, indem man es beschreibt oder dazu auffordert, sondern indem man es selber ermöglicht; und solches geschieht, indem man den Gottesdienst mit all seinen Liedern und

Gebeten und vor allem mit seinem ganzen Ton so freudig stimmt, daß man alle Empfänglichen mitreißen kann. Der wunderschöne Vers 7 gibt Gelegenheit, darzustellen, was man einem solchen Gottesdienst verdanken kann. Einem, der sich gern an ihm beteiligt, ist gleichsam eine Wünschelrute gegeben, die ihn instand setzt, jeden Gang durch die Wüste erträglich und genußreich zu machen; denn er holt wie Moses Wasser aus Stein und Sand. Das ist doch ein schöner Ausdruck für den Optimismus der Kinder Gottes, denen alles zum Besten dienen muß und die in allem den Segen des Vaters erkennen können. V. 12 a gibt ein schönes Bild für eine Predigt über Gott; Gott ist Sonne und Schild, kein Wort mehr — das prägt sich ein. Mit diesen beiden Bildern kann man unvergeßlich sagen, was man an Gott haben kann: Licht und Wärme, die Leben wecken und Gedeihen geben, und zugleich eine Wehr gegen alle Pfeile des Bösen, sei es, daß es brennende Pfeile der Versuchung oder solche des Leides sind; wer sich nur ganz eng zu seinem Gott hält, dem wird das Gute zuteil und das Böse verliert seine Macht. — Daß als Ganzes der Psalm seine Stelle bei allen Gelegenheiten hat, die mit der Kirche zu tun haben, versteht sich nach dem, was zu den kultischen Hymnen gesagt war, von selbst. Die symbolische Beziehung auf die religiöse Gemeinschaft oder auf das himmlische Zion muß ich Leuten überlassen, die sich leichter in eine solche Deutung und Auslegung emporschwingen können.

122.

Und noch einmal weht uns der warme Hauch einer Freude solcher an, die im Tempel ihrem Gott näher sind als sonst. Was an diesem Liede so anspricht, ist das wonnige Glück, das als Liebe und herzliche Freude zu den Brüdern herüberströmt. Gott macht die Seele voller Glück, und dieses Glück wird zur Liebe, sobald es die Seele verläßt. Das ist die beste und gründlichste Art, einen zur Liebe zu bringen, die andere glücklich macht, wenn man ihm selbst ein Glück zuwendet oder ein bis dahin nicht gekanntes offenbart, das ihm die Seele anfüllt bis zum Überströmen. Das kann man an unserm Lied einmal veranschaulichen; das Gemeinschaftsgefühl läßt sich mit ihm stärken. Der Gemeinschaft oder der Gemeinde verdankt man mancherlei an geistlichen Gaben; ihr muß sich darum auch die herzliche Zuneigung zuwenden, die nicht nur in echter Fürbitte, sondern auch in warmem, lebendigem Interesse bestehen soll.

132.

Als Ganzes kann dieser Psalm höchstens relativ und referierend benutzt werden, um etwa im Unterricht zu zeigen, wie David allmählich zum Urbild des messianischen Königs geworden ist. An einzelnen Stellen, die sich zur homiletischen Verwendung eignen, möchte ich folgende nennen: V. 1—5 könnte man beziehen vielleicht in einer Grab- oder Gedächtnisrede auf einen Pfarrer oder einen Kirchenpatron, der sich wirklich große Mühe um den Bau einer Kirche gegeben hat. Oder es ist auch ein Wort für eine Gustav Adolf-Predigt. V. 9 oder V. 16 ließen sich zum Text einer Einführungspredigt oder einer Ordinationsrede gebrauchen; des Priesters Kleid sei Rechttun, und die Gemeinde

lasse ihren Lobgesang ertönen; oder ihr Gewand, das ihm Gott angezogen hat, ist Heil, welches Wort dann im höchsten neutestamentlichen Sinne genommen werden darf. Ein schöner Gedanke ist auch dieser: Gott kleidet die Priester in Heil; der von Gott dazu gemachte Priester strömt bei seinem Auftreten schon heiligende Kraft aus. Ohne diese innerliche persönliche Ausrüstung ist er nichts. Dafür kann eine Gemeinde Gott nicht genug danken. Dies wäre auch ein Wort für eine Leichenpredigt, wenn es gilt, einen echten Pfarrer oder Diener Gottes aus dem Laienstande zu feiern.

2.

Hier rauschen uns wieder die Töne des großen Völkerchaos entgegen, wie wir sie schon in den eschatologischen Hymnen (S. 214 ff) vernommen hatten. Darum ist auch zu unserm Lied das zu vergleichen, was dort gesagt war. Gegenwärtig haben wir wohl keine Verwendung für ein solches Lied. Die soziale Revolution freilich würde, wenn sie kommt, uns solche Klänge nahelegen, wie sie der Dichter hier zum Trost des Volkes Gottes anschlägt. Freilich werden dann wohl weniger die Fürsten als die „Völker" sich erheben und sich frei zu machen streben von allen Banden frommer Scheu. Prachtvoll ist der Anthropomorphismus im V. 4. Wie oft läßt sich eine Periode der Weltgeschichte gar nicht anders religiös, als mit einem vom Menschen hergenommenen Bild ausdrücken, so wie es hier geschieht: Gott lacht und spottet im Himmel über die Menschen. Die Zeit von der französischen Revolution bis zur Absetzung Napoleons läßt sich kaum anders denn als göttlicher Spott über der Menschen Torheiten fassen; wobei das Versöhnende darin liegt, daß immer die neue Torheit die alte beseitigen hilft. All diese Empörungen des Chaos sind nötig gewesen, um alten Unfug und Unrat zu beseitigen; dann werden sie selbst zwar wieder beseitigt durch die Rückkehr der alten Mächte der Ordnung, aber diese müssen etwas aus der schweren Zeit der Unordnung gelernt haben, sonst beginnt die Empörung gar bald wieder von neuem, und zwar mit Recht. Der feste Pol in der Erscheinungen Flucht, der Fels im Wellentoben ist Gott und Christus. Die Gestalt, in der ihre Herrschaft wieder hergestellt wird, vermag einem gewiß nicht immer zu gefallen; man denke an die Restaurationszeit vor bald 100 Jahren. Aber an diese unvollkommene Gestalt schließen sich neue Aufgaben an, und so geht die Weltgeschichte ewig weiter ihren Gang. Wir müssen uns an diesen Gedanken gewöhnen; die Denkweise der Bibel in diesen Dingen, wie auch die unseres Psalms, sieht nur absolut in die Zukunft hinein; jetzt ist die Not, aber bald hört sie auf. Wir dagegen haben gelernt, daß hinter dem großen, scheinbar alles abschließenden Berg wieder ein Tal und dann wieder ein Berg kommt. Aber auch dann gilt das Schlußwort von V. 10 ab, und in diesem Sinn mag man derartige mächtige Zeiten, wenn sie da sind, zu deuten und in ihnen zu handeln lehren.

110.

Wenn man die uns aus der Verwendung durch Jesus geläufige Überschrift, die auf David als Verfasser hinweist, wegläßt, dann vermag dieser schwierige Psalm ein paar Töne herzugeben, die sich gut am Himmelfahrtstage ver-

wenden lassen. Es sind die Töne des großen, in die Weite reichenden Optimismus, der die Grundlage der christlichen Weltanschauung ausmacht: Gott gehört die Welt. Nur auf dieser Grundlage läßt sich alles tun, was zum Christen gehört: Glauben, Hoffen, Leiden, Kämpfen, Liebe und Treue üben und Reinheit der Seele pflegen. Als Text würde ich den Psalm kaum zu nehmen raten; als Lektion ist er vorgeschrieben und auch erträglich; denn die ganze festlich-fröhliche Stimmung, die in ihm liegt und die wir in ihn noch mehr hineinlegen, ist selbst dann spürbar, wenn auch die einzelnen Worte weniger verstanden werden. Aber die einzelnen Wörter, wie etwa „zur Rechten Gottes" oder „Priester nach der Art des Melchisedek", wirken auf viele Leute so ein, daß ihre Stimmung mit einem Gehalt von Weihe und Ehrfurcht erfüllt wird. Predigt man doch über diesen Text, so wird es das Gebotene sein, auf die beiden Seiten an Christus hinzuweisen: er ist ein starker Held und ein Priester zugleich, der für die Seinen vor Gott eintritt. Alle kirchenstaatlichen und staatskirchlichen Gedanken liegen natürlich ganz fern.

82.

So seltsam mythologisch uns auch dieses Lied anmuten mag, so wenig brauchen wir auf eine Verwendung zu verzichten. Gott im Kreise der Gottwesen, denen er den Untergang androht, weil sie keinen Sinn für das Sittliche haben: ist das nicht genau die Lage der heutigen Mission? Gibt das nicht eine prachtvolle Missionspredigt, wenn man Mythologisches poetisch zu fassen weiß? Gott schildert die Götzen der Heiden und droht ihnen mit ihrem Untergang, weil sie für das Gute in seiner ferneren Ausprägung keinen Sinn hatten. Denn darin liegt die Überlegenheit des Gottes der Propheten und des Gottes Jesu, daß er überall soziales Elend zu beseitigen streben muß. Weil das jene aber nicht wollen und nicht können, darum müssen sie sterben wie Menschen und fallen wie Fürsten. Denn im Ethischen liegt die tiefste Rechtfertigung der christlichen Mission und ihre Hoffnung auf Sieg.

14.

Es muß ein hohes Ideal einem so vernichtenden Urteil über die Menschen zugrunde liegen. Denn es ist wirklicher Ernst und nicht nur Griesgram, was hier sich ausspricht. Wir haben weniger Verständnis und Verwendung für den ganzen Psalm; es ist ja doch wieder das alte Lied: Gott hilft seinen Gerechten aus der unterdrückten Lage, in der sie sind, heraus, indem er die Feinde vernichtet. Aber wir haben ein Interesse an dem Gesamturteil über die Menschheit. Gewiß, wir mögen uns vor dem dogmatisch begründeten Verwerfungsurteil des alten Glaubenssystems hüten, das nur die Voraussetzung für die alte Erlösungslehre ausspricht, wir mögen unsre helle Freude an so vielen, vielen lieben und guten Menschen haben; aber es wird doch immer unser Ideal höher sein müssen als der beste Mensch, den wir kennen. So bezaubernd der frohe Optimismus ist, den z. B. Jatho aus seinem ästhetisierenden Monismus gewinnt, er ist doch wohl ebenso dogmatisch gewonnen, nur von der andern Seite her, wie der kirchliche Pessimismus; man lernt doch immer mehr sich selbst und die andern kennen und findet, daß es leider oft an den einfachsten Regeln des Herzensanstandes gerade unter Christen mangelt. Es mag der optimistische Grundzug einer Er-

ziehungsweise, die durch Zutrauen bessern will, das allerbeste Werkzeug sein, das es gibt; auch durch sie dürfen wir uns nicht dazu verführen lassen, die Wirklichkeit anders zu sehn, als sie ist; und sie zeigt uns immer wieder die Mischung von Gut und Böse. So notwendig auch die Verallgemeinerungen sind, um überhaupt denken und arbeiten zu können, so groß ist die Gefahr, daß man sich aus unbewußten Beweggründen heraus auf sie festlegt und dann eigensinnig sich gegen bessere Erkenntnis verschließt. Also wir werden unserm Psalmisten im Grunde recht geben; und auch schon darum werden wir es tun, weil im Geheimen jeder sich zu leicht mit seinem Ideal gleichsetzt, um sich nicht zu sehr vor ihm im Staube schauen zu müssen. Dabei ist es gleich, ob man sich zu einem höhern Ideale hinaufdichtet oder ob man das Ideal auf die Fläche hinabzieht, auf der man selber steht. Unser Dichter will aber nicht nur die Welt so im allgemeinen angesehen wissen, sondern auch sein Volk; und zwar erscheint es so unter den Augen des prüfenden Gottes selbst. Daß das auf die Christenheit sich beziehen läßt, ist ja klar. Aber dann darf man doch ja nicht hier stehen bleiben; nun muß man im Unterschied von unserm Dichter doch auch in den engsten Kreis hineingehn, in den der Gerechten. Gott hat Grund, auch in diesen Kreis hineinzuschauen. Denn Jesus hat uns den Blick dafür geschärft, wie viel Böses gerade auch in ihm zu finden ist; dieses Böses trat freilich erst als Schatten dazu, als das Licht seiner neuen höhern Ideale aufstrahlte. Dieser Kreis der sog. Gerechten hat heut im allgemeinen keinen Anlaß mehr, sich als verfolgt hinzustellen; ist doch oft genug aus dieser einstigen ecclesia pressa eine ecclesia triumphans geworden. — Das sind alles Bußtagsgedanken; mit ausdrücklicher Abweichung von dem Wortlaut kann man an solchen Tagen gerade auch die eben vorgetragenen Gedanken über die Gerechten voll Ernst, doch ohne Ironie denen, die es angeht, zu Gemüte führen. Sehr leicht läßt sich dabei die Bitte, in die unser Lied ausläuft, ins Geistig-Religiöse umsetzen. Etwas erinnert um ihretwillen unser Lied an den Psalm 130; nur daß in diesem alles viel persönlicher und tiefer, weniger allgemein und anklagend herauskommt. Daß sich unser Lied als Lektion gut machen wird, die eine Predigt über die Rechtfertigung oder die Umwandlung durch die Kraft Christi vorbereitet, versteht sich ganz von selbst. Jeder Ton, der, sei es bei der Verlesung oder in der Auslegung aus der ernsten Trauer über den hier ausgesprochenen Tatbestand herausfällt und eine gewisse schadenfrohe griesgrämliche oder bittere Art verrät, schwächt natürlich die Wirkung des ganzen Liedes, wie alles unsre Wirksamkeit schwächt, was nicht rein aus reinem Herzen kommt.

92.

Von diesem Psalm ist der hellklingende Eingang vor allem bekannt und beliebt, zumal in der wunderschönen Übersetzung Luthers; weniger bekannt ist die materia laudis selbst. Diese besteht wieder in dem Walten der ausgleichenden Gerechtigkeit Gottes, die die Bösen endlich vernichtet und die Gerechten endlich erhöht. Uns haben vielleicht die ernsten ringenden Töne von Psalm 73 und des Buches Hiob einen zu starken Eindruck gemacht, als daß wir uns dem Tatbestand hingeben könnten, den unser Dichter hier, wie so mancher der andern, deren Lieder wir behandelt haben, zum Ausdruck bringt. Wir müssen uns aber immer

wieder als ganze Wirklichkeitsleute doch auch davor warnen lassen, daß wir ebensowenig die Erfahrung, daß es den Guten bös und den Bösen gut geht, verallgemeinern, wie die entgegengesetzte immer verallgemeinert worden ist. Tatsächlich gilt doch die Regel, daß Gott die Gerechten erhöht und die Ungerechten niederdrückt, noch mannigfaltig genug. Sie gilt zumal, wenn man auf größere Zusammenhänge, also auf ganze Geschlechter und Völker blickt. Oft genug wird man auch allen Grund haben, und nicht nur einen Scheingrund zur Entfaltung billiger Redekünste, etwa am Grab eines rechtschaffenen Bauern V. 12 und V. 13–16 zugrunde zu legen. Wo eine derartige biblische Sprache vertragen wird, da würde sich leicht das Horn als wehrhafte Zier auf einen festen und geachteten Charakter und das Öl auf ein freudiges und glückliches Leben deuten lassen. Sicher würde auch dies ein eindrucksvolles Bild geben, wenn man an einem solchen Grabe die Palme als Sinnbild der Langlebigkeit und der Fruchtbarkeit, des Friedens und des Sieges der Eintracht, wenn man die Zeder als Bild der Kraft und Vornehmheit ausdeuten könnte, wo es sich z. B. um einen geachteten Patriarchen einer großen Familie und einen angesehenen Mann der Gemeinde handelt. Sicher würden auch die kirchenfremden Leute einer solchen Rede, wenn sie fein, wahr und klug ist, ihre Aufmerksamkeit nicht versagen. Ein solches Wort stimmt also da, wo es stimmt: es deutet und malt Wirklichkeit, aber es gibt keine unbedingte Regel ab. — Unabhängig von dieser materia laudis kann man die Eingangsverse verwenden, um immer einmal wieder zum Danke und Lob Gottes aufzufordern, Danken findet sich schon öfter, sagt ein älterer Prediger, aber das Loben, das Gott gilt, ist so selten, und es gibt nicht nur Lob Gottes, das frei und urkräftig aus der Seele aufsteigt, sondern wir haben auch die Pflicht, Gott zu loben. Die Vorstellung, daß wir Gott loben müssen, die Aufforderung, ihn zu loben, vermag Eindruck auf unsre Seele zu machen. Solche Töne wird man immer einmal an Cantate oder Jubilate anschlagen; es ist doch gut, daß diese Sonntagsnamen da sind; sonst vergäße man am Ende einmal die Seiten der Frömmigkeit, die sie bezeichnen und auf die sie hinweisen wollen.

23.

Dieses Lied gehört zu denen, die man nur im Luthertext ertragen kann. Wer die schöne Melodie dazu von Klein kennt, dem klingt sie immer mit; das ist ein Zeichen von dem einzigartigen seelischen und poetischen Wert unseres Psalms. Ohne Bedenken wird man ihn zu den großen Reichtümern zu rechnen haben, die wir in der Schrift besitzen. Wer weiß, wie vielen er schon eine Stärkung der Seele geworden ist. Gewiß, der versteht unser Lied schon, wer in gleicher Stimmung eines gelassenen fröhlichen Vertrauens seinen Weg durch sein Leben dahingeht. Er hört die Töne hell wiederklingen in ihm, die auch durch seine Seele, wenn auch nicht so deutlich und stark, hindurchgehn. So kann man sich wohlfühlen, wenn man in es hineinwächst mit einer wahlverwandten und gleichgestimmten Seele. Aber noch tiefer wird der erfassen, was in unserm Psalm liegt, der mit düsterm Mut einer ungewissen oder dunkeln Zukunft entgegengeht. In Tagen, wo sich das Lebensschicksal wenden will, wo etwas Schweres auf uns liegt und uns die Ruhe nimmt, wo es in der Seele auf und ab wogt mit pein-

licher Erregung, da ist unser Lied an seinem Platz. Dann ist es, als strömten Wellen von ihm aus, die die unruhigen Wellen unserer Seele durchkreuzen und zur Ruhe bringen können. Es geht etwas merkwürdig Starkes von dem Liede aus, trotz der milden und weichen Form und Sprache, die ihm eigen ist. Es ist nicht das Trotzen des Psalm 46 von der „festen Burg", sondern es ist ein stilles, frohes, aber eben darum auch ein ganz sicheres Ausharren und ein gelassener Blick in die Zukunft. Man ist mit all seinen Sorgen entwaffnet und beschämt vor dieser feinen, stillen Ruhe und heitern Gelassenheit. Hier kann man es spüren, wie ein solcher Ausdruck für den innersten Gehalt einer uns überlegenen Seele einen langsam mitziehen kann. Die schöne Form und die mitklingende Melodie helfen uns zwar zuerst nur in eine Art von Nachempfindung hinein, aber je nachdem wird es uns ganz heimisch in diesem Gedankenhause zu Mute, und des öftern klingt etwas von seinem seelischen Gehalt echt und wahr, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, in unserer Seele selber auf. Freilich ist die Grenze zwischen Einfühlung und Nachempfindung auf der einen Seite und der wahrhaftigen Anziehung durch einen starken Inhalt auf der andern Seite fein genug. Aber da wir gar nichts anderes haben, um uns und andere in den Bereich Gottes hereinzuziehen als solche Ausdrücke großer, starker Seelen, müssen wir diese Gefahren auf uns nehmen. Wer einmal in dieses schwierige Gebiet hineingeschaut hat, der wagt es gar nicht mehr zu entscheiden, wo die Grenze zwischen Nachempfinden und dem leisen Druck zu eignem Empfinden und Erleben ist. Wir dürfen und müssen immer hoffen, daß doch viel mehr Gottesgeist als wir ahnen, auf diese Weise in die Seele eindringt. Ich möchte sagen, dieses Eindringen gleicht weniger der Aufnahme von festen, greifbaren Stoffen, als dem leisen Einströmen eines Lufthauches, der mit dem Dufte beladen ist, in den sich jene festen Dinge aufgelöst haben.

Nötig, aber schwierig ist es, sich und andern klar zu machen, wie sich dieses köstliche, heitere Vertrauen von dem Leichtsinn und von der Stumpfheit unterscheidet. Beide zeigen oft dasselbe Gesicht wie dieses Vertrauen; aber im Kern ist es beidemal anders: es fehlt die Beziehung auf Gott.

Es ist nicht schwer, die lieblichen Bilder zu entfalten, die das frohe Gefühl zum Ausdruck bringen, in Jahwe geborgen zu sein. Diesen Bildern haftet zumal für jeden Städter etwas Poetisches an, das gleich das Ganze auf die Höhe hebt, auf der auch die religiöse Grundempfindung des Liedes selber liegt. Hirt und Wirt sind die leitenden Bilder, wobei natürlich das Wort Wirt vor gewissen herabziehenden Nebenvorstellungen bewahrt bleiben muß, indem man es auf den reichen und gütigen Mann bezieht, der seinem Gastfreunde alle Ehre antut. V. 4 bringt, in der Melodie durch prachtvolle Molltöne herausgehoben, nach den fröhlichen Tönen des Anfangs, die Gefahr und die drohende Not, wie das in so manchen Psalmen und auch in so vielen Symphonien ist; aber bald lösen wieder die aufklingenden Durtöne diese schweren, ernsten Klänge ab; dabei fehlt es nicht an einem kleinen Zug des Trotzes, der, so wenig er uns auch ansprechen mag, das Lied vor allzu großer Weichlichkeit schützt. Das Haupt mit Öl gesalbt, der nie leere Becher, der Aufenthalt im Hause des Herrn, alle Tage — was für schöne, edle Bilder für die Gemeinschaft mit dem treuen Gott sind das doch! Wie erbaut doch dies alles, wenn nun schon einmal für uns der

Begriff der Erbauung nicht bloß die Förderung in religiös-sittlichen Gefühlen, sondern auch eine leise Freude an dem schönen und edlen Gewand, in dem sie uns dargeboten werden, einschließen darf.

Diesen gelassenen, heiteren Optimismus zu verkündigen, ist eine frohe und wertvolle Aufgabe. Aber man bedenke, daß es viele gibt, die zwar dieses Vertrauen nötig hätten, am allernötigsten hätten, aber denen es an einer Reihe von Voraussetzungen fehlt, um es erfassen zu können. Dauernde Fehler in der leiblich-seelischen Verfassung, langwierige Störungen in gewissen körperlichen Verrichtungen, eine schwere Jugend unter viel Schelten und Mißtrauen, harte Lebensschicksale und schwere Erfahrungen mit tückischen Menschen — wo etwas davon ist, scheint eine solche Predigt des Vertrauens kraftlos an einem in Haß und Hohn hart gewordenen Herzen abzuprallen. Aber doch gebe man die Hoffnung nicht auf; das Bedürfnis des Herzens nach Vertrauen ist ganz unverwüstlich. Nimmt es auch das Wort von dem Vertrauen nicht an, wer meint denn noch, daß die Kraft und die Möglichkeit, Gefühle zu übertragen, in den Worten über sie steckt? Am besten ist es, ein so unverwüstliches Vertrauen selber immer — nicht zu zeigen, aber zu haben. Das wird bemerkt, das fällt auf, mag auch diese Wahrnehmung mehr oder weniger bewußt geschehen. Und solches wirkt. Wir Pfarrer und Pfleger des Christentums wissen gar nicht, wie scharf wir beobachtet werden, wie in vielen Verhältnissen noch immer unser Bild klar oder unklar — und unklar ist nicht das schlechteste — in die Seele der Leute hinein bestimmend wirkt. Darum vertraut selber, Pfarrer und Pfarrfrau, auf den Gott, der alles in seinen Händen hat, auf den Gott, „der über Land und Meere die Hand des Segens hält", wie es in einem reizenden Morgenlied heißt, das auch wieder in einer solchen edlen, sanften Melodie steckt.

Seine Anwendung wird unser Psalm ja von selber finden, wo das Herz erregt ist von den Wendungen im Leben, die uns noch unruhig machen. Geburtstag und Jahreswende, gesunde und kranke Tage, alle erfordern und vertragen unser Lied. Jedenfalls ist es wirksamer, wenn es einfach dargeboten, als wenn es bepredigt wird; der beste Prediger wäre der, der es einem Kranken oder einem Sorgenvollen am Klavier vorspielte und vorsänge. Dann käme es selbst und nicht irgend eine Reflexion über es zur Geltung mit seiner ganzen ihm innewohnenden seelischen Macht.

131.

Es ist unbegreiflich, warum dieses wunderbar schlichte und herzige Lied so unbekannt geblieben ist. Wie ein Veilchen „gebückt und unbekannt" steht es da. Aber es ist auch ein wirkliches Veilchen, ein bescheidenes Blümchen voll herzigen Frühlingsduftes. Wir werden uns angesichts dieser herzigen Naivität nicht bei dem Bedenken aufhalten, daß gewußte Demut keine Demut mehr ist; wir werden vielmehr darauf achten, daß die Demut die notwendige Begleiterin, nein die Voraussetzung des Vertrauens ist. Wer alles verlangt, traut doch selber der Leitung des Lebens kaum zu, daß er auch alles kriegt. Aber wer wenig verlangt, der hat die Kraft zum Vertrauen. Der nur ist imstande, sich so an Gott anzuschmiegen, der von Gott nichts als Gott selber will. Das ist auch der Gedanke des uns nicht auf den ersten Blick durchsichtigen Bildes: das entwöhnte

Kind liegt an der Mutter Brust, ohne einen andern Wunsch als den einen, eben bei der Mutter zu sein. Die Mutter ist ihm Selbstwert, nicht Mittel zur Befriedigung von allerlei Wünschen. Wie kann man schöner klar machen, wie die selbstlose Liebe zu Gott, wie die, wenn man das schreckliche Wort gebrauchen darf, uninteressierte Freude an Gott rein um Gottes willen, höher ist, als die durchschnittliche Art von noch nicht entwöhnten, dafür aber um so mehr verwöhnten Christen, die Gott den Schmerz antun, daß sie ihn weniger um seiner selbst, als um der Gaben willen lieb haben, die sie von ihm erwarten! Wenn das uns, den menschlichen Vätern und Müttern, geschieht, tut es uns weh; es tut uns weh, weil wir als Mittel für Sachen und nicht als Persönlichkeiten mit Selbstwert geachtet und begehrt werden.

139.

An diesem Psalm kann man sich den Unterschied der Zeiten klar machen, der unsre gegenwärtige religiös-theologische Auffassung von derjenigen trennt, die noch in unsrer Jugend wenigstens die Praxis beherrscht hat. Wer erinnert sich nicht noch eines gewissen fremdartig-schaurigen Gefühls, wenn die Verse 7–10 als Belegstelle für Nr. 1 und 2 im Katalog der göttlichen Eigenschaften gelernt werden mußten? Der damaligen Theorie und Praxis kam es hauptsächlich auf die Lehre von Gott an; es sollten die Schüler etwas ganz Handfestes mit nach Hause tragen. Wir haben jetzt eine ganz andre Richtung mit unsren Gedanken eingeschlagen. Wir sehen vor allem auf den Menschen, der den allwissenden und allgegenwärtigen Gott erlebt hat. Wir fühlen uns ein in seine Seele und erleben seine Erlebnisse nach. So stehn sich die Zeiten gegenüber: dort objektive Lehre, hier subjektives Erlebnis, dort Gott, hier Mensch. Natürlich lassen sich beide Weisen nicht trennen: der allgegenwärtige Gott muß Menschen unter sich haben, die ihn fühlen und kennen; und der seinen Gott erlebende Mensch muß vor allem Gott selbst haben, den er erlebt. Die große Gefahr ist das eine Mal, daß Gott bloß „gelehrt" und „geglaubt" wird, das andre Mal, daß der Mensch bloß etwas „erlebt" und „fühlt", aber nicht Gott, sondern seine eigne Stimmung. Die uns gewiesene Betrachtung ist darum die subjektive, die vor allem auf das Erleben des religiösen Zeugen achtet, aber nicht ohne den Gott, der erlebt wird, klar und fest ins Auge zu fassen. Hat diese subjektivistische Betrachtuug als Gegengewicht eintreten müssen, um die Gefahr eines kalten Doktrinarismus zu vermeiden, so werden wir uns immer gegenwärtig halten müssen, daß Gott nicht von unserm Erleben lebt, sondern daß wir von seinem Dasein leben. Dieser Gegensatz scheint mir der tiefste Grund der Fragen zu sein, die Jatho in die christliche Kirche hineingeworfen hat. Er hat durchaus nicht den Anschein vermieden, als ob Gott nicht nur bloß in uns, sondern auch von uns lebt; und das ist auf keinen Fall zu ertragen. Freilich wollen wir von seiner ungenügenden und auch wohl unverbindlichen Fassung der religiösen Erlebnisse absehn, an denen er ohne Zweifel viele seiner Gegner weit übertrifft, und wollen froh sein, daß uns durch ihn wieder der Kerngedanke unsres Psalms näher gebracht worden ist, als die meisten von uns es wohl gewöhnt waren: Gott ist gegenwärtig. Lebt man sich ein wenig in unsern Psalm hinein, dann bekommt man einen ganz außerordentlichen starken Eindruck von einem Menschen, der unter dem mächtigen

und geheimnisvollen Bann der Berührung mit Gott steht. Gott — Gott — und nicht Worte von ihm oder über ihn — Gott selbst, soweit er irgend Menschen faßbar ist in ihrem tiefsten Empfinden — das ist es doch, was unserm Liede die besondre Farbe gibt. Unser Dichter hat Gott gleichsam spürbar um sich. Gott begleitet ihn vom Morgen bis zum Abend und auch die Nacht hindurch ist er ihm nicht ferne. Er steht immer unter diesem Eindruck: Gott. Gott ist ihm nahe, ob er geht oder liegt, ob er sitzt oder steht. Aber dieser Gott ist nicht ein bloß allgegenwärtiger und allwissender Gott: er ist auch ein Gott, der bestimmte Maßstäbe hat, denn er prüft das Gehen und Liegen seines Vertrauten. — Gott ist auch nicht nur eine verschwebende, unpersönliche Macht; er weiß vielmehr und erkennt und versteht Worte und Gedanken von ferne. — So steht unser Sänger stets unter dem Auge Gottes. Aber er macht durchaus nicht den Eindruck, als ob er gedrückt und ängstlich darunter stände, wie unter der Aufsicht einer Polizei; sondern es ist eher ein Gefühl der Freude, einen solchen Vertrauten, der zugleich voller hoher Autorität ist, um sich zu wissen. Sonst hielte man es ja auch garnicht aus, wenn es ein harter Wille wäre, der einem immer über die Schulter schaute. Ohne Zweifel ist dies ein Ziel für die Entwicklung unserer eignen Frömmigkeit und für unsere Aufgabe, die Seelen andrer zu pflegen: die praktisch wirksame Erkenntnis zu stärken, daß Gott um uns und in uns ist. Mächtig kann einen dieses Zeugnis von einem Menschen, der darin lebte, erfassen und fördern; denn die meisten unter uns leben doch vom Erleben, das Gott andern geschenkt hat. Diese sind die Propheten, seine Werkzeuge. Gott hat nun einmal nicht eine demokratische Verfassung seiner religiösen Menschheit gegeben, daß alle in gleicher Weise das Erlebnis seiner Gegenwart haben können; vielmehr hat er sich zu einer aristokratischen Verfassung entschlossen; einzelnen hat er sich mehr als andern eröffnet, und diese sind dann Ausgangspunkte für den Geist Gottes, der auf andre überströmt. Da wir nicht Gott sind, können wir nicht sagen, warum das so ist; wir müssen nur aller unwahrhaftigen demokratischen Gleichmacherei Widerstand leisten und den Besitz dieser großen Einzelnen allen zu übermitteln suchen; denn das Ziel Gottes ist es natürlich, daß sie alle ihn selber kennen, wie er auch die Anlage dazu allen ins Herz gegeben hat. Darum sollte man unsre Verse einfach und mit unmittelbarer Kraft auslegen; das wird für viele eine Offenbarung sein, wenn ihnen ein Mensch entgegentritt, der so stark unter dem Eindruck steht: Gott ist um mich.

Gegen diese ersten Verse verschwinden die folgenden beinahe völlig in ihrer Bedeutung. Denn sie enthalten bedingte Aussagen, während jene unbedingte enthalten. Diese bedingten Aussagen geben uns einen Eindruck von der Kraft dieser frommen Seele, die nirgends sein kann, ohne daß ihr Gott nahe ist; Himmel und Hölle, Horizont und Meer, Dunkel und Nacht; überall ist ihr Gott gegenwärtig. Natürlich wenn der Fromme an Gott denkt, so ist die letzte Wahrheit, die darin steckt, die, daß Gott bei seinem Frommen ist. Und Gott hat nicht die Möglichkeit, überall bei seinen Frommen zu sein, wenn er nicht tatsächlich und wirklich überall ist. In dieser Beziehung müssen wir ganz unbedingt und fest bleiben. Wir leben von Gott, und nicht lebt Gott von uns. Freilich die Art, wie Gott für uns gegenwärtig ist, ist unser Glaube; sonst gibt es keine Möglichkeit, mit ihm in Verbindung zu treten. Glaube aber ist, um es einmal so zu

sagen, das Auge für Gott. Wir erleben Gott im Glauben; mit aller Kraft müssen wir das „nur" abwehren, das so gern eine gehässige Polemik in eine derartige Aussage einschwärzt, um etwa daraus den Verdacht zu machen, als ob Gott nur in und von unserm Glauben lebte.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet des Bedingten kehrt unser Dichter wieder in die Wirklichkeit und zwar in die seines eignen Lebens zurück. Er gibt sich dem wundersamen und trostvollen Gedanken hin, daß seine Person von Anfang an unter dem Auge Gottes gestanden hat: Leib, Seele und Leben sind und bleiben Gegenstände der Blicke Gottes. Und wieder verrät nichts ein unangenehmes Gefühl, so beobachtet zu sein von einer höhern Gewalt, das unsern modernen Leuten diesen Psalm unerträglich machen muß. Es ist im Gegenteil ohne Zweifel die tiefste Empfindung des Dichters ein stilles Glück, in der Hand einer solchen Macht zu bleiben. Von seiner Selbständigkeit, scheint es, braucht er dabei gar nichts aufzugeben, und von ängstlicher Scheu ist immer noch nichts zu bemerken. Im Gegenteil, ohne Zweifel empfindet er alle diese Berührungen mit Gott als ein großes und seltsames Erlebnis, dem er immer wieder aufs neue staunend nachsinnt.

Was er an Gott erlebt, ist anscheinend weniger die Überwachung des Lebens durch die sittliche Obergewalt der Welt, als vielmehr die treue Hut durch den wunderbar großen und mächtigen Gott. Klar ist es zwar nicht gesagt; aber das zweite scheint wenigstens zu überwiegen. Nichts steht indessen dem entgegen, daß nicht auch die andere Seite an Gott, eben seine ernste, miterlebt wird, wenn man ihn so nahe bei sich weiß.

Wir werden kaum darauf rechnen, diese Klänge sehr vielen Leuten lieb und vertraut machen zu können; denn der Mensch hat in der Regel leider viel zu viel Grund, sich seinen Gott vom Leibe zu halten. Aber es gibt doch auch wiederum genug religiös Angeregte, denen es ein tiefes Bedürfnis ist, ihren Gott möglichst nahe bei sich zu haben, und zwar sowohl als väterlichen Freund, an dessen Brust man sein Haupt bergen, wie auch als eine heilige Gewalt, mit der man sich vor sich selber schützen und retten kann. In der Hoffnung, solchen zu dienen, soll man derartige Klänge mitunter einmal der Gemeinde anbieten; dabei kann man ja auch einfließen lassen, daß offenbar unsere Selbständigkeit und Würde durchaus nicht unter einem solchen Verhältnis zu Gott zu leiden braucht. Im Gegenteil, es kann ein erhebendes Gefühl sein, mit der höchsten Stelle der Welt auf diesem Fuße zu stehn.

Sehr auffallend ist nun die Art, wie sich bei unserm Dichter dieses Gefühl, Gott nahe zu sein, entlädt. Es ist ein sehr heftiger Ausbruch seines Zornes gegen die Feinde und Hasser Gottes. Auch daran merken wir den Unterschied der Zeiten; diese Verse finden wir darum auch selten mit jenem Anfang angeführt. Jesus steht zwischen damals und heute; wir können darum eine solche Berührung mit Gott nicht in Haß auslaufen lassen, nachdem Jesus für seine Mörder gebetet hat. Achten wir doch nur einmal darauf, wie das Gesangbuchlied, das unserm Psalm in der Stimmung am nächsten kommt, dieses Erlebnis Gottes weiter klingen läßt: In „Gott ist gegenwärtig" steht der schöne Vers „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, Erdenlust und sündgen Freuden." Auf eine solche Bahn müssen wir auch das Erlebnis der Frommen hinzuleiten suchen,

der seinem Gott, dem heiligen Vater Jesu, begegnet ist. Wir würden das Ergebnis der Prüfung des Herzens durch Gott, um die die letzten Verse unseres Psalmes bitten, wenn sie einen ähnlichen Zorn gegen die Feinde Gottes aufwiese, nur mit Bedauern und Schrecken gewahr werden können. Oder ist unsere Liebe zu Gott so weich und schwach geworden, daß sie auch nicht mehr die notwendige Ergänzung einer starken Liebe, nämlich einen kräftigen Haß aufzubringen vermag?

Daß sich diese letzten Verse 23–24 zur Unterlage einer Beichtrede verwenden lassen, bedarf ja kaum der Erwähnung. Dabei wird der Nachdruck darauf zu legen sein, daß ein jeder angeleitet wird, selber diese Bitte zu Gott emporzurichten. Darauf kommt es doch an, daß sich jedermann selbst vor seinen Gott stellt, und wenn es auch bloß mit ein paar bewußten Gedanken oder unklaren Gefühlen geschehen sollte.

---

b) Didaktische Dichtungen.

1.

So lieb uns auch dieser einfache, klare und verständige Psalm sein mag, wir können nicht leugnen, daß er uns etwas eng vorkommt, wenn wir an die Höhen des A. T. oder gar an die des N. T. denken. Es ist doch ein kleinkreisiger Geist, der hier spricht: man muß sich ja von den Freigeistern fernhalten, damit sie einen nicht anstecken mit ihrer verderblichen Lehre, und man darf auch mit den Sündern nichts zu tun haben, damit man nichts Böses von ihnen lernt. Hier spricht offenbar jene Ängstlichkeit und jene Ausschließlichkeit, die das Lebenselement der gewöhnlichen Frommen ausmachen. Das ist ja alles klug und gut, aber es ist doch etwas sehr eng. Wie danken wir es doch Jesus, daß er es eben so nicht gemacht hat! Er konnte es aber darum anders machen, weil er seiner Sache ganz und gar sicher und gewiß war. Darum dürfen wir auch die hier gezeichnete Stellung zwar als richtig für allen schwachen Durchschnitt, aber nicht als verbindlich für jeden Christen auffassen. Ein Christ, der seines Gottes und seiner selbst gewiß ist, kann auch mitten unter Sündern und Spöttern sein, wenn es nicht anders geht; diese tun seinem Glauben, jene seinem Wandel keinen Schaden an. Von den beiden nun folgenden positiven Bezeichnungen gefällt uns die erste, das Wohlgefallen an Gott, besser als das Sinnen über seinem Gesetz. Die Betonung des Gesetzes in diesem Zusammenhang ist wiederum ein Kennzeichen für kleine und enge, aber gewissenhaft fromme Gemüter. Sie achten ängstlich auf das, was Gott geglaubt und gesagt haben will. Gott haben sie in seinen einzelnen Geboten und Verordnungen; es sind also die Gesetzes- oder die Autoritätsfrommen, die hier gezeichnet sind. Wir würden viel mehr den Nachdruck auf die Freude an dem Herrn legen und ihr die gewissenhafte Beherzigung seines Willens folgen lassen, wie er zu uns durch das Gewissen spricht. – Dieselbe kleine Gesinnung, die sich eben in Bezug auf das Ideal der Frömmigkeit gezeigt hat, zeigt sich nun auch in der Aufstellung des Lohnes. Denn dieser besteht in einem irdisch-menschlichen Gedeihen, das zu jener Form der Religion organisch zu gehören scheint: tust du wohl, so geht es

dir wohl. Damit befinden wir uns wieder jenseits des Hiob-Problems, zugleich aber auch auf dem bekannten Boden, auf dem sich die meisten oder mindestens sehr viele von denen bewegen, die wir um ihrer Taufe willen Christen nennen. Der Nerv ihres Glaubens ist die Wertschätzung des Glückes. Nur freuen wir uns hier schon sehr, daß wenigstens das Kultische ganz und gar zurücktritt, wenn man das Sinnen über dem Gesetz nicht dazu rechnen will.

Das Gegenbild führt uns nicht höher hinauf. Der Gottlose, also der Mann, der die Umgestaltung der Volksreligion zur Einzelreligion nicht mitmacht (Gunkel, Ausgewählte Psalmen), vergeht. Das wird nicht ohne die immer dabei zu findende Genugtuung festgestellt. Es ist doch zu schade, daß auch von den Psalmen her in unser populäres christliches Denken der Zug hineingekommen ist, daß sich die Frommen die Seligkeit nicht ganz selig vorstellen können, wenn sie sich nicht dem Gedanken hingeben können, wie schlecht es den Gottlosen geht. Dabei muß man immer an das bekannte üble Scherzwort von der größten Freude, der Schadenfreude, denken. Das ist böser Judengeist, der noch ausgerottet werden muß. Wie ist doch dies des christlichen Geistes würdiger, wenn man auch nicht mehr an den Gottlosen arbeiten kann, doch für sie zu beten und für sie zu hoffen! Wie eng und oft geradezu erbärmlich ist doch so Vieles, was sich mit dem stolzen Namen Christentum schmückt!

Was soll man denn nun praktisch mit dem Psalm anfangen? Das ist natürlich kein Grund, ihn zu verwenden, daß die Leute etwas derartiges gerne hören und gut verstehn. Über den Inhalt der Verkündigung haben die Leute gar nichts zu sagen. Das sollte vielen wohl passen, wenn wir ihnen ein solches Evangelium, wie hier „Wohl den . . . .“ verkündigten und kein andres. Aber wir haben wenigstens wissenschaftlich den Übergang von dieser Frömmigkeit zu einer höhern erlebt; wir wissen, wie der Weg von ihr aus durch das Hiobsproblem hindurch bis zu Römer 8 hinaufgegangen ist. Und zwar führte dieser Weg über das Kreuz. Diese große Straße unsre Leute langsam ziehen zu lassen, ist eine Pflicht des christlichen Gewissens nicht nur, sondern auch der Klugheit; denn auf einmal stehn die Leute doch auch da, wo der Sänger des 73. Psalm gestanden hat. Darum sollte man gerade an unserm so beliebten Psalm klar machen, was christlicher Glaube ist und was nicht. Das kann man versuchen, indem man ihn „christlich vertieft“. Aber was heißt das? Man trägt die Wertschätzungen und Hoffnungen, man trägt diejenigen Ideale des frommen Lebens in den ganz anders lautenden Wortlaut hinein, die unserm christlichen Wesen entsprechen. Man legt also etwas Religionsgeschichte, soweit sie sich auf die Erhebung der Ideale und der Werte bezieht, hinein und sucht den Leuten einen Anstoß dazu zu geben, daß sie jene Erhebung auch persönlich nacherleben und sich zu eigen machen. Gegen diese wertvolle Möglichkeit, an einem bekannten und beliebten Stück handgreiflich ein solches Emporwachsen klar zu machen und also auch anzubahnen, verschwinden alle Bedenken gegen eine solche Auslegung, die in Wirklichkeit eine Einlegung ist. Dabei soll natürlich wieder nicht verschwiegen werden, daß es tatsächlich immer Fälle genug gibt, wo sich die Dinge genau so vollziehen, wie es hier ausgemalt ist: der Fromme blüht und gedeiht, und der Gottlose vergeht. Nur darf es keine allgemeine Regel und auch nicht das höchste Motiv sein.

91.

So sehr uns an diesem Psalm die Form, so sehr uns das überschwengliche Gottvertrauen anspricht, das sich in ihm ausdrückt, so will es uns doch mitunter wie ein gewisses Grauen ankommen, wenn wir uns seinen ganzen Inhalt recht klar machen. Es ist etwas ganz anderes, ein solches Lied ästhetisch zu genießen oder auch sich in seine religiöse Stimmung einzufühlen und — das Wagnis, andern Leuten diese Grundstimmung als normal darzustellen und einzuprägen. Wir müssen uns doch immer wieder fragen, wie denn dieser Psalm mit dem andern Lied in Römer 8 zusammenstimmt. Ist es Unglaube, ist es Nüchternheit oder ist es unser trockner Wirklichkeitssinn, daß wir immer wieder fragen müssen: frißt denn die Pest nicht in einem Frühjahr wie in diesem (1911) Hunderttausende weg, fallen nicht viele der Mittagsglut zum Opfer? Und auch schon die tausend, die zu meiner Linken und die zehntausend die zu meiner Rechten gefallen sind — sind sie denn nichts? Sind sie Sünder, weil sie gefallen sind, weil sie eben darum Sünder sein müssen? Begegnet uns denn kein Unheil? Stößt unser Fuß an keinen Stein? Geht er sicher auf Schlangen und Nattern? Und doch sind wir ebensowenig imstande, diese Aussagen alle zu bestreiten. — Werde ich, und wird nicht mancher oft ganz wunderbar erhalten? Gibt es nicht einen Mut, vor dem sogar die Schlangen und Nattern weichen? Schafft sich nicht gerade das stärkste Gottvertrauen eben als solches Recht und Bewährung, weil es mit den Dingen fertig wird? Ganz gewiß; also es *stimmt* wieder, wo es stimmt. Die Deutung einer Lebenslage, in der wir vor Bösem bewahrt blieben, als einer Rettung durch Gott, bleibt; die Gewißheit, daß das Gottvertrauen merkwürdige Kräfte gibt, bleibt. Aber es bleibt leider auch die große Fülle von Gelegenheiten, die ein anderes Ergebnis zeigen als das hier vorausgesetzte. Denn die elftausend auf meinen Seiten darf ich auch nicht vergessen, und ich werde am meisten mit ihnen fühlen, wenn ich — selbst darunter bin. Dann muß ich andere Wege einschlagen. Dann muß ich den Weg eines Vertrauens gehen, das sich ein höheres Ziel setzt als die Bewahrung und Rettung des leiblichen Lebens. Und das ist die lebendige Kraft *innerer* Überwindung, die Gott seinen Gläubigen schenkt und die sie auf eine ganz andere Höhenlage persönlichen Lebens erhebt. Gottvertrauen als ein Mittel, die höchste seelische Spannkraft auszulösen und zu entfalten, das ist doch noch mehr als diese Gewißheit, irdisch und leiblich geborgen zu sein, die zwar viele an dem Christentum festhalten läßt, aber auf Kosten von vielen Tausenden, die durch die Enttäuschung irre geworden sind und ihm den Rücken kehren. Danach regelt sich der Gebrauch unseres Psalmes in einem ähnlichen Sinn wie der des vorher besprochenen Psalm 1. Er richtet sich nach der Regel, daß sich der Glaube an Gott durchaus nicht auf ein gutes Ergehen und auf Schutz vor dem bösen Ergehen verlassen darf, sondern daß er alles Ergehen mit optimistisch-teleologischer Deutung begleitet und damit seinen tiefsten Sinn erfaßt.

128.

Dieses idyllische Lied ist ein Juwel der biblischen Poesie. Sein Inhalt atmet den gesunden Geist, der Israel als Volk so zähe und unverwüstlich gemacht hat. Wir können froh sein, daß wir dies Liedlein haben. Das N. T.

hat nichts ähnliches. Höchstens gibt das Wort von der Gottseligkeit, die auch die Verheißung dieses Lebens hat, eine Unterschrift zu unserm Bild. Es läßt sich aber auch umgekehrt unser Lied als eine Erläuterung für diesen Spruch verwenden, ein Verhältnis, das man vielleicht einmal beachten kann, wenn man einen Gottesdienst über den irdischen Beruf oder das Familienleben aufbauen will. Man sollte doch öfter einmal solche Töne anschlagen, wie sie hier erklingen. Denn wir verstehen unser Liedlein so sehr gut. Feiert es doch den frommen, tüchtigen Mittelstand in Stadt und Land, auf dem immer noch das Gedeihen der staatlichen und kirchlichen Gemeinschaft ruht. Wir können es zu einem doppelten Zweck benutzen; einmal können wir mit ihm diesem unserm tüchtigen Mittelstande sein eignes Leben religiös verklären und zum Bewußtsein bringen. Es gibt ja noch eine Erhöhung des Glückes, wenn man weiß, daß man glücklich ist und worin das Glück besteht. Wie wenig genießen wir leider unser ganz einfaches häusliches Glück, das doch zugleich das höchste ist! Beruf und Familie, Arbeit und Behagen im Kreis der Seinen, was will der Mensch denn noch mehr! Darin liegt die Gesundheit des Leibes und der Seele; den Spott über dieses Philistertum mag man ruhig den nervösen und ewig unzufriedenen hohen Geistern überlassen. Wie gut mag es jenen Leuten tun, wenn man ihnen einmal ihre Lage mit unserm Lied zum Bewußtsein bringt und ihnen zuruft: Du hast es gut! Das vergessen sie einem nicht mehr. Man wird dann ferner aber noch zwei Züge aus unserm Lied hinzufügen; einmal: dieses Glück ruhe auf innerer Tüchtigkeit und diese wiederum ruhe auf der Furcht Gottes, als der Quelle aller Eigenschaften einer kräftigen und wackern Seele; und dann noch den anderen Zug: es ist der Sinn für die Gemeinschaft, der in V. 5 und 6 erscheint; die tüchtigen Leute von diesem Schlag befriedigen auch meistens heute noch ihr Bedürfnis nach Idealismus in einem festen Staats- oder Kirchenpatriotismus. Es sind dies die Leute, auf die die konservative Politik vor allem Rücksicht nimmt; das muß man verstehen und darf nicht alles einseitig am Maßstab des modernen Gebildeten messen, der oft ein sehr unsicherer Kantonist ist, was die Gemeinschaft angeht. Eine ganz besondere Freude würde es ohne Zweifel sein, hochmodernen Übermenschen, die vor lauter Geist und Seelenkultur keine „Zeit" für einen Beruf und für Kinder haben, dieses philiströse Ideal vor Augen zu führen; es wäre sicher etwas in ihnen, das diesem zustimmte, wie man sich nach Brot sehnt, wenn man immer Süßigkeiten essen muß.

127.

1—2. Wie lieb und traut doch wieder diese Verse klingen! Sie atmen die heitere Gelassenheit, an denen manche Psalmen so reich sind. Man sehnt sich nach ihr, wenn man es liebt, sich mit einem nimmer leer werdenden Kopf voller Sorgen zu quälen. Wie frei schwebt hier eine Seele über allem Jagen und Nagen dieser Sorge! Das ist der Friede, von dem wir so viel sprechen, ohne daß wir oft zu sagen wissen, worin er besteht. Die naive Fröhlichkeit und das heitre Vertrauen in die Zukunft, das der Glaube an den Herrn den Gläubigen schenkt, ist doch das Schönste, was es geben kann; selten ist dieser seelische Besitz so stimmungsvoll und verlockend dargestellt worden wie hier. Aber diese köstliche Stimmung ist auch das Beste an unserm Liede. Es eignet sich

nicht zur gedanklichen Behandlung in einer Predigt. Dazu ist es einmal zu schade, und dann müßte man auf eine Reihe von Fragen eingehen, sodaß jene köstliche Naivität dadurch beeinträchtigt würde. Man müßte sich Gedanken machen, wie denn der Herr das Haus baut und die Stadt bewacht, wenn es nicht durch den Eifer der Leute geschieht, die sich Gott zur Verfügung stellen und denen er das Gewissen schärft. Auch bringt die Behandlung des letzten Halbverses Schwierigkeiten mit sich; die böse Welt ist mit den biblischen Bildern vom Schaffen und vom Schlaf so arg umgegangen, daß wir Grund haben, sie trotz der schönen, tiefen Grundgedanken, die sie enthalten, zu meiden; wenn wir sie aber in ihrer Bedeutung auf bestimmte Züge einschränken wollen, machen wir das Übel nur noch ärger, wie jemand, der eine Torheit mit neuen Torheiten entschuldigen und vergessen machen will. Darum sollte man unser Liedlein da heranziehen, wo es seinem köstlichen lyrischen Gehalte nach am besten wirken kann, also am Altar etwa als Lektion vor einer Predigt über die Sorge und das Vertrauen. Gut gelesen muß es dann gleichsam spürbar den Geist dieses herzigen, naiven Vertrauens in die Kirche ausströmen lassen, zumal wenn dieser Lektion irgend eines unsrer herrlichen Vertrauenslieder folgt.

3—5. Diese vier Zeilen atmen einen Stolz, den nicht jeder so ganz von innen heraus nachfühlen kann. Hier ist ein gesundes Grundgefühl für die Kraft eines Volkes. „C'est la force de l'Allemagne", sagte eine Französin zu einem Deutschen, der ihr von seinen vier Brüdern erzählte. Nicht ohne ein gewisses Verständnis des Neides sieht die verschuldete, und mit Trauer sieht die unverschuldete Kinderlosigkeit auf dieses Bild blühenden Lebens und stolzer Kraft, mag es auch von noch so vielen schlaflosen Nächten und sorgenvollen Gedanken eingerahmt sein. Bei einer Taufe vom vierten Sohne an aufwärts oder bei einer goldenen Hochzeit, wo ein stattlicher Kreis von Männer gewordenen Söhnen um den Altar stehen, wird dieser Psalm seines Eindrucks nicht verfehlen.

133.

Es ist wohl den wenigsten bekannt, daß in unserm Psalm die Lieblichkeit des Beieinanderwohnens in dieser Weise erläutert wird. Auch der treuste Bibelleser wird Bedenken tragen, so seine Vorstellungen von Lieblichkeit zu fassen, wie es hier geschieht. Darum beschränke man sich auf die erste Zeile. Über ihre Verwendung ist von uns nichts zu sagen nötig, weil sie sich von selbst versteht. Sie erstreckt sich auf alle Verhältnisse, wo Menschen, die einander nahe stehen, auch nahe beieinander zu sein haben. Leibliche Brüder, Kollegen, auch im geistlichen Stande — Bruder Berthold, o weh, wie kommt es, daß gerade diese sich so oft über die Predigt vom Frieden zanken müssen! — Mitglieder von kirchlichen und andern christlichen Vereinen — kurz, wie viele Verhältnisse gibt es, wo es leider nicht so ist, wie der Psalmist es schildert, natürlich nur, weil der andere so ist, und darum auch der Beste, der man immer selber ist, mit dem bösen Nachbar nicht im Frieden leben kann. Es ist zu traurig, zu sehen, wie der schärfste Verstand und die höchste geistliche Verantwortlichkeit den Menschen nicht davor schützen, seinen Willen mit seinem Recht und mit dem Willen Gottes zu verwechseln. Und wenn man sich noch so gut kennt, wie sich Brüder von Jugend an, wie sich Kollegen kennen, die sich zu oft in puris naturalibus —

geistig verstanden — gesehen oder nicht die nötige Zurückhaltung im anfänglichen Verkehr gewahrt haben, dann fehlt es an der Achtung, ohne die nun ein dauerndes Zusammenwohnen in lieblichem Frieden nicht möglich ist. Man muß schon eine sehr vornehme Seele haben, wenn man es vertragen kann, dauernd mit Menschen zusammen zu sein.

132.

Dieser Psalm ist wieder ein wertvoller Wink für uns, die Botschaft der Vergebung nicht über der von der Erlösung aus der Macht der Sünde zu vergessen. Nach unserm Psalm ist Seligkeit des Christen tatsächlich getröstetes Sündenleid. Es ist einseitig, diese Bestimmung allein zu betonen, es ist aber auch einseitig, sie so sehr zurückzustellen, wie das des öftern geschieht. Die Vergebung gehört nun einmal unbedingt in eine Darbietung des Christentums hinein, die alles personalistisch auffaßt; zu dieser personalistischen Auffassung gehört auf der objektiven Seite der Schöpfergott, der lebendige Geist-Christus und das Reich vollendeter Geister als die höchste Seligkeit; dazu gehört aber auf der subjektiven Seite der ganze Gedankenzusammenhang: Sünde und Schuld, Vergebung, die neue Kreatur und die persönliche Anteilnahme an dem ewigen Leben Gottes. In diesem Sinne gefaßt, ist dann Vergebung nicht etwa wie auf einem impersonalistischen Standpunkt die Herstellung der Harmonie mit sich selbst, sondern die Wiederherstellung der Gemeinschaft einer menschlichen Person mit der Persönlichkeit Gottes. Die Grunderfahrung der Reformatoren, daß es solche Vergebung gibt, der dann eine doppelt große Seligkeit in der Gemeinschaft mit Gott wieder folgt, muß immer einmal wieder behandelt werden. Und geschieht es psychologisch und praktisch richtig, dann wird unter dem Worte von der Vergebung selbst oder in einem spätern Augenblick, wo ein wirkliches Verlangen der Gabe entgegenkommt, jenes tiefe Aufatmen eintreten, das jede Entlastung der Seele begleitet. Das wird seine ganz besondere persönliche Note und darum eine eigne Kraft bekommen, wenn man in der Lage unseres Psalmisten ist, daß man von eignen Erlebnissen zu erzählen weiß — natürlich in der abgeblaßten Form, wie sie zwar an Wirkung hinter aufdringlichen und überstiegenen Berichten methodistischer Redner zurückbleibt, aber doch gerade um ihrer keuschen Zurückhaltung willen auf alle feinern Seelen nur desto stärker wirkt.

Sehr der Beachtung wert ist in unserm Psalm das Verhältnis von leiblicher und seelischer Qual. Ohne Zweifel hat die leibliche den Anlaß zu dem ganzen Vorgang gegeben, der uns hier berichtet wird. Wenigstens das Geständnis der Schuld ist durch sie hervorgerufen. Fast aber will es scheinen, als sei an der leiblichen Qual das Verschweigen der Schuld nicht unschuldig gewesen; vielleicht daß auch das Geständnis vollzogen wurde in der Hoffnung, daß mit ihm die leibliche Qual weichen werde. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verse diesen Eindruck machen können. Aber nun tritt etwas sehr Wichtiges ein, wenn wir mit etwas Einbildungskraft auch aus dem Schweigen unseres Dichters Schlüsse ziehen dürfen. Wenigstens steht dem kaum ein exegetisches Bedenken im Wege, daß wir für die praktische Auslegung so verfahren. Wir können nämlich einen Wandel in den Zwecken annehmen, der sich in dem Sänger vollzogen hat. War ihm zuerst das Schweigen über seine Schuld als die Ursache seines Leidens und

demgemäß das Bekenntnis als die Rettung von dem Elend des Körpers erschienen, so tritt nun das seelische Interesse an die erste Stelle und wird Selbstzweck. Wenigstens hören wir gar nichts mehr von der leiblichen Seite des Erlebnisses. Der Vorgang findet in der Vergebung als innerm Geschehnis seinen Ausklang. Diese ist dem Dichter also so wichtig geworden, daß er über den Anlaß des ganzen Vorgangs, die körperliche Not und ihr Ende, gar nichts mehr gesagt hat. Es mag ja sein, daß die Heilung mit eingeschlossen gedacht wird; aber nötig ist diese Annahme nicht. Und daraus könnte man mit der Freiheit, die dem praktischen Ausleger eingeräumt werden muß, wertvolle Winke ziehen. Die Vergebung bringt einen innerlichen Vorgang zum Stillstand, der sich an eine Schuld angeschlossen hatte; also Herzensangst, böses Gewissen, Unfähigkeit, froh zu Gott zu beten — das alles wird zum Stillstand gebracht, wenn das Wort angeeignet wird: Deine Sünden sind dir vergeben. Darin, daß diese innerlichen Dinge still zu Ende gebracht werden, äußert sich der Anspruch des Christentums, eine Größe zu sein, die über mechanischen Gesetzen, also hier über dem kausal-gesetzlichen Ablauf gewisser Vorstellungs- und Gefühlsreihen steht. Diesen tritt jenes Wort von der Vergebung als etwas von außen hereingekommenes gegenüber, um jene Folgen zu durchkreuzen oder, wenn man nicht anders will, mit einer neuen Kausalreihe umzubiegen. Zwar tauchen dann jene ersten Reihen immer wieder auf, aber sie lassen sich eben wieder mit dem Willen, Gott ganz zu vertrauen, unterdrücken. So leicht geht es in der Regel auf dem körperlichen Gebiete nicht ab; dieses ist sozusagen schwerfälliger als das geistige. Sind körperliche Leiden, wie es hier den Anschein hat, die Folgen der verschwiegenen Gewissensbeschwerden gewesen, dann werden sie natürlich langsam mit der Aufhebung ihrer Ursache ebenfalls verschwinden. Das ist ein Zusammenhang, auf den kluge Ärzte und zumal Nervenärzte immer mehr achten werden. Anders aber ist es, wenn umgekehrt die Gewissensbeschwerden erst angefangen haben aufzutreten, als sich die Folgen der Sünde am Körper bemerkbar machten; besonders also bei Leuten, die sich durch Leichtsinn ruiniert haben. Für diese ist eine Probe ihres Idealismus oder vielmehr der Geistigkeit ihrer Interessen, wenn sie auch trotzdem Vergebung wollen, obwohl sie sicher sind, daß der Heilung des Gewissens die des Körpers nicht unmittelbar nachfolgt. Denn diese ist durchaus nicht sicher als Folge oder gar als wunderbares Extrageschenk Gottes zu erwarten; nur die Beurteilung der Leiden wird anders; sie werden von dem mit Gott versöhnten Gläubigen nicht mehr als Strafe, sondern als eine segensreiche Last zur Demütigung und zur Warnung getragen.

So sind in unserm Psalm für die Seelsorge am Krankenbett allerlei Winke enthalten. Daß der ganze Vorgang zwar nicht zu erzwingen, aber doch einzuleiten ist, bedarf keines Wortes mehr; denn Wert hat nur das Eigne auf diesem Gebiet, aber man kann als Seelsorger Geburtshilfe für solches Eigne leisten. — Als liturgisches Gegenstück zu der Geschichte von dem sog. Gichtbrüchigen, Mc. 2, ist unser Psalm ebenfalls von großem Wert; zumal da man in der eben dargelegten Weise eine Warnung an alle, die in einer ähnlichen Lage sind, an ihn anknüpfen kann, sich nicht sofort auch körperliche Heilung zu versprechen, wie sie ja freilich dem Gichtbrüchigen von Jesus geschenkt worden ist.

50.

Ein Stück voll reinen Prophetismus tritt uns hier entgegen: Gott der Herr der Welt, der nichts nötig hat, was ihm Menschen geben könnten, weil alles sein ist, Gott der Richter, der es sehr ernst mit den Menschen nimmt, zumal mit seinen Frommen; Gottes Wille ist nicht der Kultus, sondern die Sittlichkeit. Gott ist darum nichts mehr zuwider, als die Sünde, die sich unter dem Gewand kultischer Korrektheit verbirgt. Wir haben also hier wieder ein Zeugnis der Vergeistigung und Versittlichung der Religion, wie es uns immer wieder sympathisch anspricht; denn weltgeschichtlich wichtige Tatsachen kann man sich immer wieder vor Augen führen lassen. Zwar sind die Schriften der Propheten nicht arm an solchen Stellen; aber die Form, in die der große Gedanke hier in unserm Lied gekleidet ist, hat sehr viel Schönes und Wertvolles an sich. Freilich ist der Ton der zweiten Hälfte außerordentlich scharf, sodaß ich das Lied nicht gern am Altar verlesen möchte, wozu es sich sonst etwa als liturgischer Vorläufer einer Stelle aus den Reden oder den Streitgesprächen Jesu sehr gut eignete. Als Ganzes aber kann man es einmal einer Predigt zugrunde legen. Eine Gemeinde von frommen Taugenichtsen würde aufschauen, wenn sie sich so in der Bibel abgemalt fände; man würde am Ende meinen, das habe der Pfarrer in die Bibel hineingebracht, und man würde statt dessen „Gottes Wort" verlangen. Oder man kann den prophetischen Grundgedanken im Unterricht hier wiedererkennen lassen; wiedererkennen ist immer ein wichtiges Hilfsmittel für das Verständnis und das Interesse, und es wird ja auch als solches in der Regel fleißig geübt. Der V. 15 ist ein Grundmotiv aller Heilungsgeschichten und aller Gesangbuchsverse über Not und Trübsal. Gewiß fällt ja dem Durchschnittschristen mit ihm sein ganzes Christentum hin; aber eben darum sollte man doch öfter einmal die Wünsche und Erwartungen, die der Christ Gott entgegenbringt, auf eine höhere Fläche heben, nicht nur um Enttäuschungen vorzubeugen, sondern auch um die höhern und höchsten Werte selbst begehren zu lehren.

Hiob und Kohelet.

Gedanken über die Behandlung der Frage nach Unglück und Glück.

Versteht man unter praktischer Schriftauslegung die exegetische Ausschöpfung einer Schriftstelle zum homiletischen Gebrauch, so ist etwas derartiges von der nachfolgenden Behandlung der Bücher Hiob und Kohelet nicht zu erwarten. Denn es ist gar nicht möglich, sie in dieser Weise durchzunehmen. Entfernen wir uns doch mit ihnen schon beträchtlich von dem allgemein gültigen Inhalt, nach dem eine jede praktische Auslegung zu suchen hat. Solcher war in den Proverbien und in den Psalmen noch reichlich vorhanden; aber hier finden wir solchen für uns lange nicht in dem Maße, obwohl beide Schriften solchen allgemein gültigen Inhalt für ihre Zeit haben suchen und darbieten wollen. Es fehlt ihnen an solch allgemeinem Inhalt, weil sie große Lebensfragen in einer Weise lösen, die unter unserer christlichen Linie zurückbleibt. Außerdem sind beide Schriften so reich an Zusätzen und Überarbeitungen, daß erst recht eine allgemeine durchgehende Verwendung von Abschnitt zu Abschnitt ausgeschlossen ist; wie sehr die Form des Hiob-Buches außerdem noch eine besondere Schwierigkeit hinzufügt, soll in der Einleitung zu seiner Auslegung besprochen werden.

Dennoch sind wir nicht berechtigt, diese beiden Bücher von unserer Behandlung auszuschließen; behandeln sie doch zwei Fragen, die für die Menschen aller Zeit vom größten Werte sind, die Frage nach dem Sinn des Unglücks und die Frage nach dem Glück. Für diese beiden Fragen sind unsere Bücher geradezu unentbehrlich geworden, weil sie typische Antworten oder Lösungsversuche enthalten. Denn man wird immer auf die Bahnen des Buches Hiob gewiesen, wenn man nach dem Sinn des Leidens fragt, und man stößt auf die Spur des Kohelet, wenn man fragt, was überhaupt das Leben zu bedeuten habe.

Darum wollen wir im folgenden unsere beiden Schriften im Blick auf diese Fragen oder auch diese Fragen im Anschluß an unsere beiden Bücher behandeln. Und zwar ist es einmal das Ganze jedes Buches, und nicht einzelne Teile bloß, was unsern Ausgangspunkt bildet, und dann ist es auch das Ganze der pfarrerlichen Tätigkeit selbst, auf das wir hinzielen. Es handelt sich dabei aber darum, den Beitrag zu finden, den diese beiden Bücher für diese beiden großen Menschheitsfragen und für ihre Behandlung in der ganzen kirchlichen Arbeit zu leisten haben. Dieser Beitrag wird vornehmlich mittelbarer Art sein: wir werden erkennen, wie wir jene Fragen nicht lösen dürfen, wie sie aber noch in weiten Kreisen gelöst werden. Aber auch das kann uns zur Klärung unserer ganzen Aufgabe dienen.

Das Buch Hiob.

Übersicht über die Behandlung des Buches.

Das Buch Hiob nimmt in mannigfaltiger Beziehung eine einzigartige Stellung innerhalb der Bibel ein. Für uns soll jetzt nur die rein literarische Seite an ihm in Betracht kommen. Sie ist am besten gekennzeichnet, wenn man es ein dramatisches Gedicht nennt. Als solches bietet es unserer praktischen Auslegung gewisse Schwierigkeiten, die bei andern Büchern, und auch bei andern Lehrgedichten nicht in Rechnung zu ziehen sind. Denn in diesen andern Schriften spricht im ganzen immer der Verfasser wirklich selbst. Wenn er auch einmal eine andere Meinung zu Worte kommen läßt, um sie zu begründen oder zu widerlegen, so ist doch dieser andere Standpunkt sofort erkennbar. Anders aber ist es hier im Buch Hiob. Den größten Teil des Ganzen hindurch treten die Freunde auf, welche gegen Hiobs Meinung streiten. Hiob antwortet ihnen wieder, und er behält schließlich nach mancher Rede und Gegenrede das letzte Wort in Kap. 31. Offenbar ist es mit diesen Reden wie mit denen eines jeden Dramas bestellt; der Dichter selber spricht nicht in jeder Person, sondern nur in einer. Hier ist es natürlich Hiob, durch den er spricht. Dann darf man aber nicht irgend eine Stelle als das Wort unseres Verfassers oder gar als Wort Gottes anführen und auslegen. Es ist also geradeso mit unserer Dichtung wie mit jeder andern dramatischen bestellt. Bekanntlich wird ein großer Unfug mit Zitaten etwa aus dem Faust oder aus den Dramen Schillers getrieben; man führt solche oft mit den bekannten Worten ein: wie Goethe oder Schiller so schön sagt. Oft ist das aber ein Wort, das im Munde des Gegenspielers zu finden ist, der gerade nicht die Meinung des Dichters selber vertritt. Es ist dies auf dem Boden der weltlichen Dichtung eine Parallele zu der hölzernen Art, wie vermöge der Inspirationstheorie die arme Bibel als Fundgrube für alle möglichen Worte benutzt wird, die natürlich zwar in der Bibel stehen, aber mit ihrem Geiste gar nichts zu tun haben. So wäre es z. B. eine ganz fürchterliche Textwahl, wenn jemand sagen wollte: Lasset uns hören, was geschrieben steht im dritten Kapitel des Briefes an die Römer im achten Vers: „Lasset uns Böses tun, auf daß Gutes daraus komme." Vielleicht gehört dieser Unsinn zu der Fülle des Unsinns, der kaum gedacht, aber doch tatsächlich vollbracht werden kann.

So gilt es denn auch beim Buche Hiob genau zuzusehen, was der Dichter sagt und was er die Freunde Hiobs sagen läßt, um es zu widerlegen. Grundsätzlich wird man darum sagen müssen, daß sich Worte aus den Reden dieser Freunde nicht zum Text eignen. Dieses trifft z. B. auch das bekannte und beliebte Wort: Aus sechs Trübsalen hat dich der Herr errettet, Hiob 5, 19. Streng genommen würde man das nicht zum Text nehmen können, weil es der Gegner Hiobs gesagt hat. Es ist zwar ein Wort, dessen Sinn in den Psalmen mannigfach wiederkehrt, aber als eigne echte Meinung des Dichters. Hier dagegen ist es nicht absolut gebraucht, sondern gleichsam ironisch; der Dichter läßt es als die Meinung des Elifas sagen, die aber kaum von dem Dichter selber anerkannt werden kann. Und wenn man auf dem Standpunkt steht, daß nicht ein be-

liebiges Bibelwort, sondern die Überzeugung einer biblischen Persönlichkeit allein als Text dienen darf, dann ist man nicht imstande, jenes klangvolle und glaubensfrohe Wort zu nehmen. Hier tritt also gegen die alte Weise, die auf Grund der Inspirationslehre Wort um Wort ins Auge faßte, eine andere ein, die auf die Person und ihre Überzeugung achtet; das ist ohne Zweifel eine ganz andere Art der Bibelauslegung.

Gerade durch dies vom Verfasser ironisch gewollte Verständnis dieser Reden der Freunde wird uns aber eine Behandlung unmöglich gemacht, wie wir sie sonst immer anwenden konnten. Wir können nicht mehr Kapitel um Kapitel daraufhin ansehen, was in ihm von praktisch verwertbaren Gedanken steht. Wenigstens ist es ausgeschlossen, diese Weise als einzige anzuwenden, wenn wir auch nicht versäumen werden, einen solchen Streifzug durch das Buch hindurch zu unternehmen. Wir haben vielmehr so vorzugehen, daß wir das Buch als *Ganzes* in Erwägung ziehen. Inwiefern von dem Buch als von einem Ganzen geredet werden kann und inwiefern nicht, und welche Folgerungen sich darauf für unsere Arbeit ergeben, davon soll gleich noch ein Wort gesagt werden. Vorausschicken müssen wir, was wir überhaupt mit der praktischen Auslegung dieser Schrift als eines Ganzen beginnen wollen. Sie handelt von einem *leidenden Menschen*, und zwar erzählt sie, wie sich dieser verhalten hat und wie man mit ihm verfahren ist. Auf diesen Teil wollen wir ganz besonders achten; denn er ist leicht in Gefahr, hinter der theoretischen Seite des Buches zurückzutreten. Diese behandelt ein *Problem*, das Problem des Leidens selber. Und leicht geschieht es, daß wir problemfrohen Leute uns sofort auf dieses werfen und darüber die *Personen* außer acht lassen. Das soll nicht geschehen. Diese beiden Seiten am Buche Hiob, die persönlich praktische und die theoretische, werden uns unsere Anknüpfungspunkte zu bieten haben. Wir wollen darum im *Anschluß* an das Buch ganz ausführlich vom *leidenden Menschen* handeln. Um mit einer beliebten Einteilung des seelsorgerlichen Handelns zu sprechen, beschäftigen wir uns vor allem mit dem irrenden und mit dem sündigenden Menschen; der leidende tritt dagegen oft etwas zurück. Darum soll dieser nun einmal ganz allein das Feld einnehmen. Des Leidens ist so schrecklich viel in der Welt und einem jeden Pfarrer kommt so viel davon zur Kenntnis; es ist aber auch so schrecklich schwer, mit leidenden Menschen als Mensch und Seelsorger umzugehen, daß dieses wichtige Stück der pfarrerlichen Tätigkeit eine ganz besondere und ausführliche Behandlung verdient. Was mir bei der nachfolgenden Darstellung vorschweben soll, ist ein großes *Arsenal* für den *Umgang* des Seelsorgers mit Leidenden, wobei aber nicht nur an Kranke, sondern an allerlei Arten von Leidenden gedacht ist. Natürlich soll auch die *Predigt* und der *Unterricht* bedacht werden, denn beide haben das Leid und den Leidenden, den Leidenstrost und die Behandlung der Leidenden auch zu ihrem Gegenstand zu nehmen. Aber vor allem soll doch die *Seelsorge* an den Leidenden in den Vordergrund treten.

Zu diesem Zweck soll so vorgegangen werden. Zuerst komme eine knappe *Darstellung* der *literarischen* Verhältnisse des Buches, so weit sie für unsere Aufgabe unentbehrlich ist (I). Darauf soll kurz ein Blick auf den Inhalt des Buches geworfen werden, wie er sich uns unter bestimmten Gesichtspunkten darstellt (II). Dann werden wir von dem menschlichen *Leiden* ein Bild zu ent-

werfen versuchen (III). Dem soll zuerst die eingehende Behandlung der Personen des Stückes folgen, die in Gedanken über heutige Pflichten von Leidenden und gegenüber Leidenden auslaufen wird (IV). Darauf wird das theoretische Problem zur Erörterung kommen (V), und endlich wird eine Behandlung der Aufgaben den Schluß machen, die sich aus all dem Gesagten für die einzelnen Tätigkeiten des Pfarrers ergeben (VI).

I. Die literargeschichtliche Frage.

Bevor wir irgend einen weitern Schritt tun, um die praktische Verwertbarkeit des Buches Hiob aufzuzeigen, müssen wir uns darüber äußern, welche Voraussetzungen über seine Entstehung wir zugrunde legen. Das ist nicht nur bei einem solchen zusammengesetzten Werk, wie es unser Hiob-Buch ist, sondern überhaupt bei jedem biblischen Buch, das wir für die Praxis auslegen, unbedingt erforderlich. Um darüber hier ein allgemeines Wort einzuschieben, das nur zum Ausdruck bringt, was diesem unserm ganzen Werk zugrunde liegt — wir sind längst darüber hinaus gekommen, die Kritik vor der praktischen Verwendung fallen zu lassen, weil sie dafür nicht nötig oder gar schädlich sei. Gewiß ist es lange ein Beweisgrund gegen die Kritik gewesen, daß sie an der frischen und naiven Benutzung der Texte für die Praxis hindere. Das galt aber nur für eine Praxis, die sich auf den Boden der alten Inspirationslehre eingerichtet hatte. Diese konnte es natürlich nicht vertragen, wenn Schichten oder gar Einschübe angenommen wurden; denn sie mußte mit den Worten rechnen, mit den Worten, wie sie dastanden. Sie baute auf das: Es steht geschrieben, als auf die feste Autorität. Vielleicht war damals auch die Kritik selbst noch mehr nur darauf gerichtet, zu zeigen, was nicht echt und was später sei, als daß sie versucht hätte, praktische Erkenntnisse für den Gebrauch der Schrift zu ermöglichen. Dieses ist aber gegenwärtig der Fall. Schriftbenutzung und Kritik sind beide anders geworden. Sie sind sich viel entgegengekommen. Einmal hat die Kritik uns darauf achten gelehrt, welche Beweggründe und welche Überzeugungen hinter den Schichten und Einschüben stehen, die sie herausgefunden hat. Sie denkt also weniger an die Textstücke als an die lebendigen Menschen, von denen sie herstammen. Auf der andern Seite ist unsere Verwendung der Schrift immer mehr dahin gekommen, die Texte statt als tote Orakel der Gottheit als lebendige Äußerungen von lebendigen Menschen zu betrachten, die uns einen Blick in ihre Seele tun lassen. Und dieser Blick zeigt uns, welche Absichten und praktischen Voraussetzungen in ihnen gelebt haben. Nun hat es aber die Praxis ebenfalls mit Menschen, mit ihren praktischen Voraussetzungen und mit ihren Absichten zu tun. Und zwar in einer doppelten Weise: einmal hat sie allen Grund, dahinter zu kommen, welches die wirklichen Absichten und praktischen Voraussetzungen der Leute sind; und dann will sie ihnen die Absichten zu eigen machen und die praktischen Voraussetzungen einpflanzen, die sie als die richtigen erkannt hat. So sind sich auf dem Boden des praktischen Innenlebens, also der Überzeugungen und Strebungen, Kritik und Praxis nahegekommen.

Wenn wir ein Buch der Schrift kritisch-exegetisch behandeln, so haben wir vor allem darauf zu achten, welche praktischen Absichten es für die Er-

bauung und Erziehung der Menschen hat, an die es sich richtet. Besonders wertvoll wird diese Erkenntnis, wenn diese Absichten innerhalb derselben Schrift schwanken. Dann hat also entweder der Verfasser selber geschwankt oder es hat ihm irgend jemand etwas hineinkorrigiert. Diese Korrekturen sind für unsere exegetisch-praktische Behandlung ebenso wertvoll, wie sie für den, der auf dem alten Standpunkt steht, peinlich und schwierig sind. Sie helfen uns nämlich durch den Vergleich möglichst klar herauszubekommen, welches die Absicht des einen und welches die des andern Urhebers ist, und zugleich diese nach ihrem Wert gegen einander abzustufen; denn der Vergleich und besonders der Gegensatz helfen vor allem zur Erkenntnis der Dinge und ihres Wertes. Wie sich der Wert dieser einzelnen Schichten und Teile zu einander verhält, ist gar nicht mit einem Wort zu sagen. Es ist nicht immer die spätere Meinung die höhere, sondern oft wird korrigiert ad usum Delphini oder für das liebe große Publikum. Eine Entwicklung dieser Werte nach oben ist meist für uns zwar ideell aufzustellen, aber der geschichtliche Gang der literarischen Entstehung zeigt ein Auf und Ab. So wird es sich im Buch Hiob herausstellen. Dieses Auf und Ab will nun verstanden und beurteilt werden, indem wir gerade eine solche ideelle Linie hindurch legen, die auf die höchsten uns geoffenbarten Werte und Ideale hingeht. Daß wir solche bei Jesus und Paulus finden, braucht nicht gesagt zu werden.

Aber nicht nur zur Auffindung der höchsten Maßstäbe ist es von Wert, die verschiedenen Stufen zu beachten; es fällt auch noch eine andere Erkenntnis dabei ab. Diese Einschübe sind doch immer von lebendigen Menschen, entsprechend ihren Wünschen und Voraussetzungen gemacht worden. Sie haben eben darum auch immer einmal wieder gegolten, weil sich ja doch die Menschen so sehr in ihren Idealen gleichen, so weit sie auch durch Ort und Zeit von einander entfernt sein mögen. Es hängen etwa genug Gläubige an dem Worte Jesu, daß nicht der kleinste Buchstabe vom Gesetze vergehen wird, weil an diesem Ideal und Wert ihr Herz hängt. Dieses legt Verwahrung ein, wenn die Kritik eine solche Stelle wegdekretieren will. Es ist nicht nur die Pietät, die sich gegen sie sträubt, sondern auch der anders gerichtete Wille. Und erst, wenn dieser über sich selbst hinausgehoben worden ist, dann ist der Gläubige fähig, sich der Kritik zu erschließen. So ergibt sich also aus solchen kritischen Erwägungen manchmal eine Reihe von Blicken auf die Seele der heutigen Frommen. Mit diesen haben wir es aber doch zu tun; wir sollen sie zu höhern Idealen und Gütern hinaufführen. Darum wird sich uns aus der Einsicht in jene kritischen Verhältnisse mancher Wink für diese Arbeit ergeben. Manchmal werden wir den Weg gehen müssen, den die literargeschichtliche Entwicklung eines Buches gegangen ist, dem ein höher stehender Autor seine geistigere Auffassung aufgeprägt oder gar mit Einschüben einverleibt hat; manchmal aber werden wir den Weg rückwärts zu führen haben, den eine Entwicklung gegangen war, die hohe Werte auf die Bodenfläche des gewöhnlichen Menschendurchschnitts herabgezogen hatte.

Beides finden wir in unserm Buch, die Entwicklung hinauf und die Entwicklung hinab. Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß das sog. Volks-

buch, also die beiden ersten Kapitel und das letzte von V. 10 ab, der älteste Bestandteil ist und für sich bestanden hat. In naiver und äußerlicher Weise behandelt es die Geschichte des frommen Hiob, der zuerst glücklich war, dann von Gott durch den Satan geprüft wurde, aber sich bewährte und darum wieder zu seinem alten Glück emporstieg. Liegt dieser Sage wie dem ganzen Buch Hiob die Vorstellung zugrunde, daß es eigentlich dem guten und frommen Menschen immer gut gehen müsse, so rechnet die Sage doch schon mit einer kurzen Störung dieses Verhältnisses zwischen gut und glücklich. Aber diese wird nicht nur erklärt, sondern sie wird auch als bald überwunden hingestellt. An diese wunderschöne, das oberflächliche Nachdenken und Fühlen herzlich befriedigende Sage schließt nun der große Dichter, der den Hauptstock des Buches geschrieben hat, sein Werk an. Er ist eine wunderbare Natur. Vor allem einmal ist er ein unerbittlicher Realist, der die Dinge nicht mit den Augen des Dogmas, sondern mit denen seines Wirklichkeitssinnes sehen muß. Daneben aber kommt er doch von dem alten Dogma nicht los. Aber er strebt doch dahin, einen Boden unter die Füße zu bekommen, der ihn sicherer stehen läßt als dieses Dogma. Er strebt in der Richtung über dieses Dogma hinaus, die später von Jesus und Paulus bezeichnet worden ist: Gott allein ist des Menschen Halt und Trost; das Verhältnis zu Gott ist ein Glück für sich, das nicht erst an dem Maße des irdischen Glückes erkennbar ist. Aber es ist doch noch ein sehr weiter Weg von dem Punkt, den dieser große Dichter erreicht hat, bis zu der Stelle, da Jesus steht. Daß es sich bei diesen Dingen um die Wertschätzung und nur um die Wertschätzung handelt, wird uns noch klar genug werden. Genauer handelt es sich um die Möglichkeit, geistige Werte und besonders das Verhältnis zu Gott rein für sich als das Höchste zu schätzen und nicht bloß als ein Mittel zur Erlangung geringerer Güter anzusehen oder diese geringern Güter als notwendige Kennzeichen der höchsten zu betrachten. Weil kein höherer Wert als irdisch-leibliches Ergehen unserm Dichter vorschwebt, darum kommt er zu keinem befriedigenden Ergebnis. Wenn wirklich, wie Volz annimmt, sein Werk, Hiobs Klage, mit Kap. 31 schließen sollte, dann stände dieses Kapitel wie eine stumme Anklage gegen den alten Gottesglauben da. Vielleicht hat derselbe Dichter, vielleicht hat ein andrer die großartigen Kapitel 38 ff. geschrieben, um diesen Eindruck zu beseitigen. Aber dann kam der Verfasser der Elihu-Reden, um im Dienst des „alten Glaubens" allen Zweifel niederzuschlagen — wir kennen doch diese Töne.

Das ist etwa die literarische Geschichte, soweit sie für uns von Wort ist. Was sagt sie uns nun? Zunächst sagt sie uns einmal, wie furchtbar schwer das Problem sein muß, um das es sich handelt, das Problem, das in den Worten liegt: der leidende Fromme. Jeder meint etwas Besseres sagen zu können als der Vorredner, weil er mit dessen Antwort nicht zufrieden ist. Und so geht es auch weiter durch die ganze Geschichte des biblischen Glaubens hindurch bis ins N. T. Jeder spinnt an dem Faden weiter und keiner kommt zum Ende; das Problem ist unendlich. Macht uns am meisten Eindruck der Dichter von Hiobs Klage, so bedeutet das für uns ohne Zweifel, daß nur ein solcher sich mit unserm Problem erfolgreich beschäftigen wird, der eine ganze Fülle von tiefen eignen Erlebnissen aus der Tiefe seiner Seele an es heranbringt; denn mit dogmatischen Reflexionen ist hier nichts getan. Daß dabei die Lösung in der

Richtung auf die Innerlichkeit liegen muß, ist ebenso klar. Aber dann ist für uns die Rücksicht auf das liebe Publikum, von der Duhm in seinem kleinen schönen Hiob-Büchlein spricht[1]), wieder mächtig geworden. Die Sache soll nun unter allen Umständen gut ausgehn; so will es nicht nur die Galerie, sondern auch das Parkett. Daß diese endgültige Lösung im Sinn des wiederhergestellten irdischen Glückes am meisten durchgeschlagen hat, beweist einem jedes Wort, das Große und Kleine über das Buch und die Gestalt Hiobs sagen und wie sie demgemäß das Unglück auffassen. Das Unglück ist darnach bloß eine Prüfung, und wenn man sich in ihr bewährt, dann wird es sich wenden. Es ist geradezu ein Unglück für sich, wie diese Auffassung herrschend geworden ist; denn sie ist zum guten Teil daran schuld, wenn so viele Gott den Rücken kehren, falls diese dogmatisch feststehende Ansicht sich nicht verwirklicht.

Darum haben wir allen Grund, um der höhern Wertschätzungen und Vorstellungen willen, die wir anzubahnen haben, uns gründlich mit der kritischen Auffassung des Hiob-Buches zu durchdringen, damit wir die Menschen nicht auf einer Linie zurückhalten, die tief unterhalb des Wortes Gottes ist. Es wird sich uns noch als unsre Pflicht herausstellen, in Bibelstunden und in höheren Schulklassen diese kritischen Ansichten ganz offen vorzutragen, falsche Hoffnungen zu beseitigen und die richtigen zu begründen. Dazu ist die Einführung in diese literargeschichtlichen und kritischen Verhältnisse ein ganz vorzügliches Mittel.

II. Der Inhalt des Buches.

1. Die Sage.

Die Geschichte Hiobs, die aus dem jetzigen Vor- und Nachspiel besteht, spielt auf einer Doppelbühne. Ein Teil der Geschichte spielt auf der Erde im Lande Uz, der andere Teil spielt im Himmel, im Thronsaal Gottes. Jede religiöse und poetische Betrachtung geht selbstverständlich denselben Weg, den diese Erzählung geht: sie beginnt mit dem entscheidenden Vorspiel im Himmel, um dann auf seine Folgen auf der Erde zu achten. Wir wollen aber einmal religionspsychologisch vorgehn, um den rechten Ausgangspunkt für unsere Frage nach der Verwertung zu bekommen. Darum müssen wir den umgekehrten Weg gehen. Für diese religionspsychologische Betrachtung sind in einem jeden religiösen Glaubensgedanken oder Glaubenssatz zwei Stücke vereinigt: einmal bildet irgend ein Teil der gegebenen Welt, besonders dessen, was in ihr geschieht, die Grundlage; dazu tritt dann die Deutung, die mit einem Gedanken aus einem ganz andern Bereich dieses in der gewöhnlichen Erfahrung gegebene Stück Wirklichkeit in ein bestimmtes Licht setzt. So ist an jeder religiösen Erkenntnis dies als eine wichtige Seite zu beobachten, daß sie die Deutung eines Stückes Wirklichkeit mittels eines Strahles aus einer höhern Welt enthält.

Es ist uns Menschen ganz unausweichlich in den tiefsten Grund unserer Seele eingepflanzt — wenn wir sagen: vom Schöpfer, dann vollziehen wir gleich schon eine solche Deutung dieses seelischen Tatbestandes — daß wir in dieser Weise deuten müssen. Wenn es ein religiöses a priori gibt, dann ist es sicher

[1]) Das Buch Hiob, Tübingen 1907.

nicht weit von diesem tiefen Trieb entfernt, den wir am besten als Drang, alles zu verpersönlichen, bezeichnen können. Diese Verpersönlichung wird nämlich religiös, sobald sie einen überlegenen Willen heranzieht, auf den sie jenes irdische Geschehen zurückführt. Von dieser Seite aus angesehen, ist alle Religion ein Versuch, die Welt und das Leben zu deuten. Der Wettbewerb unter den Religionen hat dies zum Ziel, soweit es sich in der Religion um Weltverständnis und um die passive Stellung zur Welt handelt, die beste Deutung für das Weltgeschehen und die Lebensereignisse zu finden. Die beste Deutung ist aber die, welche einmal am meisten das innerste Leben des Menschen fördert und dann den Tatsachen am gerechtesten wird. Diese Begriffsbestimmung wird uns noch manchesmal im Verlauf unserer Behandlung des Hiob-Buches zu beschäftigen haben. Denn es wird sich uns herausstellen, wenn wir seine einzelnen Teile genauer angesehen haben, daß sie Versuche darstellen, ein Stück der erfahrbaren Wirklichkeit, nämlich das Leiden, immer besser zu deuten. Das ganze Buch Hiob setzt, wie es uns jetzt vorliegt, eine Deutung neben die andere, weil immer die frühere nach einer jener beiden genannten Seiten nicht genügte: entweder förderte sie das innere Leben nicht genug oder sie vergewaltigte die Tatsachen.

So müssen wir also auch die Erzählung von dem frommen Knecht Hiob auffassen. Die Geschichte, die auf der Bühne der Erde spielt, ist das Stück Wirklichkeit, und die, die auf der himmlischen Bühne spielt, ist die Deutung mit einer solchen religiösen Erkenntnis, die sich auf das Leiden des Frommen bezieht. Wir werden nachher noch davon zu sprechen haben, was von dem Stück Wirklichkeit zu halten ist. Zuerst aber erinnern wir ganz flüchtig an den Inhalt dieser einzigartigen und jedem bekannten Geschichte. Was sieht man gleichsam mit leiblichen Augen sich auf der irdischen Bühne abspielen? Ein frommer Mensch ist im Glück. Dieser Anblick hat etwas tief Befriedigendes für jeden Zuschauer; Schicksal und Seele stimmen so mit einander überein, wie es von irgend einer Stimme in uns gefordert wird. Der Gerechte ist im Glück. Da auf einmal wird sein Glück gestört und sogar vernichtet. Das gefällt uns nicht. Aber es gefällt uns wieder, daß er gerecht und fromm bleibt. Auf einmal wird darauf sein Glück wieder hergestellt. Das erweckt in jedem ein tiefes wohliges Gefühl; eine peinliche Störung ist beseitigt und der richtige Zustand ist wieder da. Es ist geradeso, wie wenn sich eine Dissonanz auflöst; dann hört man den Akkord noch einmal so gern; er gefällt einem viel besser als vorher.

Ein Blick auf die himmlische Bühne gibt die Deutung zu diesem Wechsel des Glückes. Über dem ersten Bild, das Glück und Gerechtigkeit vereinigt zeigt, schwebt das Bild Gottes, der gleichsam der Bürge für diese Verbindung ist; er lohnt Gerechtigkeit mit Glück und Treue mit neuem Glück. Gott ist gedacht als der höchste Weltwille, der beides in seinen Händen hält: die Gesetzestafel der Gerechtigkeit und die Fülle des Glücks. Man kann auch sagen, daß das Leitbild des Königs vorherrscht, der den Sinn für Gerechtigkeit mit der Fülle der Gaben verbindet, mit denen er belohnen kann. Den Tatbestand, daß der Gerechte glücklich ist, deutet der Gläubige mit dem Begriff des gerechten und mächtigen Gottes. Wir können es ja jetzt schon sagen: diese Deutung ist ein Dogma, d. h. ein Schlüssel zum Lebens- und Weltverständnis, der den Gläubigen der Zeit, aus der unsere Sage stammt, völlig feststeht. Wir machen ebenfalls schon darauf

aufmerksam, daß wir keinen Grund haben, diese Art der Deutung nur mit herablassenden Gefühlen anzusehen; haben wir eine Vorstellung davon, wie lange die Menschheit daran gearbeitet haben mag, ehe sie dazu kam, solche sittlichen Maßstäbe zum Mittel der Lebensdeutung zu wählen? In diesem Dogma sind ohne Zweifel eine Reihe von Bestandteilen des seelischen Lebens zusammengetreten: einmal der starke Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, den ein jeder solcher sittliche Grundsatz erhebt, da er nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Welt gelten will; das Leben, die Welt und auch der Wille, der beide beherrscht, müssen unbedingt ihm untertan gedacht werden. Daneben aber ist es auch eine Fülle von Beobachtungen gewesen, die diesem Dogma Recht gaben; tatsächlich ist oft genug Glück, und zwar äußeres Glück, an die Gerechtigkeit und Frömmigkeit geknüpft (s. Behandlung der Dankgebete unter den Psalmen S. 238 f.); auch das werden wir uns für später merken müssen, weil wir viel zu gern ebenso das Gegenteil mit gewichtigen Stimmen aus dem A. T. als allgemein gültig hinzustellen gewöhnt sind, wie jenes Dogma aus dieser Verbindung von Glück und Gerechtigkeit eine allgemeine Regel gemacht hat. So sieht die Welt für unsern Dichter zunächst aus: unter dem Segen des gerechten und mächtigen Gottes wohnt der Gerechte im Glück. — Aber nun kommt auf der irdischen Bühne die Störung; das Leben ist grausam genug, sich nicht immer um die Verwirklichung des Dogmas zu bemühen. Woher kommt diese Störung? Die Erzählung deutet sie, aber nicht, indem sie sie in erster Linie auf Gott zurückführt; sie stammt von dem Widersacher, der eine Freude daran hat, gerade das Glück der Gerechten auf die Probe zu stellen, indem er ihre Gerechtigkeit auf die Probe stellt. Die Art, wie dieser Widersacher mit Gott verhandelt, also die Wette und seine Mission, ist eine prachtvolle Weise, mythologisch dramatisch das Geschehen auf der irdischen Bühne zu beleuchten und zu deuten. Das Übel stammt nicht von dem gerechten Gott und doch stammt es von ihm; er hat es zugelassen. Man fühlt es beinahe dem Dichter nach, wie er sich freut, diese Auskunft gefunden zu haben. Die Hauptsache aber ist nun die: nach dieser kurzen Störung, die eine Einräumung des Dogmas an die Wirklichkeit darstellt, weil diese doch jedem aufmerksamen Beobachter auch den Frommen im Unglück zeigen muß, wird der Zusammenhang zwischen Glück und Gerechtigkeit wieder siegreich hergestellt. Und zwar ist der Zusammenhang des Glückes mit der Gerechtigkeit beider mitwirkenden Personen gemeint; die Gerechtigkeit Hiobs ist in der Anfechtung bewährt, und diese Bewährung erfordert darum eine Wiederherstellung des Glückes, weil im Grund beide doch nun einmal, trotz aller zeitweiligen Störungen, unzertrennlich von einander sind. Diese Wiederherstellung des Glückes für den bewährten Gerechten aber leistet der gerechte Gott, in dessen Wesen es liegt, der Bürge für diese Verbindung zu sein. Der gerechte Gott gibt dem gerechten Hiob sein einstiges Glück wieder. Denn Glück und Gerechtigkeit hängen aufs engste zusammen; der Gerechte hat gleichsam als seinen selbstverständlichen Lohn Glück zu beanspruchen, und Glück ist ein ganz unentbehrliches Kennzeichen von Gerechtigkeit. Weil Gott beide miteinander zu verbinden hat, verweilen wir noch einen Augenblick bei den beiden Teilen dieser religiösen Erkenntnis, dem Stück irdischen Lebens und seiner Ausdeutung durch das Geschehen im Himmel.

Offenbar hat der Dichter dieser Erzählung, wie es des Dichters Art ist,

ein Stück Wirklichkeit gestaltet, wie es sich in seiner Seele spiegelte. Gewiß kommt ein solcher Fall vor, daß sich das Glück eines Gerechten auf Grund seiner bewährten Gerechtigkeit wiederherstellt. Aber der nachfolgende Dichter, der seine „Klage" mit dieser Volkserzählung verbunden hat, muß ganz entgegengesetzt empfunden haben. Für ihn ist gerade dieser von dem ersten Dichter als typisch und normal gesetzte Fall nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Er hat sicher empfunden, daß dieser Fall ausgewählt oder erdacht worden ist, nicht aus der wirklichen Wirklichkeit, sondern aus dem Bedürfnis heraus, dem Dogma möglichst angesichts dieser Wirklichkeit zu seinem Rechte zu verhelfen. Es ist der Geist aller solchen Geschichten, wie wir ihn ja genug kennen, wenn die Spannung der Zuhörer zuerst durch den Eintritt des Unglücks und dann durch den der Rettung wachgehalten wird. Das Problem aber beginnt eben da, wo die Störung nicht so schnell beseitigt, sondern zu einer dauernden Einbuße des Glückes wird. Da muß das Dogma auf das allerschwerste erschüttert werden. Das wird das Problem des zweiten Dichters sein.

Der Geist der Deutung erfordert noch ein besonderes Wort, wenn dieses auch nur Gesagtes betonen kann. Wohl das wichtigste Stück an allem, was man in diesem Sinne Geist nennt, ist die Art der Wertschätzung; ob irdisches Glück oder ob geistiges Gut geschätzt wird, das macht den Geist eines Menschen zum guten Teil aus. Dann herrscht in dem Volksbuch wie auch in jedem Märchen ein irdischer Geist. Es ist das gewöhnliche Glücksbedürfnis, das hier seine Wünsche und Träume erfüllt sehen will. Darum hat man aber auch die Märchen so gern; es wird alles wieder gut. Und das geschieht auf eine zum Teil phantastische Weise; aber wir Großen entdecken immer noch etwas Kindliches in uns, das an Märchen seine Freude hat. — Wenn nun die Wirklichkeit zeigen wird, daß sie nicht immer diesen Wünschen dienstbar ist, wenn auch die Deutung versagt, daß Gott dazu da ist, dieses Wünschen zu befriedigen, dann ist hier der Punkt gegeben, um in eine höhere Wertschätzung hinaufzuwachsen. Vermag der Mensch nicht von dem Glauben zu lassen, daß die Wirklichkeit den großen Werten dienstbar ist, vermag er auch nicht Gott als den hinwegzudenken, der diese Werte in der Wirklichkeit durchsetzt und den Menschen schenkt, so wird doch alles, Wert und Gottesbild, in die Höhe geistigen Wesens hinaufgehoben, wenn dabei auch aus der Not die Tugend gemacht wird. Damit sind wir an den Punkt gekommen, wo der zweite Dichter, der größte des Buches, mit seiner Auffassung des Problems und seiner Lösung einsetzt.

2. Der Dichter der Klage.

Nun kommt der große Geist, mit dem wir uns so mannigfach verwandt fühlen, der Verfasser von Hiobs Klage. Mehreres ist es, was uns an ihm so anziehend erscheinen muß. Es ist immer das Zeichen eines kleinen Geistes, sich an eine Regel oder an ein Dogma zu hängen, also zu tun und zu denken, was sie alle denken und was „man" denkt. Darum aber ist es das Zeichen größerer Geister, daß sie auf einmal mit eignem Blick ein Stück Wirklichkeit gewahren, das bisher vor jedermanns Auge gelegen hatte, aber noch von niemand so scharf gesehen worden ist. Mit anderen Worten: es ist das Kennzeichen des Genies, die Ausnahmen von der Regel zu sehen und neue Regeln aufzustellen.

So schmerzt es unsern Dichter, daß der Fall des glücklichen Hiob, der wieder zum Glück gekommen ist, nachdem er durch Bewährung sich den Händen Satans entzogen hatte, daß dieser Fall nicht die Regel ist, wie es das Dogma vorschreibt, sondern gerade die Ausnahme darstellt. Wenigstens entringt sich seinem Geist ein aus der Tiefe der Seele geborenes Werk, das einen ganz anderen Fall daneben setzt, nämlich den, daß der Dulder nun einmal nicht erhört wird, sondern im Elend bleibt. Und dieser eine Fall ist vielleicht sein eigner Fall. Denn ganz offenbar trägt dieses Gedicht einen durch und durch persönlichen Grundzug an sich. Eine jede Zeit schaut ja immer solche klassischen Dichtwerke mit ihren eignen Augen an und sieht darum in ihnen etwas andres als eine vorhergegangene Zeit. Wir empfinden darum einmal an jenem Gedicht jenen herben, bis an die Skepsis streifenden Zug der Wahrhaftigkeit, die nur das Wirkliche gelten lassen will und eher nach dieser Seite hin einseitig wird und übertreibt, als daß sie sich durch das Dogma ein falsches Bild von den Dingen vormachte, wie es die Illusion sich selber vortäuschen möchte. Aber daneben haben wir noch Sinn für die persönlichen Herztöne, die in einem solchen Werke zu finden sind. Wir fragen überall nach dem Menschen, der dahinter steht, und fühlen uns stets mit Recht von einem solchen Dicht- oder Kunstwerk ergriffen, wenn uns die Ahnung aufgeht, daß sich hier eine Seele ausgesprochen hat, der gegeben war, zu sagen, was sie litt. Wir brauchen ja gerade nicht in Entzücken zu geraten, wenn wir diese beiden Wörter aussprechen: Realismus und persönliches Leben; aber sie stellen doch einen wichtigen Beitrag unseres Hiob-Buches zur Praxis dar; diesen Geist ruhiger, unbefangener Betrachtung der Dinge, der sich nicht scheut, immer wieder vor der Wirklichkeit der Welt und Gottes umzudenken über Gott und Welt, und daneben diesen Sinn für das persönliche Leben einer Seele statt bloß für Gedanken und Theorien — beides sollte uns die Beschäftigung mit unserm Buche erwecken oder stärken. —

Wenn wir nun in die Analyse dieses Teiles eintreten, den wir mit Volz Hiobs Klage nennen, so behalten wir dabei unsere oben genannten Ziele fest im Auge. Mit Volz stellen wir unbedingt das Persönliche über das Lehrhafte und damit auch über die Lösung eines allgemeinen theoretischen Problems, wenn wir das letztere auch nicht ganz zurücktreten lassen können. Wir sammeln uns dabei Gedanken für die nächsten Teile, die von dem Leidenden, den Tröstern und von dem Problem handeln sollen; daneben mag unsere Zusammenfassung eine Hilfe für die Behandlung des ganzen Buches in der Bibelstunde oder im Unterricht darbieten.

Das Kap. 3 gibt uns schon gleich einen Beitrag zur Psychologie des Kranken und des Leidenden überhaupt, in dem sich aber auch wohl der praktische Gewinn dieses und ähnlicher Kapitel des Buches erschöpfen dürfte. Wer nur irgend einmal länger leidend gewesen ist, der kennt sich bald in diesen Seelenschilderungen aus, wenn auch natürlich hier alles ins Große hinaufgehoben ist, wie es sich für den Dichter gebührt. Dann aber ahnt man auch schon den tief persönlichen Zug, den diese Klagen an sich tragen; so etwas kann man nur dichten, wenn man es selbst erlebt hat. Sofort schlagen uns die düstern Wogen der tiefsten Melancholie entgegen. Mit seiner furchtbaren Freude an der Selbst-

qual oder wie es ein anderer frommer Dichter ausdrückt „an der selbsteignen Pein" richtet Hiob sich wider sich selber und die Wurzeln seines Daseins. Welche schweren Kämpfe und Qualen muß man vorangegangen denken, wenn ein Mensch so den natürlichsten Trieb der Selbsterhaltung verleugnen und in dem Gedanken schwelgen kann, daß er nie möchte geboren sein! Hier sehen wir tief in die Seele des Unglücklichen hinab. Das graue Gespenst Hypochondrie sitzt da und erfüllt alles mit seinem Dunkel. Wir haben oft keine Ahnung, was in der langen, langen, oft einsamen Nacht durch die Seele der Kranken zieht, die wir leiblich gefaßt am Tage vor uns sehen. Das ist einfach Hölle. Dieses Echo, das die leiblichen Leiden in der Seele wecken, ist dann auch ein wirkliches Leiden; nicht nur darum, weil hier die größten Schmerzen erlitten werden, sondern auch schon darum, weil hier tatsächlich eignes Denken und Wollen, und darum auch eigne Schuld zumeist schon längst aufgehört haben und einfach kausale Vorgänge aus dem einen Gebiet zwingend in das andere übergreifen. Es ist immer sehr fesselnd, wenn man es noch an sich selbst beobachten kann, wie solche Gedanken gleichsam aus einer unterirdischen Höhle heraus immer mit Macht nach der Oberfläche des Bewußtseins hinaufdrängen und -stoßen, und zwar mit der unausweichlichen Gewalt, die dem mechanischen Gebiete eigen ist. Man kämpft mit seinem Willen dagegen an, indem man bewußte und gewohnte Vorstellungen und Regungen aufbietet. Dann kann man ganz genau bei einiger Schulung dem Kampfe zusehen, der sich dann erhebt. Man spürt dabei gleichsam deutlich, wie viel jene Vorstellungen vor diesen voraus haben. Aber so lange man es noch merkt, ist man ihnen immer noch überlegen. Richtig krank ist man erst dann, wenn man es nicht mehr merkt, sondern sich ganz von ihrer dunkeln Gewalt tragen läßt. Der merkwürdige und entsetzliche Trieb dieser Hypochonder nach Selbstvernichtung behält hier nur die Form des Wunsches; Hiob träumt von einem Leben ohne Schmerz, dem Leben der Ungeborenen. Hier klingen schon die Töne der Sentimentalität, des Mitleids mit sich selber an, die so überaus gefährlich für die Kraft und Männlichkeit einer Seele sind. Die Todessehnsucht, die doch so oft mit einer großen Angst vor dem Tode sich verbindet, ist auch ein kennzeichnender Zug an solchen Kranken. Bei Hiob ist nun das Besondere der religiöse Zug. Gleich stellt sich bei ihm jener Zwang ein, der das Wesen des religiösen Menschen ausmacht, alles auf Gott zu beziehen, auch wenn die übliche Verbindung der Lebensumstände, also hier der Leiden, mit dem Gedanken an Gott, das Rätsel und die Qual nur vermehrt. Das Fragen nach dem Warum, das jeder kennt, der nicht ohne den Gedanken an Gott die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, das Hadern mit dem Gott, von dem man doch nun einmal alles herleiten muß, was man erleidet ohne es zu verstehen, das ist allen wohlbekannt, denen der Gedanke an Gott so zu einem Muß geworden ist, daß man von einem religiösen a priori reden kann. Wer nur ein wenig an Leib und Seele gelitten hat, der muß sich dieses wunde und wehe Herz so vorstellen können, daß er das tiefste Mitgefühl mit ihm hegt, ein Mitgefühl, wie es das einfachste und natürlichste ist, was zwischen Mensch und Mensch hin und her geht.

Das ist aber nicht der Vorzug der drei Freunde. Wie viel Bitterkeit spricht doch aus der Schilderung dieser Freunde, eine Bitterkeit, die sich ohne Zweifel in der Seele des Dichters angesammelt hat, wenn blöder, herzloser Un-

verstand ihn mit der besten Meinung gequält und gepeinigt hatte. Das muß man auch einmal durchgemacht haben, wie der wohlmeinende Unverstand der Menschen einem so zudringlich in sein allerinnerstes Leben hineinschwatzen kann, so wie sie es eben verstehen; und es ist doch keine Möglichkeit, ihnen klar zu machen, wie wenig sie einen verstehen. Elifas macht es ja zuerst ganz gut; er appelliert an das bessere Ich Hiobs, er möge das, was er andern getan habe, auch an sich selbst tun, nämlich sich selber trösten und den Kopf oben halten. Er weckt in ihm die Hoffnung, daß es mit ihm besser werden muß. Denn es muß ihm doch sein guter Wandel helfen. Hier kommt die Voraussetzung zu Tage, die allem weitern zugrunde liegt. Es ist das Dogma: dem Guten geht es gut, dem Bösen geht es schlecht. Elifas wendet es hier schon leise gegen Hiob, indem er ihm die Folgerung aus dem Dogma nahe legt: Bekehre dich zu Gott und du wirst gesund; die Krankheit kommt sicher von verborgner Sünde; darum cessante causa cessat effectus. Vom sichern Port aus rät er gemächlich. Er rät, wie er es versteht, etwas hart dogmatisch. Mit der Einfühlung in die Seele des Mannes, der da vor ihm leidet, gibt er sich wenig Mühe. Der Mensch ist für ihn nicht vorhanden, nur das Dogma. Er macht sich als ein richtiger Musterfrommer etwas wichtig mit seiner Sonderoffenbarung, die doch keine ist. Aber er ist immerhin noch so liebenswürdig, dem Hiob bloß mittelbar zu sagen, daß er ein Sünder sei und Strafe erleide, indem er ihm sein Teil an der allgemeinen Sünde der Menschen zumißt. Er erzählt auch, wie so mancher Tröster, ein Geschichtchen, und zwar eins von einem, der sich durch seine Torheit um Haus und Hof gebracht hat. Dann spricht er etwas salbungsvoll vom großen, mächtigen Gott, der aus sechs Trübsalen retten kann und alles wieder gut macht. Das ist die überlegene Weisheit der in ihren Augen lebenserfahrenen Männer, mit der sie ihr langes Schweigen so unangenehm unterbrochen haben.

Hiobs Antwort zeigt ihn wieder mit seinem eignen Gram beschäftigt und fast verliebt in seinen Schmerz. Dabei wird er immer bittrer gegen sein Geschick und aufs äußerste empfindlich gegen die Freunde; mit dem überfeinen Gefühl, das Kranke in der Regel für Menschen haben, merkt er ihre kalte Härte, mit der sie ihm bloß etwas vorpredigen, aber sein Verlangen nach einfachem menschlichem Mitgefühl unbefriedigt lassen. Vor Gott weiß er sich unbedingt gerecht und ohne Tadel. Aber trotzdem, fügt er immer bittrer hinzu, überfällt ihn Gott, um ihn zu plagen. Seine Schwermut geht fast in eine Art von Verfolgungswahn über; er glaubt, daß Gott ihn mit einer grausamen Freude verfolge und quäle. Dabei steht auch er aber immer auf der Voraussetzung, daß er zwar nichts Böses getan habe, daß aber doch Leiden im allgemeinen Strafe für Sünde ist; wenn ihm Gott nämlich eine etwaige Schuld nachwiese, dann wolle er sie büßen, damit ihm Gott die Schuld vergäbe und das Leiden wegnähme. Bildad tröstet auch mit einer Predigt, die den harten Kausalmaßstab an Hiobs Leiden legt und ihm wieder hintenherum zu verstehen gibt, daß er gesündigt haben müsse. Ganz sicher ist er, wenn er über Gottes Absichten und Ratschlüsse dekretiert und mit dem Hinweis auf seine Allmacht den fragenden Zweifler zum Schweigen bringt. Hiob legt immer mehr den Nachdruck auf die Behauptung seiner Unschuld. Damit gewinnt die ganze Streitfrage zwischen ihm und den Freunden folgende Gestalt: beide Parteien sind darin einig, daß Leiden ein Zeichen von

Ungerechtigkeit ist. Die Freunde gehen von der Überzeugung aus, daß Gott unbedingt gerecht sein muß; also liegt die Ungerechtigkeit, die an Hiobs Leiden schuld ist, auf Hiobs Seite. Hiob dagegen bestreitet diese seine angebliche Ungerechtigkeit; darum kommt er zu dem Schluß, daß Gott Leiden schickt ohne Rücksicht auf die sittliche Beschaffenheit der Menschen; so ist ihm also die Gleichgültigkeit des Weltlaufs gegen das Sittliche aufgegangen; er sieht Gott jenseits von Gut und Böse. Mit solchen Gedankengängen geht der Dichter immer mehr auf eine Linie über, die ihm von dem größten Werte wird; es handelt sich nicht mehr bloß um das Leiden, sondern um die Ehre des Leidenden vor Gott und den Menschen. Er soll als Sünder gelten und er will doch nicht als Sünder gelten, weil er glaubt, keiner zu sein. Wer kennt nicht das gallenbittere Gefühl, wenn man sich schwer beschuldigt weiß und doch gar nichts gegen den mächtigen Beschuldiger machen kann, als gegen seine Anklagen die Behauptung der eignen Unschuld setzen! In diesem bittern Seelenzustand läßt sich Hiob zu Gedanken hinreißen, die geradezu frivol sind; hat er nur die Wahl, entweder sich oder Gott als ungerecht hinzustellen, so geht er immer mehr dazu über, nicht nur seine Gerechtigkeit und Gottes Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, sondern geradezu Gottes Ungerechtigkeit offen auszusprechen. Wir verstehen es oft nur zu gut, wie in seiner vom Leiden übererregten Seele solche wilden, gotteslästerlichen Gedanken aufsteigen können. Sofar setzt die alte Melodie, die schon seine Mittröster angeschlagen, eintönig fort; der harte Dogmatiker kramt herzlos seine Weisheit aus und will als Advokat Gottes Hiob zum Eingeständnis seines Unrechtes bringen, weil Gott doch kein Unrecht begehen kann. Aber auch er findet kein menschlich teilnehmendes Wort. Kann es tatsächlich oft ein Erweis höchster und tatkräftigster Liebe im Sinne Gottes sein, wenn man einem solchen Leidenden mit kalter Härte, mit scheinbarem Unwillen oder gar Haß entgegentritt, weil es eine Liebe gibt, die wie Haß aussieht, so ist das hier sicher nicht der Fall. Die ströhernen Gesellen haben nicht mehr Seele als sie zeigen; an Stelle des Gemüts ist ein Kompendium der Dogmatik getreten. Wie mag der Dichter selbst unter solchen trostlosen Trostern gelitten haben, wenn er sie mit solcher Vorliebe der Verachtung und mit dieser Gründlichkeit zu schildern weiß! Hiob beugt sich zu ihrem Entsetzen ihrer Weisheit nicht und wird scharf gegen sie, wie es seiner Stimmung entspricht und auch ihrem Unverständnis gebührt. Kap. 13, V. 6 und 7 sagt er, worin der Gegensatz liegt, der auch uns noch von größter Bedeutung ist. Die Freunde meinen, sie redeten Göttliches, wenn sie die alte Dogmatik predigen; Hiob aber würde sie als Sachwalter Gottes anerkennen, wenn sie ihm menschlich naheträten. So schauen die einen immer noch Gott in dem, ich möchte sagen, Unmenschlichen, also in dem, was das gewöhnliche Denken und Fühlen des Menschen weit hinter sich läßt; die andern dagegen schauen Gott in dem, was einfach und schlicht menschlich, aber eben darum das Beste im Menschen ist. Und wie Hiob den Freunden, so kann man auch immer noch vielen Leuten den Vorwurf machen, daß sie für Gott Lügen reden, um ja äußerlich seine Sache nicht in Verlegenheit zu bringen; der Zweck heiligt dann die Mittel. In dieser Auseinandersetzung über das, was göttlich ist, ist uns auch dies von Wert, daß jeder sich bemüht, gleichsam Gott auf seine Seite zu bringen; denn allein schon das Wort Gott bedeutet eine große Verstärkung einer jeden Stellung, mit der

es auch nur leidlich in Verbindung gebracht werden kann. Das 14. Kapitel zeigt in dem sehr bezeichnenden Wechsel der Stimmungen Hiobs wieder einmal die weiche Stimmung siegreich; des Menschen Herz ist wirklich ein trotziges und verzagtes Ding. Melancholisch und trostlos gibt Hiob sich den düstersten Gedanken über des Menschen Geschick nach seinem Tode hin; offenbar gewährt es ihm eine Freude, in solchen Gedanken und Gefühlen zu wühlen.

Die Antwort der Freunde zeigt die jedem von uns bekannte Empfindlichkeit darüber, daß der andre nicht sofort auf die doch mit solcher Sicherheit vorgetragenen lehrhaften Expektorationen eingegangen ist. Unerbittlich halten sie ihren theozentrischen Standpunkt fest und drücken den Dulder hinunter statt ihn emporzuheben. Sie kämpfen nur scheinbar für Gott, in Wirklichkeit kämpfen sie darum, daß sie recht bekommen. Es ist eine grausame, selbstsüchtige Barmherzigkeit, was aus diesen Tröstern spricht. Mit großer Wichtigtuerei bringen sie, gestützt auf die Autorität der Alten, ihre Banalitäten vor — männliche Basen, die einen ans Krankenlager gefesselten Menschen als eine willkommene Beute ihrer frommen Geschwätzigkeit begrüßen. Unerbittlich wiederholt ihre Beschränktheit den einfältigen Schluß, der von der Strafe auf die Schuld zurückgeht. Hiob hat ganz recht, wenn er ihnen Kap. 16, 2 gründlich die Wahrheit sagt und es sich verbittet, daß sie es ihm mit ihrem Trost noch schwerer machen. Es könnte noch für manchen andern Tröster gesagt sein, was er ihnen ins Gesicht sagt, daß sie doch bloß an seiner Stelle und er an der ihren zu stehen brauche, damit er sie mit den gleichen Reden beglücke, mit denen sie jetzt ihn erfreuen. Einen solchen phantasierten Rollentausch muß man einem jeden empfehlen, der Leidenden wirklich dienen will. Das bekannte Wort Jesu läßt sich hier so abwandeln, daß man sagt: Rede so mit einem Kranken, wie du willst, daß man mit dir rede und verfahre, wenn du krank bist. Dazwischen blitzt in dem bekannten Auf und Ab der Stimmung, wofür man einen leidenden Menschen nicht verantwortlich machen darf, einmal wieder in Hiob die Hoffnung auf, daß er im Himmel einen Zeugen hat, der ihm sein ideelles Selbst wieder herstellt, indem er ihn von dem Vorwurf der Schuld reinigt. Es streckt sich das ganz unzerstörbare Bedürfnis des Menschen nach Gott, also der höchsten Autorität, die ihm seine sittliche Unversehrtheit versichern und bescheinigen kann, trotz aller Bitterkeit mit elementarer Gewalt demselben Gott entgegen, unter dessen Pein und Ächtung er so schwer zu leiden hat. Dann aber bricht doch wieder der alte Jammer hervor; in dem uns schon bekannten Mitleid mit sich selbst entwirft er ein übertriebenes Bild von dem Verhalten der Menschen gegen ihn. Aber in aller Verzweiflung und Enttäuschung spricht sich doch immer noch leise das Verlangen nach Glück vor den Toren des Hades aus, ein Beweis, wie oft Verzweiflung nur die Maske dieses unzerstörbaren Verlangens ist. Bildad verrät uns eine Schwäche, die wir nur zu selten an uns selber merken: er kann es nicht abwarten, bis Hiob fertig ist, damit die Freunde doch auch einmal zu Worte kommen, als wenn sie noch gar nichts gesprochen hätten. Man findet meistens, daß der andere recht lange redet, dagegen die eignen Worte findet man in der Regel sehr kurz. Man ist empfindlich, wenn einem jemand anders ins Wort fällt, aber man selbst glaubt natürlich dazu das Recht zu haben, wenn man überhaupt darüber nachdenkt; denn man hat ja natürlich das allein Richtige zu

sagen. Bildad sagt sein Sprüchlein her: fiat justitia, pereat mundus. Er spricht sein altes Wort, oder vielmehr nicht er, sondern die dogmatische Schule tut es, wo einer so spricht wie der andere und keine persönliche Note die Kraft der Überanstrengung schwächt. Das merkwürdige 19. Kapitel zeigt Hiob wieder in dem uns bekannten Wechsel der Stimmungen. Zuerst klagt er bitter über Gott und sagt geradezu, daß Gott und nicht er selbst das Unrecht tut. Dann kommt eine sehr bezeichnende Schilderung der Art, wie sich die Menschen zu ihm stellen; sie verrät das scharfe Auge und die überaus empfindliche Seele des Leidenden, der es instinktiv herausfühlt, wie er seiner Umgebung nicht nur lästig wird, sondern auch langsam ihre Achtung einbüßt; denn ein Mensch, der von seiner Machtstellung keinen Gebrauch machen kann, weil ihn die Krankheit und das Leiden zur Untätigkeit verdammt haben, macht Menschen keinen Eindruck mehr, die in dem Leidenden nicht den Menschen an sich, sondern nur den überlegenen Gebieter zu sehen gewöhnt waren. Diese Schilderung Hiobs darf nicht nur als Schwarzseherei und krankhafter Argwohn aufgefaßt werden; tatsächlich gibt es solche Stimmungen, wie er sie schildert, noch unter den Leuten; es ist sehr häufig eine schlecht angebrachte Idealisierung, wenn der pastorale Besuchs- und Leichenredenstil immer von der treuen Sorge der Angehörigen spricht; ebenso wie es auch eine Idealisierung ist, wenn der Kranke stets zumal nach seinem Tode, sentimental angesehen und aus rednerischen Gründen zu einer Art von heiligem Dulder umgemalt wird.

Das Ende des 19. Kapitels bringt dann wieder einen jähen Wechsel in der Stimmung Hiobs, wie er den nicht überraschen kann, der an sich oder an andern erlebt hat, wie die Krankheit das sichere Steuer des Lebens außer Tätigkeit setzt. Nach einer verzweifelten Bitte an seine Freunde um Erbarmen tritt ganz plötzlich wieder die Hoffnung auf, daß Gott ihn dennoch rechtfertigen und ihm als Freund erscheinen werde. Wir dürfen nicht vergessen, daß es schon eine recht ansehnliche Höhe ist, von der aus Hiob hier spricht; er hat das Verlangen, in seinem bessern Ich von Gott erkannt und vor der Welt dargestellt zu werden. Langsam tritt der Wunsch nach Rettung und Heilung durch Gott zurück hinter den andern, Gott als Freund und Erlöser zu schauen, der ihm seine Gerechtigkeit bescheinigt und ihm, dem Dulder, die schreckliche Meinung nimmt, daß Gott ihm zürne. Es ist also doch ein stark ideelles Verlangen nach Gott, das hier spricht. Nebenbei: ein solches Bedürfnis werden wir leider nur bei wenigen frommen unter unsern Kranken voraussetzen können; es ist auch falsch, mit ein paar Besuchen ein solches Bedürfnis erwecken zu wollen, es ist noch verkehrter, wenn man einen Kranken so behandelt, als wenn in ihm dieses Bedürfnis vorhanden sein müsse. — Die Art, wie Hiob nach diesem wunderbaren Ausbruch seines tiefsten religiösen Verlangens seine Freunde anfährt, erinnert uns daran, daß wir es nicht nur mit einem kranken und gereizten Menschen, sondern auch mit einem Mann des A. T. zu tun haben.

Auf die Rede Sofars, der wieder das alte Lied anstimmt, antwortet Hiob, indem er zunächst um etwas menschliches Gefühl bittet; sie sollen ihn doch nur einmal sich ausreden lassen. Dann aber bricht noch einmal die alte Bitterkeit bei Hiob durch, wenn er an das Glück des Gottlosen denkt. Es ist auch ein bohrendes Gefühl, wenn man sich von Gott oder Menschen ungerecht be-

handelt glaubt. Zu dem Leid selbst kommt dann noch dieses schmerzliche Gefühl dazu. Das bohrt und wühlt und frißt an der Seele — wenn man auch weiß, daß ein Vergleich mit andern gar nichts hilft, daß er sogar unsinnig ist – wer vergleicht nicht immer wieder sein eignes Los mit dem von anscheinend glücklichern Nebenmenschen! Wenn man auf sein Geschick sieht, pflegt man in der Regel sich mit solchen zu vergleichen, die über einem stehn; sieht man dagegen auf seine Tugend, so schaut man lieber nach unten. Ein Kranker hat nun leider allzuviel Zeit, jenen ersten quälenden Vergleich mit dem Geschick der Glücklichern anzustellen. Dabei wird es nicht an falschen Verallgemeinerungen fehlen; ist das doch immer eine Schwäche aller Menschen, zumal der leidenschaftlichen, daß sie allgemeine Urteile bilden müssen. Sie lieben den bestimmten Artikel: die Frevler oder gar der Frevler. So machen es die Freunde, wenn sie sagen: der Frevler muß zugrunde gehen. So macht es Hiob, wenn er sagt: der Frevler lebt im Glück. Bei beiden steht die Regel, daß Glück und Tugend zusammen gehören wie Frevel und Unglück, im Hintergrund. Von ihr aus beweisen einmal die Freunde, was sie beweisen wollen, daß nämlich Hiob ein Sünder sein muß; Hiob ist dann zwar Realist genug, um zu sehen, daß diese Regel keine solche ist; aber dann weiß er sich gar nicht mehr zu helfen. Es geht ihm wie vielen Kranken und Leidenden, bei denen wir dieses Gefühl voraussetzen können, daß ihnen von Gott und Menschen Unrecht geschieht. Es kränkt sie vor allem, daß sie eine Ausnahme von der Regel bilden, die Glück und Tugend zusammenbindet; denn wer glaubt nicht gut genug für das größte Glück zu sein! Aber sich als eine Ausnahme betrachten zu müssen, wenn es sich um ein Unglück handelt, tut ebenso weh, wie es wohl tut, wenn es sich um Glück handelt. Darum ist es ein gewisser Trost socios habuisse malorum; denn dann fällt das bittere Gefühl der Ausnahme weg und der Eindruck einer gewissen Regel beginnt seine versöhnende Macht auszuüben. Auf der andern Seite soll es aber fast jedes Glück etwas weniger groß machen, wenn man es mit mehreren oder gar vielen teilen muß.

Hiob verweilt bei diesem Gedanken, daß es dem Frevler gut geht, mit einer gewissen eigensinnigen Freude. Sein Wirklichkeitssinn hat dem Dichter diese Beobachtung vielleicht auf seinen Reisen nahegelegt, und sein ideeller Selbsterhaltungstrieb läßt ihn diese Beobachtung in eine Regel verwandeln, weil er dadurch von der Anklage, um seines Leidens willen ein Böser zu sein, entlastet wird. Bemerkenswert ist es, wie er diese Beobachtung vom Glück des Frevlers mit seinem immer noch unerschütterten Glauben an die Vergeltung zu vereinigen weiß: die Kinder des Frevlers erhalten die Strafe sicherlich; aber warum nicht er selbst? Das ist das Besondere an diesem seinem Gedanken, daß er eine Weise darstellt, wie der Glaube an die Vergeltung mit dem Zweifel paktiert, der durch die Beobachtung der Wirklichkeit genährt wird; zuerst wird die Vergeltung an das Lebensende des Frevlers verlegt; dann erreicht sie erst seine Kinder und Nachkommen. Aber dann macht sich wieder der individualistische Drang geltend, wie hier und bei Jeremia, daß der Frevler selbst ernten soll, was er gesät hat. Dieser Drang treibt dann aber über die sichtbare Welt in die andere hinüber.

Die folgende Rede des Elifas bietet wieder ein prachtvolles Beispiel

frommer Konsequenzmacherei und dogmatisch-deduktiver Vergewaltigung der Tatsachen. Der Fromme ist leicht in der Gefahr, von seinem gewissen Glaubens- und Dogmenstandpunkt aus Entscheidungen zu treffen, die nicht nur ein Urteil über bestimmte Tatsachen, sondern auch die Forderung enthalten, daß gewisse Dinge Tatsache sein müssen. Das führt dann oft zu einer heroischen Illusion, die der Kraft Flügel verleiht; manchmal aber auch zu einer gottseligen Unverschämtheit, von der wir hier ein schlagendes Beispiel haben. Dieses „Gewiß hast du Brüder gepfändet" ist so frech, wie das übliche „Sollte nicht Gott . .," das gerade durch die scheinbare Selbstverständlichkeit, die in der rednerischen Frage liegt, eine innerliche Unsicherheit und wirkliches Nichtwissen verbergen soll. Es scheint ja nur ein falscher logischer Schluß zu sein, wenn Elifas so folgert: Das Übel ist auf alle Fälle Strafe; du willst gottesfürchtig sein; also ist es eine Torheit, anzunehmen, daß dich Gott für deine Gottesfurcht straft; er straft dich vielmehr für verborgne Sünde. Es scheint nur ein falscher Schluß, nämlich die beliebte Umkehrung von Subjekt und Prädikat zu sein; aber hinter dieser Unlogik steckt die Unmoral; es gibt eine Ethik der Logik und sogar der Grammatik; denn in der Regel ist der böse Wille an solchen Fehlern schuld. Diese bittern hypothetischen Anklagen werden durch die salbungsvollen Redensarten, mit denen Elifas schließt, nicht gemildert; wir dürfen ja nicht glauben, daß wir es mit frommen Worten auswischen können, wenn wir einen Menschen gekränkt haben; denn dieses brennt stärker und länger, als jene unsere freundlichen Worte wirken. Übrigens ist an den Freunden vielleicht auch dies zu beachten: wenn man etwas Dummes oder Böses gesagt hat, neigt man merkwürdig stark dazu es zu wiederholen; damit will man entweder sich selbst oder die andern an den Inhalt seiner Worte glauben machen.

Nun kommen die bedeutungsvollen Schlußreden Hiobs. Es ist kein Eigensinn, wenn er auf seiner Unschuld besteht; Eigensinn nennt man es immer, wenn der andere uns nicht nachgeben will, da wir natürlich recht haben und er unrecht; an uns selbst freilich nennen wir es stets Charakterstärke. Es ist durch und durch recht, daß man unerbittlich auf seinem Standpunkt stehen bleibt, wenn man fest von ihm überzeugt ist, mögen es auch noch so gute und noch so alte Freunde sein, die einen eines Bessern belehren wollen. Dann wäre Nachgeben um des lieben Friedens oder auch nur um der lieben Ruhe willen eine sträfliche Pflichtverletzung, wenn es nicht gerade Leute sind, auf die man überhaupt nichts zu geben hat. Hiob kämpft hier um seine Ehre vor Gott und Menschen; das kann die höchste Pflicht sein; denn ohne Ehre hört in der Regel unsere Geltung und damit auch oft unsere Wirksamkeit auf. Schon hier freilich wollen wir einen Blick auf das Kreuz Jesu werfen, das zwar vor Menschen die größte Schande schien, dafür aber Jesus die höchste Ehre und die höchste Wirksamkeit eingebracht hat. — Wir werden es dem Hiob nicht übelnehmen, ebenso wie wir es unsern Durchschnittschristen verargen wollen, wenn er mit einer gewissen Rührung und auch Selbstbespiegelung bei seiner frühern Daseinsweise verweilt, in der Glück und Tugend so prompt zu einander stimmten. Dabei mag ja ein wenig Erinnerungsoptimismus mitspielen; aber es ist ein guter seelsorgerlicher Rat, daß sich die Leidenden an schönen Vorstellungen erfreuen sollen; das ist sicher besser, als wenn sie sich die Seele mit bittern Gedanken zerreißen. Freilich dient

hier bei Hiob jenes schöne Bild dazu, die Gegenwart nur noch trüber und ungerechter erscheinen zu lassen. Aber weiß einer das abzuwehren, dann kann ihm die Erinnerung an Glück und hohe Tage des sittlichen Lebens eine große Genugtuung und auch ein Beitrag zur Gesundung sein. Bei Hiob freilich läuft der Vergleich aus in eine ganz besonders bitter und heftig hervorbrechende Anklage gegen den ungerechten Gott. Diese bekommt ihren ganz besonderen Stachel durch Hiobs Ausführungen im letzten Kapitel; es sind das die berühmten hypothetischen Selbstverteidigungen, in denen das höchste Ideal des ganzen A. T., wenn auch in negativer Form, aufleuchtet. Ihren Sinn müssen wir uns darum klar machen. Hiob sagt wie im Kehrreim: wenn ich das und das Böse tat, dann müßte, dann dürfte Gott mir das und das tun. Also er hat es nicht getan. Dann durfte auch Gott ihm kein Übel auflegen, das nur eine Strafe für Sünden sein konnte. So ist Hiobs Blick rein auf die Vergangenheit gerichtet. Es handelt sich für ihn nur um die Rechtfertigung seines frühern Wandels. Er sagt nicht etwa: Ich will nun gut und rein, besser und reiner werden; — das wäre seine Läuterung durch die Leiden, die darin zum Ausdruck käme. Sondern er sagt: Ich bin gut und rein gewesen, ich war sogar ganz besonders gut und dennoch — — —. Darin liegt die ganze Bitterkeit ausgesprochen, die seine Seele erfüllt: der Gute, der ganz besonders gut war, hat ganz besonders zu leiden. Das muß auf dem Boden des A. T. die größte Paradoxie bedeuten. Mehr oder weniger klar liegt darin dies als seine Überzeugung: Wenn Leiden ein Zeichen von Ungerechtigkeit ist, wenn ich aber nicht ungerecht gewesen bin, dann bleibt nur eins übrig: dann ist Gott ungerecht. So steht es immer, wenn man auf dem Boden gewisser Voraussetzungen eine Frage lösen will, die ihre Gültigkeit weit hinter sich läßt; es kommt zu einer schreienden Paradoxie. Die Voraussetzung, daß Gott gerecht, im menschlichen Sinne gerecht sein müsse, wagt natürlich damals niemand anzutasten. Daher kommt dann diese völlige Ratlosigkeit Hiobs. Daher kommt es auch, daß dieses letzte Kapitel der Klage Hiobs wie ein vom Blitz gefällter Baum, wie ein ausgebrannter Turm in die Höhe ragt. Das ganze bohrende Weh, das durch das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, verschärft, neben allem Leiden selbst, in die Seele dringt, das spricht hier in einzigartiger Stärke einen jeden an, der in Seelen zu lesen versteht. So endet denn dieser Teil mit einem gewaltigen Fragezeichen: Gott, bist du gerecht? Gott antworte deinem gequälten Knecht: Bist du gerecht?

3. Nachträge.

Es wäre etwas Großartiges für den ästhetischen Betrachter, wenn das Gedicht mit diesem Fragezeichen geschlossen hätte. Und der sittlich gerichtete Wahrheitssinn müßte den Mut anerkennen, der sich in diesem schmerzlichen Verzicht auf praktisch wertvolle Erkenntnis äußerte. Aber es ist verständlich, daß auf dem Boden des Glaubens an Gott dieses Fragezeichen nicht das Letzte sein durfte; wir müssen es allen „Gottsuchern" von heute immer wieder sagen, daß die Religion nicht vom Suchen, sondern vom Haben lebt; und dasselbe gilt auch von allen Theorien über ihre Entstehung, daß sie niemals mit einem Bedürfnis, sondern erst mit dessen Erfüllung entstanden gedacht werden kann. Wer es auch nun immer gewesen sein mag, der die Kap. 38 – 42 angefügt hat, er hat eine

Antwort gegeben, die wir in den Kreis unserer Betrachtung ziehen müssen. Der Dichter läßt Gott selber erscheinen und sprechen. Gott schlägt bekanntlich diese schmerzliche Frage Hiobs mit dem Hinweis auf seine Allmacht nieder. Er beweist ihm, daß er, Gott, der Größere ist. Dazu geht er alles durch, was es am Himmel und auf der Erde Großartiges und Wunderbares gibt. Hiob hatte nach Gottes Gerechtigkeit gefragt, und Gott antwortet mit dem Hinweis auf seine Größe. Hiob liegt alles an dem Sinn Gottes, Gott antwortet mit dem Blick auf seine Macht. Mit quantitativen Maßstäben wird Hiobs schmerzliche Klage über Gottes Qualität, wie sie ihm in seiner Not erscheinen mußte, abgewiesen. Man darf zwar nicht so sagen, daß für Gott nach diesen Ausführungen Macht vor Recht geht; aber man muß sagen, daß der Blick auf die unendliche Macht und Weisheit Gottes, die sich in der Natur offenbart, die Frage nach dem Recht niederschlagen helfen soll. Der Erfolg dieser Schilderungen ist dann wirklich der, daß Hiob einsieht, wie beschränkt sein Verstand ist, und sich stille fügt.

Gott erscheint hier uns, die wir ihn vor allem als den „lieben Gott" kennen gelernt haben, wirklich recht hart. Man hat aber nicht den Eindruck, daß es eine Härte ist, in die sich Liebe und Güte kleidet; die Härte ist offenbar kein Gewand, sie ist Wesen. Man hat auch nicht den Eindruck, als ob der Ausflug in das Universum ablenken soll; er soll alleine niederschlagen. Man hat endlich nicht den Eindruck, als ob hier Rücksicht genommen wäre auf die feinern und tiefern Regungen in der Seele Hiobs, die sich bisweilen vorher geltend gemacht hatten; kaum auf den Gesichtspunkt der Wiederherstellung seiner Ehre, geschweige denn auf sein zartes Verlangen nach dem Gott, der ihn doch so herb behandelt, wird eingegangen. Es liegt also etwas Hartes, man möchte fast sagen Herzloses in der Anwendung dieser quantitativen Maßstäbe. Darum können wir uns nur über eines freuen: wer hier spricht, das ist ja doch nicht Gott, das ist nur einer seiner Sachwalter. Hier spricht ja nicht Gott selbst zu einem Menschen, sondern ein Mensch spricht von seinem Gott, wie er ihn versteht. Es ist das doch ein Beispiel von der großartigen Befreiung, die uns neben allen Beschwernissen unsere kritisch-geschichtliche Auffassung der Schrift gebracht hat. Natürlich ist es nicht leicht für jemand, sich in der Schrift zurechtzufinden, wie sie uns so nun erscheint. Es gehört doch immer etwas dazu, Stellen, die mit Anführungszeichen und einem „Gott spricht", als Gottes Worte eingeführt sind, so zu kritisieren und als Menschenworte abzulehnen. Aber es geht natürlich nicht anders; daran müssen wir in Bibelstunden unsere Leute gewöhnen, soweit wir es nicht mittelbar und schweigend durch unsere ganze Behandlung der Schriftstellen selber getan haben. Es wird sich uns dabei herausstellen, daß wir mit den Worten dieses unseres Dichters immerhin manches anfangen können, wenn wir ihnen einen Sinn und eine Richtung geben, wie sie unsern Gedanken entsprechen. Dabei werden wir auf seine Begeisterung für die Natur und das Universum achten, aber auch auf seine Gleichgültigkeit gegen den Menschen selbst, zu der ihn seine Bewunderung Gottes in der Natur hinreißt. Aber wir werden dabei derselben Musik einen andern Ton zu geben versuchen. Denn der Ton, den dieser Dichter ihnen gibt, ist nicht besonders erhaben. Wir verstehen es vielleicht langsam, wenn wir seiner ganzen Art nachdenken, daß

Hiob, der aufrichtig an Gott zweifelt, Gott näher sein kann, als ein solcher Gläubiger, der Gott auf jeden Fall zu verteidigen strebt.

Das gilt besonders freilich von Elihu oder dem Mann, der die ihm in den Mund gelegten Reden geschrieben hat. Auch er nimmt schweren Anstoß an der Lösung des Problems, wonach Hiob der Gerechte ist und darum Gottes Gerechtigkeit Zweifeln unterliegt. Es ist kein sehr angenehmer Mensch, dieser Elihu oder sein Hintermann. Er stellt einen Typ des frommen Menschen dar, dem jeder schon einmal begegnet ist. Mit Worten und nur mit Worten unter allen Umständen obzusiegen, ist die Hauptsache; daß man aber für Gott mehr wirken kann, wenn man durch den stillen Eindruck, den man mit seiner ganzen Person macht, an ihn erinnert und zu ihm führt, davon weiß er nichts. Mag der advocatus diaboli eine wenig einnehmende Person sein, der durchschnittliche advocatus dei ist es auch nicht. Man wird im Leben der Frömmigkeit und in dem der kirchlichen Parteien auf diesen Typ achten müssen, und wenn man ihn findet, soll man sagen: Da ist ja Elihu! Einbildung und breite selbstgefällige Geschwätzigkeit sind ja doch immer noch Kennzeichen einer gewissen Sorte von frommen Leuten. Daran wird dadurch nichts geändert, daß er sachlich das Beste vorbringt, was im ganzen Buche zu finden ist. Und dies ist das teleologische oder pädagogische Verständnis des Leidens. Die Freunde hatten gesagt: Du leidest, weil du gesündigt hast; beseitige die Ursache, und die Wirkung fällt auch weg. Elihu sagt: Gott läßt Hiob leiden, damit er ihn fern halte vom Unrecht. Er will ihm die Hoffart austreiben, um ihn vor der Grube zu retten und seine Seele vor der Fahrt nach Scheol. (33, 17 – 19 Übersetzung von Duhm.) Man kann sagen, Elihu bediene sich der modernen Theorie von der Strafe statt der klassischen, wenn diese von dem Gedanken der Vergeltung, jene von dem der Erziehung geleitet ist. Haben die drei Freunde die Vergeltungslehre angewandt, um Gottes Verhalten zu deuten, so zieht jener zu diesem Zwecke die pädagogische Lehre heran. Es wird sich uns noch der große Wert dieser Form der Deutung herausstellen. Die Schwierigkeit, die die Anwendung der pädagogischen Theorie mit sich bringt, hat Elihu übersehn; er setzt nämlich immer voraus, daß Sünde dem Übel vorausgegangen ist. Darin ist er ganz Jude. Das Problem wird am peinlichsten, wenn das nicht der Fall war, wo es sich also um die Deutung des Übels handelt, das mit keiner Sünde, weder unmittelbar noch mittelbar in Beziehung und Verbindung steht; davon wird noch zu handeln sein. Es darf aber schon jetzt nicht unerwähnt bleiben, wie es ja schon eben angedeutet worden ist, daß Elihu trotz allem im ganzen noch vollständig auf dem Boden der alten Gesamtanschauung steht. Die Worte, die jenes teleologische Verständnis verraten, machen mehr den Eindruck eines gelegentlichen Einfalls. Sonst hat er wie die andern über Übel und Sünde und über Übel und Gott gedacht. Auch für ihn ist das Übel Strafe, auch für ihn ist es undenkbar, weil es undenkbar sein muß, daß Gott, der Regent der Welt, ungerecht sein könnte.

Diese beiden Nachträge sind praktisch von großer Bedeutung. Sie machen einem klar, wie überaus tief und fest eingewurzelt die Vorstellung ist, die sie gegen den kühnen Schluß des großen Dichters, der im Kap. 31 enthalten ist, in Schutz zu nehmen das Bedürfnis fühlen. Dessen hochfliegender Individualis-

mus und Wirklichkeitssinn ist nicht leicht für den Durchschnitt des Volkes oder der Gemeinde zu ertragen; jener nicht, weil man es nicht dulden kann, daß sich einer so mit seinen Ansichten über alles bisher Geglaubte erhebt und damit so stark die Unabhängigkeit des einzelnen von den großen rechtlich-sittlichen Zusammenhängen verkündigt, die das Gemeinwesen regeln; dieser Wirklichkeitssinn ist ebenfalls unbequem, weil er den Durchschnittsmenschen aus lieb gewordenen und bewährten Anschauungen aufschreckt, die für ihn das Glück der Gesamtheit und das Wohl des einzelnen zu verbürgen scheinen, und weil man sich überhaupt gern die Augen mit einem Schleier bedeckt, der sie vor der Wirklichkeit mit ihren so brutalen Seiten schützen soll. Wenn unsere Gemeinden wüßten, was eigentlich der innerste Kern dieser Hiob-Gedichte ist, sie würden erschrecken. Sie würden dann wohl selber solche Verbesserungen vornehmen, wie sie unser Buch Hiob so reichlich aufweist. Denn es ist nicht jedermanns Geschmack, so kühn der Wirklichkeit ins Auge zu sehn und so einsame Wege zu gehn, die allem Gültigen widersprechen müssen.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite, die wir hier schon andeuten wollen. Gewiß, es war ein großer Erwerb der menschlichen Geistesgeschichte, als dem Menschen der Zusammenhang zwischen sittlich-gut und nützlich-gut, zwischen übel und böse aufgegangen ist. Es war ein großer Fortschritt, als er die Welt und das Leben mit dem Bild des richtenden Gottes verstehen lernte. Es läßt sich darum sehr wohl verstehen, wie die Menschen an diesem Erwerbe und an diesem Bild hängen; mit diesen Erkenntnissen scheint ihnen tatsächlich der Bestand der menschlichen Gemeinschaften verbürgt zu sein. Aber dieser Zusammenhang wirkt verhängnisvoll, wenn er als unüberschreitbar gilt, wenn als gut nur das angesehen wird, was Gutes im Gefolge hat, und als böse nur das, was Strafe nach sich zieht. Oder man kann es auch umgekehrt ausdrücken: der Zusammenhang ist verhängnisvoll, wenn alles Gute auf Güte und alles Übel auf Böses zurückgeführt wird. Denn dabei ist folgendes unvermeidlich: da die Menschen so gern dazu neigen, immer „Nur" zu sagen, so wird ihnen Güte bloß das sein, was zu Gutem führt, und ebenso Böses nur das, was zu Übeln führt. Damit wird der nächste große Schritt in der Entwicklung gehemmt, der in der Erkenntnis des absoluten, also von seinen guten Folgen losgelösten Guten, und ebenso des absoluten Bösen besteht. Das ist aber etwas sehr Schlimmes; man kann sagen, daß dies die Stufe ist, auf der der Durchschnitt unserer Mitmenschen, auch der unserer Gemeinden noch immer steht. Eben darum neigen sie auch umgekehrt dazu, beim Guten, das ihnen oder auch andern begegnet, immer nach dem Verdienst, und bei dem Übeln, das andere oder auch sie trifft, immer nach der Schuld zu fragen. Die erste dieser beiden letzten Unarten züchtet den Pharisäismus, den Undank und Hochmut, die zweite aber die Unbarmherzigkeit, die zuerst die Schuldfrage stellt und dann erst ans Helfen denkt. Wenn man sich klar macht, wie tief diese Gedanken aller gesetzlichen Frömmigkeit eingeprägt waren, dann versteht man es, welche Sisyphusarbeit die großen Helden geleistet haben, die die Erkenntnis der absoluten sittlichen Werte anbahnen, also eine gewisse Trennung jener beiden Begriffspaare wieder vornehmen wollten, die in ihrem Entstehen und Wachstum so eng miteinander verbunden waren. Dann sieht man aber auch ein, welche Riesenarbeit immer noch dazu gehört, diesen

weltgeschichtlichen Erwerb der relativen Trennung von sittlich-gut und nützlich-gut, von bös und übel in das Verständnis und vor allem in das Gewissen der Leute hineinzuleiten, die dieses für den sittlichen Menschen und besonders für den Christen grundlegende Erlebnis noch nicht gemacht haben. Dazu vor allem soll uns das Buch Hiob, kritisch-geschichtlich behandelt und verständlich gemacht, helfen, daß unsere Leute diesen großen Schritt tun lernen. Die Trennung, von der wir sprechen, soll in folgenden Sätzen ihren Ausdruck finden: Nicht alles Glück ist Verdienst, nicht alles Übel ist Schuld; Güte ist nicht nur alles, was sich lohnt, Sünde ist nicht nur das, was sich straft. — Mit diesen negativen Sätzen ist ausgedrückt, was wir mit der relativen Trennung meinten. Denn wir dürfen nicht in das Gegenteil verfallen, zu behaupten, daß es kein Gutes gäbe, das auf Güte, das es kein Übel gäbe, das auf Sünde zurückzuführen sei; oder daß der Gute es immer schlecht, der Böse es immer gut habe. Das sind trotzige Worte aus verbittertem Gemüt; aber ein solches ist nicht sachlich und ruhig genug, um gehört zu werden.

Diese Fragen über den Zusammenhang von Geschick und Verhalten sind zu wichtig für die Praxis, als daß wir schon jetzt über sie hinweggehen könnten. Wir wollen den Punkt, den uns das Buch Hiob wie das uns umgebende Leben am nächsten legt, nämlich den Zusammenhang zwischen Leid und Sünde, wie schon in der Übersicht angegeben war, noch ausführlich zu erörtern suchen.

III. Das Menschenleid.

Es gibt sehr viele tüchtige und ernste Menschen unter den Christen und den Pfarrern, deren Denken ganz allein auf die Sünde und die Schuld eingestellt ist. Der große Zug unserer religiösen Entwicklung von Jesus und Paulus und Luther her hat es so mit sich gebracht. Dem Buddhismus gegenüber rühmen wir uns auch dessen, daß wir die Sünde mehr als das Leid beachten. Die Sünde ist eine Sache für sich, sie ist ein Schade, auch wenn sie kein Leid mit sich bringt; und die Erlösung, die Christus brachte, soll eine solche von Sünde und Schuld sein, dahinter die von der Not zurücktritt. Aber wir brauchen nichts von dieser Strenge einzubüßen, um auch dem Leid eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist gut, daß uns das Buch Hiob immer wieder daran erinnert. Und zumal die Anhänger einer freier gerichteten theologischen Auffassung müssen sich mit ihm befassen. Ist ihr doch schon der Vorwurf gemacht worden, daß sie bloß etwas für die Sonnenseite des Lebens ist. Demgegenüber muß zugestanden werden, daß das Leid eine so große Rolle in der Welt spielt, daß eine religiöse Auffassung, die ihm nicht gerecht würde, ausgespielt haben müßte. So tun wir denn einen Gang durch das menschliche Leid, nachdem wir uns wie mit einem Schutzmittel mit dem Vorsatz dazu gerüstet haben, vor nichts die Augen zu verschließen, aber auch niemals sentimental zu werden. Ein solcher Gang durch die harte, furchtbare Wirklichkeit des Leidens tut einem auch schon dazu gut, daß man aufhört, mit diesem Wort umzugehn, wie man oft mit einem überlieferten Begriff umgeht; denn wie schnell sind wir bei der Hand, ihn in irgend ein dogmatisches oder ethisches Denken einzustellen und ihn damit seiner schrecklichen Schwere zu entladen. Dann bildet das Wort irgend eine Umgangsmünze

oder irgend ein Mosaikstückchen unter den vielen, mit denen wir zu arbeiten haben.

Wo lernt man denn das Leid der Menschheit kennen? Man lese Zeitungen, besonders die Vermischten Nachrichten; man gehe durch ein Krankenhaus oder Irrenhaus, oder spreche mit Ärzten und lasse sich von Krankenschwestern erzählen. Man gehe über einen Kirchhof und frage den Totengräber nach dem Geschick der einzelnen, die da begraben sind. Man lese die Gerichtszeitungen, man studiere Berichte der Innern Mission über all ihre Anstalten, z. B. für Blöde, Taubstumme, u. s. w. Man lese die statistischen Mitteilungen über Selbstmörder, Unfälle, Verbrechen, Seuchen, Krankheiten. Man lese die Börsenberichte mit dem Auf und Ab der Kurse, besonders mit ihren Berichten über Kursstürze. Man beachte in der Zeitung die Ecke, wo die Konkurse stehen. Man gehe einmal in ein Gefängnis oder Zuchthaus; oder man verfolge alle wohltätigen Bestrebungen oder sozialpolitischen Aufgaben; denn überall liegt ihnen doch ein Übelstand zugrunde, dem sie abhelfen wollen, Wohnungselend, Obdachlose, gefallene Mädchen, Entgleiste, Fallsüchtige und dergl. Man höre sich um, wovon die Menschen sprechen: das Unglück, sei es ihr eignes oder das anderer, bildet einen Hauptgesprächsgegenstand. Man streife einmal über einen Bahnhof, über einen Dampfer, durch einen Vergnügungsraum — wie viel traurige Gesichter sieht man, oder wie viel lustige, denen man anmerkt, daß ihre Lustigkeit eine Maske ist. Gibt man sich die Mühe, auf irgend einem jener oben erwähnten Gebiete, wo sich das Leid finden läßt, einen Fall, etwa einen Selbstmord, herauszugreifen, um ihn in seine Voraussetzungen und in seine Folgen zu verfolgen, welches unendliche Leid tut sich einem da auf! Oder wenn man an eine große Seuche, an ein großes Kindersterben, an eine Riesenüberschwemmung, an ein Erdbeben oder an den Krieg denkt, und dann sich die einzelnen Fälle ausmalt, während man meist nur gedankenlos oder neuigkeitslüstern mit der Wonne am Grausigen solche Dinge liest, welche unendliche Summe von Leid stürmt dann auf einen ein! Dann hört man beinahe auf, das Leid als die Ausnahme zu betrachten, vielmehr wundert man sich, daß es noch Menschen gibt, die über kein Leiden zu klagen haben.

Wenn ich nun mit der Schilderung des Leidens noch mehr ins einzelne gehe, so sind die folgenden Blätter nicht für solche bestimmt, die in ihrem eigenen Umkreis oder in einem langen aufmerksam beobachtenden Leben viel mehr von dieser Schattenseite des Daseins gesehen haben. Aber ich denke daran, wie froh ich als junger Pfarrer für einen solchen Blick in ein wichtiges Gebiet des Lebens gewesen wäre, das sich mir nur sehr langsam eröffnet hat; darum möchte die folgende Schilderung ähnlich geführten Kandidaten und Pfarrern einen Wegweiser bieten.

Wie groß ist doch das Heer der körperlichen Übel! So viel Teile des Körpers und so viel Verrichtungen des leiblichen Lebens es gibt, so viel Gruppen von Leiden gibt es. Meist fallen einem nur die großen und schweren Krankheiten auf: wenn die Schwindsucht drei blühende Söhne hintereinander wegnimmt, wenn der Krebs seinen unheimlichen Gang geht, wenn eine Lungenentzündung in ein paar Tagen einen starken Menschen mitnimmt oder wenn der Typhus in einer Gasse aufräumt. Man sieht auch, wie sich arme Menschen

jahrelang mit Gicht und Rheuma quälen oder wie offne Wunden eine beständige Sorge bilden. Aber was man meist nicht in demselben Grade gewahr wird, das ist die unheimliche Macht der Nervenleiden und was alles noch dazu gehört. Ein nicht ganz normaler Mann, eine hysterische Frau, eine fast blöde Tochter — was das für ein Jammer ist, vermag niemand zu ahnen; denn hier kommt zu dem unmittelbaren Leid noch die Scheu hinzu, etwas darüber zu sagen, weil diese Krankheiten oft genug noch nicht als Krankheiten angesehen werden. Welches Elend aber kann schon einfache Nervosität, kann das Kreuz der Schlaflosigkeit über den Leidenden selbst und erst recht über seine Angehörigen bringen. Diese Leiden werden oft geringschätzig oder gar spöttisch angesehn; aber es sind wirkliche Leiden. Sie können mehr quälen als Gicht oder irgend eine Wunde; denn es sind durch sie grade die Empfindungsorgane angegriffen, die ganz unmittelbar mit dem Gefühl in Verbindung stehn. Wenn es gesunde Leute gibt, die sich eine Darmfistel ohne Narkose herausnehmen lassen, so ist diese Fistel viel weniger ein Leid, als die Nervosität eines Menschen, dem ein greller Lichtstrahl schon eine unendliche Pein verursacht. Bei dem Wort Darmfistel sieht jeder auf, bei dem Wort Nervosität machen viele Leute ein sehr merkwürdiges Gesicht, das den Dulder noch viel elender machen kann. Und dann die allergeheimsten Dinge, die an der Kraft und an der Freudigkeit zehren, sollen hier nur angedeutet werden; aber der Seelsorger muß wissen, daß es solches Leiden gibt, das nur mit den allernächsten Angehörigen und dem Arzt besprochen werden kann.

Wieder sind es selbstverständliche Dinge, wenn wir in die andern Lebensverhältnisse der Menschen hineinblicken. Je wichtiger ein Verhältnis zwischen Menschen ist und je inniger, desto größer sind auch die Leiden, die es mit sich bringen kann. Was bedeutet doch eine unglückliche Ehe für eine Welt von unsagbarem Jammer! Ferner: hier seufzt man über zu viele Kinder, dort über Kinderlosigkeit. Oder was bedeutet ein verlorener Sohn eine Fülle von meist schamhaft verborgnem Weh! Bruderzwist, Prozesse zwischen Eltern und Kindern, eine hysterische Person in der Familie, ein verschuldetes Familienglied — an solche Dinge muß man denken, wenn man das Wort Leid ausspricht. Böse Nachbarn, Feinde, aus Freunden und Verwandten zu Hassern gewordene Gegner, Erpresser und Blutsauger — diese üblen Namen deuten alle in dunkle Stunden hinein. Das Berufsleben erst — wie reich ist es an Kummer! Zu viel Arbeit, zu wenig Arbeit, ein Mann an einem ungeeigneten Platz und ein Mann, der seinen Platz nicht finden kann, der ihm gebührt und den er ausfüllte wie kein anderer, Mißerfolge, tödliche Konkurrenz, Überholung durch neue Arten von Betrieben, die Not, ein armes Leben durch ein scheinbar standesgemäßes zu verdecken, hungernde Proletarier und hungernde alte Damen — wir wollen es aber damit bewenden lassen, da es uns nicht auf die Aufzählung allen möglichen Leides, sondern auf ein paar Fingerzeige ankommt.

Wohin man blickt, findet sich etwas von diesen Leiden. „Das Skelett im Hause" von Spielhagen ist eine Erzählung, die tiefen Eindruck macht; dort ist dargestellt, wie es irgend einen dunkeln Punkt in jeder Familie gibt. Eine wackre Frau meiner frühern Gemeinde drückte das noch drastischer so aus: „Über einer jeden Haustür steht ein „Wenn das nicht wäre!" Die Kreuzschau von Chamisso enthält als erste Wahrheit schon dies eine, daß ein jeder sein Kreuz

hat. Dieses Kreuz besteht bald darin, daß etwas vorhanden ist, was drückt, bald darin, daß etwas fehlt, um das Glück vollkommen zu machen. Wenn auch natürlich die erste Form die schwerere ist, so wird doch vielleicht die zweite gerade so hart empfunden. „Wenn das noch wäre" dieses Wort kann gerade so weh tun, wie jenes eben angeführte „Wenn das nicht wäre." Sicher beruht manches Leiden der zweiten Art zwar auf Einbildung und Undankbarkeit, aber ein Leiden bleibt es trotzdem.

Nun werfen wir noch kurz einen Blick auf die Art, wie das Leiden gespürt und getragen wird, ehe wir zu unsern Hauptfragen übergehen. Wie verschieden ist doch diese Art! Hier trägt ein Menschenherz trotzig sein Leid, dort kann sich ein anderes gar nicht aus seiner Verzagtheit erheben. Hier hilft sich einer mit Scherz und Humor über sein Leid hinweg, dort versinkt ein andrer immer tiefer in Melancholie und Hypochondrie, um es damit nur zu verdoppeln. Oder es treibt die furchtbare Folter, über die die Natur in manchen Krankheiten verfügt, zur Verzweiflung. Der gläubig-beschauliche Adalbert Richter wurde so von seinem Leberkrebs gemartert, daß er sich mit dem Rasiermesser den Hals abschnitt; von Saar hat ebenfalls seinem Leben ein Ziel gesetzt, weil er sein erbarmungsloses Darmleiden nicht mehr ertragen konnte (nach Bettelheim). Den einen zieht das Leid ganz von den Menschen ab, der andere sucht in Saus und Braus oder in hastigem Vergnügen kurzes Vergessen, das er mit um so längerem und bitterem Schmerze büßen muß. — Aber was brauchen wir uns noch lange zu besinnen? Wir haben ja in der Schilderung, die unser Gedicht von Hiob entwirft, Anhaltspunkte genug, um uns die innere Seite des Leidens anschaulich zu machen. Man kann wohl sagen, daß es dem Dichter gelungen ist, einen Typus zu zeichnen, der die meisten Einzelzüge vereinigt, wie wir sie bei frommen Duldern und unfrommen Leidenden finden, ehe sie sich durchgelitten haben. Wir wollen diese Züge auf ein paar Begriffe bringen, die uns nachher dazu helfen sollen, das Gegenbild, also das Ideal des Leidenden, zu zeichnen.

Zuerst fällt an einem solchen Leidenden die Passivität auf. Er leidet wirklich unter seinem Leiden oder er erleidet es. Es ist größer als er — absichtlich betonen wir das Er, weil gerade das stärkere Geschlecht wehleidiger zu sein pflegt als das sog. schwache der Frauen, das es von Haus aus nicht anders weiß, als daß es leiden muß. Wenn einer so unter seinem Leiden leidet, dann sinkt er von seiner geistig-persönlichen Höhe herab. Er herrscht nicht mehr, sondern er läßt sich beherrschen. Manchmal ist dann ein Schnupfen ein größerer Tyrann als ein Todesfall, wobei man Heroismus prästieren kann. Wundt hat drei Paare von polaren Gefühlen aufgestellt: Lust und Unlust, Spannung und Lösung, Erregung und Beruhigung, wofür man besser Niedergedrücktheit sagen kann. Die an zweiter Stelle genannten negativen Glieder dieser Gefühlspaare bezeichnen den tiefsten Grad dieser Seite an einem Durchschnittsleidenden. Alle Kräfte und Strebungen haben sich gelöst, die Seele steht unter einem Druck, und sie ist voll von Unlust. Es ist schwer zu sagen, wo die Grenzlinie zwischen sittlicher Freiheit und Naturnotwendigkeit durch die Menschenseele hindurchläuft; jedenfalls ist sie ganz individuell; der eine leistet das Sterben als eine Tat, der andre ist schon hilflos und aufgelöst, wenn er am Morgen zwei Stunden früher wach geworden ist als sonst. Diese Macht des Übels über die Seele äußert

sich auch darin, daß der Leidende gar nicht von ihm loskommt: immer sorgt oder immer reflektiert er darüber, alles betrachtet er unter dem Gesichtspunkt seines Wehs.

Damit hängt dann ein zweites zusammen: die bekannte Selbstsucht der Leidenden in dem Stadium, das wir voraussetzen. Auch da muß man wenigstens begrifflich zu unterscheiden suchen zwischen einem Zustand, der noch die volle Möglichkeit geistig-sittlicher Betätigung voraussetzt, und einem andern, wo die Krankheit einen Menschen tatsächlich um seine geistige Klarheit und sittliche Verantwortlichkeit gebracht hat. Häßlich ist es, wenn ein Nervöser sein Haus tyrannisiert oder immer vorbeisieht, wenn von andrer Leute Leid geredet wird; aber es ist doch ganz offenbar die ursächliche Folge etwa des Fiebers, wenn auf ihrem Krankenbett eine Mutter, die sonst die Liebe selber ist, geradezu gleichgültig gegen ihre Kinder wird oder ein pflichtgetreuer Beamter unter quälenden Gichtschmerzen mit allen Fragen des Amtslebens verschont sein will. Der Selbsterhaltungstrieb der Natur läßt die Gedanken gerade dann, wenn das Leben bedroht ist, mit einer fast mechanisch wirkenden Wucht um das eigne Ich kreisen, sodaß es ein großes Lob ist, wenn man mit seinem sittlichen Willen dieser Bewegung entgegenstrebt, und daß es auch keine allzugroße Schuld ist, wenn man ihr gehorcht. — An diese Selbstsucht knüpfen sich dann alle jene Fehler, die wir an Hiob gewahrten: das Mißtrauen, die Hitze, die Empfindlichkeit gegen die Umgebung, Dinge, die wir auf manchem länger dauernden Krankenlager immer noch beobachten können.

Aber noch eines müssen wir nennen, worin die Wurzel zu allem subjektiven Leiden steckt, und das ist die Art, wie der Leidende die Dinge des Lebens abschätzt. Leiden besteht immer darin, daß ein Gut bedroht, verletzt oder verloren wird. Ein Gut aber ist ein Gut, weil es wertgeschätzt wird. Es klingt ja schrecklich hart, wenn wir solche Dinge, die ein Menschenherz bluten machen, auf kahle Formeln bringen; aber es geht nicht anders, wenn wir helfen wollen. Es leidet also der unter seiner Krankheit, der seine Gesundheit und seine körperliche Zufriedenheit wertschätzt. Oder man leidet solange unter dem Verlust von Geld, als man das Geld als ein Gut wertschätzt. Die Witwe leidet so lange unter ihrer Einsamkeit, als ihr die unmittelbare Nähe des Gatten ein Gut wäre. Gleichgültigkeit gegen ein Gut macht immun gegen den Schmerz bei seinem Verlust; der Besitz eines höhern Gutes läßt den Verlust eines geringern erträglicher werden. — Von hieraus ergibt sich uns schon ein Durchblick auf möglichen Trost; wenn wir ein Gut wüßten, das höher ist als alle Güter, die verloren werden können, ein Gut, das nicht verloren gehen kann, dann hätte man eine Regel erfaßt, die unsre Trostworte bestimmen könnte. Oder wenn gar der Verlust geringer Güter zum Mittel werden könnte, um jenes höchste unverlierbare Gut zu erlangen und zu behalten, dann wäre es noch besser. — Aber ehe wir uns solchen Gedanken zuwenden, wollen wir uns doch mit dem lebhaften Eindruck von der überaus großen Stärke der Unlustgedanken erfüllen lassen, die jeden Verlust oder den Mangel eines Gutes begleiten. Dann werden wir davor geschützt sein, die Macht begriffener und mit dem Verstand auch angenommener Ausführungen zu überschätzen und mit Holzpfeilen wider Mauern zu schießen.

Das Leid setzt, wo es die Gedanken nicht lähmt, das Nachdenken in Be-

wegung. Es gibt dem Menschen auch Zeit genug, über das Woher und Warum seines Leidens zu grübeln. Dann versucht der theoretisch gerichtete Geist, es sich irgend zurechtzulegen und zu deuten. Denn er hält es nicht aus, etwas, was so in sein Inneres eingreift, zu erleben, ohne daß er seinen Sinn einsieht. Will ja doch alle Philosophie und Religion vor allem dies eine erreichen: etwas Sinn in diese rätselvolle, harte Welt hinein zu bringen, um nicht unter ihr zu erliegen, sondern sie bewältigen zu können. Darum hat man immer auf alle Weise versucht, Linien von dem Leid aus nach Punkten zu ziehen, die man für klar und sicher genug hielt, um von ihnen aus das Leid zu verstehen. Unter diesen festen Punkten ist für uns einer vom größten Wert. Und das ist das sittliche Bewußtsein oder das Gewissen. Es gehört, wo es erwacht ist, auch wie das Leid, zu den Dingen, die den stärksten Eindruck auf den Menschen machen. Darum zwingt ihn auch das Gewissen, von ihm aus in die Welt hineinzudenken und das Leben zu erklären. Darum ist es kein Wunder, wenn diese beiden einschneidenden Erlebnisse, das des Leidens und das der sittlichen Stimme des Gewissens, mit einander in Verbindung gebracht werden. Die Linie, die sie verbindet, heißt zunächst einmal Strafe. Das Leiden eine Strafe für die Sünde — nehmen wir noch das Bild einer Macht dazu, die Sünde und Leid in dieser Weise miteinander verbindet, dann haben wir den Gedanken, der wohl allen sittlich empfindenden Völkern eigen ist, wenn sie zugleich religiös empfinden, also einen überweltlichen Willen anzuerkennen imstande sind. Jene Verbindung leistet ein doppeltes: sie befriedigt das sittliche Gefühl, indem sie zur Sünde die Strafe fügt, und sie befriedigt das Nachdenken, indem sie als die Ursache des Leidens die Sünde hinstellt.

Diese Linie kann nun von verschiedenen Leuten gezogen werden. Es ist eine seltene Erscheinung, daß sie von dem Leidenden selbst gezogen wird; wenigstens ist es selten, daß er sie mit aufrichtigem Schmerz und aus innerster Überzeugung heraus zieht. Wenn er das Leid mit der Sünde in Verbindung bringt, dann ist oft der Wunsch dabei maßgebend, durch irgend eine Sühne das Leid loszuwerden. Dagegen pflegt es eine Lieblingsbeschäftigung anderer zu sein, das Leiden, das sie an einem Menschen sehn, in Verbindung zu bringen mit seinen Sünden, die sie an ihm kennen oder auch nicht kennen.

Damit haben wir das Problem des Buches Hiob: Wie steht es mit der Verbindung zwischen Leid und Sünde? Wie steht es mit der Gerechtigkeit Gottes, die diese Verbindung herzustellen hat? Es ist ja begreiflich, daß man sich das Leiden und die Welt überhaupt deuten wollte, indem man den gerechten Menschen, also den Richter, zum Modellbild für den höchsten Willen wählte; sucht man ja immer diesen höchsten Willen zu deuten, indem man je die höchste Erscheinung des Menschenlebens zum Deutungsmittel für ihn wählt. Aber die Frage ist: hält diese Deutung auch Stich? erklärt sie wirklich alle oder möglichst viele Erscheinungen der Welt und das Leiden insbesondere?

Nun ist nicht zu leugnen, daß tatsächlich eine Fülle von Leiden einfach und glatt sich jener Deutung einfügen. Wer durch übermäßigen Genuß krank, wer durch Verschwendung und Leichtsinn arm und verächtlich wird, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Ein Volk, das sich verweichlichendem Luxus hingibt oder der sozialen Gerechtigkeit ermangelt, muß zugrunde gehen. So gibt es genug

Fälle, wo wir das Leiden auf Schuld zurückführen müssen; diese ist einfach die Ursache von jenem. Der Zusammenhang ist ganz offensichtlich. Religiös und darum personalistisch gedeutet sieht dieser Zusammenhang nun so aus: der gerechte Gott vergilt dem Menschen seine Schuld mit Strafe. Die Schuld kann verschiedene Grade haben; sie kann von der allerschlimmsten Bosheit und gemeinsten Sinnlichkeit bis zum Leichtsinn und zur Gedankenlosigkeit herunterreichen.

Aber daneben gibt es eine große Gruppe von Fällen, wo der Zusammenhang zwischen Übel und Schuld nicht so klar ist. Man wird ihn annehmen können, aber man erkennt ihn nicht. Die Sache ist zu verwickelt; geht man von dem Übel aus nach der Schuld zurück, dann verläuft sich der Weg. Man findet ein wenig Schuld bei dem Leidenden selbst; aber diese erklärt sich aus andern Erscheinungen, die man auch wiederum auf etwas Schuld zurückführen kann, ohne daß man es wagen darf, sie ganz darauf zurückzuführen. Dazu kommen noch Menschen aus der Umgebung des Betroffenen oder solche, die lang vor ihm gelebt haben, ohne daß man deren Anteil an der Schuld bestimmen könnte. So wird die Sache recht unsicher, und die Schwierigkeiten tauchen vor dem Bewußtsein auf, die dem Weltenrichter erwachsen müssen.

Endlich aber gibt es eine weitere Gruppe von Erscheinungen, wo auch der allerstrengste Maßstab nicht zur Feststellung einer Schuld führt. Hierher gehören alle die reinen Zufälle, also die Ereignisse, die Menschen zu Schaden gebracht haben, ohne daß irgend ein Mensch mit einer Schuld könnte belastet werden; also Naturereignisse und alle die vielen unglückseligen Begebenheiten, in denen wir so gern ein blindes Ungefähr walten sehen.

Diese dritte Gruppe ist es vor allem, die die Sicherheit bedroht, mit der man den Maßstab der Vergeltung anzuwenden pflegt. Zwar scheut die folgerichtige Denkweise der Gläubigen nicht davor zurück, auch hier ihre Linien zu ziehen. Die Leute, auf die der Turm von Siloah fiel, müssen ganz besondere Sünder gewesen sein; vielleicht waren es aber vielmehr die Maurer, die den Turm gebaut, oder die Beamten, die ihn zu überwachen hatten. Ganz unausrottbar steckt diese grausame Liebhaberei noch heute in dem Volk, zumal in den Kreisen des gewöhnlichen Katholizismus und der Gemeinde-Orthodoxie. Man kann noch Achtung davor haben, wenn jemand diese Betrachtung auf sich selbst anwendet, wie es Ruben tat, als er sagte: Das haben wir an unserm Bruder Josef verschuldet. Aber wenn es zum frommen Sport wird, diesen Zusammenhang bei andern herzustellen, dann ist dies um so widerlicher, als es im Namen desselben Jesus zu geschehen pflegt, der diese Unart so streng wie möglich verboten hat.

Offenbar verlangt dieses Gebiet eine andre Deutung. Es geht nicht an, daß ihm immer jene Deutung aufgezwungen wird, die den Vergeltungsgedanken benutzt. Dieser hat zwar unbedingt sein Recht, und wir werden durchaus nicht auf ihn verzichten. Aber er hat sich auf das Gebiet zu beschränken, auf das er allein gehört, und das ist eben jene erste Gruppe von Fällen, wo das Übel offenbar oder wahrscheinlich von Schuld herrührt. Vielleicht müssen wir darauf verzichten, eine einzige Deutung, also etwa bloß die Vergeltungs- oder irgend eine andere Lehre durchzuführen. Wir dürfen doch die so mannigfaltige Wirklichkeit nicht in

eine Schablone hineinpressen. So mannigfaltig sie selbst ist, so verschiedene Seiten müssen wir auch wohl in Gott annehmen, auch wenn es uns nicht möglich ist, sie alle streng mit einander in Verbindung zu setzen. Wir werden uns wohl damit begnügen, verschiedene Gruppen von Ereignissen und Zusammenhängen mit Gott in irgend einen Zusammenhang zu bringen, der gerade dieser Gruppe am besten entspricht. Wir werden also etwa hier sagen: Gott straft; und dort: Gott sucht mit seiner erziehenden Liebe heim; und wieder: Gott warnt, usw. Wir werden aber auch mitunter einfach auf eine Erklärung verzichten müssen, und das wird grade da häufig genug der Fall sein, wo wir am liebsten etwas wüßten. Aber es ist in jedem religiösen Menschen der Drang, alles mit Gott in Verbindung zu bringen, so groß, daß er unmöglich auf seine Betätigung verzichten kann, weil die Deutung vieler Ereignisse mit dem uns bekannten und zusagenden Gottesbild versagt.

Mit diesen Bemerkungen soll der Grund zu dem übernächsten Abschnitt gelegt sein, der von dem Problem und seiner Lösung, soweit sie Gegenstand der Verkündigung sein soll, handeln wird. Zunächst haben wir es noch mit der Behandlung des Kranken oder Leidenden zu tun. Haben wir vorhin, als wir uns seine tatsächliche Beschaffenheit klar machten, uns die eine Voraussetzung dazu verschafft, so müssen wir nun noch eine zweite dazufügen.

IV. Dulder und Tröster.

Das Ideal des Leidenden.

Was wollen wir mit dem Leidenden erreichen? Wenn man sich darauf besinnt, muß man sich vor einem Fehler hüten, der uns Theologen immer noch recht nahe liegt. Man könnte ihn die Superlativsucht nennen. Der Sinn dieses Wortes ist ja wohl klar. Man liebt es, gleich die höchsten Maßstäbe aufzustellen, auch wenn man weiß, daß sie nicht erreicht werden. Der Gedanke, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, kann einem der Ausgangspunkt alles christlichen Denkens geworden sein, und doch kann man Zweifel tragen, ob es gut ist, ihn einem jeden Leidenden ohne weiteres nahezulegen. Dieser Haupttrostgedanke hat so viele Voraussetzungen, daß man ihn nicht so knapp einem hinwerfen darf; denn wenn man eine Pflanze in den Boden einsetzt, sorgt man doch auch dafür, daß sie mit allen Wurzeln hineinkommt. Es muß darum einem jeden wirklichkeitsfrohen Menschen schrecklich sein, wenn der Pastor mit solchen klingenden Unmöglichkeiten um sich wirft. Dessen unbewußte Voraussetzung dabei ist die: die höchsten und eigentlichsten christlichen Glaubenswahrheiten oder Lebensgrundsätze muß man immer anbieten; dann ist man auch schon zufrieden, wenn sie unwidersprochen bleiben, wenn sie verstanden und wenn sie behalten und gar wiederholt werden. Dabei täuscht man sich aber meist gewaltig über den Grad der Verbindung, den sie mit dem innersten Wesen und Willen des Leidenden eingegangen sind, so süß es auch für einen jeden Verkündiger ist, seine Worte und Gedanken wiederholen zu hören! Darum ist eine Minimaltendenz vorzuziehen. Dazu kann einen auch die Erinnerung an eignes Leiden veranlassen. Wenn man einmal eine längere Influenza oder eine Blind-

darmoperation gehabt hat, wenn einem ein Sohn aus der Prima weggejagt worden ist, dann ist selbst der frömmste Pfarrer nicht sofort für solche hohen Gedanken empfänglich. Mancher meint zwar gewissenhaft, er müsse sie haben; aber wie leicht täuscht man sich da selbst mit seinen Worten und Gedanken!

Besinnen wir uns doch auf die Grundbestandteile der seelischen Notlage des Leidenden, wie wir sie oben aufgestellt haben. Sie bestanden zuerst im Druck, der auf der Seele lag, dann in dem Zwang, immer an sich und sein Leiden zu denken, endlich in der Wertschätzung der geringern Güter, die verloren werden können. Daraus entwickelten sich dann alle jene Stimmungen der Trauer und der Bitterkeit, die Empfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Umgebung. Gewiß ist es das höchste Ziel, das wir einem solchen Zustand gegenüber zu erstreben haben, daß ein Optimismus die Seele in Besitz nimmt, der ebenso sittlich und heilig wie auf das höchste Gut, die Gemeinschaft mit Gott, gerichtet ist. Wer diese Stimmung erlangt hat, der ist getröstet, und darin allein liegt wahrer Trost, wie wir noch ausführlicher erörtern werden. Allein wie sehr weit über dem geschilderten Seelenzustand des Leidenden liegt das doch! Man soll doch ja auf sich selbst blicken, um sich davon zu überzeugen, wie wenig man damit eine solche Seelenlage schon zu eigen besitzt, wenn man sie sich mit Worten angeeignet, wenn man sie verstanden und auch grundsätzlich gebilligt hat! Darum müssen wir auch mit niederen Zielen rechnen. Wir können das so ausdrücken. In seinen Erklärungen zu den Geboten bringt Luther vor dem „Sondern", das zur vollen Höhe christlicher Sittlichkeit hinaufleitet, einen mit „Nicht" eingeleiteten Satz, der die untere Stufe des Ideals darstellt, welche durch die Unterlassung des Bösen gebildet wird. Das ist die Korrektheit, wie sie vor dem pharisäischen und allgemein im Volk üblichen Maßstab genügte. So können wir auch sagen, daß vor jenem hohen Ziel ein niedrigeres liegt, das durch das „Nicht", also durch die Beseitigung des Falschen gekennzeichnet ist. Hat man also z. B. innerlich seinem Leid gegenüber ganz still ein wenig festen Fuß gefaßt — jeder kann wissen, was damit gemeint ist —, dann ist das viel mehr wert, als wenn man sich die höchsten und feinsten Gedanken darüber machte und äußerte, und ihm dabei doch wirklich unterlegen bliebe. Hat einer in seinen trüben Tagen etwas Verständnis für andere gewonnen, wie wir das so oft bei nüchternen tüchtigen Menschen ohne große religiöse Betätigung, und zwar nicht selten zu unserer Beschämung sehen, dann ist das etwas wert. Und ist jemand selbst, ohne daß er es klar erkennt oder gar darüber schwätzt, auf jenem Weg, der mit dem Wort von den „sauren Trauben" bezeichnet wird, von irgend einer Sache frei geworden, an der sein Herz hing, dann ist das wirklich schon etwas. So sollen wir also zunächst einmal dafür sorgen, daß die Leute, die sich unsere Pflege in leidenden Zuständen gefallen lassen, diese untere Stufe betreten. Wir sollen ihnen helfen, daß sie nicht unter ihrem Leiden allzusehr leiden. Das kann man mit den Worten Albert Geigers aus der Legende von der Frau Welt ausdrücken: „Sehet euch die Tiere an! Sie leiden stumm und mit einer Würde, die jeden Menschen beschämen könnte. Nehmen wir ein Exempel daran." Das kann man auch natürlich vor allem mit ganz antiken Gedanken ausdrücken, sei es mit jüdischen oder griechisch-römischen; denn es handelt sich dabei um die Vorstufe der christlichen Ideale wie in jenen Erklärungen Luthers. Es handelt sich also

um Resignation und um die Bereitschaft, sich zu fügen. Und sie findet man unter nüchternen, praktischen, aber unkirchlichen Leuten in allen Ständen; und damit besitzen sie oft eine größere Ruhe und Gehaltenheit im Leid als gefühlvolle und aufgeregte Kirchenchristen. Diese Stellung zum Leid kann verschieden sein. Johannes Müller hat in dem zweiten Heft des Jahrgangs 1911 seiner „Grünen Blätter" einen ganz ausgezeichneten Aufsatz geschrieben mit der Überschrift: Nicht tragisch nehmen. Dieses Wort geht einem nach; in diesem Aufsatz ist das ausführlich dargestellt, wie jenes sentimentale Bedauern seiner selbst den Menschen schwächt. Den Kopf oben behalten, sich nicht unterkriegen lassen, die Zähne aufeinander beißen — das sind einige volkstümliche Ausdrücke für das, was hier gemeint ist. Ihnen allen liegt als das Ideal die Persönlichkeit zugrunde, die niemals den Dingen unterlegen, sondern immer überlegen, niemals Knecht, sondern immer Herr, niemals gedrückt, sondern immer frei und aufrecht bleibt. Das ist schon einmal etwas, wovor man Achtung haben muß. Eine andere verwandte Stellung ist der Humor; er besteht gerade darin, daß man Schweres, das man auch als solches empfindet, von der freundlichen Seite aus ansieht und gerade im Gegensatz zu dieser im Grunde der Seele liegenden düstern Betrachtung sich einer heitern hingibt; darin findet die Seele wieder den Aufstieg aus tiefem Druck. Der Humorvolle benutzt die in jeder Seele ruhende Neigung zu Gegensätzen, um sich aus seiner trüben Stimmung zu befreien. Er steht über seinem Leid, denn er behandelt es als ein Mittel für eine geistige Tätigkeit, eben jene humoristische Betrachtung. Diese Art, über es zu reflektieren, ist ganz anders als die des Melancholikers; denn dieser ist noch ganz von ihm abhängig. Eine andere verwandte Weise, über sein Leid hinwegzukommen, besteht darin, daß man ruhig und heiter seinen Blick auf das Gute lenkt, das einem noch geblieben oder das bei dem Schlimmen herausgesprungen ist. Es ist kein Unglück so groß, es hat ein Glück in seinem Schoß. Das ist ein Optimismus, der dem christlichen Glauben formal ähnlich ist; nur liegt das Glück, das er sich ausrechnet, auf derselben Stufe der Wertschätzung wie das, das im Unglück verletzt oder verloren war. Oder wenn von solchen Regungen nichts zu finden ist, finden wir die tapfere und unverzagte Art, wie sie etwa der Graf Zeppelin dem staunenden deutschen Volk gezeigt hat, oder wie sie jener Tagelöhner betätigte, der sich an dem glimmenden Balken seines abgebrannten Hauses sein Pfeifchen anzündete, dann das Blatt seines Beiles suchte, um sich einen Stil dazu zu machen und gleich wieder an den Aufbau zu gehen. Solcher Tapferkeit, in die sich auch etwas Trotz mischen darf, der allen Gewalten zum Trotz sich erhalten will, finden wir überall genug, auch wo man von Gott nichts wissen will, wie Jesus Barmherzigkeit fand, wo man vom korrekten Glauben nichts wußte; man denke nur an die Art, wie gerade einige der reichsten Mitreisenden der „Titanic" in den Tod gingen; darin zeigt sich die der Natur überlegene Persönlichkeit, daß man auch das Sterben zu einer Tat machen will. Ebenso wie sich Jesu jener korrekte Glaube als unbarmherziger denn die Gottlosigkeit darstellte, finden wir immer noch schlaffes, tränenreiches und reflektierendes Jammerwesen bei manchen Gläubigen; natürlich ist es mit Freuden anzuerkennen, daß es auch überaus reichliche Beweise von tapferer Gläubigkeit gibt.

So sehr wir auch diese Tapferkeit des Herzens allem Leid gegenüber bei

Frommen und Unfrommen begrüßen, so wenig genügt sie uns doch zuletzt. Ein Christ soll doch mehr haben. Er muß auch hier über das „Nicht" hinaus zu dem „Sondern", geradeso wie es Luther in jenen Erklärungen gezeigt hat. Der tiefste Grund für diese normale Stellung des Christen zum Leid soll die Überzeugung sein, daß es ein höchstes Gut gibt, das nicht verloren werden kann: „Warum sollt ich mich denn grämen, hab ich doch Christus noch, wer will mir ihn nehmen?" Dieser Besitz des Unverlierbaren oder die Hoffnung darauf macht den Christen allem Übel überlegen. Er erschließt sich in seinem Leid diesem Ewigen immer mehr; zugleich bekommt er mehr Sinn für Gott und die Brüder. Weil er — oft sehr langsam — einsieht, daß das alles wertvolle Dinge sind, auf die ihn erst das Leid aufmerksam gemacht oder die ihm das Leid näher gebracht hat, darum bekommt er eine Stellung über dem Leid. Es wird ihm zu einem Engel Gottes, der ihn in sein Inneres zurückruft: „Und riefe dich nicht das Leid herein, du kehrtest nimmer bei dir selber ein." So liegt alles an der richtigen Wertschätzung; zerstört das Leid Werte, die einem lieb gewesen sind, so gibt das eine Lücke im Besitztum des Menschen, in die seelische Werte eintreten können; aber man lernt sie oft erst sehr schwer oder sehr spät als Werte schätzen. Manchmal wird wirklich die Tugend erst aus der Not geboren, und zwar auf jenem in der Behandlung der „Sprüche" oft angeführten Umwege, den man den Wandel der Motive und die Heterogonie der Zwecke nennt. Man will doch etwas von seinem Leiden haben, denn man ist auf seinen Vorteil aus; und da greift man mit größerer oder geringerer Echtheit der Überzeugung nach diesen geistigen Werten. Allmählich bekommt man daran Geschmack, und dann freut man sich und dankt für die Leiden. Man möchte sie jetzt um keinen Preis mehr missen, sie, die man vorher so überaus stark verabscheut hat. Hat man so etwas einmal erlebt, dann kommt das Vertrauen, das auf der Erfahrung beruht. Vorher kann man ja schon Vortrauen fassen, auf Grund von dem bestimmten Zeugnis- und Mahnwort anderer Leute, die solches erfahren haben. Kraft dieses höchsten Vertrauens fliegen dann aber auch all jene üblen Stimmungen fort: die Gereiztheit, die Bitterkeit und die Ungeduld. Man steht auf einem ganz andern Boden, wenngleich sich natürlich der ursprüngliche Stand der Gefühle immer einmal wieder geltend macht. Aber es arbeitet sich doch langsam die höhere Wertschätzung des seelischen Gutes, mit der aber auch alles Gute und Echte im Verhalten gegen die andern verbunden ist, immer mehr hinauf und bleibt nicht nur in der Phantasie und in dem Wortschwall hängen. Sie ist der innerste Kern alles echten Vertrauens und aller gegründeten Hoffnung. Denn ein verlorenes Vermögen oder eine verlorene Gesundheit und ein gestorbenes Menschenkind gibt einem zwar niemand wieder; jedoch jenes Unverlierbare kann man sich immer sichern, wenn man dafür Sinn und danach Verlangen hat. Dann kann man tatsächlich verstehen, daß es keine Phrase ist, wenn Paulus sagt, daß sich der Christ der Trübsal rühme. Diesem Ruhm liegt die Wertschätzung des geistigen Lebens zugrunde, die nicht nur einen Verlust anderer Werte immer geringer anschlagen lehrt, sondern ihn auch als ein Mittel erkennen läßt, um in dem Besitz der höhern Werte reicher und stärker zu werden.

Wenn ein Mensch auf diesem Wege ist, dann wird er zum Herrn des Leidens. So kommen die eindrucksvollen Naturen zustande, die man als „durch-

gelitten" bezeichnen kann. Sie sprechen nicht mehr von ihrem Schmerz, und man wagt auch bei ihnen nicht, davon zu sprechen. Es ist etwas um sie, das man mit Goethe das Geheimnis des Schmerzes nennen kann, und dieses weckt Ehrfurcht. Man vergißt einen solchen Menschen nie, wenn man ihm einmal in die Seele gesehen hat. Hier ist mehr als Seelengröße; hier hat sich das angebahnt, was das schöne tiefe Lied meint: „Unter Leiden prägt der Meister in die Geister sein allgeltend Bildnis ein." Es kommt wirklich etwas Christusartiges in diese Leute hinein; vielleicht hängt diese Eigenschaft, die Goethe an Schiller beobachtet hat, auch mit Schillers Leiden zusammen. Wir können uns keinen Heiligen und keinen Zeugen Christi denken ohne solches Leiden. Tatsächlich müssen diese in der Leidensgemeinschaft mit Jesus als ihrem Haupt das erdulden, was von Leiden noch zu erdulden ist. Dann umhüllt sie dieselbe Ehrwürdigkeit, ja Majestät, die einen vor Jesu Kreuz so still werden läßt. Geradezu laut kann dann das, was sonst unhörbar ist, zu einem sprechen, und das Unsichtbare sendet plötzlich Strahlen aus, die dem gewöhnlichen Auge verborgen sind. Hier treten die höchsten seelischen Werte zutage, die wir Menschen kennen, Werte, für die oft ihr Träger selbst zwar ein Gefühl, jedoch kein klares Bewußtsein hat; es wäre ja auch peinlich, wenn er es wüßte, was in ihm ist. Dafür aber haben wir andern um ihn her desto mehr das Gefühl, daß hier etwas vom Größten ist. — Wie werden wir das zu nennen und zu erklären haben? Es beruht einmal auf der Erhabenheit über allem Gewöhnlichen, das errungen und verloren werden kann. Von allen Erdengütern hat sich, nie ohne Schmerzen, ein solches Herz losgemacht; oder vielmehr es ist dem Zuge eines unsichtbaren Willens gefolgt, der ihm eins um das andere äußerlich nahm und mit leisester Stimme dazu sagte, daß es sich auch mit seinem Willen davon losmachen müßte. Aber darüber erhebt sich dann der eigentliche christliche Herzensstand; nämlich die Rückkehr zu den Menschen und den Dingen, die in einem milden, freundlichen und tätigen Sinn für sie besteht. Wer dann, nachdem er soviel vom Geschick und von Menschen erlitten hat, wieder mit neuer Liebe und Tatkraft zur Sorge für alles, was eine linde Hand nötig hat, zurückkehren kann, ohne daß die Verbitterung sein Auge zu trüben und der Haß die Hand zittern zu machen vermöchte, der ist groß. Solche Leute hat die Menschheit nötig, die ihr dienen, ohne etwas von ihr zu verlangen, die sich losgelöst haben von Menschen und Gütern, zuerst in Trotz oder in Resignation, dann aber in mildem, freundlichem Verzicht, um von ihrer selbstlosen Höhe herab freundliche Schritte ins Tal des irdischen Jammers zu lenken. Diese Erhabenheit über die Welt und damit verbunden dieses freundliche Sorgen und Sinnen für die Menschen, das ist doch das höchste Ideal, das Beste, was uns Christus und alle großen Heiligen, was uns die Mystiker und die großen Überwinder gelehrt haben. Das ist die große ehrwürdige Christustendenz, die in allen erlösten und versöhnten Naturen steckt, einerlei, wie sie sich diese Erlösung und Versöhnung zurechtlegen mögen. Hier tut sich einem ein tiefer Zusammenklang zwischen dem christlichen Ideal und dem Leiden, diesem allgemeinen Geschick der Menschen, auf. Wenn in allen bessern Naturen das Leiden still und unablässig an der Herstellung solcher Charaktere arbeitet, wie sie eben geschildert wurden, dann stimmt sein tiefster Sinn überein mit dem, was in Jesus zutage getreten ist. Dann rückt Jesus dicht an den

tiefsten Grund der Welt und des Lebens heran, wie sich auch das Leben, wo es ganz tief gefaßt wird, am besten in seinem Sinne bewältigen läßt. Tatsächlich ist das Kreuz Jesu auch die tiefste Antwort auf die Lebens- und Weltfragen. Und das ist es darum, weil für jeden Empfänglichen sich hier eine geistige Welt enthüllt, die es wert ist, daß man um ihretwillen lebt und leidet. Je weniger sich diese Welt ihrer Hülle durch Reflexion und Geschwätz beraubt, je mehr sie für die schweigende Ehrfurcht im stillen Schauer des Geheimnisses bleibt, um so besser ist es.

Wie solches Innenleben *zustande kommt*, ist schwer zu sagen. Leiden legt dem Lebenswillen einen Verzicht nach dem andern, eine Umwertung nach der andern nahe. Wenn der Lebenswille sich dagegen aufbäumt und wehrt, so ist das kein Wunder. Wenn einer sieht, daß der Kampf unmöglich ist, erschlafft er oder ergibt er sich. Dann beginnt jener Vorgang, der zur Höhe des Innenlebens führt. Meist dürfte er sich mehr ungewollt und unbewußt als unter Leitung des Willens und im Licht des Bewußtseins vollziehen; und nicht oft ist man, wenn man ihn bemerkt, bereits soweit, daß einem das Wissen um ihn nicht mehr schaden kann, weil man auch die feinste Eitelkeit abgelegt hat. Und dann zieht mild und freundlich wie ein Abendsonnenschein nach einem Gewitter, ein Schein durch die Seele wie eine späte Versöhnung und beleuchtet wehmütig all die vom Ungewitter zerschlagenen Saaten, auf denen einst die Hoffnung stand. —

Der Umgang mit Leidenden.

Es entspricht der ganzen Wandlung, die unsere Auffassung des Christentums in den letzten Jahrzehnten erlebt hat, wenn wir den Satz an die Spitze stellen: es ist wichtiger den Leidenden etwas zu *sein*, als ihnen etwas zu *sagen*. Die unwägbaren Dinge, die von uns ausgehn, ohne daß wir es wissen, also der ganze Eindruck von unsrer Person und die Erinnerung an unser Bild, mit einem Wort: unsere Persönlichkeit, das ist das wirkungsvollste Stück unseres ganzen Wesens. Denn diese unwägbaren Dinge wirken durch die weit geöffneten Pforten der Empfindung in die Seele hinein, während im Zustand des Leidens oft die Tore des Verstandes mehr wie halb geschlossen sind. Wir wissen es ja von uns selbst; wenn irgend ein Druck auf uns liegt, nehmen wir Worte und Gedanken nur insoweit auf, als sie unserm Interesse entsprechen, und das ist in der Regel in solchen Druckzeiten recht eng. Aber wir sind dann viel empfindlicher für alles, was von Eindrücken und Einflüssen von andern Menschen aus auf uns zukommt. Wir mögen dann unangenehme Menschen erst recht nicht, aber liebe sind uns doppelt willkommen. Geradeso geht es andern Menschen mit uns auch, wie es uns mit andern geht. In der Regel haben Leidende weniger Bedürfnis nach einem Wort als nach einem Menschen, der sie versteht und ihnen angenehm ist. Wenigstens dürfte das Wort allein ohne diese Bedingung kaum großen Eindruck machen. Wir werden selbstverständlich nicht darauf verzichten, durch das Wort die Gedanken und die Gefühls- und Willenslage des Leidenden zu beeinflussen; aber das geschieht auch ohne Wort, und sicher ist das Wort nur wirksam, wenn es eine solche Unterstützung hat, wie sie ihm eine Persönlichkeit von der eben angedeuteten Art gewährt.

Erinnern wir uns zunächst an die harte, kalte Art von Hiobs Weib aus

der Sage Kap. 2, 9, das doch nur sehr ausnahmsweise in einer heutigen Gattin ihr Ebenbild findet; erinnern wir uns darum vor allem wieder an Hiobs Freunde, an die „leidigen Tröster". Es war die Selbstsucht und die Herzenshärte, die dem Hiob an ihnen so schmerzlich war. Es war keine fromme Selbstsucht, sondern eine selbstsüchtige und harte Frömmigkeit. Der Leidende war ihnen bloß ein Mittel, um ihr Dogma zu demonstrieren, und als er es nicht annahm, da wurden sie ärgerlich und grob. Dafür sind auch heute noch alle Arten und Grade von Hiobs sehr empfindlich. Darum ist die allererste Bedingung, die ein Tröster zu erfüllen hat, daß er, wenn man auch kaum sagen darf, die Leidenden liebe, aber daß er wenigstens seine Gedanken und Neigungen tatsächlich auf sie selber richte. Er muß den Wunsch und das Verlangen in sich haben oder in sich erwecken, ihnen und ihnen allein etwas zu bieten und etwas zu sein. — Das ist nicht jedem leicht. Wie so mancher schon von Natur aus eine Zuneigung zu allem hat, was da leidet in der Welt, so ist auch wieder mancher von Natur aus ganz außerstande, sich mit Leidenden und zumal mit Kranken zu befassen. Gibt es doch Leute, denen sie geradezu widerlich sind. Menschen, denen eine nie gestörte Gesundheit und ein nie getrübtes Glück die Möglichkeit versagt hat, sich in andere von minderem Glück begünstigte Mitmenschen hineinzudenken, fühlen irgend etwas in sich peinlich berührt, wenn sie mit Leidenden zu tun haben. Vielleicht ist es nur die Abneigung des Gesunden und Glücklichen gegen alles Schwache und Elende, vielleicht ist es auch der geheime Wunsch, sich den Eindruck von der Seele fern zu halten, daß es ihnen auch einmal so gehen könnte; jedenfalls ist ihnen der Anblick von Krankenbetten, Sterbehäusern und blassen, verweinten Gesichtern verhaßt. Solche müssen sich aber nun einmal in die Aufgabe finden, ohne die es keinen evangelischen Christen und Pfarrer geben kann; es darf doch keiner sagen, es sei ihm nicht gegeben mit Leidenden umzugehn. Ist es ihm nicht gegeben, dann ist es ihm aufgegeben. Jedenfalls weist diese Abneigung auf irgend einen versteckten Fehler in der ganzen Beschaffenheit der Seele hin, den man durch tatkräftige Arbeit an sich selbst möglichst gründlich zu beseitigen hat. Und wenn jene über die Selbstsucht und Enge der leidenden Seelen klagen, so ist es einmal wieder wie so oft: es klagt einer über die Selbstsucht des andern, weil sie der seinigen im Wege steht. Ich weiß nicht, ob es auf der andern Seite viele Leute gibt, die eine gewisse Vorliebe für Leidende haben, nicht nur eine, die selbst pathologisch ist, sondern auch eine, die aus einer schlechten Wurzel stammt; man denke an das furchtbare Wort, daß es in dem Unglück, auch unsers besten Freundes etwas gibt, das uns nicht ganz mißfällt. Es ist leider allzumenschlich, merkwürdig viel Leiden anderer mit Geduld ertragen zu können; aber geradezu satanisch sind die wilden, bösen Gedanken der Schadenfreude, des Hasses, der Verachtung, die aus tiefen irrationalen Gründen der Seele aufsteigen können, wenn man vor einem armen, leidenden Menschenkind steht. Vielleicht liegt da ein Ausbruch verborgener Bosheit, vielleicht nur irgend ein seelischer Rückschlag gegen wirkliches Mitleiden vor, wie in der bekannten Erscheinung, daß manche Menschen bei Trauerbesuchen mit einem Lächeln kämpfen oder geradezu ausplatzen müssen. So hat man oft seine Not mit sich selber, wenn man seiner nicht sicher ist. Lebhafte und zumal nervöse Menschen sind nicht gesichert davor, daß solche Gefühle in ihnen aufsteigen, besonders wenn sie von ihnen etwas wissen.

Aber man kann und man muß immer mit der Tat über solche satanischen Stimmen hinwegkommen, ohne ihnen mehr Wert beizumessen, als daß es Kennzeichen von grundsündigen oder von pathologischen Zuständen sind; je mehr man sie übersieht, desto eher weichen sie.

Ist aber die Seele auch im ganzen in Ordnung, soweit wir Menschen das von uns sagen dürfen, so bedarf es doch immer noch eines gewissen Ruckes, wenn wir auf dem Wege zu einem Leidenden sind. Wir bedürfen dann der kräftigen Richtung unserer Gedanken und Neigungen auf ihn hin. Wir müssen uns sein Bild, wenn auch erst mit der Klinke in der Hand, einen Augenblick vor die Seele stellen, damit es selbst in uns alle die Gefühle erweckt, die wir ihm entgegenbringen wollen. Denn es ist eine Unwahrheit, wenn man Gefühle nur durch den Willen erwecken will, weil man sie haben, oder wenigstens zeigen möchte. Echt sind Gefühle immer nur dann, wenn der Gegenstand selbst oder ein klares Bild von ihm sie selbständig in uns auftauchen läßt. Diese Fähigkeit, ein solches Bild und die von ihm abhängenden Gefühle zu erwecken, geht aber um so mehr zurück, je mehr man sich hintereinander ihrer bedienen will. Denn nichts versagt eher als das Gefühl. Darum ist es übel, wenn man mehr Besuche bei Leidenden hintereinander macht, als die Fähigkeit gestattet, Menschen persönlich in ihrer Eigenart zu erfassen und ihnen persönlich etwas zu sein. Alle Nummernpedanterie, die an einem bestimmten Tag oder vor einer Reise noch so und so viele Kranke erledigen will, ist vom Übel, so angebracht sie Akten gegenüber auch sein mag. Menschen sind keine Akten. Ebenso, wie es richtig ist, nicht zu beten, wenn man durchaus nicht in der Stimmung ist, ist es auch richtig, mit Krankenbesuchen aufzuhören, wenn man die Fähigkeit abnehmen sieht, den Kranken persönlich etwas zu sein. Sobald man merkt, wie die Kraft versagt, sich die Leute vorzustellen, sobald ganz andere Interessen über die Seele hereinfluten, dann breche man ab und gehe heim. Es gibt einen Augenblick, wo auch die strengste Seelenzucht zwar noch den Anschein oder gar ein Stück einer seelisch persönlichen Leistung fertig bringt, aber wo die allein wirkungsvolle Echtheit des Gesamteinsatzes seelischer Kraft nur mit Gewalt aufzubringen wäre. Und das hat gar keinen Zweck. Hilft sich in Massenbetrieben die gemarterte Seele mit der Maske persönlicher Teilnahme, so bedeutet das nicht nur keinen Gewinn für die Leidenden, sondern auch noch den persönlichen Ruin dieses Schauspielers selbst.

Es gehört eine lange und eindringende Pflege des Eigenlebens dazu, bis man sich so ganz und gar selbstlos dem Leidenden widmen kann. Zwar bringt es die erste Liebe des jungen Pfarrers in der Regel zu einem solchen Aufschwung der Gefühle, der dann auch dankbares Verständnis zu finden pflegt. Allein dann wird man leicht so matt, wie die Leute, die man um dieses Mattwerdens willen tadelt. Oder man läßt sich von Beweggründen treiben, die in jener ersten Zeit der Amtsfreudigkeit auch mehr mitgespielt haben, als man weiß: von dem Wunsch, den Leuten zu gefallen, sich einen Namen und Beliebtheit zu erwerben. Versagen diese Beweggründe oder erreicht man nicht, was man will, dann hilft nur eines, wenn man der mechanischen Amtsführung und der Verdrossenheit entgehen möchte: eben jene Zucht der Seele, die einen dazu zwingt, sich ganz den Menschen hinzugeben und sich selbst zu ver-

gessen. Das zweite ist bekanntlich schwer, wenn man es unmittelbar erreichen will; denn wer stets daran denkt, sich zu vergessen, denkt eben doch noch immer an sich. Darum hilft nur dies Eine, sich dem Gegenstande der Arbeit, also den Leidenden selbst, hinzugeben, bis sie einem wichtiger und wertvoller geworden sind als die eigne Ehre und auch als die Freude an den Ergebnissen der eignen Arbeit.

Ist so die Seele auf die Leidenden eingestellt, so kann man ihnen *etwas* bringen und etwas sein. Aber was ist das? Es ist in der Regel ein Unterschied zwischen dem, was die Leidenden wollen und dem, was sie brauchen. Sie *wollen* in der Regel, daß man ihnen die Zeit vertreibt oder daß man sie „tröstet", worunter leider oft genug freundliches Lügen verstanden wird. Oder als Trost gelten auch schon die Ehre, die in dem Besuch selbst liegt, oder Schmeichelworte, die dem kleinen alten Ich so sehr gut tun. So fühlen sich viele Leidtragende getröstet, wenn sie einen großen Haufen von Beileidskundgebungen bekommen. Solche Dinge narkotisieren für einen Augenblick. Aber weil keine Macht der Wahrheit dahinter steht, ist auch kein Trost darin. Oder Leidende wollen einen, der sie bedauert; hinter diesem Verlangen liegt oft eine gewisse unangenehme Koketterie. Oder sie wünschen wenigstens, daß jemand durch seinen Besuch und sein Interesse ihnen bezeugt, daß sie noch nicht vergessen sind „wie ein Toter". Das ist es, was sie wollen. Aber was sie *brauchen*, ist etwas anderes. Vor allem brauchen sie die Berührung mit einer Welt, die ihrer Lage und Stimmung entgegengesetzt ist. Und das ist eine Welt des *Friedens* und der erhabenen *Freude*, damit sie mit ihrem Geschick versöhnt und über sich selbst hinausgehoben werden. Sie bedürfen der Anschauung von Gütern, die nicht verloren werden können, die als Ersatz für verlierbare oder gar als Mittel zur Erlangung solcher gelten und die ohne den Verlust dieser in der Regel gar nicht richtig und gründlich angeeignet werden können.

Die *Seelsorger* unterscheiden sich nun im ganzen darnach, ob sie den Leidenden mehr bieten, was sie wünschen, oder was sie brauchen. Die ersten neigen zu einer gutmütigen Flachheit, die andern zu einer heiligen Härte. Darum ist es ein allgemeiner Rat, daß man mit den Leidenden weder bloß sich auf der niedern Ebene ihrer Wünsche aufhält noch sofort auf die Hochebene ihrer wahren Bedürfnisse hinaufsteigt, sondern daß man an ihre Wünsche anknüpft, um langsam von ihnen abfallen zu machen, was Christen nicht ansteht, und um dann noch, so weit es geht, mit ihnen auf die Hochebene geistlicher Bedürfnisse emporzustreben. Ist und bleibt dieses das unverrückbare Ziel, so sind wir doch alle gegenwärtig human genug, um auch für das menschliche Bedürfen des Leidenden einige Empfindung zu haben. Wer es nicht vergessen hat, wie es ihm in ähnlichen Lagen ging, der bringt diesem Bedürfen ein volles, warmes Verständnis entgegen, statt sogleich mit hochgezogenen Augenbrauen seine Weisheit anzubringen. Es ist nicht nur ein Glück für beide Teile, wenn bald die Wellen des Vertrauens vom Kranken zum Seelsorger und wieder zurückfluten, sondern es ist auch die Bedingung für alles weitere. Wie ganz anders hätte *Hiob* auf seine Freunde gehört, wenn sie ihm etwas menschliches Verständnis entgegengebracht hätten! Vor allem muß man doch einmal die Geduld haben, einen solchen Leidenden sich ausreden zu lassen, so schrecklich lang das auch oft dauern mag. Kommt er dabei

ſelber auf ruhigere Gedanken, wenn auch nicht ohne unſere geſchickt eingeworfenen Bemerkungen, dann meint er ſelbſt die Wahrheit gefunden zu haben; und was der Menſch ſelbſt findet, iſt beſſer, als was man ihm einflößt. Nicht nur daß dieſes rein menſchliche Verſtändnis ſo wohltut und auch eine Chriſtenpflicht iſt, es läßt ſich auch darin darſtellen, was dem Leidenden mitgeteilt werden muß. Und das iſt die ſonnige, helle Güte, an die er einmal wieder glauben lernen oder an die er feſter glauben lernen ſoll. Wir leiden alle noch viel zu ſehr am Wortaberglauben, indem wir meinen, die Worte, die gründlichen und richtigen, die wohl aufgenommenen und verſtandenen Worte müßten es tun. Aber wir überſchätzen dabei in der Regel die Fähigkeit der Leute im allgemeinen und die der Leidenden im beſonderen. Denn das Vermögen, etwas aufzunehmen, was über die gewöhnlichen Dinge des Berufs und des Alltags hinausgeht, iſt weniger verſtandesmäßig als gefühlsmäßig vorzuſtellen. Vor allem werden Wahrheiten, die ſich auf Gott und ſeine Welt beziehen, andern Leuten als Theologen am beſten klar, wenn ſie ihnen an perſönlichen Modellen aufgehn. Dieſer Vorgang, daß die Wahrheiten ihnen an Menſchen aufgehn, braucht nicht immer einen ſo hohen Grad verſtandesmäßiger Klarheit zu erreichen, wie wir als unverbeſſerliche Intellektualiſten zu glauben pflegen. Wenn er ſich nur in der Veränderung ausdrückt, die man an der Umſtimmung des Gemüts oder der Hebung des Willens erkennen kann. Zumal bei Frauen werden wir über eine ſolche Wirkung uns freuen dürfen.

Was den Leidenden an uns aufgehen ſollte, das iſt der gute Wille, der über unſerm Leben waltet. Haben wir doch alle bewußt oder unbewußt irgend ein Modell für unſere Gedanken über Gott und die ewige Welt; Fortſchritte in unſrer religiöſen Erkenntnis ſind meiſt dadurch bedingt, daß wir mit irgend einem Menſchen in Berührung gekommen ſind, der eine höhere Stufe des Lebens darſtellte, als ſie uns bisher zugänglich war. Haben wir zugleich noch die Fähigkeit gehabt, ihn zu verſtehen, dann wird ganz im ſtillen dieſer ſein Seeleninhalt mit in den Inhalt deſſen hineingenommen, was uns „Gott" bedeutet. Wenn wir bei Leidenden beſonders auf dieſen Vorgang rechnen, dann ſollen ſie an uns Menſchen ſehn, die ihnen Sonnenſchein ins Haus hineinbringen. Eine möglichſt allem Jammer ſelbſtlos aufgeſchloſſene und geduldig offenſtehende Güte, die uns wirklich zuhören und aufnehmen läßt, was man uns klagt, ſtatt daß wir bloß ein Zuhören markieren, während die Gedanken ſonſtwo ſind — das iſt das erſte Erfordernis. Dieſe Güte muß natürlich nicht bloß Gutmütigkeit ſein; der Zuſatz von feſter, ernſter Geſamthaltung der Seele unterſcheidet die erſte von der zweiten. Kurz — wie wir uns Jeſus und Gott denken, ſo — es iſt kühn geſagt — ſollen wir auch zu ſein verſuchen. Ob wir es ſind oder nicht, darin drückt ſich aus, wie tief und echt unſere Erkenntnis von Jeſus und Gott in uns eingedrungen iſt. Man wird jedoch ſtets dem gleich, was man tief erkennt, wie man auch nur ſoweit erkennt, als man ſelbſt etwas geworden iſt. Wenn man ſo iſt — nur zaghaft wagt man es ſich dann ſelbſt zu ſagen, — dann bedarf es nicht vieler Worte. Sein iſt beſſer als ſagen, ebenſo wie es beſſer iſt, wenn auf der andern Seite der Leidende die Wahrheit an einem Menſchen ſpürt, als wenn er ſie begrifflich aufzunehmen ſucht und verſteht, aber nicht mit ſeinem innerſten Fühlen verbindet. Sagen iſt darum häufig ein Erſatz für Sein, weil

Sein schwerer und seltner ist als Sagen. Ein frischer, tapfrer Mut, dem der Leidende anmerkt, daß er nicht auf dem Exerzierplatz, sondern in dem Kampf selbst erworben ist, der grundsätzliche Optimismus, der den Christen ausmacht, der von O. Baumgarten mit Recht so stark empfohlene Humor (Ev. Freiheit 1906, S. 131) — all diese sonnigen Gemütskräfte können und sollen spielen und ihren Einfluß äußern, auch wenn man mit dem Leidenden auf seiner Ebene bleibt, wenn man ihn nur sich äußern und seiner Schmerzen entladen läßt. Die bekannte allgemeine Täuschung, vermöge derer man glaubt, sich gut mit einem unterhalten zu haben, wenn man selbst viel hat sprechen können, macht sich auch hier bei einem Leidenden geltend; in dieser Entladung vollzieht sich oft genug eine Befreiung und zugleich die Aufnahme eines wohltuenden Eindrucks von einem guten und freundlichen Willen. Die Hauptsache aber ist, daß dann, vom wohltuenden Eindruck des Pfarrers angeregt, alle Erinnerungen in der Seele des Menschen aufzuklingen beginnen, die mit seiner Person oder mit seinem Amt verbunden sind. Und das kann die ganze Welt heiligen Trostes sein, die einmal das Evangelium mit sich bringt. Darin liegt dann der Lohn für alles, was der Seelsorger selber oder seine Vorgänger dem Leidenden jemals an guten Gedanken zugeführt haben, mögen diese auch bloß als unverstandene Vorstellungen und Begriffe in die Seele eingegangen sein. Das, was sich so selbständig in der Seele eines Menschen auf einen Anstoß von außen hin vollzieht, ist und bleibt doch immer das Beste. Es ist sicher besser, als das, was wir mühsam einem Geist einprägen wollen, der doch zu stark mit seinen Sachen belastet oder gar in seiner Aufnahmefähigkeit physisch beeinträchtigt ist.

Güte kann es sein, wenn man einmal den Leidenden ganz und gar von sich wegführt, um ihn sich selbst mit seinen Schmerzen vergessen zu machen. Wie es eine Selbstsucht gibt, die sich wie Liebe geberdet, so gibt es eine Liebe, die sich wie Selbstsucht stellt; man nimmt einfach die Gedanken und Interessen des Kranken, die immer nur um sein Wohl und Weh kreisen, frisch und rücksichtslos für seine eigenen in Anspruch. Das tut ihm gut. So gibt es eine Güte, die das Gewand der Härte annimmt, auch auf die Gefahr hin, daß der Leidende sobald nicht oder überhaupt nicht dahinter kommt, daß dies eine Maske ist. So bildet man ein gutes Gegengewicht gegen die viele Gleichgültigkeit, die an ihn im Gewand der Liebe herankommt. Es ist freilich sehr schwer, für einen Menschen zu sorgen, indem man scheinbar sich nicht um ihn kümmert. Es ist schwer zu lieben, indem man das Antlitz der Härte oder gar des Zornes annimmt.

Güte ist es, die es verschmäht, jenes Mitleid zu zeigen, das so oft als das Hauptkennzeichen des Christentums und als das Haupterfordernis gegenüber Leidenden gilt. In dieser Beziehung macht man seine Erfahrungen. Man geht mitleidig auf die Klagen und Beschwerden der Leute ein und sieht, wie gern sie solches Mitleid haben. Man bedauert sie noch mehr, als sie es schon selber tun, und merkt nicht, wie man sie dadurch schwächt. Hat man aber nur einmal gesehen, wie einer schier zusammensinkt, wenn man ihm sagt, daß er heute weniger wohl sei als neulich, oder hat man an sich selbst erlebt, wie es in ungesunden Tagen auf einen wirkt, wenn einem jemand sagt, man sehe schlecht aus, dann läßt man das Mitleid bleiben. Dazu kommt dann noch ein Anderes. Die Leute, mit denen wir gewöhnlich zu tun haben, sind einmal gern be-

dauert, weil sie oft wehleidig sind und es ihnen gut tut, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit eines andern, und zumal eines Menschen aus den „bessern Ständen" zu rücken. Dann aber trifft man einmal auf jemand aus einem ganz andern geistigen Klima: auf einen Mann oder auch eine Frau, bei denen jedes Mitleid als Beleidigung aufgefaßt würde. Denn sie sind zu stark von dem Bewußtsein, eine Persönlichkeit zu sein oder sein zu wollen, durchdrungen. Eine solche aber markiert wenigstens immer einen Standpunkt der Aktivität und sucht den der Passivität möglichst zu vermeiden oder zu verbergen. Wer eine solche Persönlichkeit bemitleidet, stellt sich über sie und verletzt sie darum. Ist es doch auch für uns immer ein peinliches Gefühl, wenn jemand auch in der besten Absicht an die wunden Punkte unsres Daseins rührt. Wir wollen doch alle möglichst stark und glücklich dastehn. Oder wir wollen uns davor hüten, durch die Erinnerung an diese Punkte schwächer zu werden, als wir schon sind. Wie wohl tut es uns, wenn man uns als normale Menschen behandelt und über unsre wunden Stellen hinwegschweigt. Wie nahe liegt unsrer Empfindlichkeit immer der Argwohn, daß der andere sie bloß darum streift, weil er eine gewisse Genugtuung empfindet, nicht allein solche wunden Stellen zu haben. Wir fühlen uns, empfindsam wie wir sind, doch oft genug grade so stark oder so schwach, wie man uns ansieht und behandelt. Und darum ist es eine feine Kunst, über solche Dinge hinwegzuschweigen.

Das müssen wir auch andern gegenüber zu tun wissen, die nicht auf diesem stolzen Standpunkt stehn. Lange, vielleicht immer, verstehn sie es nicht. Aber wenn sie sonst an uns nur Güte erlebt haben, geht ihnen vielleicht eine Ahnung davon auf, daß auch hier Güte ist. Ist es doch mit unserm Gott grade so; wie oft schweigt er völlig, ja bis zum Verzweifeln, uns gegenüber. Haben wir nur sonst seine Güte gemerkt, dann wird sich unser Glaube an sie auch über diese schweren Zeiten erstrecken können.

So unterscheidet sich Gutmütigkeit von Güte; es ist derselbe Unterschied wie zwischen Person und Persönlichkeit. Beidemal ist der erste Begriff ein Naturbegriff, der zweite gehört der Kultur im besten Wortsinn an; der zweite Begriff bedeutet beidemal ein Edelwort. Rechte Güte hat nur eine Persönlichkeit, die es wagt, sie selber im Guten zu sein. Diese Güte unterscheidet sich auch dadurch von der Gutmütigkeit, daß sie sehr hellsehend ist. Gutmütigkeit läßt sich leicht etwas vormachen, Güte nicht. Wie oft wird Trauer gespielt, manchmal vorzüglich gespielt. Güte durchschaut das Spiel mit klugen, hellen Augen und bleibt entsprechend kühl, ohne sich am Spiel zu beteiligen. Sie wagt es auch, weil sie in sich fest gegründet ist, allen Tadel oder gar Haß auf sich zu nehmen, der daraus folgt. Güte setzt uns in den Stand, genau zu fühlen, was hier und was da nötig und gut ist. Hier liegt ein Menschenkind, dem es an Selbstachtung und Selbstvertrauen fehlt, weil es seit dem Bekanntwerden des Unglücks gemieden wird. Güte leitet uns hin, um dort Achtung und Teilnahme zu bezeugen, aus denen dann neben etwas Stolz doch auch Selbstachtung und Vertrauen werden kann. Dazu bedarf es keines Wortes von unsrer Seite, nur unsres einfachen Besuches. Es ist dann ein Ereignis, das tief in das innere Leben einschneidet; denn es ist ein Zeichen, daß man nicht ganz vergessen ist, sondern noch etwas gilt. Daran kann sich die ahnende Gewißheit entzünden,

auch an der höchsten Stelle der Welt, bei dem Schicksal oder wie man sagen will, nicht vergessen zu sein. Dort liegt ein andres Menschenkind, verwöhnt und verhätschelt durch dutzend Besuche, und darum erwartet es den pflichtschuldigen Tribut auch des Pfarrers. Güte verbietet dann unsrer Gutmütigkeit oder unsrer eitlen Ängstlichkeit gleich hinzulaufen, und veranlaßt uns, zu warten und uns recht selten zu machen, auch wenn diese Sprache nicht verstanden wird. Dann wird natürlich gleich gefragt, was man denn dem Pfarrer getan habe. Aber Güte bleibt fest und hofft, daß auch ohne klare Erkenntnis dieses Ausbleiben seine Wirkung tue.

Güte schwätzt nicht viel, Güte zeigt sich oft schweigend und zwar in irgend einem sinnbildlichen Handeln, wie sie denkt und sinnt. Viel mehr Eindruck als alle Trostworte von der Liebe Gottes macht es, wenn man einem Leidenden eine Blume mitbringt oder ein gutes Buch besorgt. In der weiten und so harten Welt auch nur einen festen Punkt zu wissen, an dem man sein Bedürfnis nach Halt und Gemeinschaft befestigen kann, das ist ein wirklicher Trost. Das sollte der Pfarrer, das sollte jeder tüchtige Christ einem Leidenden sein können, wobei aber natürlich nie bloß an den Kranken, sondern an jede Art von Druck gedacht ist. „Ich habe noch einen Menschen, der etwas für mich übrig hat, und er benutzt meine Abhängigkeit von ihm nicht dazu, sich über mich zu erheben, sondern er bleibt sich immer gleich" — dieser Gedanke ist ein eigentlicher Trost. Wir wissen wohl gar nicht, wie viel haltende Seile so unbewußt von Mensch zu Mensch gehen. Darum ist die Trauer und die Bitterkeit so groß, wenn man sich in einem Menschen getäuscht hat, falls das eine wirklich gründliche und tiefe Täuschung, und nicht nur eine vorübergehende Verstimmung ist.

In vielen Fällen kann Güte es auch darauf ankommen lassen, schweigend einen Gedankengang in die Wege zu leiten, dem sonst ein großer Widerstand entgegengesetzt wird, wenn man ihn bewußt herbeiführen will. Das ist der Gedankengang, der von der Not in die Erkenntnis der eignen Sünde führt. Eine so persönliche und tief eingreifende Erkenntnis ist immer um so wertvoller, je mehr sie wirklich eigen und selbständig geworden ist. Darum ist es das Beste, wenn ein Mensch selber, etwa unter dem Eindruck unsrer ernsten Güte, mehr oder weniger bewußt dessen inne wird, daß es ihm an diesem und jenem fehlt, daß er dieses oder jenes Unrecht auf sich hat. Durch den Jahrhunderte alten Zusammenhang zwischen den Gedanken an das Übel und die Schuld ist dafür gesorgt, daß im Leid die Gedanken, die doch so viele Zeit haben, auch einmal diese Bahn streifen. Je mehr sie selbst diese Bahn begehen, desto besser ist es; es bedarf dann oft nur einer ganz leisen Nachhilfe. Dagegen bäumt sich aller Stolz auf, wenn uns jemand anders, vielleicht noch mit rauher Hand und schadenfrohem Wort, auf diesen Weg zwingen will, oder man geht unter dem Eindruck der Autoritätsperson scheinbar diesen Weg, um ihn möglichst bald wieder zu verlassen. Wir gewöhnen uns immermehr an den Gedanken, daß wertvoll nur das ist, was reif aus der eignen innern Seelenlage herauskommt.

Es mußten hier viele Selbstverständlichkeiten vorgebracht werden, die jedem sein eigner Takt sagen wird. Aber es geschah nicht nur um der Vollständigkeit willen, sondern auch in der Hoffnung, daß sich in jedem Seelsorger an diese Selbstverständlichkeiten andere eigne Erkenntnisse über das schwierige Gebiet der

Menschenbehandlung anknüpfen werden. Absichtlich stark ist aller wohlgemeinten und aller gedankenlosen Redseligkeit gegenüber das schweigende Verhalten erhoben worden. Dabei gedenke man immer der Voraussetzung, daß eine Persönlichkeit dahinter stehen muß. Natürlich wird es nicht durchaus ohne das Wort gehen. Wir wollen zusammenzustellen versuchen, welchen Vorrat von Gedanken wir für die verschiedenen seelischen Lagen von Leidenden besitzen.

Trostgedanken.

Als eigentlich christliche Trostgedanken werden sich uns folgende herausstellen: zuerst die erziehende Liebe des Vaters; dann der in den Tod gehende und gekreuzigte Jesus; endlich und vor allem das Leben im Geiste, das ein ewiges ist. Dieses letztere Stück ist das wichtigste. Denn nur so bekommt die erziehende Liebe des Vaters ihr Ziel und nur so wird die neue Ehre offenbar, die sogar die Schmach und den Jammer des Kreuzes völlig vergessen machen kann. Es gehört aber zum Empfang dieses Trostes eine Wertschätzung, die bereit ist, dieses höchste Gut, das ewige Leben im Geist, über alles andre zu stellen, was man verlieren kann. Das „ewig" ist vielleicht vor allem so zu verstehn, daß es nicht verloren werden kann außer durch eigne Schuld. Dem äußerlich gegebnen Gute, dem ewigen Leben, entspricht innerlich das Leben im Geiste, wenn nicht überhaupt jenes Gut in diesem Geist allein seinen Platz finden soll. Wir können auch sagen, daß es das Leben der Persönlichkeit im höchsten Sinne ist, das als die irdische Erscheinungsweise des ewigen Lebens in Betracht kommt. Die Herrschaft über die Dinge der Welt und des Leibes, die wir mit diesem Begriff zu bezeichnen pflegen, ist ein wesentliches Stück dieses ewigen Lebens im Geist. Ihr muß aber, es sei noch einmal gesagt, eine Wertschätzung entsprechen, die es als das wirklich höchste über alle andern Güter erhebt.

Alle andern Arten von Trostgründen, die darunter bleiben, sind nun nicht im eigentlichen Sinne christlich. Sie mögen im N. T., sie mögen in Gesangbuchliedern vorkommen, sie sind es trotzdem nicht. Zu christlichen Gedanken macht irgendwelche Äußerungen immer nur dies eine: das höchste Leben im Geist, wie es in Christus erschienen ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir jene Trostgründe gar nicht verwerten dürften. Grade wenn man sich überzeugt hat, wie schwer sich die echte und wirkliche Wertschätzung eines Menschen auf jenes höchste Leben richtet, denkt man anders über diese Frage. Es würde zu einem ganz und gar unbefriedigenden Zustande zwischen Seelsorger und Leidenden führen, wollte er ihnen nur die höchsten Trostgründe nahe bringen. Sie verstünden ihn nicht oder sie eigneten sich mit jenem verzweifelten Ja seine Worte an, gegen das das entschlossenste Nein eine Wohltat ist. Es ist gut, daß wir das A. T. vor dem N. T. in unsrer Bibel haben. Mit ihm können wir den Menschen menschlich näher kommen. Mit ihm können wir sie einmal zu erfassen suchen auf dem Standpunkt, den sie einnehmen, um sie dann, wenn möglich, in die Höhe zu heben.

Es sind dies jene jüdischen und überhaupt antiken Gedanken, die wir oben S. 345 f. zusammengestellt haben. Es sind dies ja nicht nur antike Gedanken, es sind die des gewöhnlichen Menschen, der sich ohne jene Wertschätzung so gut hilft, als er kann. Es sind vernünftige Gedanken, soweit es überhaupt Gedanken sind. Sie bewegen sich auf einer Ebene, die unter der des höchsten Gutes ist. Auf ihr suchen sich

die Menschen zu helfen, so gut sie können, wenn ihnen der Ausweg versperrt ist, den Verlust leicht zu verschmerzen, weil in einem höheren Gut ein Ersatz oder gar der Zweck gefunden ist, zu dem sich der Verlust des geringern wie das notwendige Mittel verhält. Wir verfolgen die Trostgründe, wie sie sich zu immer größerer Klarheit und größerer Höhe erheben.

Zunächst erwähnen wir jene einfachen, kräftigen Imperative, die sich großer Gunst bei Leuten erfreuen, die den Vorzug haben, nicht immer nachdenken zu müssen. Sie sind oben, als wir das Ideal schilderten, schon genannt. Den Kopf obenbehalten, sich nicht unterkriegen lassen, nicht verzweifeln — das sind einige solcher Worte, denen eine starke suggestive Kraft für viele innewohnt; in ihnen macht sich auch häufig ein Bedürfnis andre zu trösten Luft, das zu schüchtern oder zu schamhaft ist, um höhere Gedanken vorzubringen. Die Scheu davor, sich gehen zu lassen und als schwach vor seiner Umgebung dazustehn, mag auch ein solcher Grund sein; dahinter liegt die Wertschätzung persönlichen Lebens; denn wer sieht gern einen sonst geachteten Menschen aufgelöst in Jammer, und wer zeigt sich gern in dieser Verfassung, der auf persönliches Leben Wert legt? — Hinter diesen Worten steht oft als Gesammtstimmung oder auch als Glaubenssatz der Glaube an ein Fatum. Man muß sich fügen, was kann man machen? So gehts nun einmal im Leben — solche Worte kann man immer wieder hören, wenn man darauf achtet, wie sich die Leute trösten. Dabei wird viel Kraft entfaltet, während die Reflexion und auch der wissende Glaube manchmal viel sentimentaler und schwächer ist. Das „Befiehl du deine Wege"-Christentum" ist die religiöse Form dieses Trostes; mag es auch im Durchschnitt keine höheren Güter erhoffen, als es die verlorenen oder bedrohten sind, so hat es doch seine großen Verdienste und eine geschichtliche Bedeutung. — Der Grundsatz, daß es ein Trost sei, Genossen im Unglück zu haben, ist weit verbreitet. In der gewöhnlicheren Form liegt er in der beruhigenden Überzeugung, daß auch andre ihr Päckchen zu tragen haben und man nicht allein als ein geplagter und geschlagener Mensch dasteht. Dabei spielt ein bißchen Schadenfreude sicher mit; wenn ein Mensch so klug ist, sein Geschick nicht mit dem der glücklichern, sondern grade der unglücklichern Mitmenschen zu vergleichen, dann kann ihm dieser Blick schon manche Beruhigung für den Alltag verschaffen. Etwas höher ist das oben schon erwähnte Gefühl, das diesem Trostgrund innewohnt, daß man keine Ausnahme darstellt, auf die die Pfeile des Geschickes mit absichtlicher Bosheit gezielt werden. Es ist jedem feineren Gefühl peinlich, eine besondere Rolle zu spielen. Ebenfalls ist schon oben der Gedanke erwähnt, daß sich in diesem Wort auch die resignierte Überzeugung ausdrücken kann, daß wir nun einmal unter dem Gesetz des Leidens stehn; das macht es auch einem Menschen erträglicher, sich in das seinige zu schicken. Denn tut er gleichsam einen Blick in eine allgemeine Gesetzmäßigkeit des Leidens, so beugt er sich viel leichter, als wenn er sich mit Bitterkeit als eine Ausnahme empfinden müßte. Die Kreuzesschau von Chamisso ist der klassische Ausdruck für die höchste Form dieses socios habuisse malorum. — Dann kommt allerlei Humor, wenn dessen Art die Eigenschaft ist, das Gute am Verlust zu sehen und das heitere Auge zu dem nassen zu fügen. Man bedenkt, daß es hätte noch viel schlimmer kommen können, daß doch immer noch Glück beim Unglück ist. Oder man hofft, daß es sich noch einmal bewahrheitet,

wenn man jetzt sagt: man weiß nicht, wofür es gut ist. Dieses „gut" wird aber dann immer sozusagen auf derselben Ebene der Wertschätzung gesucht, auf der auch das Verlorene lag. Von da ist nur ein kleiner Schritt zur Hoffnung, die der Mensch wirklich bis zum Grabe hin neben jeden Trümmerhaufen seines Lebens pflanzt. Immer wieder steigen gleich nach dem Zerfall des alten Glücks oder nach Vereitelung der bisherigen Hoffnung neue Bilder der bessern Zukunft auf. Dann glaubt der Wille gern, was die freundliche Hoffnung ihm vorhält.

Weiter sei noch ein Gebiet erwähnt, wo feinere Geister ihren Trost suchen — es ist die Natur. Wir haben Grund, hier dieses Trostmittel anzubringen, denn in den Schlußreden weist ja Jahve Hiob auf sie hin. Ist es auch scheinbar seltsam, daß Gott den geschlagenen Hiob mit Einzelheiten über allerlei Getier und Gestirn unterhält, es ist doch vielleicht ein tiefer Sinn darin. Gott öffnet ihm Auge und Sinn für die große unendliche Welt; in ihr ist Hiob nur ein Punkt. Zwar liegt dem Punkt Mensch gar nichts an der ganzen Schöpfung, wenn sein Gefühl voller Weh ist; aber der Blick in sie kann doch den Sinn von dem Weh einmal ablenken und in größere Zusammenhänge hineinführen. Es tut einem gequälten Menschenherzen gut, wenn der Blick auf das unendliche Meer oder auf die erhabene Gebirgswelt fällt. Das ist keine Zerstreuung, in der so oft der Trost und das Heilmittel für den Schmerz gesehen wird; das ist vielmehr Sammlung. Vor allem ist man dann einmal die Menschen los, die einen quälen, wenn auch nur mit ihrer Gleichgültigkeit, ihrer Neugierde oder auch mit ihrer Teilnahme. Vor dem Großen und Unendlichen wird dann tatsächlich unser Ich mit seinem Weh klein. Aber wir vermögen auch das so wohltuend stumme Wesen der Natur langsam so sehr mit eignem Seelenleben zu erfüllen, daß uns bestimmte Wege und bestimmte Aussichten ein Echo aus unserm bessern Teil wiedergeben. Dann kann man sich verstanden fühlen von dem seelischen Wesen, das man selbst in die leblose Natur hineingelegt hat, wenn man nicht in ihr den Gott findet, der größer ist als sie und als wir. Besser als die Zeit, auf die sich so viele verlassen, heilt doch von den unterpersönlichen Mächten der Welt die Natur.

Endlich kommt auch ein Trost, der viel höher steht, aber auch schmerzlicher ist. Es ist der, den die Freunde dem Hiob anbieten. Leid ist Strafe, und wenn man sich von der Schuld reinigt und die Sünde läßt, dann wird man die Strafe los. Wir werden diesen Trost ebenfalls anerkennen und auch verwerten. An die beiden Formen des Zusammenhangs zwischen Übel und Schuld, die wir oben dargestellt haben, erinnern wir, indem wir für die eine an den Schächer am Kreuz, für die andere an Ruben erinnern. Jener faßt sich, indem er bedenkt, daß er mit seinen Genossen billig in seinem Übel ist, weil sie empfangen, was ihre Taten wert sind; Ruben wird durch sein böses Gewissen genötigt, ein gegenwärtiges Übel mit einer früheren Schuld in Verbindung zu bringen, ohne daß zwischen beiden ein ursächlicher Zusammenhang besteht. Ein Zusammenhang ist nur vorhanden zwischen der Auffassung des Übels als einer Strafe und dem bösen Gewissen, das von jener Schuld herrührt. So straft sich also Rubens Schuld selbst, indem sein Gewissen auf ein Übel den dunklen Schatten wirft, in dem es als Strafe erscheint. Das braucht man nicht bloß subjektiv zu nennen; denn eine subjektive Strafe ist grade schlimm genug, wenn ja doch die Empfindungen des Subjekts alles Übel zur Qual

und zur Strafe machen. Es liegt alles an der Art, wie ein Übel aufgefaßt wird. Man kann ein Kind im Scherz kräftig schlagen, und es verzieht keine Miene; man kann ihm im Zorn leicht die Wange streichen, und es schreit laut auf. Ebenso empfindet der Mensch, der mit Gott nicht auf gutem Fuß steht, jedes Übel sehr hart und als Strafe. Dagegen wer sich mit Gott ins Reine gebracht hat, empfindet das Übel ganz anders. An diesem Punkt setzt die Aufgabe ein, die die Versöhnung des Menschen mit Gott ist.

Solange diese Bindung an Gott noch nicht hergestellt ist, ist der tiefste Trost noch nicht zu haben. So lange muß man versuchen, mit den genannten Arten den Menschen wenigstens auf die Höhe zu erheben, die wir oben als die dem antiken Geist entsprechende bezeichnet haben. Besonders auch das letzt genannte Trostmittel ist nicht zu verwerfen. Nur freilich hat es bloß dann seine Wahrheit, wenn nicht die Tröster, sondern der Leidende selbst, also nicht Hiobs Freunde, sondern Hiob jene Linie zwischen Übel und Schuld zieht. Dann ist mindestens dies eine richtig an dieser Verbindung: mag auch tatsächlich kein ursächlicher Zusammenhang bestehn, aber der vorhin genannte mittelbare Zusammenhang ist doch wirklich. Die Deutung des Übels als einer Strafe kommt wie ein Schatten aus dem bösen Gewissen heraus. Sie mag einmal ihre Wirkung tun; man braucht nicht sofort diesen Schatten zu vertreiben. Aber wir haben auch kein Recht, selbst in eine Seele einen solchen Schatten zu werfen, die es an der inneren sittlichen Strenge und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst fehlen läßt. Solche tief eingreifende Erkenntnisse müssen — das haben wir neu von der heutigen Pädagogik gelernt — in der Seele des Menschen selber erwachsen; werden sie aber nicht bloß von außen angeregt, sondern aufgenötigt, dann haben sie keinen Wert. Darum ist es am besten, wenn man statt großer Reden und Gedankengänge hin und wieder ein Ferment für die weitere innere Entwicklung in die Seele der Leidenden mischt; nur was er sich, durch diesen Reiz angeregt, selbst zu sagen weiß, hat Wert; und dieser wird noch durch die geheime Freude am eignen Tun erhöht, eine Freude, die ihm die nicht immer selbstverständliche Selbstverleugnung des Trösters gerne gönnen wird. —

Unsre wichtigsten Trostmittel, die uns das Evangelium gibt, haben wir oben schon genannt. Ihre Bedeutung können wir uns am besten klar machen, wenn wir wieder unser Buch Hiob ansehn. Warum ist es so trostlos? Warum ist im N. T. so vielmehr Trost? An dem Gegensatz zwischen beiden merkt man, was man an Jesus dem Gekreuzigten hat. Was sind das doch für harte, trostlose Gedanken, mit denen jene Tröster trösten wollen! Ein einziger Blick auf den Gekreuzigten überzeugt einen sofort, wie viel reicher wir sind, auch wenn er kein Wort spricht. Es ist gar nicht zu sagen, wie viele schon irgend ein Kruzifixus getröstet hat. Oft ist das nicht das Verdienst der kirchlichen Unterweisung. Diese müht sich in der Regel mehr damit ab, irgend eine Versöhnungstheorie mit dem Gekreuzigten in Verbindung zu bringen. Aber das Volk greift daran vorbei nach einem Leidenstrost, der vom Kreuze hernieder kommt. An dieser Anziehungskraft, die es auf die Leidenden ausübt, kann man ermessen, wieviel stärker doch manche unwägbaren Kräfte und wortlosen Eindrücke sind als auch die besten Gedanken. Man sollte es einem jeden Leidenden empfehlen, sich ein Bild von Jesus dem Gekreuzigten, vielleicht das allerbeliebteste und mit dem

meisten Segen angeschaute von Guido Reni, an seine Wand zu hängen. Dann können wir uns viele Worte sparen, wenn wir zum Abschied bloß einmal stumm auf dies Bild hindeuten; das sagt schon genug. Und wenn wir es gar einem Leidenden schenken, dann bringt das gleich eine Weihe in die Beziehung zwischen ihm und uns, die keiner Worte bedarf, die durch Worte höchstens gestört werden kann. Das Beste liegt in dem Ungesagten und Unsagbaren — damit ist freilich nicht gesagt, daß Schweigen allein schon besser sei als Reden; es kommt darauf an, wer hinter dem Schweigen steht. Einer, der etwas in sich trägt, kann aber viel mehr mit seinem Schweigen geben als ein anderer, der die besten Argumente vorzubringen weiß.

Was ist es denn, was so trostvoll in Jesus dem Gekreuzigten ist? Wenn wir es für uns und für andere zu fassen versuchen, dann werden wir sagen: es ist dies, daß die höchsten Leiden mit der größten Höhe und Würde verbunden sind. Höhe und Würde erleiden auch durch schändendes Leiden gar keine Einbuße, sondern strahlen nur um so herrlicher hervor. Alles, was sonst als das Höchste gilt, Gesundheit und Ehre, kann verloren gehn, und doch bleibt die Ehrfurcht vor etwas zurück, was nicht angetastet werden, geschweige verloren gehen kann. Hier kann einem, immer mit mehr oder weniger Klarheit, die Größe des persönlichen Lebens aufgehn. Hiob jammert nach seiner Genesung, er schreit nach Wiederherstellung seiner Ehre; Jesus hat sogar die Ehre vor Menschen verloren, und er hält sich doch an seinen Vater. Er gilt uns trotzdem als der, der die höchste Ehre verdient. Darin liegt doch eine Umwertung, eine Änderung der grundlegenden Wertschätzung, die die größten Veränderungen aller Gedanken mit sich führen muß.

In der Tat, hier eröffnet sich der Blick auf die geistige Welt des ewigen Lebens. Hier erschließt sich ein *höchstes geistiges Gut*, von dem der Verfasser des Hiob-Buches nichts weiß. Die Namen sind verschieden; sie können nicht mehr als Versuche sein, sich und andern die Empfindung dafür zu klären, daß es etwas gibt, das man nicht definieren kann; höchstens kann man irdische Vorstellungen als Vergleichsmittel zur Hervorhebung seines Wertes heranziehen. Man kann nur sagen, wem es gleicht und wie es wirkt; aber man kann nicht leicht sagen, was es ist. Es gleicht den höchsten Werten, die wir in der Welt haben; nur daß es noch höher ist als sie. Es wirkt so, daß es uns ruhig macht, wenn wir alles verloren haben, und daß es uns zur tiefsten Hingebung der Persönlichkeit an alles Gute und Hohe zwingt, einfach weil wir nicht anders können.

Und wie verhält sich dieses höchste Gut, das ewige geistige Gottesleben, zum *Leiden*? Es dient als bester *Ersatz*; aber es kann auch als der *Zweck* erkannt werden, zu dem sich Leiden und Verluste wie Mittel verhalten. Und wie geschieht das? Leiden und Verluste beginnen damit, unser Herz mit Gewalt von Dingen frei zu machen, an denen es hängt. Da wir Menschen aber immer etwas haben müssen, was uns wertvoll ist, damit wir nicht verzweifeln, bietet sich uns jenes Höchste als ein solches Gut an. Wir greifen zuerst vielleicht nur aus Verzweiflung danach; wir lassen es uns aufzwingen, weil wir hoffen, mit diesem geistigen Wert als einem Mittel unser altes Glück wiederherzustellen. Allmählich aber vollzieht sich jener oft erwähnte Vorgang, den man mit Heterogonie der Zwecke oder mit Motivwandel bezeichnet. Wir bekommen Freude an dem

Ersatz selbst und vergessen den Verlust. So bietet uns das Übel eine Gelegenheit, eine Einladung zur Umwertung. Wir gehen zuerst mit einer sauersüßen Miene darauf ein, mit der man aus der Not eine Tugend macht, wenn nur Tugend aus der Not wird. Aus allen Nöten aber kann Tugend werden. Das ist grade das Besondere an dem höchsten Gut: es ist von allen Nöten aus zu erreichen; denn es gibt keine noch so große Not, die nicht als Mittel zu diesem Zweck, als Weg zu diesem Ziel angesehen werden kann. Keines. Denn es übertrifft das höchste Gut alle Güter, die verloren werden können. Und von dem Verlust jedes, auch noch so hohen Gutes aus führt der Weg zu dem höhern Gut, eben der Versöhnung mit Gott, der Gemeinschaft mit Christus und dem ewigen Leben im Geist. Dann lernt man die Not verstehn, ja sogar für sie danken; dies aber erst, wenn sie lange hinter einem ist und ihre Frucht zum ewigen Leben gezeitigt hat. Und das will sehr schwer errungen sein. Der logische Gedanke fliegt den eben beschriebenen Weg von der Not zum Heil, aber der Wille kriecht ihn nur. Es ist ein saures, schweres Wandern. Niemand spreche so leichthin davon und mute es dem ersten Besten zu wie einen Spaziergang. Es muß vieles in dem Menschen gebrochen werden, ehe er dazu fähig ist, diesen Weg zu gehen.

Manchem ist es schon eine Hilfe, wenn er seinem Leiden zuerst laut, dann ganz still die Krone aufsetzen kann, daß es ein Leiden für andere ist. Wie viel wird durch andre, wie viel aber wird auch für andere gelitten! Um ihnen ihre Strafe abzunehmen, oder sie mit ihnen zu teilen, um sie zu retten oder zu fördern, um ihnen das Gefühl der Einsamkeit zu rauben, um .... wer schaut hinein in die Seele der Menschen? Wo aber solches Leiden wohnt, da ist die Weihe nicht fern, die ein weißes Haupt oder ein ernstes Gesicht ziert, wie sie auch die Seele leise mit Klängen erfüllt, die die der Klage übertönen wollen. Überhaupt gibt es neben dem Blick auf Gott nichts Besseres, um über sich selbst mit seinem Leid hinweg zu kommen, als wenn der Leidende seinen Blick und Sinn auf die Nächsten lenkt, zumal auf die Leidenden unter seinen Nächsten. Ist er doch am besten imstande, sich in die Tiefe ihrer Seele hineinzufühlen und sich mit ihnen da zu berühren, wo ihr eigenstes und tiefstes Seelenleben pulsiert. Das ist natürlich etwas ganz andres als jenes stumpfe und selbstsüchtige solamen socios malorum habuisse. Hier liegt der Gewinn darin, daß die mitleidende Seele des Leidenden mit tastenden seelischen Fühlfäden eine Berührung mit Seelen gewinnt, die eine Bereicherung für sie bedeutet. Es eröffnen sich ihr weite Tiefen des Lebens und etwas vom geheimen Grund der Welt; und ist das auch ein wehmütiges, nicht ohne viel Tränen erkauftes Glück, so ist es doch ein Glück. Weit und reich baut sich so eine Innenwelt in der Seele an, zu der man nie ohne den Ruf des Leides gekommen wäre, der so oft vom Außenleben zum Innenleben lädt, nicht ohne daß zuerst sauer schmeckte, was nachher süß eingeht, nicht ohne daß zuerst Not war, was nachher Tugend wird. Und dann vor allem ist auch für eine solche Seele, die sich in die andere hineinfühlt, die Güte gegen sie ganz unausweichlich. Wie froh macht es, andre froh zu machen! Wollen zwar zuerst die Gedanken gar nicht von dem lieben armen Ich fort, fliegen sie immer wieder wie Vögel nach ihrem Neste, so läßt es sich doch langsam erzwingen, daß man auch mit Rat und Tat an andre denkt. Das gibt dann eine herrliche Befreiung und Erhebung aus dem eignen Jammer. Dann

merkt man, wie man sich einmal ganz vergessen hat, man sieht, daß man noch etwas wert ist; wie oft schon war das Krankenbett einer Mutter, das anfangs der Sonnenuntergang für das Glück des Hauses schien, der Aufgang einer ganz andern Sonne, die das ganze Haus erleuchtete und erwärmte! — In solchen Erlebnissen des Innenlebens, der Erweiterung der Seele zur Berührung mit einer großen Innenwelt geistigen Lebens und in dem Glück zu lieben und zu helfen, wird jener Besitz des höchsten Gutes praktisch und greifbar.

Am Ziel oder schon auf dem Weg sieht man in die Höhe und gewahrt Gott. Wer nur irgend den innern Zwang hat, wichtige Dinge des Lebens personalistisch zu deuten, also von Gott herzuleiten, lernt hier Gott sagen. Es tut sich ihm ein Wille auf, der still und verborgen Weg und Ziel ins Auge gefaßt hat. Es ist Gott, der das Leben lenkt und zwar auf seine größten Ziele hin lenkt. Man sieht nicht viel von dieser Hand Gottes, die uns auf diesen Weg leitet. Manches von unserm Weg verstehn wir nicht und werden es nicht verstehn. Aber hier und da schaut ein Stück Weg heraus, das sich mit einem andern zu einer Straße zu vereinigen scheint; wenn auch das beide Stücke verbindende Glied noch hinter dem Berge liegt. Wir würden es sehn, wenn wir höher stünden. Denn das ist die Voraussetzung für den allergeringsten Anfang eines solchen Lebensverständnisses, daß man hoch steht. Damit ist gemeint, daß man willens ist, auf die Wertschätzung einzugehen, die uns Gott in Jesus anbietet; und das ist die Wertschätzung jenes geistigen Lebens, wie es Gott und Jesus als heiliger Geist verbindet. Wer nur irgend christlich denkt, kann nicht anders denken als so: dieses geistige Leben ist das Ziel der Welt. In seinem Empfang und völligen Erwerb liegt der Sinn des Daseins. Das drücken wir aus, wenn wir sagen, daß es den Willen Gottes mit der Menschheit und der Welt bedeutet. Wenn wir sagen, es sei Gottes Wille, daß dieses Geistesleben angeeignet werde, dann haben wir damit schon gleich etwas andres dazu gedacht. Wir können nämlich Gott nicht anders denken, denn als den Inhaber der Macht über die Welt und als den Lenker unsres Lebens. So ist Gott beides, der Hüter der höchsten Werte, wie sie sich für uns zusammenfassen in dem Wort von dem Geist Gottes, und zugleich der Lenker der Welt und des Lebens. Die Verbindung zwischen diesen beiden Stücken können wir aber nur teleologisch fassen: Gott lenkt Welt und Leben auf diesen höchsten Wert hin. Das ist die tragende Grunderkenntnis unsrer christlichen Gewißheit; das ist die Form des religiösen Optimismus, die das Christentum ausmacht. Wer so denkt und entsprechend strebt, der ist ein Christ. Diese Gewißheit aber ist nur für den zu erfassen, dem etwas an dem geistigen Leben liegt, wie es ihm im Geist Gottes und Jesu entgegentritt. Ein solcher aber ist imstande, von dieser Wertschätzung aus den rechten Sinn für die Liebe Gottes zu bekommen. In jeder Art von Liebe steckt etwas von einer Wertschätzung, weil wir immer etwas an einem Menschen lieben, was uns Freude macht und wertvoll ist; ebenso erkennen wir die Liebe eines Menschen zu uns daran, daß ihm etwas wichtig ist, was an uns wertvoll ist. Nicht anders ist es mit unserm Verhältnis zu Gott. Wir lieben Gott, weil wir etwas hochschätzen, was er besitzt, und seine Liebe erkennen wir daran, daß wir etwas von ihm empfangen, was wir schätzen. Am höchsten und am wahrsten ist dieses Verhältnis zu Gott dann, wenn es sich um den heiligen Geist handelt, als um

die Gabe, die wir von Gottes Liebe erwarten und um deretwillen wir Gott lieben. In der Tat gehört wenigstens ein Anfang vom Verständnis für diesen heiligen Geist dazu, wenn wir Gottes Liebe erkennen sollen. Haben wir diesen Anfang, dann kommen wir weiter: erst wenn wir wissen, was einen Wert hat und worauf es allein im Leben wirklich ankommt, sind wir imstande, Gottes Liebesführung in Ereignissen unsres Lebens zu erkennen, die uns zwar dies und jenes wegnahmen, woran uns vorher etwas lag, die uns aber zu Anlässen wurden, ein größeres Verständnis für seinen heiligen Geist zu bekommen und an unsrer Seele zu wachsen.

Dieses Verständnis des Lebens kann für manchen die Tür zum Christentum sein, der durch die überlieferte und gleichsam vorgeschriebene Tür, nämlich das Verständnis für die Vergebung der Schuld und die Erlösung von den Sünden, nicht hineinkam. Jene Tür ist aber nicht im geringsten weniger wert als diese. Denn es liegt dem von uns gemeinten Verständnis des Leidens als einer Erweisung der Liebe Gottes genau derselbe Sinn für das Leben im Geist, genau dieselbe Wertschätzung zugrunde wie auch jenen beiden genannten Heilsgaben. Denn nur der hat Verlangen nach Vergebung und Erlösung, der jenes Leben der Seele hochschätzt und begehrt. Gott führt den einen so und den andern so; allein seine Diener wollen die Menschen oft nur so führen, wie sie es verstehn und für richtig halten.

Die Grundgewißheit, daß der Gott, der das Leben im Geist unter den Menschen verbreiten will, derselbe ist, wie der, der die Geschicke der Menschen in der Hand hat, ist von der größten Bedeutung. Sie spiegelt sich in der Art, wie Christen jede wichtigere Begebenheit ihres Lebens aufzufassen und anzupacken haben. Sie kommen nämlich an sie mit der Ahnung heran, daß auch in ihr dieser Wille Gottes enthalten ist. Für den Christen gibt es nichts, was ihm nicht einmal von vornherein als Ausdruck des Willens seines Gottes zu gelten hat. Und zwar gilt es ihm als der Ausdruck seines Willens, der uns heiligen Geist nahebringen und das Leben der Seele fördern will. Tatsächlich gibt es nichts, was sich grundsätzlich dieser Deutung und Verwertung entzöge. Es lassen sich, wie eben gesagt wurde, von allen Lebensbegebenheiten aus Linien nach diesem einen Mittelpunkt ziehen. Bald ist es die Demut, bald die Nächstenliebe, die durch irgend ein Lebensereignis gestärkt werden will; bald soll auch der Überdruß an der ganzen Welt und das Verlangen nach einem höhern, bessern Leben geweckt werden. Bald macht uns ein Ereignis auf eine in uns verborgene Schwäche aufmerksam, bald zeigt uns die Begegnung mit einem Menschen, was wir noch in unsere Seele an guten Kräften aufnehmen könnten. Kurz, die Beziehung des Sein auf das Soll ist unendlich. In jedem Stein, der an unserm Wege liegt, ist edler Inhalt verborgen; wir müssen ihn nur herauszuholen wissen. Dieses Lebensverständnis ist uns erst möglich geworden, als wir ein Gut erkannten, das größer war als alle andern. Nun erst werden wir der Übel Herr, die uns niedere Güter nehmen oder Schmerzen bringen.

Mit dem Verstand allein wird diese Arbeit nicht vollzogen, jenen Edelgehalt aus den Lebensereignissen, zumal aus den widrigen, herauszuholen. Dazu bedarf es des Willens. Wenn man es bloß verstanden hat, worauf es ankommt, dann hat man es noch nicht. Aber man kann es gewinnen, auch wenn

man es noch nicht klar verstanden hat. Das Verständnis kommt erst über dem Gewinnen. Und wenn das Verständnis nicht mit dem Gewinn sich einstellt, ist es auch nicht schlimm; schlimm ist es, wenn man versteht und davon spricht, ohne daß man es sich aneignet. Es ist ja ein großes Glück, wenn einem einmal an einem solchen Lebensereignis aufgegangen ist, wie reich es ist. Dann geht man ganz anders in sein weiteres Leben hinein; denn man hat etwas erfahren und kann darum der getrosten Zuversicht sein, daß auch in den andern Lebensbegebenheiten etwas von diesem Edelgehalt steckt. Manchmal freilich sind diese Begebenheiten so wirr und so vollständig „zufällig", daß man daran verzweifelt, etwas herauszuholen. Aber man muß es doch immer versuchen. Oft wird dann grade die allertollste Strecke des Lebens, in der Sünde und Schuld mit dem blindesten Ungefähr zusammen anscheinend die größte Unvernunft zusammengebracht haben, zu dem Feld, auf dem einem die ersten Blumen des Verständnisses und des höhern Glückes aufgehen. Das gibt ein Lebensverständnis oder vielmehr ein Finden Gottes und seiner Liebe, das ganz und gar auf die Betätigung des Willens angewiesen ist. Die Willensrichtung hat hier den Vorrang, der Verstand begleitet nur.

Zu dem ganzen Erkenntnisvorgang, den wir geschildert haben, gehört aber das Vertrauen, das wir Glauben nennen. Bald beginnt der Vorgang mit einem schwachen Eindruck von einem solchen Reichtum, der in dem Leben steckt, und dann wird der Glaube dadurch stärker. Bald aber muß das Vertrauen den Anfang machen, daß es solche Schätze gibt; und dann erwächst die Erfahrung erst aus dem Glauben. Vielleicht liegt auch jener ersten Erfahrung schon ein Keim des Glaubens zugrunde: nämlich die Ahnung, daß es hinter den Dingen des Lebens einen solchen Willen gibt. Wie sich Glaube und Erfahrung gegenseitig fördern und tragen, ist eine der wichtigsten und fesselndsten seelischen Erkenntnisse. Angeeignet zum persönlichen Besitz werden aber die meisten dieser Gedanken nur durch Gebet und Übung. Beides empfehle man unablässig; das Gebet als Mittel, sich über sich selbst hinauszubeten, die Übung als den notwendigen Weg, solche schwere Gedanken aus dem Bereich der Gefühle und der Redensarten in den des Ich einzuführen.

Das sind gedankliche Hilfen, die wir anbieten mögen, wo noch solche Gedanken, von Regungen der Zuneigung und des Vertrauens gestärkt, ihren Weg von Seele zu Seele, von Geist zu Geist zu finden wissen. Aber wenn das Fieber oder der rasende Schmerz die Tore der Seele des Kranken und die Pforten zu seinem Geiste schließen, wenn wie in jenen oben S. 340 angegebenen schrecklichen Fällen sich der Verzweifelte und Dulder selbst mit Gewalt aus seinem Jammer hilft, dann erkennen wir die Ohnmacht unsrer Gedanken. Dann stehen wir vor dem Rätsel des Daseins und uns starrt die Frage an, ob nicht doch die brutale Gewalt der Natur das letzte Wort behält ... Eins ist dann aber doch sicher: mögen die Gedanken keinen Durchschlupf mehr finden, die Empfänglichkeit für eine warme, wenn auch stumme Liebe, und mag diese nur in einem Blick oder Handdruck bestehn, bleibt dem Geist des Menschen bis dicht vor die dunkle Pforte übrig, durch die wir einmal alle hindurchgehn müssen.

V. Das Problem.

Nun haben wir die Gedanken zu einem Versuch in der Hand, das Problem zu lösen. Zuvor sei noch einmal daran erinnert, wie wir uns das Verhältnis von praktischer und theoretischer Behandlung aller Hiobsseelen gedacht haben. Die praktische ist und bleibt die Hauptsache; und sie vollzieht sich nicht darin, daß man die theoretische Frage löst. Es kommt darauf an, Trost und Mut durch die Berührung mit dem eignen Geist und durch aufmunternde Worte nahezubringen. Natürlich gibt es auch Menschen, die weiter zu fragen haben. Denen darf man nicht ausweichen. Aber oft ist die Frage nach den theoretischen Dingen vielleicht ein unbewußter oder bewußter Versuch, dem Ernst der praktischen Entscheidung auszuweichen. Disputieren ist leichter als sich bekehren.

Kein Versuch, eine Lösung in unserm Sinn anzubahnen, hat nun irgend einen Zweck, wenn nicht ein Verständnis für die zuletzt gewonnenen Größen erreicht ist. Dieses Verständnis braucht ja nur ganz theoretisch zu sein; also es braucht ein Mensch nur zu wissen, daß es so etwas wie ein geistiges Leben gibt und daß man es für das höchste Gut halten kann. Dann kann man auf ein Verständnis für die Art rechnen, wie wir das Problem lösen, wenn er auch persönlich praktisch gar nicht damit in Beziehung treten kann. Es entspricht unsrer ganzen Art, theologisch umzudenken, wie sie mit dem Gedanken vom höchsten Wert zusammenhängt, wenn wir teleologisch denken. Und wenn diese Teleologie ein religiös-ethisches Ziel bekommt, dann kommen wir auf pädagogische Gedanken. Und wenn wir personalistisch in die Welt hineinschauen können, dann bekommen wir den Begriff: Gott unser Erzieher. Damit glauben wir den Punkt erreicht zu haben, der am Ende der Entwicklung liegt, wie sie mit der Kritik des Hiobdichters begonnen wurde. Jesus stimmt uns ohne Zweifel ganz bei: er weist die juristische Auffassung, genauer die strafrechtliche Deutung des Unglücks, ab, nach der die Leute, auf die der Turm von Siloah fiel, ebenso ohne weiteres schuldig sind, wie der Blindgeborene und seine Eltern schuldig sind. Jesus verbietet, daß man von dem Übel zurückschließen darf auf Schuld. Aber Jesus schließt umgekehrt von der Schuld auf kommendes Verderben: Jerusalem mußte untergehn, weil seine Bürger sündig sind. Diese Anwendung des strafrechtlichen Grundsatzes werden wir uns durchaus nicht rauben lassen; auch die umgekehrte Anwendung, die von einem Übel auf offensichtlich damit zusammenhängende Schuld schließt, lassen wir uns niemals nehmen. Für diese Fälle bleibt das Bild vom strafenden Richter in Gültigkeit, zumal wenn wir daran denken, daß der Richter nicht nur Rechtsprecher, sondern auch, und zwar in erster Linie, Verwaltungsbeamter war. Aber für die vielen Fälle, wo diese Lösung versagt, müssen wir die andere in Bereitschaft halten. Es hängt alles an den Bildwörtern, mit denen wir Gott bezeichnen. In ihnen drücken wir Gefühle, Eindrücke und Strebungen aus, weil wir keine andre Möglichkeit haben, diese auszudrücken, wenn es sich um Gott handelt. Wir drücken sie aus, um sie auf andere zu übertragen. An dem Bildwort hängt aber eine ganze Fülle, ein ganzes Gefolge von ihm eigentümlichen Eindrücken, Gefühlen und Willensstrebungen. Darum müssen wir sehr genau in der Wahl dieser Wörter sein. Das Wort Vater hat ja schon einen ganz andern Umkreis von solchen Eindrücken bei sich. Wir gebrauchen es am liebsten, wenn

es sich darum handelt, auszudrücken, daß wir einen Halt an Gott haben. Wir denken an Gethsemane. Diesen Halt an Gott soll man oft mit dem Bild vom Vater anempfehlen, auch ohne daß irgend welche Pädagogie hineinzuspielen braucht. Diese ist nicht immer gemeint, wenn wir dies Bild brauchen, ohne Zweifel schwingt der Gedanke jedoch oft genug mit. Aber es sollte doch auch seine besondere Betonung empfangen, wenn wir die Absichten haben, von welchen vorhin gesprochen worden ist. Gott unser Erzieher — das muß ein Bild werden, das wir häufiger gebrauchen sollen. Wenn dagegen eingewandt wird, daß man bei dem Erzieher zu leicht an einen griesgrämlichen Oberlehrer oder einen alten verbissenen Rektor denkt, so ist dagegen zu sagen, daß auch das Vaterbild damit rechnet, daß immer ideale Väter als Modell in Rechnung gezogen werden. Mit diesem Bild bekommen wir einen personalistischen Ausdruck für jene pädagogische Teleologie. Wir haben nichts Besseres.

Dieses Bild muß dann in einer doppelten Weise den Begriff der Gerechtigkeit beeinflussen. Ein Erzieher muß gerecht sein, aber so, daß er jedem einzelnen das zuführt, was ihm besonders angemessen ist. Wir müssen den Gedanken der formalen Gerechtigkeit ganz und gar aufgeben, die die Berücksichtigung des einzelnen nicht ermöglicht und gestattet. Gerechtigkeit im pädagogischen Sinn bemißt sich weniger an einem allgemeinen Gesetz als an dem einzelnen und was ihm grade not und gut ist. Dabei kann summa injuria summum jus sein. Dann dürfen wir aber auch nicht vergessen, was Paulus mit dem Begriff Gerechtigkeit Gottes vorgenommen hat. Bei ihm ist aus einer Eigenschaft Gottes eine solche des Menschen geworden. Hatte man die berühmten Stellen im Römer- und Galater-Brief lange genug umsonst gequält, wenn man die Strafgerechtigkeit Gottes darin finden wollte, so ist auf einmal alles anders geworden, als man mit Luther fand, daß nach jenem Ausdruck der Mensch Gott recht geworden ist, obwohl er ein Sünder war. Damit ist eine ganz andre Richtung angebahnt. Es handelt sich nun nicht mehr darum, daß Gott die Sünden mit irdischen Übeln straft, vielmehr handelt es sich darum, daß der Mensch die richtige Geltung vor Gott bekommt. Also der ideelle Wert, vor Gott etwas zu gelten, tritt in den Vordergrund. Das ist das Interesse des Frommen. Gottesgerechtigkeit wird eine Eigenschaft des Menschen, die ihm Gott aus Gnaden verleiht. Dann aber kann der Ausdruck Gottes Gerechtigkeit, soweit er eine Eigenschaft Gottes selber bezeichnet, auch nicht mehr die ganze Strenge der Vergeltungslehre an sich tragen. Er bekommt dann, wie er schon im A. T. angefangen hatte, einen Sinn, der ihn der Gnade verwandt macht; Gott gibt den Menschen das, was ihnen zukommt, aber mit einem ganz andern Ton ist dies gesagt, als es früher gesagt wurde: was ihnen zukommt. Inwiefern doch noch auch bei Paulus das Wort etwas von seinem alten Sinn behält, können wir hier nicht mehr erörtern.

So bildet auch für diesen Begriff Gerechtigkeit der der erziehenden Liebe eine nötige Ergänzung. Er bildet auch den Hintergrund, der uns Gottes Strafgerechtigkeit erträglich macht. Beides verträgt sich bekanntlich sehr gut; ein Erzieher muß zürnen und auch strafen können. Wir müssen mit den Bildern abwechseln, um immer genau das auszudrücken, was im einzelnen Falle zu sagen ist.

So ist theoretisch alles einigermaßen in Ordnung, soweit man mit unsern

Bildwörtern die großen Welt- und Lebensverhältnisse in Ordnung bringen kann. Viel schwieriger ist aber die praktische Anwendung auf den einzelnen Fall. Wenn man das tolle Durcheinander irgend eines Lebens bedenkt, das noch nicht einmal ein abnormes zu sein braucht — wer will da wagen, Linien eines solches Verständnisses hindurchzuziehen, das es als ein Erziehungswerk Gottes herausstellt? Der Seelsorger und Berater muß dabei außerordentlich vorsichtig sein; man kann einen Menschen mit dem Glauben an die Liebe Gottes geradeso quälen, wie Hiobs Freunde ihn mit dem Dogma von der Gerechtigkeit Gottes gequält haben. Und es ist doch viel unsinniger, einen zum Glauben an die Liebe als zum Glauben an die Gerechtigkeit Gottes zwingen zu wollen. Wer traut es sich zu, so das äußere und innere Leben eines Menschen zusammen zu durchschauen, daß er auf beiden Gebieten die Punkte findet, die miteinander zu verbinden sind? Das ist ja doch der Sinn unsrer Teleologie. Diese Aufgabe ist nur ganz subjektiv und individuell zu lösen. Diese Erkenntnis der erziehenden Liebe Gottes gehört zu den Erkenntnissen, von denen vor allem gilt, daß sie persönlich erworben und erkämpft werden wollen, weil sie sonst keinen Wert haben.

Unsere Bemerkung über das Verhältnis von Glaube und Erfahrung wird hier so herangezogen werden können: man kann einem Menschen nur bezeugen, daß man selbst oder daß einer unsrer großen Glaubenshelden sein Leben so verstanden hat. Das gibt also dann eine Art Schema, das für den andern nur den Wert einer ganz matten Vorzeichnung hat. Sie bildet für ihn einen Anlaß zu dem Versuch, in ähnlicher Weise sein Leben zurechtzulegen. Dabei kann man einem nur wenig helfen; die Hauptsache ist, daß der Suchende selbst einen Platz gewonnen hat, der hoch genug ist, um die einzelnen Stücke seines Lebens zu überschauen; dieser Platz aber liegt auf der Höhe der Wertungen: es ist die Wertschätzung des geistig-seelischen Lebens. Daß uns dieses Verständnis nur bruchstückweise gelingt, ist unzweifelhaft. Wir müssen sehr vieles einfach auf Vertrauen annehmen. Haben wir aber einmal eine bestimmte Linie zwischen zwei oder drei von jenen einzelnen Lebensstücken gewonnen, dann haben wir etwas Festes. Von da aus denken wir dann in unser ganzes Leben hinein und auch in das Leben der Welt. Es liegt uns hier fern, über die Massenunglücksfälle zu sprechen, die das schwere Kreuz der Theodizee sind. Es liegt uns überhaupt hier fern, von dem Einfluß von Übeln zu sprechen, die hauptsächlich einen andern und nur in zweiter Linie uns berühren. Denn es will uns doch nur sehr schwer eingehn, daß Gott über andre schweres Unheil schickt, damit wir besser werden — trotz des Wortes Jesu über die dem Turm zu Siloah zum Opfer Gefallnen. Wir holen zwar aus solchen Ereignissen alles heraus, was von Winken und Anregungen für uns darinnen steckt. Aber es graut uns vor unserm eignen Heilsegoismus, wenn wir den Gedanken vollziehn sollen, daß Gott so viele Millionen von Menschen opfert, um uns seine Lektion damit zu geben. Hier ist eine Lücke in unsrer Weltanschauung. Es ist das X, das in jeder gleichermaßen steckt. Wir sind nicht starr dogmatisch genug, um sie mit Gewalt auszufüllen, wie Hiobs Freunde sie schlossen, indem sie mit dogmatistisch kategorischer Folgerichtigkeit erklärten: Das Dogma hat Recht, also ist die Wirklichkeit so, wie wir es dekretieren. Und noch mehr graut es uns vor der Beobachtung, daß unsre Voraussetzung so selten zu-

trifft, auf der dieser ganze Gedankenbau ruht, die Voraussetzung, daß tiefe seelische Regungen dem Leiden entspringen. Wie viel Bitterkeit und Verlogenheit, wie viel Haß und Trotz, wieviel Neid und Rachsucht wachsen doch auch auf der Schattenseite des Lebens! Wir können nichts anderes tun als von jener andern Frucht des Leidens aus unsere Gedanken spinnen; höchstens können wir noch bitten und warnen, daß doch ja nur diese und nicht jene seelischen Folgen des Leidens an die Oberfläche der Seele herauf gelassen werden. Es handelt sich da um sehr feine und zarte Dinge der Selbstbeobachtung und Selbstbehandlung; wer auf sie aufmerksam gemacht worden ist, weiß aber, daß man tatsächlich auf diesem verborgenen Acker ausreuten und pflanzen kann, wie auf einem Gartenfeld.

VI. Die Verwertung des Hiob-Buches in der kirchlichen Praxis.

Von den kirchlichen Verrichtungen kommen im folgenden hauptsächlich die Predigt, der Unterricht und die liturgische Arbeit in Frage; von der Seelsorge ist auf den vorgehenden Blättern schon genug die Rede gewesen. In der Allgemeinen Einleitung hatten wir betont (S. 8), daß das Buch Hiob einen ähnlichen Bruch für die gläubige Auffassung des Einzellebens darstellt, wie das Exil einen solchen für die des ganzen Volksgeschickes bedeutet. In der Einleitung zu dieser Behandlung des Hiob-Buches hatten wir die Überzeugung ausgedrückt, daß die übliche Darstellung des Geschickes Hiobs von dem größten Einfluß auf den Volksglauben sei. Auf die Erzählung von Hiob gestützt erwarten sehr viele Fromme eine günstige Wendung ihres Mißgeschicks, sobald sie sich in der Prüfung des Leidens bewährt haben. Bleibt aber diese Wendung aus, dann geben sie häufig den Glauben überhaupt auf. Andere freilich lassen sich dadurch zu einer höhern Art des Glaubens emporziehn. — Aus dem Glauben heraus dürfen wir sagen: das Hiob-Buch, wie es uns vorliegt, ist uns dazu gegeben, daß wir mit seiner Hilfe versuchen, denselben Vorgang in den Seelen unsrer Frommen anzubahnen, den es uns in dieser klassischen Weise an seinem Dichter und Herausgeber aufweist; den Vorgang, daß, wenn die gewöhnlichen niedrigen Erwartungen von Gott als dem, der seine Menschen auf Gebet oder auch auf Besserung hin sofort mit Rettung und neuem Glück belohnen müsse, nicht erfüllt werden, der Fromme sich zu einem neuen Verständnis Gottes zu erheben sucht. Daß diese Änderung der Vorstellung von Gott mit einer solchen der Wertschätzung zusammenhängt, braucht nun nicht mehr gesagt zu werden.

Diese neue Wertschätzung dessen, worauf es ankommt, also die des geistig-seelischen Lebens, soll nun angebahnt oder wenigstens die alte Wertschätzung, also die des gewöhnlichen Sinnenglücks, soll zerbrochen werden. Darauf kommt es in erster Linie an, nicht auf die Lösung des Problems. Dieses ist ja ohne eine solche andre Wertschätzung gar nicht zu lösen. Eine solche neue Wertschätzung mit den Vorstellungen, die zu ihr gehören, ist selber nur sehr schwer anzubahnen. Das ist eine Sache des Geistes Gottes. Aber eines können wir in der Regel erreichen: wir können zeigen, daß man mit der alten Wertschätzung und den Vorstellungen, die an ihr hangen, nicht durchkommt. Das bedeutet gegen viele gute, fromme Leute eine Unbarmherzigkeit, aber für viele ist es auch

eine Befreiung. Damit machen wir das Leiden unsres Dichters, das er stellvertretend getragen hat, fruchtbar für viele Nachfahren. Freilich werden wir dabei immer auf zweierlei stoßen: einmal auf die unausrottbare Forderung des Menschen, daß ihm Gott zu Willen sei, wie er Gott und sein Glück versteht; dann finden wir aber auch noch die tief eingewurzelte Vorstellung von Gott uns im Wege, wonach das Wunder, und zwar das zum Wohl des Menschen geschehende Wunder, des Glaubens liebstes Kind ist. Dieser Wunderglaube erhält durch die übliche Behandlung des Hiob-Buches noch eine starke sittliche Berechtigung: der geprüfte und bewährte Glaube erhält alles, was verloren war, zwiefältig wieder. Man muß im Unterricht der Konfirmanden und im Gespräch mit den Leuten sich davon überzeugen, wie fest eingerammt dieses Dogma ist. Darum werden wir vor allem darauf zu achten haben, welche Anforderungen sich von unsern Erkenntnissen aus für den Unterricht ergeben.

Der Religionsunterricht.

Ganz klar ist die Aufgabe, die uns aus unserer ganzen allgemeinen Behandlung des Hiob-Buches erwächst, soweit es sich um den Unterricht auf den höhern Klassen der Gymnasien und ähnlichen Schulen handelt. Dabei soll ganz besonders auch das Lehrerseminar eingeschlossen sein. Hier muß ganz schonungslos der kritische Bestand des Buches aufgedeckt werden. Es macht dem Lehrer und Schüler eine große Freude, die entscheidende Erkenntnis, daß das alte Vergeltungsdogma unhaltbar ist, so zu gewinnen, daß sie sich als Ergebnis der kritischen Behandlung des Buches ergibt. Je mehr dabei die Schüler selbst mitarbeiten, desto besser ist es. Eine Schwierigkeit macht freilich der Text. Mit der Luther-Bibel ist schlechterdings nichts anzufangen. Darum habe ich mir immer so geholfen, daß ich einfach das ganze Buch nach einer neueren Übersetzung vorlas. Die Übersetzung von Reuß hat ebensolchen Eindruck gemacht wie die von Volz. Die Längen wurden gar nicht gespürt; wie man einem Drama zuschaut, so hörten die Schüler mehrere Stunden einer Vorlesung zu, auf die natürlich alle mögliche Mühe und Kraft verwendet wurde. Eine ausnahmsweise angefertigte schriftliche Klassenarbeit ergab, daß die drittoberste Klasse eines Lehrerseminars die drei Lösungen, die Volz aufstellt, ausnahmslos mit großem Verständnis erfaßt hatte. Ist doch dieses Alter allen kritischen Versuchen, die alte, zweifelhaft gewordene Wahrheit umwerfen sollen, außerordentlich zugetan. Die Verständigern unter diesen jungen Leuten werden dann ihren zukünftigen Schülern niemals mehr die alte Weisheit von dem nach der Prüfung und Bewährung ausnahmslos wieder zufallenden Glück vorzusetzen gedankenlos genug sein. — Kein Lehrer wird sich natürlich in solchen Schulen den Vergleich zwischen der Himmelsszene in dem Buch Hiob und im Faust entgehen lassen. Die Urteile der Schüler über beide sind sehr interessant. Meist wirkt die erhabene Wucht der Hiob-Stelle ganz überwältigend. — Die Einreihung der aus dem Buch Hiob geschöpften Erkenntnis über das Leiden in alle andern über diesen Gegenstand erworbenen Erkenntnisse ist eine sehr förderliche Arbeit; dabei fällt der Blick ganz von selbst auf Jeremia, auf Jesaia 53 und auf Jesus.

Schwieriger ist die Frage schon zu beantworten, wie man es in der Volksschule zu halten habe. Seminarlehrer Brehmer in Hamburg hat einen

Aufsatz in den Monatsblättern für ev. Religionsricht 1910, S. 222 veröffentlicht, in dem er sich mit unsrer Frage befaßt. Sehr richtig sagt er, daß es darauf ankomme, die Kinder durch eine Schutzimpfung vor der gefährlichen Krankheit, vor dem Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, zu bewahren, die jeden reifern Menschen befällt. Seine Behandlung des Buches Hiob kommt darauf hinaus, daß das Gerechtigkeitsgefühl der Kinder durch die zufriedenstellende Lösung des Einzelfalles, also die Wiederherstellung des Glückes Hiobs, befriedigt wird. Freilich damit ist noch nicht alles getan; die Kinder müssen auch noch erkennen, daß gegen diesen erdichteten Einzelfall die erdrückende Fülle von Gegenbeispielen aus dem tatsächlichen Leben eine ungeheure Macht hat. B. will diese Schwierigkeit beseitigen, indem er eine Fülle von Antworten auf die Frage nach dem Grund und Zweck der Leiden des Frommen anführt. Er macht sich also die kritisch-literarischen Erkenntnisse wenig zu Nutz. Das tut in ganz andrer Weise Thrändorf in dem dritten Band seines Werkes Religionsunterricht (Dresden-Blasewitz, 3. Auflage 1911), in dem er den Prophetismus behandelt. Obwohl dieser Band für den oberen Teil der Mittelstufe der Volksschule bestimmt ist, wagt er doch, von verschiedenen Lösungen des Problems zu sprechen. Ohne Zweifel kann man mit einer einigermaßen begabten und willigen Klasse solche Erkenntnisse erreichen. Jedenfalls ist jeder Pfarrer, der auf unserm kritischen Standpunkt steht, verpflichtet, in seinem Konfirmandenunterricht unser Buch möglichst genau durchzusprechen. Wofür ist denn sonst dieser Unterricht da, wenn er nicht versucht, zart und freundlich die jungen Gemüter von ihren kindlichen Erkenntnissen überzuleiten zu andern, die nicht nur widerstandsfähiger, sondern auch besser sind.

Dagegen kann gefragt werden, warum man denn so seltsam mit den Schülern vorgeht, daß man zuerst eine Erkenntnis in ihnen aufbaut, die man dann wieder abtragen muß. Darauf würde ich sagen: der Fehler liegt nicht in dem zweiten, sondern in dem ersten Akt. Warum legt man solchen Nachdruck auf derartige Erkenntnisse, die man wieder beseitigen muß? Das ist nicht ein ungläubiges Verfahren, diese höhere Erkenntnis über Gott, Schicksal und Frömmigkeit an die Stelle einer niederen zu setzen, sondern das andre ist es, diese niedere Erkenntnis so fest zu machen, daß sie oft nur mit Verlust des ganzen Glaubens wieder entfernt werden kann. Ich räume ein, daß es nicht möglich ist, Kindern das Glück, einen Gott zu haben, anders nahe zu bringen, als mit dem alten Vergeltungsdogma. Aber dann muß man auch dafür sorgen, daß diese Glaubenserkenntnis so nahegebracht wird, daß sie ohne Schaden berichtigt und ergänzt werden kann. Man muß sich also so viel Raum in der Seele des Kindes sichern, daß man noch höhere Erkenntnisse anbahnen kann. Darum darf man nicht so sprechen, als gälte jenes Vergeltungsdogma unbedingt und für alle Fälle. Daß es Fälle gibt, in denen es sich bewahrheitet, ist sicher; an solchen muß man die Kinder den gerechten und mächtigen Gott erkennen lassen. Aber vor Verallgemeinerungen muß man sie bewahren, so schwer das ja auch sein mag; denn diese liegen ebenso den Kindern wie der ganzen Art dieses Schulbetriebes zu nahe.

Die ganze Hiob-Geschichte aber würde ich nicht zu diesem Zweck benutzen. Wir haben so viele ähnlich gehaltene Erzählungen im A. T., daß unser Bedarf reichlich gedeckt ist. Darum würde ich diese Hiob-Geschichte dazu aufheben, jene

höhere Erkenntnis anzubahnen. Wenn ich sie dennoch in dem alten Sinne behandeln müßte, dann ließe ich aber unter allen Umständen die Freunde und Hiobs Zweifel weg. Dann gäbe ich auch gar nichts anderes als das alte Volksmärchen. Denn wenn ich jene Stücke mitten in dem Zusammenhang des Märchens behandle, leiste ich dem abergläubischen Vorurteil Vorschub, als wenn nun doch das Ende und der Lohn auf der niedern Ebene irdischen Glückes läge. Das aber ist die eigentliche Ketzerei, zu meinen, daß Gott uns nichts Besseres als irdische Güter zu geben habe, sogar auch als Lohn für Treue und Vertrauen. Das ist Unglaube, auch wenn es ein Hauptglaubenssatz einer sog. gläubigen Gemeinde ist, den unsere Gutmütigkeit und Angst möglichst unangefochten lassen möchte. Dagegen ist es einfach Glaube, unserm Gott gehorsam, weiterzugeben, was er nicht nur in der Wirklichkeit des Alltags, sondern auch in unserm Buch durch einen seiner besten Diener im Alten Bunde hat sagen lassen.

Die Predigt.

Wir wollen anknüpfen an ein Bändchen mit Predigten über das Buch Hiob, die Ernst Baars, Pfarrer in Vegesack gehalten hat. (In Kommission bei dem Prot. Schriftenvertrieb Schöneberg 1906.) Es sind dreizehn nacheinander gehaltene Kanzelreden. Jeder ist als Text ein Stück aus unserm Buch vorausgeschickt. Bis auf die erste und die letzte Rede sind es immer Stücke der Reden Hiobs und der Freunde, und zwar beliebig aus den Kapiteln des Buches herausgegriffen. Der Verfasser beabsichtigt, an der Hand dieser Stellen die Frage nach Gott seinen Hörern nahezubringen und ihnen zu einer Lösung zu verhelfen. Diese Lösung sucht er zu gewinnen, indem er sich mit den Anschauungen, die Hiob und auch seine Freunde vortragen, auseinandersetzt. Es versteht sich damit von selbst, daß die Kanzelreden einen sehr stark verneinenden und polemischen Ton bekommen. So wird gleich in der ersten das bekannteste Wort aus Hiob „Der Herr hat es gegeben" usw. als der Ausdruck einer Frömmigkeit hingestellt, die wir nicht teilen können, weil sie das menschliche Fühlen zu sehr verleugnet. In demselben Sinn wird in der zweiten Kanzelrede das Wort besprochen: „Haben wir das Gute von Gott bekommen, sollen wir das Böse nicht auch von ihm nehmen?" Auch hier wird im Dienste der Wahrhaftigkeit davor gewarnt, den Schein der Stärke anzunehmen. Die dritte behandelt das Wort, in dem Hiob den Tag seiner Geburt verflucht. Dabei wird die Forderung der Wahrhaftigkeit soweit getrieben, daß empfohlen wird, man soll nur wie Hiob den Tag der Geburt verfluchen, wenn es einem so ums Herz ist. Hier freilich knüpft der Verfasser etwas gezwungen an ein Wort Hiobs über den Elenden an, um das Leidensproblem fortan zu behandeln. Dabei bringt er eine Fülle von guten Beobachtungen aus Leben und Welt. Die Spitze der Rede aber richtet sich wieder gegen die landläufige fromme Meinung und gegen die kirchliche Lehre, daß das Übel die Strafe der Sünde sei. Diese Polemik kehrt im weiteren Verlauf wieder, verbunden mit einer treffenden Kritik der falschen Tröster. In späteren Reden behandelt Baars allerlei Probleme des Denkens, z. B. die Frage, ob es wirklich eine Schuld gibt, um sie mit einem Nein und einem Ja zu beantworten, aber das Nein überwiegt. Oder er entscheidet sich gegen die Annahme eines Gottes außer uns, um Gott in unserm Innern zu finden; wenn

man diesen Gott, der eins mit unserm bessern Ich ist, gefunden hat, dann ist man erlöst, wie Jesus der erlöste Mensch ist. Sehr schöne Gedanken über den Sinn und Zweck des Leidens kehren dann in einigen Predigten wieder; das Leid soll die Menschen zusammenbringen, daß sie, in Liebe aneinander gekettet, es überwinden und sich gegenseitig weiter helfen. Den Schluß macht die Predigt über das neue Glück Hiobs; sie sucht dieses neue Glück sinnbildlich zu fassen; die Menschheit lernt nach dem Leid Welt und Leben ganz anders anschauen. So kann es heißen: Ende gut, Alles gut.

Diese Predigten haben mich nicht ermutigt, zu ähnlichen Predigten über das ganze Buch zu raten. Zwar deckt sich vieles, was Baars tut, mit dem, was bisher empfohlen ist; besonders kommt es auch ihm darauf an, die Vergeltungslehre durch eine teleologische Auffassung des Leides zu verdrängen. Aber der stark polemische Ton und die vielfache Kritik bringt in diese Reden etwas Unbefriedigendes hinein, das der Verfasser selber auch empfunden zu haben scheint. Jedenfalls geht es nicht an, daß man über Bibelstellen spricht, um sie zu kritisieren und zu widerlegen. Noch weniger freilich kann ich mich damit befreunden, daß man ein Wort als vorbildlich hinstellt, das jedem Christenmenschen schaurig vorkommen muß, die Verfluchung der eignen Geburt. Die Predigtart der unbedingten Wahrhaftigkeit und der reinen Menschlichkeit läßt sich hier an einem ihrer Vertreter studieren. Sie mag Eindruck machen auf diesen und jenen, aber sie hat so gar nichts Erhebendes und Erfreuendes an sich. Das erbauliche Moment kommt nur sehr wenig und dann nur gequält zu seinem Recht. Wenn diese Sammlung die einzige Art darstellt, wie über das ganze Buch gepredigt werden kann, so läßt man es besser überhaupt.

Tatsächlich scheint es so, daß keine andre Art möglich sei. Der Versuch, dreizehn Sonntage lang, also ein Vierteljahr hindurch, eine Gemeinde mit solchen Reden zu erbauen, die zugleich den Zusammenhang mit dem Ganzen wahren und doch etwas Besonderes bieten wollen, scheint mir aussichtslos.

Darum gehört das Buch Hiob nicht auf die Kanzel, sondern in die Bibelstunde. Wenn der Text keine autoritas sein kann, sondern nur ein Ausgangspunkt für Reflexionen über dieses und jenes Problem, dann überträgt man besser die Aufgabe, in dieses Stück der Bibel einzuführen, der Bibelstunde, in der man viel freier berichten, in der man kritisieren und die Kritik samt dem ganzen Problem literarkritisch entwickeln kann. Dabei denke ich natürlich weniger an Bibelstunden, wie wir sie für gewöhnlich halten, also an erbauliche Schriftauslegung für einfache Frauen und lebhafter religiös gerichtete Männer, sondern an einen Kreis von gebildeten Gemeindegliedern, der sich um den Pfarrer, etwa in seiner Wohnung, versammelt, um sich rein sachlich mit diesen alten Urkunden und ihren Problemen zu befassen, wie man zusammen seine Klassiker liest. Diese Bibelstunden können oft erbaulicher sein als die andern, wenn unter der kritischen Arbeit alte Vorurteile fallen und langsam sich ein neuer Bau von Idealen und Gedanken erhebt. Die Erbaulichkeit liegt nicht im Ton, sondern in der Sache. An solche Bibelstunden ist bei der vorangehenden Erörterung hauptsächlich gedacht worden.

Aber soll denn die Predigt ganz leer ausgehen? Durchaus nicht. Es ist ja nicht nötig, daß ein biblisches Stück nur unmittelbar als Text in Betracht

kommt und seine Auslegung nur Predigtgut liefert, das dem aus diesem Text zu gewinnenden Thema dient. Es kam bei der vorangehenden Behandlung des Buches Hiob vor allem darauf an, Predigtgedanken, Predigtziele zu gewinnen. Es handelte sich also um die große Erkenntnis, daß die Aufgabe der ganzen Predigtarbeit jene Umwertung sei, die dann auch ein anderes Verständnis des Leides zur Folge haben muß. Es handelte sich ferner um die Zubringung von Stoffen, die hier und da in Predigten und Ansprachen einfließen können, ohne daß sie nun im Vordergrund der Predigt zu stehn brauchen. So kann man etwa über Jakobus 5,14 oder über Röm. 12,5 „Weinet mit den Weinenden" predigen und dabei eingehend die Freunde Hiobs als Gegenbeispiel verwenden. So kann man unter dem Text Röm. 8,28 „Wir wissen, daß denen die Gott lieben" usw. die verschiedenen Lösungen anführen, die in unserm Buch dargeboten werden, um dann auf die des Apostels mit desto größerem Nachdruck zu verweisen. Aber es ist auch folgende Möglichkeit gegeben. Man kann unter irgend einem Text, der vom Leiden handelt, oder auch mit einem Text aus unserm Buch selbst, wie etwa 27, 1 – 6, 31 die ganze Geschichte Hiobs nacheinander erzählen und das Problem behandeln. So macht es Dörries in seinem letzten Predigtband „Die Welt Gottes" mit Psalm 34, 20 als Text in der Predigt Nr. 23. Ein englischer Freund von mir hat in einer Zeitschrift eine Predigt veröffentlicht, die er in einer Kirche Londons gehalten hat. Ohne jeden Text und ohne allen homiletischen Aufbau erzählt er die Geschichte Hiobs und behandelt das Problem in engstem Anschluß an die kritische Auffassung der Wissenschaft. Er macht den Schluß, indem er einige praktisch wertvolle Punkte herausstellt. Eine derartige Predigt kann unsere deutsche Gemeinde noch nicht ertragen; das ist auch tatsächlich mehr die Aufgabe der Bibelstunde als die der Predigt.

Was man auch immer sage zu Leidenden über Leiden und Geduld, man vergesse nie, wie wenig Gedanken und Worte wirken. Gehört ist noch nicht begriffen. Schöne Worte sind leicht gemacht, aber nur ein ganz klein wenig von echten Ratschlägen echt und willig seinem widerstrebenden Ich für länger als ein paar Minuten einzuverleiben, das ist bitter schwer. Darum bedarf es vieler Geduld, darum vollzieht sich aber auch im willig aufgenommenen Leiden die große neue Geburt, in der die Natur mit ihrem überstarken Trieb der Selbsterhaltung schnell oder langsam stirbt, um einer höheren Kreatur Platz zu machen. Aber das geht nur schwer und sehr langsam. Wo es aber geschah, da leuchtet etwas von einer andern Welt aus dem Antlitz hervor.

Noch ein Doppeltes wollen wir im Dienst der homiletischen Verwertung unsres Buches hinzufügen.

Einmal wollen wir es, wie S. 317 in Aussicht gestellt war, auf Texte absuchen, die sich als Grundlage für Predigten empfehlen, ohne daß dabei der ganze Inhalt des Buches die Rolle spielt, wie in der eben angegebenen Weise. Die Vermutung, daß sich in dem Buche, das so starke Empfindungen aller Art und eine so eigenartige schöne Sprache aufzeigt, solcher eine Reihe finden läßt, geht nicht fehl. Es sind einmal Worte, die ganz allgemein von Menschenleid und Gotteshilfe handeln, wie etwa 5,9, 5,17, 12,13, 19,25 – 26; oder Worte aus den Elihu-Reden, die die erziehliche Bedeutung der Leiden besonders stark be-

tonen, wie 33,14–18, 33,29–30, 36,10. Dann enthalten die Reden der Freunde zumal, aber auch manche Aussagen Hiobs Worte, die sich um Sünde und Schuld drehen, also für Beichtreden geeignet sind; so etwa 4,17, 9,20, 10,14, 11,4ff., 12,9, 13,23, 15,14, 25,5f., 34,20. Dann kann man auch im Anschluß an 2,11 und 16,1–5 über Krankenbesuch und Trösten sprechen. Endlich fallen viele Texte für die Leichenrede ab, wenn man sich begnügt mit Worten, die mehr mottoartig einen biblischen Ausgangspunkt für Gedanken über Not und Tod als einen Ausdruck für die Gewißheit von Sieg und Leben darbieten. Als solche kommen in Betracht: für schwer heimgesuchte und gequälte Verstorbene 3,17, 3,20–22, 5,17, 9,18, 9,25, 16,19, 19,25, dazu Kap. 29–30 als Gedankengang einer Rede am Grab eines ins Unglück Geratenen, besonders 30,26, 30,31. An das Grab eines Glücklichen paßt etwa 10,12, an das eines Gottlosen 20,4–10, an das eines Menschenfreundes 29,12–16. An allgemeinen Texten, wie sie zwar nicht ideal, aber unentbehrlich sind, finden sich z. B. 8,9, 14,1–2, 16,22, 17,1ff., 34,20 für plötzlich Verstorbene.

Dann möchte ich eine schöne Ausführung aus dem Büchlein von O. Mehl, Die Schönen Gottesdienste (Hamburg 1902), aufnehmen, der S. 149–150 eine Reihe von Bildwörtern aus Hiob zusammenstellt, die sich zur Bereicherung unserer gehobenen Ausdrucksweise eignen. Ich entnehme ihnen folgende (Lutherische Übersetzung) 3,9 die Wimpern der Morgenröte, 4,8 Mühe pflügen und Unglück säen, 5,16 im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit, 6,4 die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, 7,6 die Tage sind leichter dahingeflogen denn eine Weberspule, 9,3 auf tausend nicht eines antworten, 11,8 Gottes Wissen ist höher als der Himmel, – –, tiefer als die Hölle – –, länger denn die Erde und breiter als das Meer. 12,6 die Verstörer führen ihren Gott in der Faust, 13,25 – das fliegende Blatt und der dürre Halm, 15,16 ein Mensch, der Unrecht säuft wie Wasser, ferner 17,14, die Verwesung heiße ich meinen Vater und die Würmer meine Mutter und meine Schwester.

Zum Schluß noch ein Wort über die liturgische Verwertung geeigneter Abschnitte aus unserm Buch; als großartiger Ausdruck für die Klage über die Vergänglichkeit empfiehlt sich Kap. 7 und 14; man kann sie am Totensonntag oder bei einer anderen Gelegenheit, die es mit dem Tod zu tun hat, in einer liturgischen Feier verwenden. Gottes Macht und Wunder werden im Kap. 28, 37 und 38 so verherrlicht, daß man diese Stellen im Gottesdienst verlesen kann, während sich Kap. 39 dazu nicht eignet, so schön es an sich auch ist.

Der Prediger Salomo (Kohelet).

Wir erinnern an das, was S. 315 über Hiob und Kohelet gesagt war. Auch der Prediger behandelt ein Lebensproblem, und zwar behandelt er es kühn und schroff wie der Dichter von Hiobs Klage. Der Kern des Buches enthält die Stellen, in denen die Klage über die Eitelkeit alles beherrscht; es ist hier wie im Hiob der Zusammenbruch der Volksreligion Israels ausgedrückt. Alte Grundanschauungen und Dogmen sind durch die Erfahrung widerlegt, das Dogma ist

besiegt von der Wirklichkeit. Einschübe und Schätzungen suchen auch hier zu mildern; sie sind leicht kenntlich, denn sie weichen von dem so kennzeichnenden Geist und Ton des Hauptstückes sehr stark ab. Dessen Bestandteile tragen eine ganz unverkennbare Art an sich; einmal sind es meist mit „Ich" eingeleitete Beobachtungen, Erlebnisse und Erkenntnisse; dann sind sie voll von jenem so bittern, mindestens sauern Geist der Unzufriedenheit mit allem, was Leben und Welt zu bieten haben. Aber alles ist gesagt in einer Sprache voll Geist und Eigenart; es ist als könnte man sich den Mann mit seinem Gesicht vorstellen. Es ist fin de siècle-Stimmung, geistvoll und voller Skepsis. Der Rest der Schrift enthält meist in der Form des „Du" Ermahnungen und Lehren, die nichts Besonderes im Vergleich mit der Weisheitsliteratur an sich haben.

Die ganze Aufgabe und Art unserer Behandlung ist dieselbe wie im Hiob-Buch. Wir nehmen zuerst eine Diagnose unseres Verfassers vor, dann sprechen wir von allerlei Arten der Heilung und schließen mit der Behandlung der Heilungsaufgabe, wie sie uns richtig erscheint.

Diagnose.

In der ersten Betrachtung Kap. 1 V. 3–11 spricht sich jene gedrückte Stimmung aus, die immer das Bewußtsein begleitet, daß bei allem nichts herauskommt, was geschieht und was man tut. Will man diesen Betrachtungen des Kohelet eine figürliche Gestalt geben, so paßt hierzu der Kreis: alles kehrt in sich zurück, es gibt keinen Fortschritt und Aufstieg. Aufstieg und Fortschritt könnten durch die ansteigende Linie oder durch die Spirale bezeichnet werden. Es sind zwei ganz verschiedene Grundauffassungen, die beidemal zu erkennen sind: die Stimmung, die in jener Auffassung von der Wiederkehr zum Ausdruck kommt, ist pessimistisch oder wenigstens voll vom Gefühl der Langweile. Wir haben doch viel zu viel Lebenstrieb und Spannkraft in uns, um es auszuhalten, wenn auf die Dauer es nicht vorwärts geht und nichts bei allem herauskommt. Diesen so starken seelischen Kräften entspricht nur die aufsteigende Linie oder die Spirale, die eine Entwicklung und einen Gewinn verheißt. Aus dem Widerspruch, der zwischen diesen beiden Stücken herrscht, dem vorwärts eilenden Lebensdrang und dem Glauben, daß alles in der Welt nach dem Muster des Kreises eingerichtet sei, ergibt sich nun jene Stimmung der Langweile, Blasiertheit und Verdrossenheit. Sie kommt immer da, wo der Blick einseitig auf die Natur gerichtet ist; denn in ihr kehrt alles wieder; das mußte besonders schmerzlich empfunden werden, ehe man erkannt hatte, daß auch in der Natur eine, wenn auch noch so langsame, Bewegung nach oben wenigstens wahrscheinlich sei. Wir bemerken uns schon hier, daß die Augen des Dichters von der Naturwelt gefangen sind, ohne daß er an ihr jene Freude hätte, die Gottfried Keller im Gegensatz zu seiner Klage über die unersättlichen Organe, die den Menschen immer zur Aufnahme der Außenwelt zwangen, in seinem bekannten Wort ausdrückt: „Trinkt Augen, was die Wimper hält, vom goldenen Überfluß der Welt!" Auch können wir schon hier die Bedeutung erkennen, die einer geistigen Welt der Werte zukommt, die der Seele von Bedeutung sind und die in der Ewigkeit ihren Ort haben; diese Ewigkeit bringt denen, die an sie glauben, ein ganz anderes Lebensgefühl als unserem Kohelet.

Mit demselben Auge wie in die Natur schaut er in die Welt der Kultur; und zwar sieht er sub specie regis in sie hinein. V. 12–15. Bei aller Menschenarbeit kommt nichts heraus. Wieder finden wir eine ähnliche Stimmung in der Antike, wenn wir an die Sagen vom Danaidenfaß und dem Sisyphussteine denken. Vor diesem Blick bekommt alles Menschentreiben den düstern Schein der Vergeblichkeit, der durch keinen gelegentlichen Erfolg oder durch kein Ewigkeitsziel gemildert wird. Die ganze Kulturmüdigkeit spricht sich hier aus, wie sie als Dekadence einem hohen Aufschwung zu folgen pflegt. Alles bleibt im Leben und in der Natur wie es ist, und zwar unvollkommen und schlecht. Daß es Gott ist, der ein solches Leben den Menschen gegeben hat, macht die Sache nicht besser, sondern eher schlechter.

Auf diese Beobachtung folgt wieder ein Bekenntnis, das an Offenheit nichts zu wünschen übrig läßt, 1,16–2,23, wie überhaupt dieser Stimmung eine zynische Wahrhaftigkeit eigen ist, weil man in ihr nichts mehr will und nichts mehr fürchtet. Zuerst berichtet Kohelet von dem so häufigen Übergang vom fruchtlosen Erkennen zum Genießen, den wir klassisch in Goethes Faust vor uns haben. Daß ihm das Genießen so leer wurde, ist für ihn ebenso ein Lob, wie diese seine Auffassung von Bildung und Erkenntnis ein Tadel ist. Wir merken, wie tief diese düstere Stimmung bei ihm sitzt: es ist das Auge, das selber trübe, alles trübe färbt. Und dieses trübe Auge hängt mit der Beschaffenheit der Seele zusammen: wir haben es offenbar mit einem Egoisten zu tun, und zwar mit einem von der feinen Art. Er fragt bei allem nach seinem eigenen Gefühl der Befriedigung und zieht sich bald von irgend einer Sache zurück, wenn ihn etwas an ihr verstimmt oder sie ihn nicht ganz zufrieden gestellt hat. Wir vermissen die sittliche Einstellung an seinem ganzen Wesen, die ihn nicht nach seinem Gefühl, sondern nach seiner Pflicht fragen hieße. Auch treffen wir wohl das Richtige, wenn wir vermuten, daß in der Tat dieser einstige „König Salomo" zu viel Zeit zum Grübeln und Empfindeln und zu wenig Zwang zu mühevoller Arbeit gehabt hat, die um seines Unterhaltes willen notwendig gewesen wäre. Die Stufe des Gesundheitshypochonders kennen wir an solchen Leuten auch zur Genüge. Dann aber schaut doch ein tieferer Zug hervor: unter all dem, was er nun aufzählt als seinen Lebensinhalt, sagt er, habe die Sehnsucht nach dem Besten, nach dem Glück als entscheidender Trieb gewirkt. So war er ein Sucher, wenn er auch kein Finder geworden ist, ein bewußter Sucher nach dem Glück; denn wäre das nicht eine bewußte Absicht gewesen, dann würde er kaum dazu gekommen sein, darüber nachzudenken und zu schreiben. Wie er seine Beobachtungen aufzählte, so zählt er nun auch seine Versuche auf: alle haben sie denselben Erfolg, daß die Welt nicht satt macht, ein Trost für jeden, der von ihr nicht viel mitbekommen hat und genießen kann. Er lebte damals eben in der Welt der Sachen und der Dinge, wenn wir seine Unternehmungen zu den ersten und seine Besitztümer und Genüsse zu den zweiten zu rechnen haben. In dem allen findet er nicht sein Glück; das ist uns ein Beweis, daß er doch etwas tiefer war, als wir zuerst meinten: ein oberflächlicher Mensch findet grade an solchen Dingen und Sachen sein Genüge. Aber er gehört zu denen, welchen Gott etwas von einem tiefen Sehnen ins Herz gegeben hat, ohne daß er sie das Höhere finden läßt oder ohne daß sie zuzugreifen die Kraft haben, wenn dieses Höhere

da ist. Da er ohne Freude an seinem Besitz und Werk dahinlebte, hätte ihm doch der Griff nach dem Höhern so nahe gelegen, wenn er es nur gekannt und gewürdigt hätte. Besonders fesselt uns das Empfinden seinem Werk gegenüber; hatte er noch V. 12b mehr auf das Geschick des Werkes unter dem Nachfolger gedacht, so weicht dieser sachliche Gesichtspunkt V. 21 dem weniger hohen, daß es in die Hände eines Menschen kommt, der nichts daran getan hat. Dazu tut ihm noch alle Mühe und Unruhe leid, die er je an sein Werk gewandt hat; dieser Reflexion über die Folgen kann keine beglückende Stimmung nachfolgen, während der selbstlosen Hingebung an ein großes Unternehmen die freudige Hoffnung auf sein bleibendes Gedeihen innewohnen kann. Immer mehr fühlt man sich in diese nörgelnde und sich selber quälende Seele eines von Hause aus nicht schlechten Charakters hinein. Vielleicht steigt uns auch schon die Ahnung auf, daß er versäumt hat, sein Leben mit der Seele von Menschen oder mit Menschen von Seele in Verbindung zu setzen; denn bisher haben wir immer nur von der Welt der Dinge und der Sachen zu hören bekommen. Der Zusammenbruch der üblichen Zweckmäßigkeitslehre und des gewöhnlichen Eudämonismus ist ferner ebenfalls eine wichtige Beobachtung; freilich wird von diesem Punkte aus der Weg für unser Nachdenken grade in die entgegengesetzte Richtung führen, als bei Kohelet.

Bis zu einer zynischen Tiefe sinkt leider seine peinlich offene Konfession in dem folgenden Abschnitt 2 12–26 (ohne V. 14 und 18–23). Er geht wieder von einer Beobachtung aus, deren Gegenstand diesmal der Vergleich zwischen dem Geschick der Weisen und des Toren ist. Ohne die Weisheit selbst als einen Wert zu schätzen und die Torheit selbst als Übel zu verschmähen, fragt er nur nach dem, was beide für den Menschen und sein Geschick abwerfen. Statt als Selbstzweck kommt also die Weisheit nur als Mittel für ein glückliches Leben zu stehen, und da sie ein solches nicht verbürgt, führt dieses Versagen auch des verhältnismäßig wertvollsten Gutes zu einem völligen Zusammenbruch alles Glaubens an das Leben, dem dann der Absturz auf die Tiefe einer fast animalischen Lebensauffassung folgt. Das tut jedem Leser leid, einen edlen Geist so von seinem hohen Ursprung abgezogen zu sehn. Daran ändert auch die religiöse Verbrämung nichts, die er seinem Materialismus gibt; Genießen als Lebenszweck macht nun einmal gemein, mag dieser Grundsatz auch aus einer allgemeinen Verbitterung hervorgegangen sein und diese einen etwas besseren Anschein herauszuschlagen suchen, indem sie sich ein theistisch-deterministisches Gewand umschlägt. Der Determinismus, oft die Mitgift starker und großer Naturen, ist aber auch oft genug der gedankliche Ausdruck einer schweren Erstarrung des Innern, wenn Bitterkeit und Verzweiflung den Menschen ebensowenig mehr zum eigenen Regen der Hände veranlassen wie an einen Gott glauben lassen können, der die Hände zu regen vermag. Solcher Determinismus, wie er aus einer Lähmung der Seele entspringt, lähmt zugleich wieder alle andern Kräfte der Seele und erfüllt alles mit dem trostlosen Ton der Resignation. Wir kennen diese Bitterkeit, wie sie in 3,1–8 aus eigenen Erfahrungen und Stimmungen ein Weltgesetz zu machen liebt; ist man einmal aus dem „Gesetz der Freiheit" des eignen Seelenlebens in den Bereich des Genießens hinabgesunken, dann ist eine entsprechende Auffassung der Umwelt unvermeidlich. Die eigne Ohnmacht

spiegelt sich wieder in dieser Auffassung der Welt; dazu mag noch etwas von jener geheimen Freude treten, die man bei Verbitterten oft gewahrt, sich selbst und anderen jede Möglichkeit zu einer Besserung und Änderung, sei es der Verhältnisse, sei es der seelischen Beschaffenheit, abzuschneiden. So rechtfertigt man auch noch die eigene Untätigkeit und Resignation gedanklich vor sich selbst.

Kohelets deterministischer Hedonismus holt sich nun überall seine Nahrung: wie wir alle die Dinge ansehn, je nachdem unsere ganze innere Lebensrichtung eingestellt ist, so bestätigt ihm jeder Eindruck von außen seine Lebensauffassung. Die Menschen verstehen nicht den Sinn der Welt und Gottes Tun von Anfang bis zum Ende; aus dieser Sinnlosigkeit gibt es nur die Rettung zum Hedonismus. Das Unrecht in der Welt ist von Gott geradezu dafür zugelassen, daß die Menschen einsehen, wie erbärmlich sie sind. Hier gewinnt die Stimmung der bitteren Gedrücktheit den bekannten scharfen Ausdruck, daß kein Unterschied zwischen Mensch und Tier besteht. Weil dem Verfasser so jeder besondere Wert des Menschenlebens zweifelhaft geworden ist, findet er wieder jene hedonistische Lebensregel bestätigt, die das Animalische in den Mittelpunkt rückt. Das Schreckliche für uns ist dabei gerade dies, daß das Wort Gott dazu dienen muß, solche gedrückten Stimmungen und niedrigen Richtungen zu rechtfertigen. Zugleich aber können wir schon hier verstehn, welche große praktische Bedeutung der Gedanke an Auferstehung und Fortleben besitzt; er ist mindestens der Ausdruck für die besondere Würde und Aufgabe des Menschen.

Mit jenem müden und trüben Blick streift Kohelet noch weiter durch die Welt; der Anblick der Bedrückung und Gewalt veranlaßt ihn zu einem sentimentalen Lobpreis des Geschickes der Toten und der Ungebornen; wir fühlen uns versucht zu der Frage: Warum hilfst du denn nicht statt zu reflektieren und zu jammern? Darauf würde er natürlich entgegnen: Auch das ist umsonst und eitel. - Wir gehn nicht fehl, wenn wir eine große Willensschwäche als Ergebnis seiner einseitigen Verstandeskultur und seines Hedonismus vermuten. Weiter fällt 4,4 sein Blick nur auf den Neid, den Kunst und Arbeit unter die Menschen bringen, statt auf die Freude und die Hilfe zu achten, die nicht minder das arbeitende Volk zu allen Zeiten ausgezeichnet haben. Daß sich einer für sein Werk Plage und Opfer auferlegt, kann er aus sich heraus gar nicht verstehn, weil er keine ähnlichen Regungen in sich hat. In den folgenden Ausführungen breitet er wieder mit einer bittern Freude eine Anzahl von Erfahrungen aus, die ihm den Eindruck von der Sinnlosigkeit der Welt und des Lebens bestärkt haben. Tüchtigkeit ohne Amt und Amt ohne Tüchtigkeit, kurze Begeisterung für den Tüchtigen und dann Gleichgültigkeit, Vermögen, das aller Sorgfalt zum Trotz plötzlich verloren geht, ein reicher Mann, der aber seinen Reichtum nicht genießen kann, Macht in der Hand von Menschen, aber nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden verwandt; kein Unterschied im Geschick zwischen Gerechten und Gottlosen; ein kluger Mann in einer belagerten Stadt, aber unerkannt und unbeachtet, darum ging die Stadt verloren — das sind solche uns wohlbekannten Ausschnitte aus dem Bereich der Erfahrungen des Lebens.

Aus alledem saugt sein pessimistischer Hedonismus neue Nahrung: nichts hat Sinn in der Welt als der Unsinn, nichts ist sicherer als die Unsicherheit und der Tod; oder wenn Sinn in der Welt sein sollte, versteht ihn der Mensch nicht.

An einer Stelle 7,26 sehen wir vielleicht ganz tief in des Verfassers Seele hinein: auch er hat am Weib gelitten. Seine Seele hat auch einmal eine Seele gesucht, weil es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei; aber er hat sehr bittere Erfahrungen gemacht; und nun ist er ganz allein, seine Seele hat keine andere Seele gefunden. Hier schauen wir wohl in den Grund seines Unglücks hinein: seine Bitterkeit und sein Verzweiflungs-Hedonismus stammen aus einer persönlichen Enttäuschung schwerster Art; es ist dann seine ganze Stimmung als unbefriedigter Idealismus zu kennzeichnen, der sich langsam mit geringer Nahrung begnügen lernte, weil ihm sein Hunger nach Besserm ungestillt blieb und er nicht die Kraft in sich fühlte, nach dem Besten zu streben. Darum hat er dieses Beste überhaupt leugnen gelernt; darum verzweifelt er auch an jeder Möglichkeit, die Schranken zu zerbrechen, in die angeblich Gott einen jeden Menschen eingeengt hat; darum auch der bittere Trotz, mit dem er heimlich gegen sich selber wütet, um dadurch immer tiefer in seiner ganzen Lebenseinrichtung zu sinken und dabei zugleich immer mehr jeden Sinn für die Werte des Lebens zu verlieren. Denn das ist der tiefste Grund seines innern Elends: er hat nach den Werten der Welt und nach dem Glück des Lebens gesucht, aber er hat nicht gefunden, was er gesucht hat. Darum diese tiefe Trauer und Bitterkeit, darum diese Schwäche des Willenlebens und das Verlangen nach dem Nichts. —

Es ist nicht schwer, uns das Antlitz dieses Mannes vorzustellen: ein edles geistvolles Gesicht, aber die Züge matt und alt, ein bitterer Ausdruck um den Mund; die Augen ohne Glanz und Feuer, voll mit jenem müden Schein überzeugter Resignation; vielleicht etwas Sinnliches um die Lippen und noch ein Schimmer von Vornehmheit über dem ganzen Haupt — ohne Zweifel ein Charakterkopf, den man anschauen muß und den man nicht leicht vergißt. —

Als Ergebnis unsrer Diagnose werden wir sagen, daß es dem Mann an jedem Lebenswerte fehlt, der den Sinn froh machen und den Willen anspannen kann; wenn er auch alles besitzt, was gewöhnlich die Menschen begehren und sich nur mühsam erwerben können, es macht seine Seele doch nicht froh, weil sie zu Edlerem geschaffen und berufen ist. Er brauchte Seele um sich und über sich; seine Seele hat den Sinn für Seele verloren. Das scheint die tiefste Erkrankung zu sein, daß er keine Seele im tiefen Sinne kennt. Darum ist ihm Gott bloß das persönlich gedachte Gesetz der Welt, darum zweifelt er am Unterschied zwischen Mensch und Tier, darum ist ihm der Gedanke der Unsterblichkeit unerreichbar, darum vermag er auch keinen Sinn in der Welt zu entdecken, denn ein solcher Sinn kann nur da liegen, wo es einen hohen und höchsten Wert gibt; dieser aber kann nur seelischer Art sein, und davon weiß unser Verfasser nichts.

Fragen wir nach der Ursache dieser seelischen Erkrankung, dann werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir sie mit der hohen äußern Kultur in Verbindung bringen, die unser Verfasser als den Hintergrund seines ganzen Daseins zu erkennen gibt. Es ist fin de siècle-Stimmung, es ist décadence — man hatte alles erreicht, was es an Macht und Geld, an Wissen und Vergnügen auf der Welt zu erreichen gab; und nun fehlt es an neuen Reizen; es lockt nichts Neues mehr, und das Alte kann zwar die Kasse und den Leib füllen, auch noch das Wissen befriedigen, aber die Seele will doch mehr; die Seele will Seele

haben; und daran fehlt es eben hier. Diese graue Stimmung schleicht wie ein Gespenst hinter einer jeden Zeit großen Aufschwungs einher. Es ist darum sehr bezeichnend, daß unser Kohelet seine Meinung grade mit Salomo in Verbindung gebracht hat; denn dieser stellt ja doch die Höhe des israelitischen Kulturlebens dar: Erkenntnis und Bildung, Reichtum und Genuß — das alles war ja doch in Israel niemals größer als unter ihm; darum ist auch diese Äußerung des Verfalls an seinen Namen geknüpft.

Natürlich ist es für uns die Hauptfrage, was denn nun an jenen Erkenntnissen oder vielmehr Stimmungen für unsere Verkündigung maßgebend ist. Und dessen wird nicht wenig sein, wenngleich wir selbstverständlich auf christlichem Boden ganz anders empfinden müssen. Zuvor aber haben wir noch auf etwas anderes zu achten: wir fragen, ehe wir der Wahrheit dieser Gedanken für unsere Zeit nachgehn, nach der Wirklichkeit ähnlicher Stimmungen in unserer Gegenwart. Mag es mit der Frage nach dem verwendbaren Inhalt unsrer Schrift stehn, wie es will, sicher geht uns die Frage an, ob es auch heute noch solche Menschen gibt, die wir als Gegenstand unserer Verkündigung und unserer geistlichen Pflege voraussetzen dürfen.

Schon von vornherein läßt die Ähnlichkeit der Lage darauf schließen, daß es so sein wird; denn wir wissen uns ebenso wie Kohelet auf einer Höhe der äußeren Kultur, die jene Stimmung voraussetzen lassen muß. Aber es ist nicht nötig, daß wir uns auf unsere Gegenwart beschränken; es ist eine allgemein menschliche Stimmung, die in unserm Buch zum Ausdruck kommt. Gehen wir von dem bekannten Wort aus der „Braut von Messina" aus:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.

Hier wird uns vieles klar. Schiller spricht offenbar eine nicht nur moderne, sondern eine allgemeine Stimmung aus. Die Öde des Daseins und der Druck des Alltags — es wird wohl wenige geben, die nicht dieses Gefühl der Leere und Inhaltlosigkeit einmal durchgekostet haben. Optisch als ein grauer Nebeltag nach dem andern, akustisch als eine unendliche Reihe von gleichen Tönen gefaßt, läßt sich dieser Zustand etwa als der der Reizlosigkeit bezeichnen; wenn die Bezeichnung Reizsamkeit für unser heutiges Geschlecht zutrifft, dann wird sich uns aus dem Vergleich beider Wörter ja die ganze innere Lage enthüllen. Reizlosigkeit — wir können den Zustand beschreiben, indem wir sagen, daß er in einer Erschlaffung und Lähmung aller spannenden Kräfte des Seelenlebens besteht. Wünschen, Fürchten, Hoffen und Streben, das sind solche Spannkräfte; sie füllen die Seele aus und nehmen die Gedanken in Anspruch; die Zeit vergeht dabei und Langweile kommt nicht auf. Hoffnung und Streben zumal, aber auch Wünschen und Begehren sind Erregungszustände, die das Leben zum Leben machen, weil sie die Seele auf ihre Höhe führen. Sie ist dabei völlig in Tätigkeit, ein Bild verjagt in ihr das andere, alles wird mit dem Gegenstand des Gefühls in Verbindung gebracht, und so vergeht die Zeit, wie sie immer dahinfliegt, wenn man beschäftigt ist. Das ist ein Zustand der Fülle. Worin er besteht, und welches Glück er für die Seele bedeutet, darüber nachzudenken hat man oft gar

keine Zeit; denn man ist zu sehr mit seinen Aufgaben beschäftigt. Dazu kommt man erst, wenn die Spannung nachläßt und das geschieht, wenn sich entweder die Hoffnung oder die Furcht erfüllt hat und das Ziel des Strebens entweder erreicht oder nicht erreicht ist. Dann fällt gleichsam die Seele in sich zusammen, wie ein seines Inhaltes entleerter Luftballon. Das Gesicht und das ganze körperliche Befinden zeigt die Veränderung; das Blut fließt nicht mehr so flott durch die Adern, das Auge verliert seinen Glanz, der Gang wird langsam und schleppend — das ist der Zustand der Reizlosigkeit und der Leere.

Er hängt damit zusammen, daß nun keine Ziele mehr leuchten, weil die bisherigen erreicht oder nicht erreichbar sind. Im ersten Fall fehlen die Reize überhaupt, weil es an erstrebenswerten Gütern und Werten fehlt. Es ist der Zustand der Blasiertheit, den wir meinen; und der besteht darin, daß nichts mehr lockt, weil man alles erreicht und durchgeprobt hat, worauf sich Wunsch und Begehren richten konnte. Im zweiten Fall tut die Resignation dieselbe Wirkung. Die Heilung kann beidemal nur in der Eröffnung neuer Ziele bestehen, denen aber freilich die Wertschätzung des Menschen entgegenkommen muß, wenn sie ihn reizen sollen.

Jene Reizlosigkeit nimmt nun ein gedankliches Gewand an, wie jede Stimmung und jeder Zustand nach einer solchen Umhüllung und Begründung strebt. Diese gedankliche Form besteht dann in dem Urteil, daß alles sinnlos oder gar verrückt sei; „denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht." Es ist die Lebensstimmung des Nein, des Pessimismus, der keine Werte kennt oder daran verzweifelt, daß die Welt der Wirklichkeit für die Werte da sei. Man hat nicht erreicht, was man wollte, oder hat nicht seine Befriedigung in dem Erreichten gefunden, darum schließt man mit dem Leben ab, indem man seine Eindrücke in einer Theorie fixiert.

Greift so die öde, graue Stimmung in das Denken und Urteilen über, so hat sie natürlich entweder schon vorher das Willensleben gelähmt oder sie tut es auf dem Umweg über diese ihre lehrhafte Ausgestaltung. Willensschwäche, Abulie, das sind die schlimmsten Erscheinungen dieser seelischen Erkrankung; sie liegt folgerichtig auf der Linie der bisher erwähnten Unstimmigkeiten: wo keine Werte und Ziele mehr sind, da ist auch kein Interesse, und wo kein Interesse mehr ist, da ist auch keine Anspannung des Willens mehr möglich. So sinkt die ganze Seele in sich zusammen; sie wird dann sich selbst und auch anderen zur Last.

Was man an sich und anderen des öftern im Leben beobachten kann, daß die Erreichung oder die Unerreichbarkeit von Zielen und Werten stets diesem Wechsel von Höhe und Tiefe, von Fülle und Leere des Seelenlebens mit sich bringt, das stellt sich in der Regel in dem ganzen Lebenslauf des einzelnen in zwei großen Krisen ein. Die eine Krisis tritt ein, wenn die Ideale und Werte der Kindheit verblassen und noch keine neuen Sterne am Himmel aufgegangen sind. Hier hat die Melancholie des Jünglings ihre Wurzel, die tatsächlich als seine eigentliche Grundstimmung zu gelten hat; es sind im allgemeinen nicht die schlechtesten jungen Leute, die ihr verfallen. Sie haben die kindliche Ordnung des Daseins überwunden und den ersten Idealen den Abschied gegeben; die Welt leuchtet nicht mehr im Glanz der Phantasie und der Hoffnung. Aber noch hat

man sich nicht in der so ganz andersartigen wirklichen Welt zurechtgefunden, noch teilt man nicht die Ideale männlich kräftigen Strebens und Schaffens. Und dieses Vakuum ist vom Übel, wie jedes seelische Vakuum eine Gefahr bedeutet; kommt noch eine übel gewählte Lektüre dazu, dann färbt sich die Stimmung immer mehr grau in grau; nur Unkundige täuschen sich dann über die wirkliche Seelenlage, wenn sie den jungen Mann für überaus glücklich halten, weil er mit solchem Übermut über die Stränge schlägt. Ein Lehrer an höhern Schulen tut gut, daran zu denken, daß tatsächlich diese innere Leere oft die Grundstimmung grade der bessern unter seinen Schülern ist, ihnen das Gemüt verödet, den Willen schwächt und ihr Denken dem jugendlichen Pessimismus und Nihilismus überliefert.

Dann kommt eine zweite Zeit einer ähnlichen Krise beim Übergang vom Mannesalter zum Greisenalter — immer die Übergänge sind am meisten gefährdet. Dafür ist unser Kohelet kennzeichnend. Es ist alles durchgeprobt und vieles erreicht; das Leben hat aber im ganzen nicht gehalten, was es versprach. Der Ausfahrt mit tausend Masten folgt nun die Rückkehr auf dem geretteten Kahn. Jeder kennt Stimmung und Gesichtsausdruck von großen Herren und berühmten Leuten, von bekannten Millionären und beneideten Genießern; es liegt nicht immer Glück auf diesem und jene ist nicht oft der Friede. Gallig und herb, düster und resigniert sieht uns oft sogar ihr Bildnis an, wenn es auch manchmal wieder um ihr Haupt im höchsten Alter, am Abend des Lebens, licht wird. Jene düstere Stimmung kommt auch wieder daher, daß keine Reize mehr da sind; entweder ist alles Erreichbare erreicht oder das Ersehnte ist unerreichbar. Höhere Werte sind unbekannt geblieben oder zur Seite gelegt, nämlich Werte, die jenseits der Enttäuschungszone liegen und jedem erreichbar sind, der sich um sie müht. Solche Werte allein können dann noch Ziele bilden, die das Interesse mit Wünschen erfüllen, der Welt einen Sinn geben, den Willen spannen und so das graue Gespenst der Langweile vertreiben. Daß als solche nur ideale Güter in Betracht kommen können, die zwar immer als Ganzes unerreichbar, aber doch schon zumteil in diesem Leben zu gewinnen sind, versteht sich von selbst. Hier wird unsere Therapie einzusetzen haben. Jene Güter werden wir dem Hunger des Lebenswillens anbieten müssen, der uns von einem Gericht immer weiter zu dem andern treibt, wenn wir das Erreichte verzehrt haben oder seiner überdrüssig geworden sind. Diesem tiefen Lebenshunger wird keine andere Speise genügen können als das, was Jesus das Brot des Lebens heißt; und es gibt auch keine andere durchschlagende Begründung des Christentums als diese, daß es dem Lebenswillen etwas zu bieten hat, was ihn befriedigt anstatt ihn auszurotten, jenen Lebenswillen, den wir in seiner unersättlichen und quälenden Art so gut bei jedem anscheinend noch so ruhigen andern Menschen voraussetzen dürfen, wie wir ihn an uns selber kennen.

Noch einen Gesichtspunkt müssen wir einnehmen, um sowohl unsern Kohelet am tiefsten zu verstehn, wie auch den besten Weg zur Verwendung seiner Gedanken zu bekommen. Wir wollen ihn unter der Kategorie „moderner Mensch" zu betrachten versuchen.

Dieses vielgebrauchte Wort muß sehr genau gefaßt werden, wenn es nicht zur Redensart werden soll. Dies wollen wir versuchen, indem wir scharf zwei Seiten an diesem Begriff unterscheiden; wir stellen nämlich neben die Bezeichnung

„modern" die andere „hochmodern". Wenn wir noch die dritte „vormodern" dazunehmen, dann kann es uns gelingen, nicht nur diese Begriffe selbst zu klären, sondern vor allem auch Kohelet die Stelle anzuweisen, die er in dieser Reihe einnimmt. Das kann nicht streng eine zeitliche Reihe sein, sodaß der moderne Zustand den vormodernen und der hochmoderne den modernen ganz einfach und vollständig ablöste; vielmehr fließen die Zeiten immer ineinander, und irgendwo ist noch die vormoderne Zeit, wenn schon die hochmoderne im Anzug ist. Es kann sich also nur um eine gedankliche Reihenfolge handeln, die nur ungefähr das Wesen der zeitlichen widergibt. Dann ist aber die Denkform des Rückschlags, sonst Reaktion genannt, die beste, um das Hintereinander und Auseinander der Zeitläufe zu verstehn. Dabei gilt die Regel, daß sich immer Großvater und Enkel näher stehn als Vater und Sohn; über das mittlere Geschlecht hinweg reichen sich das erste und das dritte die Hand. Wenn wir die Geschlechter kennzeichnen wollen, so nehmen wir dazu einen Gesichtspunkt, der uns bei dem Verständnis des Kohelet als wichtig entgegengetreten ist, nämlich die Verbindung von Denken und Handeln, die man in ihrer Stärke und Bedeutung meist am andern besser einsieht als an sich selber.

Zuerst schildern wir mit knappen Zügen eine Zeit, die der Erinnerungsoptimismus vielleicht schöner malt als sie war; als Kennzeichen dieser vormodernen Zeit können wir folgende aufstellen: sie hatte Sinn für das Transzendente, mag man dieses religiös in der Höhe, oder mystisch und romantisch in der Tiefe suchen. Der Mensch hatte als unsterbliches Wesen seine einzigartige Würde, die großen Autoritäten des Lebens waren in einer andern Welt verankert, diese war zugleich das höchste menschliche Strebeziel, ob sie nun als der Himmel mit Gott und den Seligen oder als die Welt der Innerlichkeit gedacht war. Sitte, Herkommen, Bibel, Kirche, Staat — das waren solche Größen, die Denken und Leben regelten. Daneben kommt die Wertschätzung der nichtrationalen Seelenkräfte in Betracht: Gemüt, Phantasie und ein normales Willensleben schufen ein bescheidenes Glück und eine von Gemüt und Sinn beherrschte Welt. Endlich fehlte es nicht an einer freien Beweglichkeit für den einzelnen in einem patriarchalischen Regiment, das trotz seiner absolutistischen Art manches Gebiet des Lebens ungeregelt ließ. So dachte man sich auch die Welt: in ihr kann sich der frei geschaffene Mensch ziemlich selbständig bewegen, und sie läßt auch Gott im Himmel Raum genug, um sie nach seinem Willen zu beherrschen.

Dann aber wurde alles anders; an allen Punkten setzt der Rückschlag ins Gegenteil ein. Durch die großen Naturforscher, Kopernikus, Darwin und ihre Nachbeter, trat eine Entwertung des Menschen ein. Er ist nicht nur ganz aus dem Diesseits, sondern er bildet auch nur das letzte Glied in der Reihe der Tiere. Damit wurde sein Streben ganz auf das Irdische beschränkt: Genuß, Erwerb und Macht wurden seine Leitgedanken. Einem solchen Streben diente die Beseitigung aller idealen Mächte und Autoritäten, die der Autonomie des Menschen weichen mußten. Diese Autoritäten fielen einer Skepsis anheim, die vor gar nichts Halt machte; rückhaltlos führte sie ihren Diesseits-Standpunkt durch, indem sie überall die gleichen selbstsüchtig-sinnlichen Beweggründe aufzudecken suchte, die den modernen Normalmenschen selbst leiteten. Damit hing eine einseitige Wertung des Verstandes zusammen, die die andern Seelenkräfte zurückdrängte. Mit dem

Verstand erkannte man und mit ihm allein arbeitete man; das Ergebnis war die oft gepriesene Höhe der äußern Kultur, aber auch die Verwilderung und Verflachung des Daseins. Die Herrschaft des Verstandes führte auf dem Boden des Denkens zu einem harten Zwang, der in der restlosen Durchführung des Naturgesetzes und im Geschichtsmaterialismus seinen Ausdruck fand. Diesem Zwang entspricht im Leben die aller Freiheitslosung zum Trotz immer zunehmende Zwangsgewalt des Staates und die immer größere Massen in seine Fesseln schlagende Macht des wirtschaftlichen Lebens.

Dagegen bäumt sich etwas in dem Menschen auf, was zu seinem eigentlichen und besten Wesen gehört. Der Mensch möchte einmal die Achtung vor sich selbst und seine Würde als einer der Natur überlegnen Persönlichkeit wieder finden. Dann ist er aber auch der sinnlichen Güter überdrüssig geworden; Genuß, Erwerb und Macht haben etwas in ihm nicht befriedigen können. Auch geht ein großes Erschrecken durch viele Geister heute hindurch, wenn sie sehn, wie die Kritik an jenen Autoritäten einen frechen Individualismus und einen flachen Subjektivismus hat groß ziehen helfen und den Bestand der Gemeinschaften aufs äußerste gefährdet. Damit war grundsätzlich die Herrschaft des Intellektes gebrochen: mit der Einsicht, daß unser Wissen Stückwerk ist, verbindet sich die Forderung des Herzens, das nach seinem Recht verlangt, und das Gefühl samt der Phantasie lechzt nach Auferstehung. Die unvergleichliche technische Kultur und die in das Fernste und in das Kleinste eindringende Erkenntnis haben nicht verhindert, daß sich wieder ganz irrationale Mächte regen: das Grauen vor dem Unbekannten, das größer wird mit dem Gebiet dessen, was wir kennen, die Sehnsucht nach Ruhe aus der furchtbaren Unruhe der Welt, die den modernen Menschen umgibt und erfüllt. Dazu kommt noch die Sehnsucht nach einem Glück, das der Mensch nur in sich und nicht außer sich finden kann. So macht sich der Ekel vor dem Alltagsleben, die moderne Form des taedium vitae, geltend. Endlich regt sich in Verbindung damit die Sehnsucht nach Freiheit, nach starker Entfaltung der eignen Kraft; man mag nicht eingeklemmt bleiben weder in einer durch Naturgesetze noch in einer durch politische und wirtschaftliche Gesetze beherrschten Welt des Zwangs.

Solche Stimmen regen sich in Ibsens Weisagungen vom dritten Reich, in Tolstois Flucht zu Rousseau und Christus, in der merkwürdigen Renaissance aller Mystik und alles Geheimnisvollen, wie sie in der Flut der neu herausgegebenen theosophischen und mystischen Literatur aller Zeiten zur Geltung kommt. Es ist wieder eine Glaubenssehnsucht vorhanden, der leider wenig Glaubenskraft entspricht, ein besseres Wollen hat sich erhoben, dem es leider an Kraft gebricht. Das ist etwa das Bild des hochmodernen Menschen, wie er sich aus dem Gegensatz gegen den modernen entwickelt hat.

So stehn wir mitten in einer großen Umwälzung der Wertschätzungen und Grundansichten; es bahnt sich wieder das Verständnis für das Ewige an, ob man es in der Höhe oder in der Tiefe sucht; man will wieder Seele und Gemüt im Leben und in der Welt; Gemeinschaften und Anstalten, Sitten und Autoritäten sind im Werte gestiegen. Aber es ist noch ein unruhiges Suchen und Tasten, Ägypten mit seinen Fleischtöpfen hat man verlassen, aber das gelobte Land noch nicht gefunden.

Wo steht nun Kohelet? Sein Platz scheint auf dem Übergang von dem modernen zum hochmodernen Menschen zu sein. Er hat den Ekel am Alten, aber noch nicht die Sehnsucht nach dem Neuen, er verachtet die irdischen Werte, aber er streckt sich noch nicht nach den seelischen aus, er fühlt sich bedrückt durch den Zwang des Lebens und der Welt, aber er verlangt noch nicht nach neuer Freiheit, er sieht nur den Unverstand um sich her, aber er gräbt noch nicht nach neuem Sinn in der Tiefe seiner Seele und des All, er schleppt den alten Begriff von Gott mit, aber er verlangt nicht nach einer tieferen Fassung, die ihn selber vertiefte und von sich frei machte. Er ist in der Kritik und in der Skepsis stecken geblieben, er lebt ganz im Nein allen Lebenswerten gegenüber; fern von einer Erlösung hat er sich noch fester an die Welt gebunden, indem er sich dem Essen und Trinken weiht, weil wir ja doch morgen tot sind. Nicht nur daß die Tiefen der Welt und ihre seelischen Reichtümer noch vor ihm verdeckt sind, er hat auch noch gar keine Sehnsucht nach ihnen. So bleibt er ein Vertreter einer recht unfruchtbaren und scharfen Kulturkritik. Als solcher kann er aber manche Dienste tun.

Das ist das taedium vitae, das Gefühl der Leere und der Sinnlosigkeit, wie es durch alle Zeiten hindurchgeht, wie es besonders der Zeit der Jugend folgt und der des Alterns vorangeht. Es sind Zeiten, da sich große Umwertungen anbahnen wollen; alte Werte verblassen und neue leuchten noch nicht auf. Die Frage nach dem Glück des Lebens und dem Sinn der Welt macht dann vielen zu schaffen. So ist auch unser Kohelet-Buch ein Niederschlag solches Fragens nach dem Glück und dem Sinn der Welt. Es fehlt unserm Frager nicht etwas in dem Sinn, wie Hiob etwas gefehlt hatte; und doch fehlt ihm viel. Es fehlt ihm im eigentlichen Sinn des Wortes etwas, nämlich ein Wert, ein Glück, das der Sinn seines Lebens sein könnte.

Hiob hatte wirklich unmittelbar unter Verlusten und Schmerzen gelitten und dann nach ihrem Sinn und Grund gefragt; bei Kohelet ist alles Äußere in Ordnung, nur fehlt es ihm trotzdem an Befriedigung. Ein solcher Zustand kann aber manchmal noch mehr zur Qual werden als jener Hiobs, weil er es mit umfassenderen Verhältnissen, nämlich mit dem ganzen Leben und der ganzen Welt zu tun hat und keine Aussicht da ist, Heldensinn im Kampf mit dem Übel zu zeigen.

Selbsthilfe.

Wir fragen nun weiter, nachdem wir die Diagnose erledigt haben, wie sich die Menschen in solchen Lagen wie in den geschilderten zu helfen suchen?

Mancher schießt sich einfach tot; andere verschleppen die Sache und lassen ihr Seelenleid wie eine Krankheit ins Blut zurücktreten, besonders tun das solche, die nicht fähig oder nicht gewöhnt sind, sich alles zum Bewußtsein zu bringen, was sie erleben und was sie tun. Aber das ist oft eine sehr üble Selbsthilfe; denn oft genug merkt man ihrer Empfindlichkeit und üblen Laune an, wie sie innerlich leiden. Wir müssen vieles von den Unarten, die wir an unsern Nächsten erleben, auf eine solche Quelle zurückführen. Besonders wird man daran erinnert, wenn man von angesehenen und scheinbar glücklichen Leuten, die alles erreicht haben, ein gar trübes Wort, was denn nun doch alles da soll, zu hören

bekommt. Auch Theologen laſſen ſich nicht ſelten ein derartiges Wort entſchlüpfen. Dann wird man milder mit ſolchen Menſchen, wenn man merkt, daß ſie die allgemeine Menſchenkrankheit in ihrem Bann hält. Wieder andere haben neben einer fein empfindenden Seele die glückliche Gabe des Humors bekommen, mit dem ſie ſich jener quälenden Spannungen entledigen; denn was iſt Humor anders, als die Gabe, ſeine Seele in ihrer Qual dadurch ſelbſt zu entſpannen, daß man die bekannte Anlage unſeres ſeeliſchen Lebens zu Gegenſätzen und Rückſchlägen benutzt, um grade in drückenden Lagen ſich Bilder vor die Seele zu ſtellen, die uns heiter machen und befreien? So kommt mancher echte Humor, der bekanntlich mit dem humoriſtiſchen Ton nichts zu tun hat, aus ſolchen trüben ſeeliſchen Tiefen hervor und dient der Selbſtbefreiung der Seele; man könnte ſolchen Humor einen weltlichen Stiefbruder des Glaubens nennen. Andere wiederum ſchelten auf dieſe Welt, verſchmähen es aber nicht wie Kohelet aus dem Becher ihrer Freude hin und wieder einen Zug zu tun, weil das das einzig Wirkliche und Dauernde an ihr ſei.

Andere faſſen die Aufgabe etwas nachdenklicher und philoſophiſcher an. Auch da iſt unſer Buch als Ganzes genommen, eine gute Anſchauung für manche Löſungen. Die eine beſteht darin, daß man die Schärfe der gewonnenen Erkenntnis von der unbefriedigenden Art der Welt abſchwächt, wie es vorſichtige Bearbeiter unſeres Buches an den bekannten Stellen 3,15b 17, 5,6b. 18,19, 7,18b, 29, 8,5–6, 12–13, 9,7b, 11,9b, 12,1a, 13–14 getan haben. Oder aber man ſucht mit dem religiöſen Nein wenigſtens ein ſittliches Ja zu verbinden; das ſcheint der Beweggrund der Stellen unſres Buchs zu ſein, die den Geiſt und Ton der Sprüche aufweiſen. Entweder ſtammen ſie, wie ſchon oben erwähnt, von dem Verfaſſer der trüben Bekenntniſſe ſelbſt; dann ſprächen entweder aus ihm zwei Seelen, die oft genug bei einander ſind, wenn er nicht ſelbſt ſeine peſſimiſtiſche Grundanſchauung nachher ad usum delphini ergänzt und verbeſſert hat. Oder es hat jemand anders zwiſchen jene müden Bekenntniſſe dieſe klugen praktiſchen Worte hineingeſchoben, um ſie abzuſchwächen und die Leſer auf praktiſche Aufgaben hinzulenken. So wie es jetzt vor uns liegt, gewährt das Buch einen ſeltſamen Anblick. Die Ich-Stellen ſind tief peſſimiſtiſch und reſigniert, die Du-Stellen ſind nüchtern und praktiſch; es iſt, als wenn ein Vater oder ein Lehrer, der in ſich ſelbſt voller Unfrieden und Trübſinn iſt, ſeinen Zuſtand vor ſeinen Kindern und Schülern verdeckte, indem er ſie anleitet, praktiſch und vorſichtig mit dem Leben fertig zu werden, das er doch im Grund ſeines Herzens verneint. Das könnte man pädagogiſch abgeſchwächten Skeptizismus nennen. Mit gutem Gewiſſen kann jener ſolches kaum tun; denn die Werte, die im Leben gewonnen werden können, würde der eigentliche Kohelet doch auch als eitel und unbefriedigend ablehnen. Aber einen ſolchen Ausweg, einen Scheinvertrag zwiſchen innerſter Seelenſtimmung und praktiſcher Klugheit im Leben zu ſchließen, wählen wohl die allermeiſten.

Andere ſind damit nicht zufrieden; mehr als die eben genannten auf Einheit und Sauberkeit des Denkens bedacht, wenden ſie ſich einem rückhaltloſen Peſſimismus zu. Dabei gehn ſie entweder zu Schopenhauer über oder ſie dringen gleich zu ſeiner Quelle, dem Buddhismus, weiter vor. Wir haben ſehr viele Buddhiſten unter unſern Gebildeten; die auflöſende und zerrüttende Weltanſchauung

der Lebens- und Weltverneinung, dieses üble Geschenk Asiens, hat Schule bei uns gemacht. Das ist ein schleichendes Gift, dem viel Lebensglück und viele Gemeinschaftskraft zum Opfer fällt. Endlich rettet sich auch viel von dieser Kohelet-Stimmung in edlere Gefilde hinein; Kunst, Literatur und Philosophie nehmen sicher manche von solchen Leuten auf, wenn sie sich darin auch bloß für kurze Zeit über ihre innere Leere hinwegtäuschen oder gar nur sie sich ästhetisch und gedanklich verklären lassen wollen.

Die Heilung.

Es gibt etwas, das ist etwas wert — das muß der Grundzug all unsrer Verkündigung sein. Denn nur so läßt sich Leben erhalten, wenn es etwas gibt, das des Lebens wert ist; Jesus aber ist gekommen, das Leben zu erhalten, er ist trotz all des scharfen Nein, das er bringt, ganz und gar aus dem Ja. Darum müssen wir auch aus dem Ja sein und immer ein siegreiches, freudiges Ja zum Inhalt unsrer Botschaft machen, die Evangelium ist. Und was ist etwas wert? Zuerst einmal all das, was Kohelet so gering achtet, weil er es aus einem falschen Gesichtspunkt ansieht; wert ist Gesundheit, wert ist Geld und Gut, wert ist Freude, wert ist vor allem die Arbeit, wert ist der Nächste, wert sind große Unternehmungen und Werke — das ist alles etwas wert. Die Welt ist solcher Werte voll — es ist eine Lust zu leben! Welches Glück ist ein gesunder, kräftiger Körper, der weder durch Genuß noch Überarbeit verbraucht, voll von starken echten Trieben ist, deren Befriedigung zu den reinsten und echtesten Genüssen gehört; ja dazu gehört auch Essen und Trinken, wenn es natürlich und nicht raffiniert oder in jener verbitterten Gourmanderei geschieht. Es ist ganz der Geist des A. T., wenn Baumgarten das Wort wagt: Einen fröhlichen Esser hat Gott lieb! Wert ist die Natur, denn sie ist immer anziehend und eine stille Freundin für den, der sie sucht. Wert ist ein Freund, auch wenn es manchmal Verstimmungen gibt, wert ist die Familie, Frauentreue und Kinderlachen — was ist das doch eine Lust, wobei es gar nicht immer Weihnachten zu sein braucht! Wer sich da nur etwas zu erzogen hat, daß er gerade das Einfachste und Natürlichste nicht zu schätzen verlernte, der kann es ja gar nicht aushalten vor lauter Glück und Freude in dieser Welt! Und eine Stufe höher steht unsere Arbeit und Aufgabe in der Welt. Wem es ein Glück und keine Last geworden ist, dem Nächsten, wozu natürlich jeder gehört, so dumm und boshaft er auch sein mag, etwas zu sein, wem es nur einmal gelungen ist, einem Menschen wirklich in etwas zu helfen, was für ein Glück ist das doch! Und es ist in jedem Menschen etwas, das sich nicht dauernd dagegen sträuben kann, daß man ihm bescheiden und selbstlos hilft. Und erst wenn man ein Werk, ein Lebenswerk zu tun hat, mag es zehnmal mißraten, um so mehr liebt man es, und darüber vergißt man sich selbst, sodaß man gar keine Zeit zu der sauertöpfischen Frage hat, ob man glücklich ist oder nicht. Und dann gibt es noch andere größere Dinge: es gibt eine Kirche, ein Deutsches Reich, etwas, das sich Menschheit nennt — wieviel ist da zu denken, zu sorgen, zu schaffen, damit es voran geht und nicht zurück. Und geht es tausendmal zurück, so geht es tausend und einmal auch wieder weiter. Gegen jedes Zwar läßt sich ein Aber setzen, darum auch gegen jedes pessimistische

Zwar ein freudiges Aber; es kommt nur darauf an, welchen Standpunkt man einnimmt und welches Glas man vor das Auge hält. Jesus ist gekommen das Leben zu erhalten und nicht zu verderben; Leben erhalten aber heißt, Leben bejahen und Leben bejahen heißt, mit einem für alles Gute und Erfreuliche geöffneten Auge bis ins hohe Alter hinein in dieses wunderschöne Leben hineinsehn.

Das wird sich aber nur ermöglichen lassen, wenn man seinen Standpunkt ganz hoch nimmt. Neben jenen Werten und Freuden gibt es noch etwas anderes, das des Lebens wert ist. Aus dem Bereich des Guten kommen wir in den des Heiligen, wenn wir davon sprechen wollen. Das was im höchsten Sinn etwas wert ist, ist — wie sollen wir es nennen — das Ewige, Göttliche. Jedenfalls ist das Etwas, das über dem Bereich der sinnlichen Welt liegt, über oder unter, wie man will. Die Namen und die Begriffe von ihm sind verschieden; Jesus sagt Reich Gottes und dieses stellt er mit seinem Gleichnis von der köstlichen Perle als einen Schatz, also als einen Wert hin, der es verdient, daß man um seinetwillen alles aufgibt. Das haben wir zu verkündigen, das muß der letzte Rückhalt unserer ganzen Predigt und Lehre sein. Dabei können wir nicht weit genug gehn, wenn wir aus dem Bereich der Termini und der Phrasen in den der klaren Begriffe oder noch besser der deutlichen Anschauungen streben. Dieses Reich ist etwas, das es mit der Seele zu tun hat. Dieses Wort Seele kann doppelt verstanden werden; einmal ganz allgemein, also so, daß dieses Reich und Gut in der engsten Beziehung zu dem Gemüts- und Willensleben des Menschen steht. Sein leibliches und äußeres Leben wird nur unmittelbar durch es berührt; seinen Ort hat es da drinnen, wo der Mensch ganz bei sich selbst ist. Daneben aber hat das Wort Seele noch die Bedeutung, eben ein Wert zu sein. Dabei denken wir an die ganze Fülle, Tiefe und Reinheit einer Seele, wie sie uns an Jesus entgegentritt. Das ist doch etwas, von einer solchen Seele etwas in seine Seele einzuführen! Mag man auch den Wertbegriff anders ausdrücken, mag man Charakter, mag man Persönlichkeit sagen, es ist immer dasselbe gemeint, das sich nach verschiedenen Richtungen und in verschiedener Weise äußert: ein hohes und echtes Innenleben, das in sich selbst ruht und einen hohen Reichtum darstellt, ein Innenleben, das ein Stockwerk hoch über dem gewöhnlichen Getriebe unserer Seele liegt, wie sie von Natur aus geworden ist. Das ist nun Reichtum, nicht nur eine solche Seele still und keusch in sich selbst zu pflegen und sich an ihrem warmen Schein auch einmal bewußt zu freuen, sondern vor allem solche Seele in die Welt hineinzutragen. Einmal geschieht dies, wenn wir erkennen, vielmehr zu glauben wagen, daß Gott selbst, der Herr der Welt und Lenker des Lebens, Urbild und Quelle dieses Seelenlebens ist; dann aber auch so, daß wir überall sehen, wie sich solches seelisches Leben aus dem Grund der Welt emporringt und wie sich das Reich der Seele ausbreitet allem Widerstand zum Trotz; wie alles in der Welt darauf hinausläuft, ein ewiges Reich der Geister werden zu lassen, das im Verein mit Gott die Seligkeit bedeutet. Endlich auch gilt es, dieses Seelenleben in die Welt hinauszutragen, indem man Menschen mit ihm zu beglücken versucht, die dafür geschaffen sind, aber es noch nicht gefunden haben oder sich gegen es sträuben. Und wenn man dann noch ein paar Menschen hat, mit denen man in diesem seelischen Leben einig ist ohne Wort, dann ist ja das Glück voll.

Die Hilty, die Johannes Müller und Eucken vor allem, streben sie nicht danach, diese Vertiefung und Bereicherung des Lebens und der Welt anzubahnen, die einen Himmel bedeutet, gegen den der alte Glaubenshimmel mit seiner Ruhe und seinen Freuden des Wiedersehns nur eine etwas verklärte Erde ist! Ist es nicht eine Freude zu sehn, wie hungrig die Menschen nach solcher Vertiefung ihres Lebens und wie dankbar sie dafür sind! Denn nun bekommt das Leben nicht nur Wert, sondern auch Sinn; denn wo ist anders Sinn als wo ein Wert ist, der über anderen Werten ist, die mit den schaukelnden Wellen des Zufalls ins Schwanken kommen? Seele und Sinn — das haben uns die Propheten der Innerlichkeit, die wir heute so reichlich haben, wiedergebracht. In diesem Sinn müssen wir arbeiten, die wir der Menschen tiefste Bedürfnisse pflegen wollen, daß wir unermüdlich die köstliche Perle anbieten.

Wir haben es aber mit zwei Gegnern zu tun; nicht nur mit der lebensverneinenden Stimmung des Pessimismus, die Fr. Mahling in der Schrift „Lebensverneinung und Lebensbejahung" schildert, das für unsere ganze Frage von großem Werte ist, sondern auch mit dem Kulturoptimismus, gegen den diese Lebensverneinung das Gegenstück bildet, mit dem er aber dieselbe Wurzel teilt. Daß diese beiden dieselbe Wurzel haben, ist uns an allen Kohelet-Naturen klar geworden. Es ist ein bloß sinnlich-selbstsüchtiger Gedankenzug und Trieb, was in ihnen zuerst nach allen Freuden und Werten greift, was sie aber dann enttäuscht und bitter zurückfahren läßt. Darum ist unsere Aufgabe die, solchen natürlichen Grundsinn umgestalten zu helfen. Aber nur wo die Wertschätzung für Ideales und Tiefes erwacht, kann jenes unser höchstes Gut gewertet werden, mit dem der oberflächliche Optimismus wie der übliche Pessimismus entwurzelt wird. Daß wir damit sehr weit in die Menge der Leute hineinreichen, werden wir trotz allem Optimismus nicht glauben; aber wir schwächen unsere Arbeit selbst, wenn wir so pessimistisch werden, zu vergessen, daß nun doch Gott die Menschen auf sich hin erschaffen hat und daß alle Enttäuschungen doch nur darauf hinweisen, ein Glück zu suchen in einem Bereich, wo es kein Vergehen mehr gibt. Das gibt eine große Freude, mit einem solchen Gut unter die Menschen zu treten, es ihnen anschaulich und warm zu schildern, daß sie merken, was es ist, und daß ihnen wirklich wenigstens in ihrer Einbildungskraft Verlangen danach kommt. Das ist ein Glück, allen, denen es gerade gut geht, zu sagen: ich weiß etwas viel Besseres und Sicheres; allen, die sich über die üblichen kleinen Kobolde des Alltags ärgern und über die hinter den großen Wendungen des Lebensweges lauernden bösen Dämonen untröstlich werden, zu zeigen, was keinem Kobold und Dämon unterliegt, die köstliche Perle, die uns Engelhände anbieten und darreichen, wo nur immer unser Leben eine spürbare Wendung nimmt.

Wo wir diese Perle, wo wir dieses Gottes- und Seelenleben anschaulich und warm anbieten, da schafft es sich ganz von selbst Sinn und Zuneigung in den Herzen, die für es geschaffen sind. Wir müssen immer erfinderischer werden, anschaulich und bestimmt von dieser Welt zu sprechen. Dazu mögen wir bald alle unsere großen Namen nennen, in denen sich dieses Leben für uns verkörpert, Jesus Paulus, Augustin, Meister Eckart, Luther, Francke, Tersteegen und wen wir sonst noch haben, um das Reich der Geister durch Persönlichkeiten klar und lieb zu machen. Oder wir nennen die großen unpersönlichen Mächte, die doch so

voller persönlichen Lebens sind: Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Gemeinschaft der Heiligen, Mission — Mächte, in denen trotz aller menschlich-irdischer Schlacken doch so viel des Heiligen und Göttlichen ist, daß wir eine Vorstellung von ihm und den Sinn für es erwecken können. Dieser frohe Bibel- und Gesangbuchgeist kann in uns jenes Glück erzeugen, das dem höchsten Wert, das der Freude des Kaufmanns entspricht, der Perlen suchte und die köstliche fand. Jenem Leben der Seele in Gott entspricht eine ganz unverwüstliche Freude, ein Beten so weit und hoch wie das Unser-Vater, und auch eine Kraft der Selbstverleugnung, die es leicht hat, Geringes gegen Großes dahinzugeben.

So gewinnt man etwas, das etwas wert ist; so bekommt das Leben einen Sinn, so ist die Öde des Dasein zu ertragen, und der Wille sammelt sich auf ein Großes, das dem Dasein Zusammenhang und Tiefe gibt. Selten führt zu diesem Ziel ein glatter Weg, meist geht es durch Brüche hindurch, oder aus Überdruß an allem andern greift man in der Verzweiflung nach diesem Wert. Aber wenn man sich in ihn hineingelebt hat, dann steht der Fuß dauernd auf festem Grund und es stellt sich immer schneller die Heiterkeit der Seele nach kleinen Störungen wieder her, die das Evangelium so einfach und tief „Friede" nennt.

Aus unsern Ausführungen ergibt sich zunächst ein Blick auf die allgemeine Verwendung unsres Buches in der Verkündigung. Sie ist mehr mittelbar als unmittelbar; wie im Buch Hiob macht es uns mehr auf Zustände als auf Ideale aufmerksam. Eine solche Stimmung, wie sie sich hier so scharf und klar ausdrückt, darf man weithin voraussetzen: entweder als feste geschlossene Grundüberzeugung oder als unbewußte Gefühlslage oder als gelegentlichen Einfall und als Laune. Darum gilt es, immer einmal sein Wort ebenso auf diese Stimmung einzurichten, wie man früher es auf die des Schuldbewußtseins einstellte. Zumal bei Kasualreden ist dies angebracht; denn diese führen uns zum Teil in Kreise hinein, in denen jene Stimmung herrscht. Dazu bieten die Gelegenheiten, die sie erfordern, zumal Geburt und Tod, den besten Ausgangspunkt für diese große Lebensfrage: Hat das Leben einen Wert und Sinn? Wo ist denn das Glück, wenn es überhaupt eines gibt? Man wird immer eine lauschende Stille erleben, wenn man diese tiefste Menschenfrage berührt. Dazu muß aber diese Rede über diese Frage in einer Sprache geschehen, die man auch versteht. Mag man nun jenen höchsten Lebenswert mehr persönlich oder mehr unpersönlich fassen, mag man ihn in der Höhe oder in der Tiefe suchen — mit immer neuer Freudigkeit und Frische, in immer neuen Anschauungen und Vergleichen — beides sind ganz verschiedene Dinge — bringe man ihn unter die Leute, die ein Bedürfnis oder gar eine Sehnsucht nach ihm haben. Gedanken und Sprache für diese Aufgabe wird man wohl am besten bei Eucken, Hilty, Lhotzky und Müller finden, um jenen gebildeten Kreisen verständlich zu werden. — Vor solchen Leuten kann man natürlich auch unsern Kohelet unmittelbar, nämlich mit seiner Kulturkritik verwenden. Ist immer die Religion, wo sie echt und lebendig ist, stark kulturkritisch gestimmt, so sei unser Kohelet-Buch ein starker Ausdruck für diese Stimmung, den wir nicht unverwendet lassen wollen; es ist dies ein negativer Beitrag zu der Aufgabe, die nach unsrer Einleitung die Auslegung des A. T haben soll; war dort die Be-

ziehung des A. T. zur Kultur neben der zur Natur als wichtig hingestellt worden, so tritt diese hier mit einem negativen Vorzeichen auf.

Über das Verhältnis von Religion und Kultur hat Dechent in seiner Predigtsammlung „Die Religion im Leben der Gegenwart (Moderne Predigtbibliothek, Göttingen) eine Predigt gehalten mit den Worten Kohelet 2,4–11 als Text. Die Kultur hemmt zwar die Religion, aber sie fördert sie auch und gibt ihr vor allem Aufgaben. — Solche Fragen kann man auch in Vorträgen im Anschluß an unser Buch behandeln; ich habe nicht gesehen, daß es in der heutigen Vortragsbewegung, die Rolle spielt, die ihm gebührt. Außer jenem Text und ähnlichen Worten, die sich so verwenden lassen, dürfte wohl kaum viel von Texten zu finden sein, wenn der Text nicht nur den Ausgangspunkt, sondern auch den Inhalt der Predigt zu bedeuten hat. Aber man kann irgend eine andere Predigt an ein solches Wort aus unserm Buch anknüpfen; so etwa eine Predigt über das Gleichnis von der Perle oder dem Schatz im Acker an eine Stelle aus Kohelet, die den entgegengesetzten Ton trägt als dieses, also einen pessimistischen und lebenverneinenden Ton. Dabei kann man vielleicht auch wagen, diese Stelle als Lektion in die Liturgie zu legen, um dann die Predigt daran anzuknüpfen. So könnte man etwa an den vier Adventssonntagen predigen, daß man die verschiedenen Nöte aufführte, in denen Jesus zu einem Heiland wird: neben die Not der Schuld, der Sündenmacht und des Leidens tritt noch die der Sinnlosigkeit der Welt. Wenn man diese Nöte alle mit Worten aus dem A. T. in der Liturgie zum Ausdruck bringt, hat man dem dämmernden Grundzug dieser Sonntage die entsprechende Stimmung gegeben.

Im Unterricht auf den oberen Klassen der höhern Schulen kann man zeigen, wie sich in unserm Buch ein dritter Ausgang der Entwicklung des A. T. neben der Weisheitsliteratur und dem Priesterstaat bemerkbar macht. Diese fin de siècle-Stimmung gibt für Jesu Botschaft vom Reiche einen prachtvollen geschichtlichen und praktischen Hintergrund. Zieht man eine Parallele zu der schwermütigen Philosophie des spätern Griechentums, wie sie dem Christentum voranging, und auch zu der Lehre Buddhas, um dann noch den ersten Monolog von Faust daranzuknüpfen, dann hat man nicht nur die Erkenntnis der geistigen Strömungen der alten und neuen Zeit durch Vergleiche gefördert, sondern auch dem Primaner-Pessimismus, der so eng mit dem Materialismus oder mit einem unbefriedigten Idealismus zusammenzuhängen pflegt, wenigstens den Reiz der Modernität abgestreift. Daß die gemeinsam erarbeitete Auseinanderfädelung der beiden Gedankengruppen in unserm Buch besser ist als ihre Darbietung im Vortrag, braucht nicht mehr bemerkt zu werden.

Der Seelsorger wird die Kohelet-Stimmung denen, die sich ihm anvertrauen, nicht auszureden, sondern an sie anzuknüpfen haben, um auf die rechten Werte den Blick zu lenken. Tut er es nicht mit seinen eignem Wort, so stellt er einen solchen Sucher am besten unter den Einfluß eines Buches von einem der genannten Lebensführer. Oft erlebt dann ein solcher gradezu eine Offenbarung, weil ihm eine neue Welt aufgeht.

Das Hohelied.

Die praktische Auslegung des Hohenliedes hat eine lange Geschichte hinter sich. Sie würde immer innerhalb dieser Geschichte einen sehr großen Teil einer für die Praxis oder für den unmittelbar erbaulichen Gebrauch berechneten Schrifterklärung eingenommen haben. Es scheint, daß diese Geschichte der Auslegung des Hohenliedes nun abgeschlossen ist; darum genügen für es wenige Zeilen.

Wenn sich nicht ganz unwiderlegliche Gründe gegen die heute herrschende Auffassung des Hohenliedes als einer Sammlung von Hochzeits- und Liebesliedern ins Feld führen lassen, dann haben wir nicht nur keinen Anlaß mehr, es praktisch zu verwerten, sondern wir haben sogar die Pflicht, alles dazu zu tun, daß es gänzlich der Aufmerksamkeit der gewöhnlichen Bibelleser entzogen wird. Am besten verweist man es überhaupt langsam in die Apokryphen hinein.

Wie segensreich die Schulbibeln wirken, kann man daran ersehn, daß sie damit begonnen haben, noch nicht einmal die Stelle von der Liebe, die stärker ist als der Tod, mehr zu bringen, sondern das Buch überhaupt ganz wegzulassen. Im Dienst der Jugend ist auch das das einzig Richtige. In Geijerstams satirischem Roman „Pastor Hallin" beruft sich der sehr frei gerichtete Bruder des Helden auf den König Salomo, der eins der sinnlichsten und anstößigsten Gedichte geschrieben habe, die man lesen könne. So wie dieser Primaner werden auch andere das Gedicht lesen und verstehn. Darum ist es für unsere Jugend kein Glück, daß wir es überhaupt erwähnen müssen, wenn auch bloß um zu sagen, was es nicht bedeutet. Liturgisch ist gar nichts herauszuholen. Wie steht es mit der Predigt?

Von Fr. W. Krummacher gibt es ein Bändchen Predigten „Salomo und Sulamith", das vielfach aufgelegt ist (siebente Auflage 1855). An diesen Reden muß man zwar die geistvolle Geschicklichkeit bewundern, mit der es der Prediger fertig bringt, seine gefühlsstarke Elends- und Bluttheologie in die Worte unsres Liedes hineinzuzwängen; aber es gibt eine geradezu groteske Wirkung, wenn man sich den erotischen Sinn daneben vergegenwärtigt, den manche Stellen nach heutiger Auslegung besitzen, die Kr. arglos und andächtig in ihrem tiefsten und wahrsten Sinn mit seiner Jesus-Mystik zu erschöpfen meint. So ist ihm etwa der Myrrhenberg Moria, von wo die Beziehung auf Golgatha nicht weit ist, die Hand, die der Freund in die Kammer der Geliebten streckt, ist ihm die durchgrabene Priesterhand des Blut-Bräutigams, der Weinberg, den das Mädchen nicht gehütet hat, bedeutet, daß die Seele sich wieder in Eigenwirken verloren hat. So sind die Predigten voll von geistreichen Deutungen, ein klassisches Beispiel der mystischen Allegorisiererei, wie sie wohl langsam ausstirbt. Aber uns ist nicht nur diese Art der Auslegung unmöglich, auch die ganze Frömmigkeit ist es, die sich auf sie stützt oder die sich ihrer bedient. Dabei spielt nicht etwa bloß unser geschichtlicher Jesus eine Rolle, sondern vor allem der Abscheu vor einer Weise, mit heiligen Dingen zu spielen, die unsere Ehrfurcht verletzt. So sehr man die geschichtliche Bedeutung jener Frömmigkeit würdigen mag, ihre Zeit ist ein für allemal vorbei. Wer nur einmal Kenntnis von dem geschichtlichen Sinn dieser Lieder genommen hat, der ist ganz außerstande, irgendein Wort aus ihnen wie

etwa das meist gebrauchte „Ich suche den, den meine Seele liebt" auf Jesus anzuwenden; auch als Hochzeitstexte eignen sie sich nicht mehr, wenn man den erotisch-schelmischen Sinn der Worte verstanden hat. Man hätte doch nicht mehr die innere Freiheit, edlere Gedanken an so leichte Worte zu knüpfen; denn man müßte fürchten, daß jemand rot würde, der den wirklichen Sinn kennt.

Es empfiehlt sich nicht, gegen die übliche Auffassung des Liedes in den Kreisen des weichlich-süßlichen Pietismus zu kämpfen; die Leute wären entsetzt, wenn sie unsere Gründe hörten, und versteiften sich vielleicht noch mehr auf ihre Auslegung, wie man ja überhaupt oft genug wankende Stellungen „fest-kämpfen" kann. Besser ist es, wenn man solchen Leuten gegenüber diese Dinge durch Schweigen und Übergehen abschwächt und aus dem Bewußtsein räumt. Das beste Mittel aber ist dies: man muß dem Bedürfnis, das nach dem Falschen griff, ein besseres Mittel der Befriedigung an die Hand geben. Ein solches ist die neutestamentliche Christusmystik. Dazu rechne ich die paulinischen Gedanken von dem Leben für Christus und in Christus, dazu die johanneischen Gedanken von der Gemeinschaft mit ihm nach Art der Verbindung zwischen Rebe und Weinstock und andere mehr. Wer sich dazu nicht erheben kann, mag die jenen Gemütern so wertvolle persönliche Beziehung zu der Persönlichkeit des Herrn mit dem Gedanken der Nachfolge zum Ausdruck bringen. So bekommen wir nicht nur eine gut biblische Grundlage statt der zerstörten des Hohenliedes, sondern auch eine viel männlichere und tätigere Frömmigkeit statt seiner oft so schwülen und weichlichen Klänge. So gehorchen wir Gott mehr, als wenn man eigensinnig der bösen Kritik gegenüber ein überwundenes Stück der Bibel als höchste Offenbarung der göttlichen Geheimnisse festzuhalten sucht.

Register[1].

Vorbemerkung.

Zu I. Solche Stichwörter, die aus dem Inhaltsverzeichnis zu entnehmen sind, sind nur in seltenen Fällen auch im Register angeführt.

Zu II. Wer einige Rubriken vermissen sollte oder bei anderen zu wenig Textangaben finden, sei darauf hingewiesen, daß nicht die Möglichkeit der unmittelbaren praktischen Ausnutzung des gesamten A. T. sondern nur eines Drittels vorliegt, und daß auch hier die praktische Verwertung reicher ist als in der Behandlung der einzelnen Partieen angegeben. Denn es ist weniger auf eine erschöpfende Behandlung abgesehen als auf eine methodische Anleitung und die Darbietung von Beispielen.

I. Sachregister.

A

Abhängigkeit von Gott 132
Abneigung gegen einen Menschen 127
Absolutheit des Christentums 216
Abstinente 156. 174
Achtung: zu geringe vor anderen 124; und Liebe in der Ehe 138; vor Menschen, nam. Untergebenen 147; gegen das Vieh 147f.
Adel, wahrer 83
Adelsbrief des Menschen 226
Aesthetisches: 59; seine verführende Macht 295
Ahnenverehrung, chinesische 169
Alkohol: Einfluß auf den Willen 69. 72; Motive für seine Bekämpfung 165
Allgültigkeit des Glaubens 216
Amt und Leben des Pfarrers 138
Analogie als Regulativ für die Verwertung einer früheren Urkunde 31
Anbetungsgottesdienst 209
Andacht und Kirche 296
Anerkennung der Menschen 107
Androzentrische Anschauung von der Ehe 139
Ansteckung, Macht der 194. 218
Anonyme, das im Menschen 176
A priori, religiöses 223. 322. 326
Arbeit, ihre Bedeutung für den Bauern 158; planmäßige an sich selbst 68
Arbeiterversicherung 251
Arbeitsmarkt 152
Armenunterstützung, Enttäuschung bei ihr 182
Asketik, ihre Wichtigkeit 93
Altes Testament: als Autorität 23; Grenze zwischen A. T. und N. T. 7; Haltung zur Kultur 161; die beiden Hauptdogmen 8; das Ich im A. T. 7f.; Mittelpunkt seiner Gedanken- und Gefühlswelt 6f.; Natur und Kultur im A. T. 18ff.; A. T. und N. T. in ihrem gegenseitigen Verhältnis 14ff.
Außenwelt und inneres Leben 189
Autorität und Autonomie 384f.

B

Bauer, Rationalist 56; Wertschätzung der Arbeit 158
Bedürfnis, Gott etwas zu leisten 278
Befangenheit im Urteil über andere 175f.
Befiehl du deine Wege-Christentum 358
Begeisterung des Frommen 213. 217
Beichtstuhl, protestantischer 77
Beispiel, seine ansteckende Macht 67
Bekehrung: ihre Anbahnung 152; ihr Anfang an scheinbar kleinen Fehlern 136; Schweigen als Zeichen 124f. 152
Belohnung, göttliche und Bestrafung 51
Bemalung, christliche 174
Bergpredigt und Rachepsalmen 253
Bescheidenheit: der Erwartungen 166 und Gottesgunst 136; ihr Wert 116
Besonnenheit und Unmittelbarkeit 172

[1] Diese Register verdankt der Leser der treuen Hilfe des Herrn Hilfspredigers Lic. theol. E. Moering.

Beweggründe, Wandel der 165; Ersatz geringer durch bessere 56
Bildung, Erwerb wahrer 65. 72
Böses: seine Macht 74; seine dauernde Überwindung 157
Bücher, Wirkung schlechter 73
Buddhismus 387
Buren 31. 203
Byzantinismus 213. 250

C

Charakterstärke und Eigensinn 332
Chauvinismus: und nationales Selbstgefühl 201; schlimmer 205; u. Vaterlandsliebe 204
Christen: als Modell für das Bild Gottes 282; verwöhnte 304
Christentum: eine Größe über mechanischen Gesetzen 313; wie sozialdemokratisches aussehen könnte 214; als organisch-notwendige Vollendung der alttestamentlichen Religionsentwicklung 12
Christus, der gekreuzigte: als Trostgrund 360 f.; seine praktische Wirkungskraft 44
Christusmystik 394
Christusreligion und Bauern 158
Consequenzmacherei, fromme 332
Credo, das eigentliche aller Religion 195

D

Dank: und Buße 195; Ausdruck des Dankes gegen Gott 263
Dekadence 380
Demut, falsche 133
Denkreligion 30
Determinismus 378
Deutung: Drang zu ihr 321 f.; gläubige großer Ereignisse 207; der Geschichte 212. 242; der Lebensereignisse 126. 235; der Menschengeschicke 208; der Weltkatastrophen 221; judozentrische großer Ereignisse 201; Norm für Deutung plötzlicher Rettungen 235
Diaspora, schwarze und rote 249
Diätetik der Seele 68. 93
Dienstboten, Verkehr mit ihnen 94, und heranwachsende Söhne 147
Diesseits, das: in den Sprüchen 40; und und Jenseits im A. T. und N. T. 16 ff.
Dorf, verzanktes 110 f. 260; -ruf 120; -hochmut 133; vergnügungssüchtiges 156; spekulierendes 160
Dorfkirchenbewegung 296
Durchschnittsfrömmigkeit 263 f. 293. 332. 336
Durchschnittsideal in den Sprüchen 41

E

Edles und Heiliges 161
Ehe: Androzentrische Anschauung von der Ehe 139; Emporlieben 138; geben statt nehmen 92; Gleichgewichtszustand 138; Suchen nach Glück 138; Schließung im Himmel 139; kinderlose 144; oberste Losung für 92
Ehebruch 79
Ehegefährtin: Gesichtspunkte für ihre Wahl 142
Ehrfurcht vor den Menschen 108 ff. 129; vor den tragenden Gewalten des Lebens 132 f.; vor Gott 126. 275
Ehrgeiz: als Austreibungsmittel der Eitelkeit 90; schuld an gedrückten Seelenstimmungen 82
Eid und Gottesglaube 182
Eifersucht 143
Eigenart, Ausleben der 68
Eigenwille, Zerbrechen des 69
Einfühlung in Lieder 220
Einwirkung, religiöse 288
Eitelkeit 68; und Gerechtigkeitsgewand 264; bedeutender Menschen 130; Radikalkur gegen sie 91; seelische Wurzeln 90
Enttäuschung 165. 282
Entwertung des Menschen 384
Entwicklung, Offenbarung, Erziehung 4
Erbauung 302 f.
Erde als Ort der Wiederherstellung alles Glücks 292 ff.
Ereignisse, große und ihre Deutung durch den Glauben 207
Ergebung 81
Erhabenheit, innere als Quelle der Verschwiegenheit 114
Erleben, echtes und künstliches Nachempfinden 279
Erlösung 102. 107. 108. 111.
Erlösungsschema 5 f. 8
Erneuerung 105
Erziehungsarbeit, Richtung und Stimmung unserer gesamten 278
Eschatologie 214 f.
Evangelium, gelebtes 138; was es ist 194
Ewigkeit 280. 292. 294
Erziehung: alte und neue 85. 146; ihre Aufgabe 153; unbewußte Einflüsse in ihr 145; ihr heutiger Geist 85; zu eigenem Gebetsleben 70; und Geschichte 12 ff. und Gottesglaube 146; ihr Inhalt 83; Lob und Tadel 64; mittelbare zu Scham, Scheu, Demut usw. 71;

F

Feier der Gemeinschaft mit Gott 113
Feinde 253
fin de siècle-Stimmung 376
Folgen, Rücksicht auf die 50 ff.
Fortleben: Glaube an 120; im Gedächtnis der Menschen 120
Frauen, Feingefühl 88. 105. 176; Takt 127; in der Ehe 139 ff.
Freigeister 292. 307
Freundlichkeit 103 ff.; und Lauterkeit 105; Gewalt freundlicher Worte 123
Freundschaft 114. 161 ff.
Friedensbewegung 199
Friedfertigkeit 110

Frommer: Sprache seiner Begeisterung 203; seine Sicherheit 75. 82.
Frömmigkeit: ihre Ängstlichkeit und Ausschließlichkeit 307; Dreiklang aller tiefen 217; Geist der religiös-sittlichen des A. T. und N. T. 195; und Gesundheit 165; Grundschema 203; tiefster Inhalt biblischer 291; kultische und sittliche 195; landläufige 126; aus Mangel an Gelegenheit am Sündigen 155; die Ordnung im A. T. 15. 26f.; Unterschied alt- und neutestamentlicher 286; Urlaute 227

G

Gebet: Ausweg für gedrückten Seelenzustand 258; protestantischer Beichtstuhl 77; das beste 277; im Dienst göttl. Absichten, nicht eigner Interessen 257; Mittel, sich über sich selbst hinauszuheben 365; statt Predigt 209; unerhörte G. 266
Gebetsleben, Erziehung zum eigenen 70. 171.
Gedankenbewegung, christliche von unten nach oben 295
Geduld, ihr Vorteil in der Erziehung usw. 92f. 99
Gefühle: asketische und protestantisches Gewissen 197; normaler Gang 232; Gleichgültigkeit nach Erhebung 195. 200; kultische Darstellung 193; normaler Gang 232
Gefühlspflege, Ziel christlicher 225
Gehorsam und Gottesdienst 171
Geiz 150; Blindheit des Geizigen 156; Überwindung durch Liebe 157
Gelassenheit heitere 310
Geldliebe 150
Gemeindegedanke: Erziehung der Glieder der Gemeinde durch deren Geist 119
Gemeinschaft 179; Sinn für sie und die Sache Gottes 215. 291; was man ihr verdankt 297
Gemüt: Bedeutung für die Religion 209; Besprechung zarter Gemütswerte 161; Einfluß auf den Körper 95
Geschichte: und Erziehung 12ff.; und endzeitliche Gedanken 216; ihre große Lehre 203
Geschichtsphilosophie: harte 222; religiöse zur Stärkung des Gottesglaubens in der Gegenwart 284; religiös geartete 212. 242
Gesellschaft, menschliche: geben statt nehmen 92
Gesetz, seine Bedeutung für die Betrachtung des A. T. 1f.
Gesundheit und Frömmigkeit 165
Gewissen 63, 257, 342, 359
Glaube: das Auge für Gott 305; Allgültigkeit 216; und Egoismus 211; an gerechten Gott und Wirklichkeit 292; als Glück in Gott zu leben 193; praktischer Grundzug 196; seine Hoffnung 218; und Humor 81; Gefahr der Isolierung 222; und Missionssache 217; als einzige Möglichkeit der Verbindung mit Gott 305f.; sein Selbstwert 155; und innere Tüchtigkeit 204; Umschreibung der christlichen Trias: Glaube, Liebe, Hoffnung 292; worauf sich der Glaube an Gott nicht verlassen darf 309; Voraussetzungen für den G. an ein ewiges Leben 292
Glück: wovon es abhängt 95; und Frömmigkeit 28; als Gabe Gottes 131; und Gerechtigkeit 323; in Gott 193. 213. 285. 304; in Gott geborgen 228. 230; Suchen nach ihm in der Ehe 138; im Leben 368; beste Stimmung zur Liebe 297; beste Verfassung zum Opfern 297; seine Wiederherstellung 292ff.; in der Welt 388f.
Gott:
1. Subjekt.
Gott und Arzt 168; Äußerung seines Zornes 195; in Christus, der unübertreffliche Ausdruck für unseren Gottesbegriff 24; wie er errettet aus Not 2 5; als Erzieher 4. 10f. 100. 146. 366f.; seine Gerechtigkeit 210. 367; das radikale Gute 277; hat Gut und Bös in der Hand 61; harter des A. T. 26; Herr der Welt 217. 298. 314; Herrlichkeit G. und des Menschen 226; Hersteller des Gefühlsgleichgewichts 275; G., Mensch und Natur 226; Norm und Macht 185; seine Pädagogie 211; als Richter 61; weniger sentimental als seine Gläubigen 256; seine Sprache in Krieg und Geschichte 199ff.; Weltherr und persönlicher Schöpfer und Regierer 194ff.; wohnt in der Kirche, zwar nicht sakramental-real, aber psychologisch-praktisch 296; Wiederhersteller des Glückes des Gerechten 323
2. Objekt.
Statt asylum ignorantiae vielmehr summum bonum 291; Bedürfnis, Gott etwas zu leisten 278; Bild von Gott und Ideal 184; Ehrfurcht 82. 83. 126; Erhebung zu ihm und Gleichgültigkeit 195; Fliehen zu G. 70; Folge der Berührung mit ihm 197; Freude an G. 194. 216. 289. 291. 304. 307; Freude an seiner verzeihenden Gnade 205; väterlicher Freund 7; Furcht und Ehrfurcht vor G. 275; Glaube an gerechten Gott und Wirklichkeit 292; verschiedene Arten des Glaubens an Gott 287; Glück in Gott 213. 296; Halt und Trost im Leben, statt Hypothese 294; Hangen an Gott 291. 294; Hingebung an G. 81. 262; Leben mit und in, nicht nur vor G. 304f.; wir leben von G., nicht er von uns 304f.; objektive Lehre und subjektives Erlebnis von G. 304; Preisen Gottes 209, 269; Rückkehr zu Gott und Rettung 203; Ruhen in G. 239; als Selbstzweck, statt Spender guter Gaben

289; Sehnen nach G. 377; höchste normale Stellung zu ihm 133; man kann ihn nur subjektiv besitzen 87 f.; Verhältnis zu G. Glück für sich, nicht erst erkennbar am Maß irdischen Glückes 320; Verlangen nach G. 286; Vertrauen in G. Erziehungsmethode 281, auf seine Gerechtigkeit und Güte 284; Wahrheiten inbezug auf G. und persönliche Modelle 353; Zuversicht zu G. 233
Gottesfurcht: und Lauterkeit 83. und äußerer Segen 83
Gottesgnadentum der Fürsten, übernatürliches und sittliches 187. 251.
Gottsucher 333
Gottvertrauen 82, 211. 217. 294; u. Beweise 218; und Byzantinismus 213; aus Glücksgefühl 233; als Mittel der Auslösung höchster Spannkraft 309
Greisenalter, müde Stimmung 383
Grübler 99
Grundstimmung, bäuerliche der Sprüche und des A. T. 158
Güte: Durst nach 104; Glaube an ihren Wert 157; als Mittel, anderen zur Entfaltung ihrer selbst zu verhelfen 138

H

Habsucht 150; und Liebe 157
Hallelujahpatriotismus, jüdischer der Gläubigen 35
Haß, politischer verbunden mit Religion 206
Hedonismus, pessimistischer 379
Heil, Hauptbegriff aller Religion 5
Heiliges: und Edles 161; und Schönes 193; Bedürfnis sinnlicher Gestaltung des Heiligen 198
Heilsegoismus 368 f.
Heilsgeschichte 1; ihre judozentrische Haltung 2
Heilstatsachen, unsere 189
Heilszeit, Beweggrund für Hoffnung auf sie 218
Heimatkirche 199; und Ausgewanderte 296
Heimstätten 148
Heroismus 95. 118 f.; und Klugheitsratschläge 178
Herrschaft über sich selbst 69
Hingebung: an Gott 81. 262; an höhere Macht 227; kritiklose an Menschen 129
Hiobsproblem 292. 308
Hochmut 91, 129, 132 f.; unsozialer 133; gegenüber Dienstboten 147
Höflichkeit 112
Humor, in der Predigt 56; als Trost 346. 354. 387. Weltbruder des Glaubens 81
Hypochondrie 326
Hypochonder 96. 265. 377

J

Ich, transcendentes 89
Ideal, Wege zu ihm 68; des Mannes 122; und Gleichsetzung mit ihm 300
Idealisierung der Geschlechter 143
Idealismus und innere Wiedergeburt 203
Illusionen, lebensnotwendige 218
Imperialismus, religiös-sozialer 250
Individualismus in Hiob 336, in Kohelet 385
Inspirationslehre und ihr Gegenteil 317
Instinkte, polygamische 143
Intellekt: Bedeutung für das Leben 130; im Dienst des besseren Ich 130
Intellektualismus: individualistischer 115; und irrationale Kräfte 209
Judain 2

K

Kampfmittel, seelische 220
Kasuistik 54
Kaufmann, Anschauung vom 185
Ketzerei, eigentliche 372
Kinder: Glück an ihnen 144; was auf sie wirkt 143 f.
Kirche, als Weg zu Gott 268, als Wohnung Gottes 296 f.
Kirchenpatron, Muster eines 148
Klageweiber 95, 125
Klatschereien 135
Klugheit: als Heilung von Eitelkeit 90; von Hochmut 91; Realismus der Kl. 117; Kl. und Tugend 125. 157; und Kreuz Christi 178; und Sittlichkeit 50
Klugheitswege 122. 125. 178
Konkursus, Lehre vom 81
Körperliche Übel 338 f.
Königtum, Hohelied des sozialen 250; religiöse Wertung 251
Kräfte, gefühlsmäßige 52; irrationale in der Religion 209
Kranker: sein überfeines Gefühl 327; Psychologie des Kranken 229. 325 (siehe auch Reg. II unter Seelsorge).
Krankheit und Sünde 276
Krieg 22. 94. 199
Kritik, allg. 64. 102; freundliche 122; an Menschen mit Ehrfurcht 129; und Schriftbenutzung 318
Kultur u. A. T. 18. 161; und Religion 21; Kulturmüdigkeit 377 ff.
Kulturkampf, jüdischer 241
Kultus: als Gemeinschaftsfeier und Band verschiedener Richtungen 208 f.; Prinzipielles 208 ff.; Voraussetzung zur Teilnahme an ihm 196; kultische Darstellung religiöser Gefühle 193
Kummer 97. 105
Kunstpsychologie 193
Kunstwerk, ästhetische Freude am, als Gabe Gottes 189 f.

L

Leben: Bedürfnis nach persönlich-religiösem 188 f.; zum Typ des relig. Lebens gehörige Begriffe 275; Größe persönlichen 361; ewiges Leben 361 ff.; Hoffnung auf 279

Lebensbeherrſchung, chriſtliche 259
Lebensführung, perſonaliſtiſche 46
Lebensmut neuer 123
Lebensideale und Mammon 149
Leib, Anlaß zur Frömmigkeit 82
Leichtgläubigkeit 130
Leid: Beziehung auf Gott und Erwachen des Gewiſſens 273; und ewiges Leben 361 f.; für andere 362 f.; als Strafe 369 f.; und Sünde 342; allg. Tatſache 265; verſchuldetes 85; pädagogiſches Verſtändnis des Leidens 335; Einzelſchilderung 337
Leidenſchaft, Verblendung durch 72; gegen Gegner und für Gott 270 f.
Liebe, chriſtliche: wie ſie ſich äußert 94; wie man jem. zur Liebe bringt 297; erziehende Gottes 368
Lied ſtatt Predigt 209
Lob: förderndes 122 Gefahren 65. 133; Peinlichkeit 65; und Tadel in der Kindererziehung 64 f; der Toten 65
Lüge 101 f.; und Sünde 103
Lyrik, religiöſe in der Praxis 188 ff.

m

Mädchenhandel 149
Mammon und Lebensideal 149
Maßſtab für den Wert eines Menſchen 122
Materialismus 378, der Theologen 82
Methodismus, Bußruf für den 77
Melancholie: der Kranken 325; Wurzel der des Jünglings 382
Melancholiker 96. 265
Menſch, Gott und Natur 226
Menſchenkenntnis, Mittel zur Menſchenhilfe 177
Meſſianismus und A. T. 1. 3 ff.; Entwicklungsmeſſianismus 6; der neue Meſſianismus 10 ff.
Mittelſtand 140. 155. 310
Mißbrauch des Wortes Gottes 265
Mitleid bei Kranken 354
Moderner Menſch 310. 383 ff.
Monismus: äſthetiſierender und Optimismus 299; und Chriſtentum 277
Motive, rationelle und ſittl. Handeln 51
Motivwandel, Heterogonie der Zwecke 9. 14. 49. 100. 165. 274. 347. 361
Myſtik, edelſte 239. 285. 287; u. Literatur moderne 385. 394.
Mythologiſches, poetiſche Faſſung 299

n

Nachtſeite am Menſchenherzen 270
Nächſtenliebe 113; und Höflichkeit 177
Nächte, ſchlafloſe 273
Namen, hebräiſche in den bibl. Geſchichten 36
Nation, als Mittelpunkt der altteſtamentlichen Gefühlswelt 7
Natur: und A. T. 25; und Gott 212. 222 ff.; und Gott und Menſch 226; religiöſe und teleologiſche Betrachtung der Natur 223; als Troſtgrund im Leiden 359. 388; als Stätte des Kreislaufs 376
Naturalien, Beſeitigung der 171
Naturauffaſſung, bibliſche 223. 229
Naturereigniſſe und A. T. 25
Naturmyſtik 223
Naturreligiöſe 223
Naturreligion 30
Neid der Pfarrer 90
Nerven, Einfluß auf den Menſchen 82 f. 98; Heilung vom Geiſte her 96. 290
Nervenruhe und Andacht 82
Nervoſität 339; und Selbſtzucht 69
Norm: normgebende Stelle in unſerem Leben 89
Not, Schuld, Rettung 203

o

Offenbarung nnd Entwicklung 4
Opfer und Glück 231
Optimismus: ſchöner Ausdruck für den O. des Chriſten 297; der Erinnerung 332; Grundton der Bibel 281; Vorausſetzung des Troſtes 345. 363. 390

p

Parteien in der Gemeinde, die böſe 256; die gerechte 256
Peripatieen, weltgeſchichtliche und dörfl. Parallelen 133
Perſönlichkeit, allg. z. B. 9. 94. 129. 150. 157; Bildung zur 169; in der Ehe 138; im Leiden 346. 355. 392
Peſſimismus, allgemein 47. 387 ff.; als notwendige Übergangsſtufe 247. 280; jugendlicher 292. 383
Pflicht, ſittliche und Temperament 179
Pflichtenſtreit 50
Phariſäerſtimmung im A. T. 264
Pietätloſigkeit und Ahnenverehrung 169
Plaſtik der Predigt 56
Platzfurcht 118
Poeſie: Mittel der poetiſchen Sprache 202
Politik, chriſtlich-ſittliche 37
Polygamiſche Inſtinkte 143
Praktiſche Auslegung, ihr Zentralpunkt 5
Prädikatenreligion 4
Prieſter, was er ausſtrömt 297
Programm, religiös-ſoziales 246
Pſalmenbehandlung, Prinzipielles 188 ff.; Verſtändnis der Einzelheiten und Erfaſſung der ganzen Stimmung 191
Pſychoanalytiſche Methode 85, 97

Q

Qual: Verhältnis von leiblicher und ſeeliſcher 312 f.

R

Rabies homiletica und Pſalmenbehandlung 188
Ratgeber 88

Rationalismus: in der Erziehung 145; und Glaubenszuversicht 220
Rechtfertigung, Bedürfnis nach ihr 275
Reformjudentum und liberale Theologie 29
Reich Gottes 389
Reizlosigkeit, Zustand der 381
Religion: Grundzug biblischer 126; religiös-demokratischer Grundzug der bibl R. 83; ihre Hoffnung 215; bibl. R. eingestellt auf Vertrauen 281; personalistische und impersonalistische R. 277; Beispiel der Vergeistigung und Versittlichung der R 314
Religionsgeschichte, Kennzeichen der allgemeinen 9
Resignation 346. 382
Revolution, soziale 298
Ruhelosigkeit 152
Ruf 119

S

Schamgefühl und Scheu 70 f.
Scheu, unrechte 118
Schlaf, was ihn verleiht 290
Schöne, das im Gottesdienst 193
Schuld 75; und Not 203; und Strafe 99; und Übel 343
Schmutz in Wort und Bild 289
Schweigen: Ergebnis der Selbstzucht 124; Unvermögen zum 113; aus Verlegenheit und aus Zurückhaltung 116
Schwören, maschinenmäßiges beim Amtsgericht 126
Seele, Gegensatz nnd Verwandtschaft der S. 145; Zucht der 125
Seelenleben, erhöhtes 188; Gesetz des seelischen L. 200; Übertragung des S. 190; „Abreagieren" 239
Seelenzustand, idealer 257
Selbst, ideales 120; Unsterblichkeit des ideellen 120
Selbstachtung 125
Selbstbehauptung 116
Selbstbeherrschung 62. 93; Mangel an 130
Selbstdemütigung, Koketterie der 117
Selbsterkenntnis 68
Selbsterziehung 62. 65. 369
Selbstgefühl: innere Erhöhung des 240; gehobenes 225; inneres 88; des Volkes 201
Selbstgerechtigkeit 264
Selbstkritik 117. 130
Selbstsucht: und Selbstverleugnung 116, naive 176; in Wohltätigkeit 183; und Gottvertrauen 213; Schutz vor der feinsten 226
Selbstsuggestion 189
Selbsttätigkeit der Frommen 70
Selbstverleugnung 69. 116
Selbstzucht 67 f. 69. 124. 261
Seligkeit: der Christen ist getröstetes Sündenleid 312; nicht denkbar ohne Gedanken an das schlimme Ergehen der Gottlosen 308
Sittlichkeit und Volksgedeihen 247
Skeptizismus 385 ff.
Soll, sittliches und Sein 58
Sozialdemokratie 237
Spott 129. 131
Sprechen, vorschnelles 124
Staat als organisierte Sittlichkeit 180
Stimmungsreligion 30
Stimmungsspinnrad 141
Strafvollzug, Elend unseres heutigen 115
Suggestive Menschen 67
Sünde: Ablenkung von ihr 76; indirekte 75; Psychologie der 75; als Störung irdischer Werte und Ursache irdischer Übel 275; Segen der 75
Sünder, sichere 77
Superlativsucht und Minimaltendenz 344

T

Taktgefühl 52. 105. 107. 113
Teleologie, pädagogische 366 f.
Temperament und sittliche Pflicht 179
Theismus, Beweggrund für ihn 144
Toleranz 271
Tragik im Leben des kleinen Mannes 153
Trauer, Kultus der 170
Trotz, Appell an männlichen 295; Hochgefühl gläubigen 240

U

Umgebung: Einfluß auf Kinder 85; auf uns 66 f.
Umwertung 71. 362. 369
Unbewußtes, sein Organ 88
Unglück, strafrechtliche Deutung des 366; Prüfung 321
Unmittelbarkeit und Besonnenheit 172; und Ursprünglichkeit 125; im Verkehr mit Menschen 177
Unrecht in der Welt nach Kohelet 379
Unsicherheit der Menschen 75
Unsterblichkeit des ideellen Selbst 120
Unverschämtheit, gottselige 332
Unverstand, wohlmeinender der Menschen 327
Unwahrheit und Feindschaft 117
Unzufriedenheit, Überwindung der 134
Urteil der Leute 119

V

Vatercomplexe 85
Vaterlandsliebe 204. 250; „Vaterlandsfeind" 250
Verachtung zwischen den Menschen 106
Verantwortungsgefühl gegen Gott 196
Vererbung 85
Vergeistigung des Gottesgedankens 10. 314
Vergebung: allg. Bedürfnis 105; Bitte um Vergebung aus geringwertigen Wünschen 274; mehr als Rettung 228; als Scheide zwischen Christentum und Monismus 277; der Schuld 197. 12; und Verhalten zu Gott 275; in der Freundschaft 162

Vergeltung 48ff. 331; Vergeltungsdogma und Chriſten 256; in der Schule 373; und Schuldgefühl 274; Vergeltungslehre und Gerechtigkeit Gottes 367; Recht und Grenze des Vergeltungsgedankens 342f.
Verheißungsſchema, religionsgeſchichtlicher
Erſatz für 11
Verkehr, Einfluß des Mitmenſchen 67; Predigt über 64
Vermeſſenheit 92
Vernunft: in den Sprüchen 40; als kosmiſch-praktiſches Prinzip 44
Verſchwiegenheit 113; Quelle der 114; Unfähigkeit zu 115
Verſtandeskultur und Willensſchwäche 379
Verſuchung 73f.
Vertiefung, ſeeliſche und religiöſe 91
Vertrauen: in der bibl. Religion und ſeine Wirkung 281; auf Gott 211; auf Gott und Byzantinismus 213; auf die Zukunft 81; wo die Vorausſetzungen für Vertrauen fehlen 303: in der Kindererziehung 85; als Grundlage der Einwirkung 146; des Pfarrers auf Gott 303; Chriſten und V. 282
Vertrauenslieder 283
Vertraulichkeit, heimliche 147; Warnung vor 172
Verwöhnung 146
Vieh 147
Volkserziehung 37
Volkskirche 27. 44. 95; und Durchſchnitt der Leute 119; und Gedenktagsfeier 200; für Volksk. andere Maßſtäbe als für Miſſion 42
Volksleben und Sittlichkeit 247
Volksreligion beſter Art 81
Vollendung des Menſchen 219
Vollkommenheit der Welt 219
Vorbilder, große: Wert- und Unwert 118

W

Wahrhaftigkeit 100; und Liebe 162
Wechſelgeſang 193
Wehleidigkeit und Chriſtentum 117
Weisſagung und Erfüllung 4
Welt, obere und geiſtige 280
Weltauffaſſung, perſonaliſtiſche 46
Weltfreudigkeit 280
Weltkongreß für freies Chriſtentum uſw. 29
Weltordnung, ſittliche 58
Wert: höchſter, Herrſchaft der Seele 93 Maßſtab für W. eines Menſchen 122; perſönlicher W. und Geld 146. 150; Perſon- und Dingwerte 151. 157; W. und Wirklichkeit 215. 218.
Wertbeurteilung, natürliche u. ſittliche 49f.
Wertgrad, eines Menſchen 157
Wertſchätzung 122; idealer Größen 189 Regelung der W. 83; richtige W. und Leiden 347; des Weibes 142
Werturteil Jeſu über Gut und Böſe 127
Wiedergeburt, Anbahnung der 152. 176
Wiederherſtellung, allgemeine am Ende der Zeiten 255
Wille, höherer 81
Willensſchwäche als Ergebnis der Verſtandeskultur 380
Wirklichkeit u. Dogmatik 321ff.; u. Glaube an gerechten Gott 292; als Miſchung von Gut und Böſe 300
Wirtſchaftliches Leben 246
Wohlbefinden des Körpers 95
Wohltun 183
Wort, in ſeiner Bedeutung für Menſchen 122
Wort Gottes: Mißbrauch 265; Unmöglichkeit des abſoluten Gebrauches 264
Wortaberglaube 353
Wundererzählungen, ihre Stärke 218
Wunderglaube und Hiobbuch 370

Z

Zank 134
Zeitangſt 118
Zufriedenheit, Mittel zur 210
Zukunftsſtaat, revolutionärer 242
Zunge: Äußerungsmittel der Seele 122. 124; Verkehrsmittel mit der Umgebung 87; dritte Zunge 136
Zwecke, Heterogonie der 9. 165; Wandel der 312 (ſ. auch Motivwandel).

II. Verwendungsregiſter.

A

Abendmahlsvorbereitung: 61. 77. 278
Aberglaube, Predigt gegen 61
Abſchied von den Konfirmanden oder von der Gemeinde 288
Advent: Lektion 197

B

Beichtreden 112. 113. 127. 229. 307. 375; Verſchwiegenheit 113
Beſprechſtunden: falſche und rechte Scheu 118f.
Bibelſtunden: für Suchende 202; Hiob und Kohelet 373
Bußtag: 57. 58. 61. 75. 249. 278. 300.

C

Cantate 301
Charfreitag 269

D

Diasporagemeinde, ihre Stimmung 245. 249
Dorfpredigt: was sie ausmacht 158; Wege für 43; Beispiel von 86. 88. 232

E

Einführung: eines Pfarrers oder Lehrers 47; eines Gemeindekirchenrates oder Pfarrers 181: Lektion dabei 196 (Pf. 24). 297 (Pf. 132).
Einweihung von Kirchen Pf. 100 (S. 193). Pf. 95 (S. 195). Pf. 137 (S. 233).
Emporhebung zu höherer Seelenlage 56. 275 ff. 308. 314.
Entscheidungsschlacht 81
Erntefest 193 f. 212. 232; Lektion 229
Ev. Bund: Evangelisches Ideal 241
Evangelisch-sozialer Kongreß 214 (die hier angedeutete kirchliche Eröffnungsfeier fand doch nicht statt)

F

Friedensbewegung 221
Friedensfeier 235
Fürsorge für Obdachlose 160

G

Gedenktage, patriotische; Allgemeines über G. 200; Jubelhymnus 213. 220. 221 233
Gemeindeabend: über Kindererziehung 143; über den Faulen 160 f.
Grabreden: allgemeine Aufgabe 120. 154. 168; Lektion 246; allgemeine Texte 375; Schilderung des Kranken nach dem Tod als heiligen Dulders 330; anständiger Durchschnittsmensch 57; echter Christ 292; gebildeter voll Gottesdurst 267; Menschen, deren Lebenslage nicht über alttestam. Höhenlage hinausgekommen ist 147. 158; geschätzter Mann ohne kirchliche Interessen 120; selfe made man 154; Kommerzienrat 154; armer braver Mann 154; rechtschaffener Bauer 301; offenbarer Schwindler 57; mittlere Höhenlage 99; Pfarrer oder Kirchenpatron 297; Patriarch 309; ums Gemeindewesen verdienter Mann 180. 375; Arzt 168; Richter 181; Stadtverordneter oder Kirchengemeinderat 181; ehrwürdiges altes Gemeindeglied 166; reichgesegnetes Leben 229. 375; schwer Heimgesuchter 375; Glücklicher 375; Gottloser 375; Selbstmörder (entlarvter Dieb usw.) 156; scharfe Grabrede 159
Gustav-Adolfsfeste 199. 234. 268. 297.

H

Handwerksburschen 148. 160
Heimstätten 148
Herbstsonntag 281
Himmelfahrt 217. 298
Hochzeit, goldene Lektion 229; bei großer Kinderschar 311

J

Jubilate 301
Jubiläen: eines Lehrers oder Pfarrers 47; Lektion 229; einer Gemeinde 234; einer Stadt 180. 238; einer Anstalt 338; kirchliches 235; 25jähriges Regierungsjahr des Kaisers 251
Jugendverein: Gestaltung der Bibelstunde in ihm 187; männliches Auftreten 118; geschlossener Charakter und haltloser Mensch 94; über Freundschaft 161; der böse Freund 163; Geiz und wildes Genießen 166 f. Abneigung der Guten gegen Böse 127; Hören und Schweigen 123; Meiden der Sünde 74; Säume nicht, dich zu bekehren 76; Verführung 72; Regelung des sittlichen Verhaltens und Verfeinerung des Taktes 71; Vorsicht für den Hitzigen, Bewegungsfreiheit für den Selbständigen 179; richtige Wahl der Gattin 142
Jungfrauenverein: Ideal des Weibes 142; Freundschaft 164

K

Kaisersgeburtstag (oder Geburtstag des Landesherrn): Einfluß des Herrschers 186; Liebe des freien Mannes 186; die Könige und Völker in Gottes Hand 207; Soziale Gesinnung 214; Soziales Königtum 250; Kritik 235 ff.; Volksgemeinschaft 179; für Auslandsgemeinden 251; Lektion 250
Kasualreden 33. 190. 391
Kindergottesdienst 57. 61
Kirchengesangfest 195
Kirchweihfest 268
Konfirmation 233 (auch 48 und 72 f.)
Krankenseelsorge 100. 239 (s. Seelsorge)
Krieg, bei Ausbruch eines Krieges 237; in das Licht des Glaubens gestellt 199
Kultus und A. T. 36 f.; als Gemeinschaftsfeier 208

L

Landwirtschaftliches Fest: Über den Faulen 161
Lektionen allg. 37, 190 (Psalmen); Advent 197; allg. Festfreude 205. 213. 229; Bußtag 278; Ernte 232; Grab 244. 246. Gut, höchstes 392; Himmelfahrt 217. 299; Kaisergeburtstag 250; Kirchweihe 268; Klage 245 f.; Liebe (1. Cor. 13) 292; Mammon 290; Mobilmachung 250; Mission 216 f. 231; Naturklänge 212. 224. 228. 281. 375; Ordination 196; Ostern 233; Rechtfertigung 300; Reformation 278; Sündenvergebung 276. 300. (zu Mc. 2) 313; Totensonntag 168; Trauungen 141; Umwandlung des Herzens 300: Vergänglichkeit 375; Vertrauen auf Gott (zu Röm. 8) 295. 303 311; Wendezeiten große 221
Liturgie und A. T. 36

m

Mission, Äußere: 199; bei Aussendung von Missionaren 209f.; Freude an der Mission 216; Sieg Gottes 215; am Himmelfahrtsfest 217. 219f.; für ländliches 231, 299
Mission, Innere 214. 219f. 289

n

Naturfeier: für Liturgie 228. 230

o

Ordination 297
Ostern 233

p

Pfarrer, Hetze gegen 256; Feindschaft gegen Pfarrhaus 258, Martyrium des 260; Sorgen 287
Pfingsten 215
Predigerseminar, zur Vorlesung geeignet 47
Predigt:
Ästhetische 209; Allgemeines u. Besonderes in der P. 90; Erlebnischarakter 279; Klassische Heldenzeiten und Alltag 98; kleines und einzelnes statt der Malerei al Fresco 133; homiletische Ladenhüter 143; Unmöglichkeit der Höllenpredigt 293; an großen Tagen 284; Trost- und Vertrauenspredigt 281; P. der großen Wörter und der kleinen Begriffe 126; P. spezielle 89; P. über A. T. 32ff.; über Psalmen (allgemeines) 191f.;
Predigtthemata:
Abneigung des Guten gegen den Bösen 127; Advent 392; Aufrichtigkeit gegen sich selbst 60; Beruf 309; Vergänglichkeit des Besitzes 153; Gebrauch des Besitzes 156; Ehe 142; Eidespredigt 181f. 198; Einwirkung auf andere 65. 67; Einfluß des Umgangs mit Menschen 66f.; Erziehung 85. 145; Erziehung zu eigenem Gebetsleben 70, gegenseitige in der Ehe 66. 67; Familienleben 309f.; Bild des Freundes 198; Freund und Feind 258; Verhältnis zu den Feinden 259; Friedensbewegung 229; Geschichtspredigt 212. 218. 242; Gewitter 228; Glaube, Liebe, Hoffnung (Ps. 16) 292; Genußleben 98; Gott als Sonne und Schild 297; normale Bewältigung des Glückes 234; Verhältnis der Kinder zu den Eltern 86; nach einem Krach 156; Kulturpredigt 226. 392; Kunst des Zuhörens 124; über die Lüge 101ff.; Menschenkenntnis 177; Nebeneinander von Reich und Arm 183; Reichtum 290; Schwertzunge und Balsamzunge 122; Schwören 126; seelische Schwierigkeiten 54; Selbstbehauptung u. Selbstverleugnung 116; Selbsterziehung und Seelenbildung 65; Strafvollzug 116; altt. Unser-Vater 262; Verkehr 67; Verschwiegenheit 114; Unrecht und seine Folgen 56; Vertrauen 283; Vorschnelles Sprechen 124; zur Zeit einer Wahl 180; Weltzeit 180; in der Welt muß Gottes Wille geschehen 219f.; Wege, sich selbst zu finden 89; Zeitpredigten 219f. 222; Zuhören 124
Lektionen: zu Predigt über die Rechtfertigung 300; über Reichtum 290; über Sorge 310f.; über Vertrauen 283

R

Rabies homiletica und Psalmenbehandlung 188
Raiffeisenfest 158
Reformationsfest: 82. 213. 241. 276. 278.
Rekruten, Abschiedsrede an 79
Rettungen 233. 235. 239

S

Schulandacht: allg. 63; Meiden der Sünde 74; Verkehr 65
Schulklasse: Behandlung der Sprüche in ihr 187; der Psalmen 190f.; vergleichende Übungen statt Stellenaufschlagen 206. — Schulklasse, höhere: über Freundschaft 161; der böse Freund 163; Freude an der antiken Welt 197; Durchzug durch das rote Meer 202; Herausfinden des Geistes Gottes in der Bibel 206; Zerlegen von Psalmen 196. Siehe auch Unterricht
Seelsorge:
Von der Kanzel 65f.; seelsorgerliche Art der Predigt 68; psychanalytische Methode in der Seelsorge 85. 97; Phrasen in der S. 123; Psalmen in der S. 190f. 265ff.; langsame Pflege in der S. 273; Schwachheit u. Härte in der S. 352; Pflege des Eigenlebens und Hingabe an Leidende 351. — Für Genesene 239; Verzagtheit 116; Selbstbehauptung und Selbstverleugnung 117; bester Hebungsversuch 119; bei ängstlichen Menschen 117; fröhliches Herz 96; bei Trauernden 170. — Bei Kranken: unangenehmer Kranker 265; schwer heimgesuchter Kr. 273; schuldiger Kr. 274. 313; Psychologie des Kranken 326; Trostgründe, landläufige und christliche 357ff. Passivität der Leidenden 340; Güte und Gutmütigkeit 253ff.; Güte und Härte 354; Mitleid 354; Sagen und Sein, 354; Selbstsucht 341; Gewinn richtiger Wertschätzung 345ff.; was Leidende wollen und was sie brauchen 332. — Beim Tod der Frau oder Operation 295; Voraussetzung für den Seelsorger 96
Sommerfeier (Liturgie) 228
Spruchbücher 72
Staat, Nöte 245; Wiederaufbau 244
Sylvester 210. 229. 247. 283f.
Synode 124. 174

T

Taufe: Über Kinderglück u. Kindererziehung 144; vom vierten Kind aufwärts 311
Texte für einfache Verhältnisse 57
Totenfest: ein Votum für liturg. Gottesdienst 168; Text 247, 283. 292; Lektion 281. 375
Trauterte: 137ff.; für bäuerliche u. Handwerkerkreise 140f.; Vertrauen 288. — Toast bei Hochzeiten 142. — Siehe auch Hochzeit, goldene
Trinken 156
Trostaufgaben 95

U

Unglücksfall 246
Unterricht: A. T. im U. 34ff.; Vergleich zwischen A. T. und N. T. im U. 15f. 31f.; Einführung in die Sprüche im U. 48; Parallelen von deutschen Sprüchwörtern zu den Sprüchen herausfinden 160; Kritik im R.-U. 371; Vergleich von Ps. 46 mit Luthers Nachdichtung 200f.; Umdeutung der Mythologie in den Ps. 224; Primaner-Pessimismus 392. — Zur Schärfung religiösen Feingefühls 274; Einführung in Schichten der Frömmigkeit 278; Behandlung Hiobs im Lehrerseminar und in der Volksschule 370; der Mystik 286; Wiedererkennenlassen des prophetischen Grundgedankens 314; Vergeltungsdogma 370f. — Über antiken Kultus 193. 209; Stimmung der Makkabäerzeit 236; bei der Befreiung Jerusalems 220f.; der Einzug ins gelobte Land 202; Schilderung des Exils 244. 295; Problem der Bösen 255

V

Verhandlung von Theologen 124. 175. 209; Vorträge über ethische Fragen 63; bes. über Erziehung 137

W

Weihnachten 286
Wendezeiten im Völkerleben 221; im Einzelleben 303

III. Stellenregister.

	Seite		Seite		Seite		Seite
2. Mose 15_{1-17}	200	36	285	79	241	116	239
Jona 2_{3-10}	238	38	273	80	243	118	232
Psalmen		39	279	81	203	121	287
1	307	40_{1-11}	262	82	299	122	297
2	298	41	264	83	241	123	244
4	289	42	267	84	296	124	235
6	260	43	267	85	246	125	288
8	225	44	241	86	242	126	245
10	254	46	220	87	198	127	310
12	248	47	217	88	272	128	309
13	257	48	198	89	241	129	296
14	299	50	314	90	247	130	274
15	197	51	276	91	309	131	303
16	291	55	270	92	300	132	297
19_{1-7}	223	59	270	93	217	133	311
19_{8-15}	263	60	241	94	284	134	209
20	249	62	290	95	195	135	211
21	235	63	286	96	216	136	212
22	268	64	256	97	218	137	295
23	301	65	231	98	215	138	233
24	196	66	237	99	204	139	304
25	262	67	230	100	193	140	257
26	263	68	208	102	241	141	261
27_{1-6}	240	69	270	103	228	142	256
27_{7-14}	258	71	241	104	229	146	213
29	227	72	250	106	242	147	212
30	240	73	292	109	270	148	259
31	282	74	241	110	298	149	205
32	312	75	221	113	210	**Sprüche Salomos**	
33	206	76	221	114	202	1_{7}	46
35	270	77	283	115	211	$8.\ 9$	84

	Seite
10—19	72
20—33	48
3$_3$—4	103
5—8	80
9	170
11—12	99
13—18	48
27. 28	182
34	128
4$_1$—27	48
6$_1$—5	184
6—11	160
16—19	126
27. 28	77
7$_1$—5	77
8$_{22}$—32	45
9$_1$—5	48
10	46
12	54
10$_2$	157
4. 5	158
7	55
12	109
15	151
16	55
19	129
22	159
26	160
29	59
11$_{10}$	184
11	180
12	106
13—18	48
14	180
17	54
21	141
22	141
24	157
26	182
30	180
12$_{10}$	147
12	100
14	54
16	121
18	121
19	100
23	121
24	158
25	103
13$_{11}$	158
12	165
13	121
20	66
22	147
24	144
14$_{10}$	95
12	87
15	128
16	73
18	128
21	106
23	158
25	181
30	97
14$_{31}$	182
34	55
35	185
15$_1$	121
3	59
4	121
15$_8$	171
11	59
12	128
15	95
16. 17	153
22	87
23	121
25	132
27	181
32	63
33	89
16$_2$	59
5	131
6	103
8	155
9	80
11	184
13. 14. 15	185
18	131
21	166
14	121
26	159
29	132
20	135
32	92
33	80
17$_3$	128
2	59
3	144
6	100
7	163
90	63
13	110
15	181
17	162
12	95
18$_2$	121
4	134
80	80
14	95
17	181
19	162
11	121
22	137
22	151
24	163
19$_3$	55
4. 6	151
11	109
12	185
14	137
17	182
20$_5$	175
7	147
9	74
10	184
20$_{11}$	144
13	158
15	121 u. 153
17	155
20	100
22	109
28	186
21$_1$	186
3	170
9	137
21$_{13}$	55
15	179
17	156
26	157
31	80
22$_1$	153
2	182
3	87
5	80
6	144
13	55
15	145
24. 25	66
26. 27	184
28	180
29	185
23$_4$. 5	153
10. 11	182
24. 25	84
26—28	77
28	92
29—35	173
24$_{11}$—12	115
17—18	110
21. 22	180
25. 26	181
26	121
28	182
29	109
30—32	160
25$_2$. 4. 5	186
6. 7	185
7—9	112
12	63
13	100
14	133
16	97
17	171
18	182
19	135
21. 22	110
23	134
27	63
26$_1$	128
2	59
3	128
4	178
13—15	160
17	178
18—19	163
20	134
21	133
26$_{27}$	54
1	87
2	89
3	128
5. 6	163
7	165
8	147
14	172
17	66
18	147
21	119
22	128
13—27	158
28$_1$	73
5	46
6	155
8	182
13	74
14	63
15	186
17	180
19	159
20	155
21	181
23	100
24	84
29$_2$	180
4	186
5	135
8	128
11	128
12	186
19	147
21	145
22	133
23	89
25. 26	80
27	126
30$_{7. 8}$	155
10	178
17	84
31$_1$—9	186
10—31	140

Jeſus Sirach

1$_1$—10	45
14—20	46
28—30	83 f.
2$_1$—6	99
3$_1$—15	83
17—20	89
21—24	97
30	157
4$_1$. 2. 5	182
7—10	180
20—28	118
29—31	92
5$_1$—3	80
4—7	74
8	155
9	87

	Seite
11	121
6_6	162
14 — 16	162
37	46
$7_1 - 3$	54
4 — 6	185
8. 9	73
10	171
14	171
15	159
18	163
20. 21	147
23 — 25	145
2. 6	142
27. 28	84
7_{29}. 31	171
33	169
34. 35	103
36	54
$8_1 - 4$. 10 — 19	177
5 — 7	106
8. 9	65
13	184
9_1. 2	142
8. 9	143
10	163
16	173
17	174
18	133
$10_1 - 5$	185
7 — 18	132
19 ff.	83
26. 27	159
28. 29	116
11_1	153
2. 3	175
4 — 6	106
11_7. 8	174
10. 11	159
18. 19	153
20	159
29. 34	178
$12_1 - 8$	183
10 — 12	178
13_2	178
15 — 20	178
21 — 23	151
$14_3 - 6$	156
11 — 19	166
20 — 15_6	47
16_3	144
4	180
24 — 17_{32}	59
$18_1 - 14$	47
15 — 17	184
19 — 27	87
30 — 31	77
19_1	156
7 — 10	112
13 — 17	163
26 — 30	175
$20_5 - 8$	121
12	184
13 — 17	128
21	154
22. 23	116
24 — 26	133
30. 31	115
21_1. 2	73
5	182
7	175
8	155
21_{11}	67
20	92
19. 21	63
22	172
25	121
26	121
28	134
22_7. 8	128
11. 12	128
16. 18	92
23. 25. 26	103
24	133
27 — 23_4	67f.
23_9. 11	125
23_{14}	185
24	45
25_6	166
21. 22	141
$26_1 - 4$	137
13 — 16	141
29	184
27_2	184
4 — 7	175
8 — 10	73
16 — 21	112
22 — 24	135
25 — 26	54
$28_1 - 7$	110
8 — 12	109
13 — 23	134
24	121
29_1. 2	184
11 — 13	156
21 — 28	148
$30_1 - 13$	144f.
14 — 23	165
28 — 32	148f.
$32_1 - 13$	170
33_{13}	165
$34_1 - 4$	151
5 — 11	154
12 — 18	173
$35_1 - 13$	173
36_4	174
5	128
27. 28	141
29. 30	137
$37_7 - 15$	88
16 — 18	87
19	116
20. 21	174
22 — 26	180
27. 28	67
$38_1 - 14$	167
16 — 23	169
24 — 39	46
$39_{12} - 35$	47
$40_{13} - 14$	155
15 — 17	55
26. 27	80
28 — 30	159
$41_1 - 4$	168
7	147
10	55
11 — 13	119
14 — 42_8	70f.
$51_{13} - 29$	47
30	55

Von **demselben Verfasser** sind in unserem Verlage erschienen:

Die Kasualrede. 2. Auflage. 1907. Steif geh. 2,80 Mk.; geb. 3,40 Mk.

Mitt. des wiss. Predigervereins d. Pfalz 1905, 34: „Nach der überschwänglichen Anpreisung des Buches durch Jüngst in der Mtschr. f. d. k. Pr. war ich auf die Lektüre gespannt. Nachdem ich es gelesen, würde ich, wenn ich das Recht dazu hätte, noch stärkere Register ziehen. Auf festem wissenschaftlichen Grunde aus der Praxis für die Praxis, ein reich belehrendes Buch, abhold jeder Trockenheit, zuweilen erbaulich, nicht selten unterhaltsam. Utile cum dulci, wenn nur nicht so niederträchtig viel drin stände, was einem eingeht wie bittere Arznei. . . . . In erster Linie ist das Buch für Anfänger geschrieben. O wer uns, als wir anfingen, so ein Buch in die Hand gelegt hätte! Vieles hätten wir nicht geredet und getan, anderes wieder mit freudigerem Geist. Aber mindestens ebensoviel kann der Fertige daraus lernen: daß er nicht fertig ist und nicht fertig sein darf."

Jesus im Unterricht. Ein Handbuch für die Behandlung der neutestamentlichen Geschichten. Steif geh. 2,80 Mk.; geb. 3,40 Mk.

R. Kabisch urteilt in seinem Buche **„Wie lehren wir Religion"** S. 238: „Dagegen gibt Niebergalls ‚Jesus im Unterricht' **die beste mir bekannte Vorarbeit** zu einem Leben Jesu in der Schule, **historisch wahr, religiös warm und pädagogisch fein empfunden.** Den Winken, die er zum Schluß für die Herstellung eines Gesamtbildes gibt, muß jeder Lehrer folgen, der etwas Lebendiges erreichen will."

Herausgegeben wird von Professor D Friedr. Niebergall die

Praktisch-theologische Handbibliothek

Eine Sammlung von Leitfäden für die kirchliche Praxis.

1. Bd. **Niebergall, Fr.:** Die Kasualrede. 2. Aufl. 1907. S. oben!
2. Bd. **Schian, M.:** Praktische Predigtlehre. Zweite, durchgesehene Auflage. 1911. steif brosch. 3.—; geb. 3,60
3. Bd. **Wieland, R.:** Die Arbeit an den Suchenden aller Stände. Anleitung zur Tätigkeit in Vorträgen u. Presse. 1906. (VI, 232 S.) steif brosch. 3.—; geb. 3,60
4. Bd. **Hoepel, G.:** Die kirchliche Vereinsarbeit. 1906. (VIII, 323 S.) steif brosch. 3.—; geb. 3,60
5. Bd. **Bechtolsheimer, H.:** Die Seelsorge in der Industriegemeinde. 1907. steif brosch. 2,80; geb. 3,40
6. Bd. **Traub, G.:** Der Pfarrer und die soziale Frage. 1907. (VI, 134 S.) steif brosch. 2.—; geb. 2,60
7. Bd. **Hesselbacher, K.:** Die Seelsorge auf dem Dorfe. 2. Aufl. 1909. (XII, 188 S.) steif brosch. 3.—; geb. 3,60
8. Bd. **Herzog, Joh.:** Die Probleme des inneren Lebens in der evangelischen Verkündigung. Eine homiletische Untersuchung. 1908. 2,80; geb. 3,40
9. Bd. **Baltzer, O.:** Praktische Eschatologie. Die christliche Hoffnung in der gegenwärtigen Evangeliums-Verkündigung. 1908. 3,20; geb. 3,80
10. Bd. **Hackenschmidt, Karl:** Die Christuspredigt für unsere Zeit. Praktische Christologie. 1909. (VII, 153 S.) steif brosch. 2,60; geb. 3,20
11. Bd. **Niebergall, Fr.:** Jesus im Unterricht. S. oben!

12./13. Bd. **Lorenz, O.:** Der Konfirmandenunterricht. 2. Aufl. 1911. (VIII, 284 S.) steif brosch. 3,80; geb. 4,40

14. Bd. **Grünberg, P.:** Die evangelische Kirche, ihre Organisation und ihre Arbeit in der Großstadt. 1910. (VIII, 166 S.) steif brosch. 2,80; geb. 3,40

Sonderband (in größerem, für den kirchlichen Gebrauch berechnetem Formate): **Liturgien-Sammlung für evangel. Gottesdienste.** Herausgegeben von Superintendent **R. Bürkner** in Auma und Diakonus **K. Arper** in Weimar. 1910. In zweckmäßigem Ganzleinenband 4,80 *M*.

Einladung zur 2. Subskription auf

Die Schriften des Alten Testaments

in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt
von Prof. Lic. Dr. **Hugo Greßmann**, Berlin; Prof. DDr. **H. Gunkel**, Gießen; Privatdozent Pfarrer Lic. **M. Haller**, Bern; Privatdozent Pastor Lic. **Hans Schmidt**, Breslau; Prof. DDr. **W. Stärk**, Jena u. Prof. Lic. **P. Volz**, Tübingen.

in etwa 28 Lieferungen zu je 1 Mk. oder in 7 handlichen Bänden

zum der Lieferungsausgabe entsprechenden Subskriptionspreise von etwa 28 *M*, in 7 Ganzleinenbänden etwa 36,40 *M*; in 4 Halblederbänden zu etwa 40 *M*.

Ausführlicher Prospekt kostenfrei.

Erschienen sind bis Oktober 1912:

I. Abteilung, 1. Band:

Die Urgeschichte und die Patriarchen (1. Buch Mosis) übersetzt, erklärt und mit Einleitungen in die fünf Bücher Mosis und in die Sagen des 1. Buches Moses versehen von **Hermann Gunkel.** Mit Register.

In der 2. Subskr.: geh. 4 *M*; Lnbd. 5,20 *M*. **Erhöhter Einzelpreis:** 5,60 *M*; Lnbd. 6,80 *M*. (In der Halbleder-Ausgabe nur zusammen mit dem in Vorbereitung befindlichen 2. Bande der I. Abt.)

II. Abteilung, 1. Band:

Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels (von Samuel bis Amos und Hosea) übersetzt, erklärt und mit Einleitung und Register versehen von **Hugo Greßmann.**

In der 2. Subskr.: geh. 5 *M*; Lnbd. 6,20 *M*; Halblederband (Bock-Saffian) 8 *M*. **Erhöhter Einzelpreis:** 6 *M* bezw. 7,20 *M* und 9 *M*.

III. Abteilung, 1. Band:

Lyrik (Psalmen, Hoheslied und Verwandtes). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen und Registern versehen von **W. Stärk.**

In der 2. Subskr.: 4 *M*; Lnbd. 5,20 *M*. **Erhöhter Einzelpr.:** 4,80 *M*; Lnbd. 6 *M*.

III. Abteilung, 2. Band:

Weisheit (Hiob, Sprüche, Jesus Sirach und Prediger). Übersetzt, erklärt und mit Einleitungen versehen von **P. Volz.**

In der 2. Subskr.: 3,50 *M*; Lnbd. 4,70 *M*. **Erhöhter Einzelpr.:** 4,20 *M*; Lnbd. 5,40 *M*.

III. Abteilung, 1. und 2. Band in einen Halblederband gebunden: In der 2. Subskr. 10,50 *M*; erhöhter Einzelpreis 12 *M*.

Im Erscheinen sind noch:

I. Abtlg. 2. Bd.: Anfänge Israels (2. Mose bis Richter) von **H. Greßmann.** – II. Abt. 2. Bd.: Die großen Propheten und ihre Zeit. Von **H. Schmidt.** – II. Abt. 3. Bd.: Das Judentum. Von **M. Haller.**

Damit wird das Werk abgeschlossen sein.

Jede gute Buchhandlung legt die Bände zur Ansicht vor.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Old Testament
Author Niebergall, Friedrich 295257 Bible Comment (O.T.)
Title Praktische Auslegung des Alten Testaments. N
Vol. 1.

DATE.	NAME OF BORROWER.
Dec. 31/46	V.A.D. Taylor.

University of To
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card P
Under Pat. "Ref. Index
Made by LIBRARY BU

bona
fide!
1735